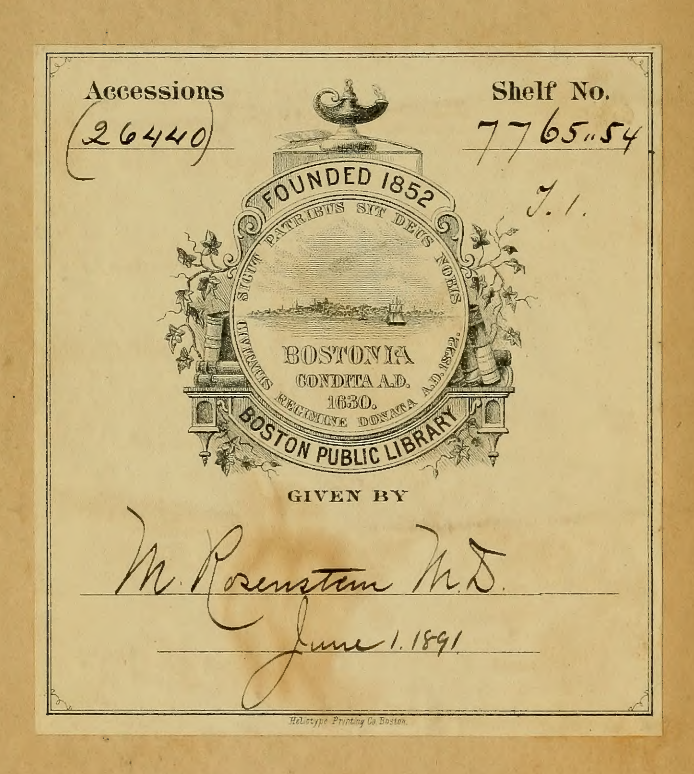
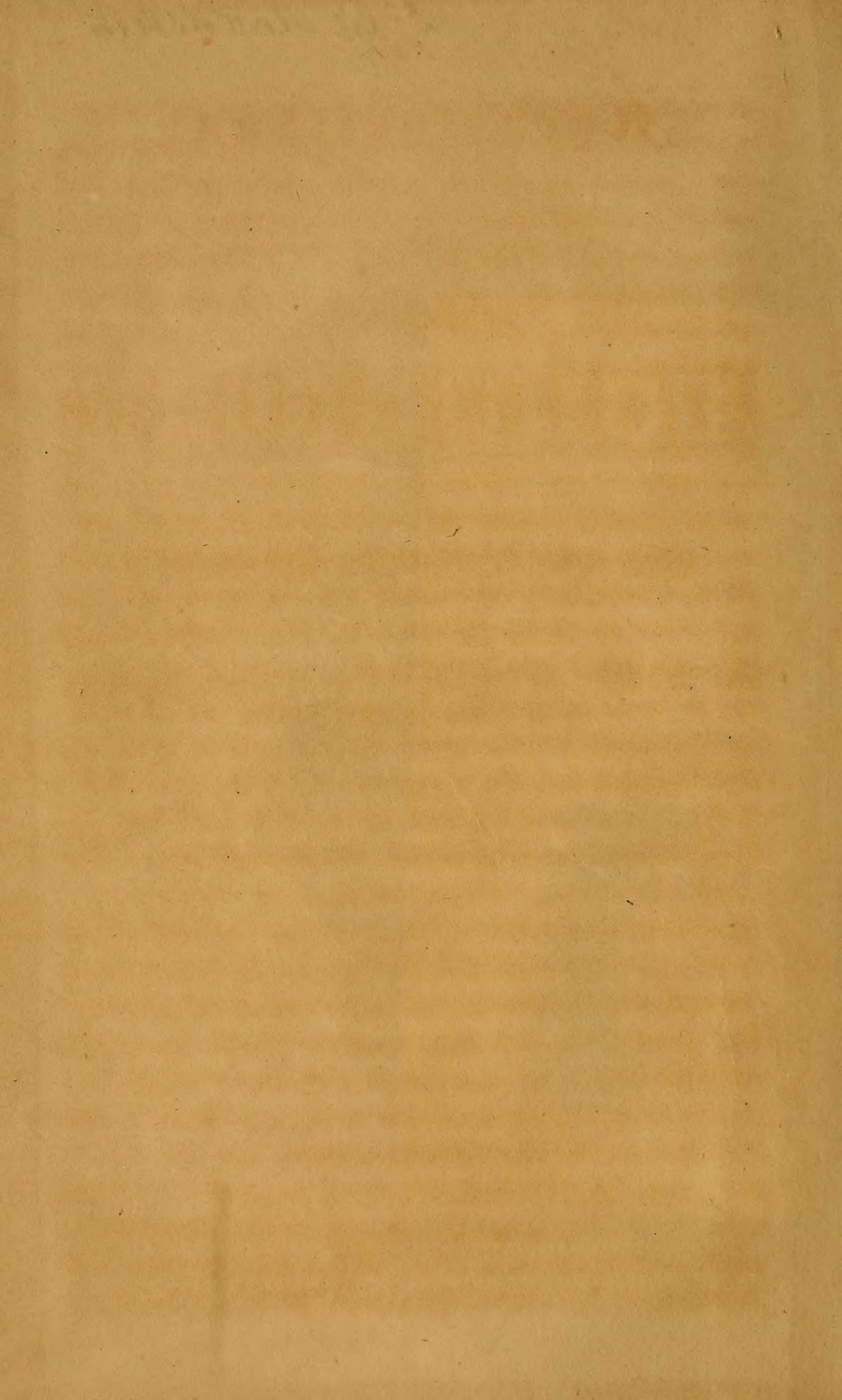



Accessions
(26440)
Shelf No.
7765.54
J. 1.
FOUNDED 1852
SICUT PATRIBUS SIT DEUS NOBIS
BOSTONIA
CONDITA A.D.
1630.
CIVITATIS REGIMINE DONATA A.D. 1822.
BOSTON PUBLIC LIBRARY
GIVEN BY
M. Rosenstein M.D.
June 1. 1891
Heliotype Printing Co. Boston.



Rechtfertigung

der

von den Gelehrten misskannten,

verstandesrechten

Erfahrungsheillehre

der

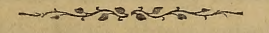
alten scheidekünstigen Geheimärzte

und

treue Mittheilung des Ergebnisses einer 25jährigen Erprobung dieser Lehre am Krankenbette

von

Johann Gottfried Rademacher.



Erster Band.

Zweite Ausgabe.

Berlin, 1846.
Verlag von G. Reimer.

Vorrede zur ersten Auflage.

Die praktische Untersuchung einer Heillehre kann nur darin bestehen, dass wir der als verstandesrecht erkannten Lehre am Krankenbette folgen; das Ergebniss unserer Heilversuche muss es ausweisen, ob sie sich als nützlich für die Uebung der Kunst bewähret. Da ich 46 Jahre die Heilkunst geübt und in den 25 letzten der Lehre der alten Geheimärzte gefolgt bin, mithin Erfahrungen mittheile, welche ich während meiner ärztlichen Grossjährigkeit erworben, so wird mir niemand vorwerfen können, ich sei zu eilig, oder zu leichtsinnig in Schätzung ihres praktischen Werthes.

Wenn ich in meinem Werke von *Hohenheims* Heillehre spreche, so bitte ich die Leser dringend, diesen Ausdruck im engsten Sinne des Wortes zu nehmen, nämlich, für eine einfache, verstandesrechte Anweisung, kranke Menschen gesund zu machen. Aus *Hohenheims* physiologischen, pathologischen und pathogenetischen Gedanken eine sogenannte Theorie herauszuklauben, halte ich, weil wir der Theorien genug und übergenug haben, für ganz nutzlos. Während ich gegenwärtiges Werk geschrieben, haben sich ja mehre Aerzte in diesem Geschäft versucht, und es werden sich gewiss noch mehre darin versuchen, ja, ich stelle nicht in Abrede, dass sie vielleicht zuletzt noch unter sich selbst rechten werden, wer von ihnen denn eigentlich das Wahre getroffen; ich bin aber keineswegs Mitbewerber in diesem Wettstreite.

In meiner Jugend verliess ich schon als Zweifler die Hochschule, und habe seitdem immer alle sogenannte Theorieen geringgeschätzt, ohne mir jedoch den Grund dieser Geringschätzung angeben zu können; nur erst als ich zur ärztlichen Grossjährigkeit gekommen war, fing ich an zu begreifen, dass meine Theoriescheu von einer in meinem Kopfe dämmernden Verstandesmahnung, zwischen der rohempirischen und der sogenannten rationellempirischen Heillehre mit ihren unzähligen Artungen, müsse noch eine dritte wahrhaft verstandesrechte Heillehre liegen, erzeugt sei. Wozu half mir das aber? zu nichts. Mit aller Mühe, die ich mir auch geben mochte, war ich nicht im Stande, die dunkle in meinem Kopfe aufgetauchte Verstandesmahnung zur verstandhaften, mittheilbaren Klarheit zu bringen.

Im Jahre 1815 stiess ich ganz zufällig auf ein Arzeneimittel, welches damahls noch in keinem Apothekerbuche verzeichnet war; die wahrhaft merkwürdige Heilwirkung desselben brachte mich auf die Vermuthung, es könne vielleicht eines von den berüchtigten Grossmitteln der alten iatrochemischen Sekte sein. Die Neugierde trieb mich, bloss in dieser Hinsicht die Schriften des *Theophrast von Hohenheim* zu durchstöbern, und ich fand gar bald meine Vermuthung bestätiget. Diese Bestätigung erzeugte, wie die Leser wol glauben werden, das Verlangen in mir, *Hohenheim* ganz kennen zu lernen, und dieses konnte nicht geschehen, oder ich musste seine Schriften mit Aufmerksamkeit lesen. Kaum hatte ich diese Lesung begonnen, so traf ich auf eine Stelle, in der er sagt, die Praxis müsse nicht aus der Theorie hervorgehen, sondern, umgekehrt, aus der Praxis die Theorie. Wie? dachte ich, wenn die Theorie aus der Praxis hervorgehen soll, so kann das nicht geschehen, oder Lehre und Uebung der Kunst müssen zusammen eine untrennbare, eine unscheidbare Einheit

ausmachen; eine solche Erfahrungsheillehre ist mir ja noch von keinem unserer ärztlichen Koryphäen geboten. Mir schien es der Mühe werth, zu untersuchen, ob jene Rede *Hohenheims* ein blosser Sinn- oder Kernspruch sei (desgleichen man auch wol in anderen medizinischen Büchern findet, aber leider beim Weiterlesen bald gewahret, dass des Verfassers praktischer Geist sich rein in der köstlichen Sentenz erschöpft habe), oder ob *Hohenheims* Erfahrungsheillehre wirklich mit der Praxis eine Einheit bilde. Nicht ohne Mühe gelangte ich endlich zu der Ueberzeugung, dass der Mann nicht Prahler sei, sondern wahrhaft Lehre und Uebung der Kunst zu einer unscheidbaren Einheit verschmolzen. — Nachdem ich nun die Lehre als verstandesrecht erkannt, also in ihr die endliche Beruhigung meines sperrigen Verstandes gefunden, so trug ich kein Bedenken, ihr am Krankenbette zu folgen, und bis jetzt hat mich das auch noch nicht gereuet.

Dass ich als aufrichtiger Mann bekenne, von *Hohenheim* besser belehrt worden zu sein, als von allen vor und mit mir lebenden Aerzten, wird gewiss der ärztlichen Rechtlichkeit und Freisinnigkeit unserer Zeit nicht anstössig sein. Wollte ich die Heillehre, die ich bekenne, als das Erzeugniss meines eigenen Verstandes vortragen, so weiss ich recht gut, dass sehr wenige Leser, (vielleicht kein einziger) mich des literärischen Raubes bezichtigen würden, ich selbst müsste mich aber desselben zeihen; es ist jedoch für jeden, der nie schriftstellerische Freibeuterei getrieben, etwas niederschlagend, sich selbst einen Dieb nennen zu müssen; lieber will ich über mich ergehen lassen, dass vorschnelle Beurtheiler mich, meiner Aufrichtigkeit wegen, einen Paracelsisten schelten, wiewol das ein verzweifelt anrüchtiger Titel ist; denn welche Mühe sich auch am Ende des vorigen Jahrhunderts der vielseitig gebildete Nichtarzt *von Murr* und in der neusten Zert mehre treffliche Aerzte gegeben, uns *Hohenheim* als einen verständigen

Mann darzustellen, so ist doch dessen Andenken dermassen von den Gelehrten, selbst noch in dem jetzigen Jahrhundert besudelt, und also besudelt und geschändet in die lesende Volksklasse übergegangen, dass ein deutscher Lustspiel- oder Romanendichter, wenn er einen rohen, unwissenden, groben, waghalsigen, marktschreierischen Afterarzt bezeichnen will, sich wundersam kurz fassen kann, er braucht ja ein solches Geschöpf nur einen Anhänger des *Paracelsus*, einen Paracelsisten zu nennen, so weiss gleich jeder Deutsche Bescheid. Aus dem, was ich jetzt gesagt, werden die Leser schon abnehmen, dass es sich in meinem Werke nicht um eine bücherliche Alterthümelei, sondern vielmehr um etwas allgemein Verstandhaftes handelt, welches, wenn der Verstand der Menschen nicht mit dem fortschreitenden Alter unseres Erdballes, gleich der vorsündflutlichen Thier- und Pflanzenwelt, arg zusammenschrumpft, wol bis zum Ende aller Dinge etwas allgemein Verstandhaftes bleiben wird.

Ich bin vollkommen überzeugt, dass in den Köpfen aller denkenden praktischen Aerzte immer die dunkle Ahnung einer weit besseren Heillehre gelegen, einer weit verstandesrechteren, als uns je die Schule in allen ihren buntscheckigen Artungen geboten hat und künftig noch bieten wird. Fragt man mich, wie ich diese Behauptung beweisen wolle, so antworte ich: es ist nichts leichter, als diesen Beweis zu führen. Vorausgesetzt die Unläugbarkeit der geschichtlichen Thatsache, dass seit der vorhippokratischen Zeit bis jetzt eine Unzahl von Theorieen erdacht und früher oder später, als unbrauchbar für die Uebung des Heilgeschäftes, verworfen sind, mache ich folgenden Wechselschluss. — Entweder haben die Aerzte ihre Theorieen erdacht und verbreitet, bloss um sich einen berühmten Namen zu machen, um eine eigene Schule zu gründen, um minder begabte Geister in ein Labyrinth von Wagesätzen und Trugschlüssen zu treiben, um die Heilkunde immer

mehr von dem Ziele möglicher Vollendung zu entfernen; — oder sie haben ihre Theorieen erdacht und verbreitet, weil eine in ihren Köpfen dämmernde Ahnung eines Musterbildes wahrhaft verstandesrechter Heillehre sie mit unwiderstehlicher geistiger Gewalt zu dem Erdenken und Verbreiten ihrer Theorieen getrieben.

Da nun, wäre der erste Satz dieses Schlusses wahr, aus demselben folgen würde, dass die Erfinder und Verbreiter der Theorieen hochmüthige Narren, Verräther und Schurken gewesen sein müssten; wir alle sie aber doch wol für verständige rechtliche Männer halten, die gewiss den guten Willen gehabt, uns zu belehren, nur in der Art der Belehrung missgegriffen: so ergibt sich von selbst, dass wir, weil wir den ersten Satz des Schlusses für unwahr halten müssen, genöthiget sind, den zweiten für wahr zu halten. — Fragen mich nun meine Leser, warum denn die Aerzte das dunkel in ihren Köpfen liegende Wahre nicht zur verstandhaften mittheilbaren Klarheit gebracht und so die Medizin von einer Kunst zu einem echten, auf Erfahrung basirten Verstandesgeschäft erhoben haben; so erwiedere ich darauf: Mein ganzes Buch ist eigentlich eine ausführliche Beantwortung dieser Frage, darum kann ich in dieser Vorrede nur Folgendes bemerken. — Die Aerzte sind durch die ihnen in der Jugend angeschmiedeten Schulfesseln, deren Druck sie, weil sie desselben längst gewohnt, nicht mehr fühlten, einzig, ich sage *einzig* behindert worden, den *geraden* Weg zur Wahrheit einzuschlagen.

Die alten Theologen sagten, der Weg zur Hölle sei breit, der Weg zum Himmel schmal; etwas Aehnliches kann man auch in der Medizin von den Wegen, die vermeintlich zur Wahrheit führen sollen, behaupten. Der Hypothesenweg, der zur trostlosen, nebeligen Wüste der Zweifel führt, zu diesem Kampfplane, wo die ärztlichen Fechterspiele gefeiert werden

(in denen jedoch bei meiner Lebzeit noch keiner der Andabaten unterlegen, auch nimmer unterliegen konnte) ist wahrlich breit und lustig genug. — Hingegen ist der Weg, der zur einigen anschaulichwahren Heillehre führt, so schmal, so unscheinlich, dass ihn nimmer der sich spreizende ärztliche Hochmuth wandeln wird; möglich ist es jedoch und mir selbst wahrscheinlich, dass mancher demüthige, anspruchslose Praktiker, der nie die Schriften eines *Raymundus Lullius*, *Paracelsus* oder anderer Geheimärzte gelesen, bloss durch seinen schlichten, gesunden Verstand geleitet, ihn zum grossen Heile seiner Kranken wird betreten haben und auf ihm zur endlichen Beruhigung seines Verstandes und seines beeinträchtigten sittlichen Gefühles wird gelangt sein.

Nun muss ich noch einiger ausserwesentlicher Kleinigkeiten erwähnen. Das Verfassen dieses Buches ist für mich gerade das gewesen, was für meine grossstädtischen Amtsgenossen Schauspiele, Conzerte und andere Ergetzlichkeiten sind, nämlich, eine Erholung von meinen Geschäften. Ich habe meine Mussezeit dazu verwendet, und da diese beschränkt ist, sechs Jahre daran geschrieben. Beim Schreiben stellte ich mir immer vor, ich sässe im vertraulichen Kreise ärztlicher Freunde, unter denen sich auch etliche junge befänden; es machte mir grosses Vergnügen, mich einmahl, so weit meine Erfahrung reicht, über die ganze Heilkunde mit aller Offenherzigkeit auszusprechen. Wenn nun meine Leser den Gedanken festhalten, dass ich nicht als Viel- oder Allwisser sie belehren will, sondern bloss als ehrlicher Freund zur Unterhaltung mit ihnen plaudere, so wird es ihnen auch wol gar nicht anstössig sein, dass ich mich der leichten vertraulichen Schreibart bediene. Der Katheder-, Kanzel-, oder Schulmeisterton kann mir, dem kleinstädtischen Heilmeister, unmöglich zur Hand sein, die Gabe, den tiefsinnigen Vortrag gelehrter und philosophischer Aerzte nachzuahmen, fehlet mir

gänzlich; darum schreibe ich einfältig, wie meine ungeschlachte Natur es mit sich bringt.

Da ich im neun und sechzigsten Jahre meines Alters, also den verhängnissvollen Siebzigen, welche die wenigsten Aerzte erreichen, ganz nahe stehe, so ist es unsicher, ob ich je ein gründliches Urtheil meiner Zeitgenossen über das Buch vernehmen werde; dass dieses Urtheil, bei dem verschiedenen Grade intellektueller und erfahrungskundiger Bildung der Aerzte, ganz verschiedenartig ausfallen wird, sehe ich vorher; darum bin ich mir selbst schuldig, den Lesern folgende Erklärung zu machen.

Denen, welche selbstgenügsam mein Buch von vorn herein für eine Posse halten, in demselben die phantastische Beschreibung einer Reise in das abergläubische Dunkel des Mittelalters zu finden glauben, habe ich kein begütigendes Wort zu sagen; höchstens könnte ich mich bei ihnen entschuldigen, dass ich sie getäuscht. Nur denen, welche es aus einem ernsten Gesichtspunkte betrachten, und meinen noch näheren Geistesverwandten, die Lust haben möchten, den von mir, leider viel zu spät eingeschlagenen Weg weiter zu verfolgen, lege ich folgende Bitte ans Herz.

Wie abweichend auch die Urtheile meiner Zeitgenossen über mich lauten mögen, halten sie nur immer fest an dem Glauben, dass ich als wahrhaftiger Mann das Buch mit der strengsten Gewissenhaftigkeit geschrieben. Gegenstände, die ich genau zu beobachten und zu untersuchen befähiget gewesen, habe ich von denen ausdrücklich geschieden, zu deren Untersuchung sich mir seltener die Gelegenheit dargeboten. Die merkwürdige und ausgezeichnete Heilwirkung einiger Mittel, die ich nur in wenig Fällen erprobt, und deren gründliche Untersuchung mir die wahrscheinlich kurze Frist meines Lebens wol nicht mehr erlauben wird, habe ich, die Wichtigkeit derselben vermuthend, meinen Lesern zur eigenen Untersuchung

empfohlen, die geringe Zahl der Fälle, in denen ich sie selbst erprobt, ausdrücklich dabei bemerkend. Von einigen anderen Mitteln, denen unsere Zeit, nach bloss chemischen, oder nach therapeutisch-schulrechten Ansichten urtheilend, alle Heilwirkung absprechen wird, oder schon abgesprochen hat, muss ich gerade, durch reiche Erfahrung belehrt, behaupten, dass sie nicht bloss wirksam, sondern wahrhaft unersetzlich sind. Kurzum, ich habe als praktischer Schriftsteller alles geleistet, was ich mit dem besten Willen leisten konnte; treu habe ich den Leser gerade auf den Punkt des praktischen Wissens gestellt, auf welchem ich selbst stehe; kühn kann er, da ich ihm einmahl die Bahn gebrochen, von diesem Punkte aus fortschreiten, und wird, ist er unverdrossen in seinen Forschungen, nach zehn Jahren ein weit besserer Heilmeister sein, als ich jetzt bin.

Goch am Niederrhein den 1. April 1841.

Vorrede zur zweiten Auflage.

In dieser Vorrede werde ich dem Leser manches sagen, was ich in der ersten Vorrede nicht sagen konnte, ohne gegen die gemeine Lebensklugheit zu verstossen.

I. Ich habe mir deutlich gedacht, dass ich Geistesverwandte in der ganzen civilisirten Welt haben müsse, weil ich nämlich meine Amtsgenossen nicht Neues lehre, sondern bloss das erkläre, was etwas verdunkelt in ihrem gesunden Verstande liegt.

II. Die Schwierigkeit meines, allerdings etwas seltsamen Unternehmens, welche darin bestand, das ärztlich geschichtlich Kritische, das ärztlich Reinverstandhafte, das ärztlich Praktische und das ärztlich Sittliche mit einander zu verschmelzen und dem Ganzen ein freundliches Gewand umzuhängen, habe ich mir deutlich gedacht, jedoch darauf gerechnet, dass die Verständigeren unter meinen Lesern sich dabei des alten lateinischen Spruches erinnern würden: *In magnis voluisse sat est.*

III. Die Meinung etlicher, als habe ich meinen Gegenstand unwissenschaftlich behandelt, sei beim Verfassen des Buches nur der Eingebung meiner Laune gefolgt, oder habe es (gemeinsprichwörtlich zu reden) nur so mir nichts dir nichts aus dem Aermel geschüttelt, ist grundfalsch, jedoch verzeihlich, und beweiset mir gerade, dass ich die alte Schreibregel, die Kunst dürfe nicht als Kunst zu Tage liegen, richtig befolgt

habe. Durch Beobachtung meiner selbst und durch die Geständnisse anderer, welche sich selbst beobachtet, ist es mir längst klar geworden, dass das Lesen des reinleiblich Technischen der Medizin auf die Dauer ermüdet. Ich habe also, um dieser Ermüdung vorzubeugen, da, wo es sich ungezwungen thun liess, Ausflüge in eine geistigere Sphäre, meist in die der Erfahrungsseelenkunde gemacht. Wenn das nun einigen Steiflingen missfallen, so hat es anderen achtbaren Männern wohlgefallen, ja, wie ich auf das bestimmteste weiss, haben selbst geistreiche Frauen sich an jenen Einschiebseln erbauet.

IV. Ich habe in der Vorrede zur ersten Auflage gesagt, dass ich mich der leichten vertraulichen Schreibart bedienet; der Grund, den ich für diese Wahl dort angeführt, ist vollkommen wahr; aber den Hauptgrund kann ich erst jetzt aussprechen, er ist folgender. Der vertrauliche Stil ist gerade derjenige, aus welchem man am gemächlichsten in alle mögliche Tonarten ausbiegen kann, ja es gehört selbst wenig schriftstellerische Gewandtheit dazu, die Uebergänge richtig zu halten. Würde es nun nicht den Geschmackssinn der gebildeteren Leser höchswidrig berührt haben, wenn ich meine Gedanken über die himmelweit verschiedenen Gegenstände, wie sie in meinem Buche vorkommen, im steifen didaktischen Stile abgeleiert hätte?

V. In der ersten Vorrede ist gesagt, dass ich, 69 Jahre alt, wenig Aussicht habe, ein gründliches Urtheil meiner Zeitgenossen über das Buch zu vernehmen. Einige Kollegen scheinen diese Aeusserung so zu deuten, als mache ich Anspruch auf die Nachsicht der Leser, dass sie nämlich dem abgelebten Manne etwas Langweiligkeit zu gute halten möchten. Das ist aber eine kleine Missdeutung meiner Rede, welche Missdeutung ich vielleicht selbst veranlasst. Freilich habe ich die Vorrede im 69. Jahre meines Alters geschrieben,

aber das Buch selbst doch viel früher, nämlich im reifen männlichen Alter, wo meine leiblichen und geistigen Kräfte noch ganz unverletzt waren. Da die Geschichte meines Buches manche Leser ergetzen und die jüngeren belehren wird, so will ich sie kürzlich erzählen.

Ich habe das Buch im eigentlichen Sinne mit Liebe geschrieben und das Verfassen desselben hat meinen Geist in grossen und langen häuslichen Trübsalen aufrecht erhalten. Da es aber vollendet war, begriff ich, dass ich vielleicht verständiger handeln würde, es zu verbrennen, als einen Verleger dazu zu suchen, und da ich einen angeborenen Widerwillen an allen krämerischen Geschäften habe, überdies als nüchterner Verstandesmensch einsah, dass die Veröffentlichung desselben weder einen guten noch schlechten Einfluss auf mein bürgerliches Sein haben könne: so verschob ich die Verlegersucherei als eine Gleichgültigkeit von einer Zeit zur andern. Drei Freunde übernahmen später dieses Geschäft und ich rüstete sie zu demselben mit einer ausführlichen Uebersicht des Buches aus.

Diese dienstfertigen Freunde haben sich nun an gute und bekannte Buchhandlungen in Mainz, Leipzig, Dresden, Berlin und Wien gewendet, aber keiner wollte das ketzerische Buch verlegen.

Kurz darauf machte ich mit einem Herren Bekanntschaft, welcher in Berlin gut Bescheid wusste, der sagte mir, von allen deutschen Buchhändlern sei *G. Reimer* vielleicht der einzige, der eine solche Spekulation unternehmen würde, ich möchte mich einmahl an diesen wenden. Ich that es, machte dem Manne einen ungefähren Begriff von dem Zwecke des Buches, insofern sich dieses in einem einfachen Briefe thun liess, und erbot mich, ihm einen ausführlichen *Prospectum* zu überschicken, damit er sich mit verständigen Aerzten über das angetragene Geschäft besprechen könne.

Seine Antwort lautete also: er habe sich mit keinem Arzte besprochen und werde sich mit keinem besprechen, es sei ihm genug, dass er aus meinem Briefe ersehen, ich lege es darauf an, die Heilkunde im eigentlichen Sinne zu fördern. Da mir nun die Bedingungen, unter denen er den Verlag zu übernehmen erbötig war, ganz billig schienen, so war das Geschäft abgethan. Aus dieser kurzen Erzählung ersehen meine Leser, dass der selige *G. Reimer* einzig der Mann gewesen, der mein Buch vor dem Feuertode bewahret hat.

Es könnte aber meinen jüngeren Lesern gräulich bedünken, dass ich mein eigenes geistiges Kind, welches ich so lange mit treuer Liebe gepflegt, habe verbrennen wollen, sie möchten denken, ein solcher Entschluss könne nur das Ergebniss des höchsten Grades missmuthiger Gemüthsstimmung sein. Ihr würdet euch aber, also denkend, sehr täuschen meine Freunde! Ich versichere Euch vielmehr, dass, wäre ich wirklich der Henker meines Geisteskindes geworden, ich dieses Geschäft als echter Demokrit, ja im Gefühle unerlösslicher Pflicht verrichtet haben würde, um nämlich jedem Missbrauche, der nach meinem Tode mit dem Manuskript getrieben werden könnte, vorzubeugen.

VI. Was den kleinen Anhang betrifft, den ich dieser Auflage zugefügt, so wäre es wol schicklicher gewesen, die einzelnen Gegenstände an passenden Stellen des Buches einzureihen. Da ich aber weit von dem Verleger wohne, so fürchtete ich, dass bei einer solchen Einreihung leicht Missgriffe gemacht werden könnten, habe also die Sicherheit der Unsicherheit vorgezogen.

Goch am Niederrhein, den 1. Juni 1846.

Inhalt des ersten Theils.

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.



Erstes Kapitel.

Ueber die Stellung der scheidekünstigen Geheimärzte zu den Galenikern. Ueber Paracelsus und seine Heillehre, in so fern sich diese in seinen Schriften durch unzweideutige Stellen nachweisen lässt.

Wenn man jemand mit Männern bekannt machen will, gegen welche er, von blossem Hörensagen, mit Vorurtheilen eingenommen ist, so erfordert es die Klugheit, ihm, bevor er in die verrufene Gesellschaft tritt, seine Vorurtheile zu benehmen, damit er befähiget werde, selbst zu sehen, selbst zu urtheilen.

Die Vorurtheile, mit welchen unsere heutigen Heilkünstler gegen die alten Geheimärzte eingenommen sind, beruhen auf Beschuldigungen der Galeniker; diese Beschuldigungen, durch mündliche und schriftliche Ueberlieferung auf unsere Zeit übergegangen, werden selbst von sehr verständigen und rechtlichen Aerzten ohne eigene Untersuchungen auf guten Glauben nachgesprochen. Um also die Leser in den Stand zu setzen, ganz unbefangen die Kunst der Geheimärzte zu würdigen, ist es dringend nothwendig, sie zuerst auf die grossen, ja fast unüberwindlichen Schwierigkeiten aufmerksam zu machen, die sich dem Geschichtsforscher, der bloss aus bücherlichen Quellen Belehrung schöpfen will, entgegenthürmen. Diese Schwierigkeiten sind in der Stellung zu suchen, worin sich die Galeniker zu den Abtrünnigen von der Mutterschule befanden, welche Stellung ich den Lesern wol am anschaulichsten machen werde, wenn ich versuche, die Frage zu beantworten: warum die

scheidekünstigen Aerzte, sowol ihre Heilmittel, als ihre Lehre, wie jene auf den erkrankten Körper angewendet werden müssten, nicht verständlich, sondern nur in dunklen Andeutungen, untermischt mit einem Schwalle von sinnlosem Wortgewirre und von unverkennbar absichtlichen Missleitungen, der Welt vorgelegt haben.

Der Hauptgrund dieser verrufenen Seltsamkeit lag darin, dass die Heillehre der chemischen Aerzte auf einen ganz andern Grund gebauet war als die des Galen. Die Geheimärzte gründeten sie auf die blosse Heilwirkung der Arzeneien, Galen aber auf eine angemasste Kenntniss des belebten Menschenleibes. Dass die Basis seiner Lehre die phantastischen Elemente waren, thut hier nichts zur Sache, das Wesentlichste ist, dass er sich vermass, die inneren Vorgänge des belebten Menschenleibes zu kennen, und auf diese vermeintliche Kenntniss seine Heillehre gründete.

Wenn die Leser nun bedenken, dass zwei Heillehren, auf so ganz verschiedene Grundfesten gebauet, sich unmöglich verstandhaft mit einander verschmelzen liessen, so wird es ihnen wol eben so deutlich sein als mir, dass die Galeniker, hätten sie die Lehre der scheidekünstigen Abtrünnigen als verstandes- und erfahrungsgemäss wollen gelten lassen, den ganzen gelehrten Kram ihrer Schule bloss durch dieses Geltenlassen würden über den Haufen gestossen haben.

Die Geheimärzte müssten aber weder die sinnliche Natur des Menschen überhaupt, noch insbesondere die der schulrechten Aerzte als Kastenmenschen gekannt haben, wenn sie dem kindischen Wahne hätten Raum geben wollen, die Galeniker sollten, bloss zur Steuer der Wahrheit, ihren ganzen gelehrten Plunder, ihr Prunkgewand, ihren einzigen Reichthum und ihr Gedeihen von sich werfen, dastehen wie verarmte Prasser, und sich von ungewaschenen Händen in das dunkle Heiligthum der Natur einführen lassen, dessen gesetzlich geweihte Priester sie längst ausschliesslich zu sein wähnten.

Dass also deutliche Mittheilung ganz ohne Zweck sein musste, ist wol offenbar. Wenn sie aber von der einen Seite ganz zwecklos war, so würde sie von einer anderen höchst schädlich gewesen sein.

In der alten Welt hatten Quacksalber, ärztliche Landstreicher und ärztliche Beutelschneider vollkommen freies Spiel. *Fabritius Hildanus*, der am Ende des sechzehnten und im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts wirkte, also das Medizinalwesen jener Zeit, wo die chemische Heilkunde dreister als früher ihr Haupt erhob, aus eigener Erfahrung kannte und beschrieb, macht, in der Vorrede zu seinen Werken, es der Obrigkeit zur dringenden Gewissenssache, solchem gräulichen Unfuge, der besonders mit chemischen Mitteln getrieben wurde, ein Ziel zu setzen. *) Ja Hohenheim beklagt sich in seiner Vertheidigung bitter, dass Knechte, die ihm in seiner chemischen Werkstatt zur Hand gegangen, und unwissende Schüler, die zu Basel etwas von ihm aufgeschnappt, vorgeblich mit seinen Geheimmitteln, Land auf-, Land abzögen und die Leute um Geld prellten. „Ich für mein Theil (sagt er) schäme mich „der Arzenei, angesehen, dass sie so gar in einen Betrug „kommen ist. Es ist doch kein verzweifelter Henker, Huren-„wirth oder Hundsschläger nicht, er will sein Menschen- oder „Hundeschmalz um Gold verkaufen und alle Krankheiten da-„mit heilen."

Die scheidekünstigen Aerzte konnten also sicher darauf rechnen, dass ihre Arzeneien, von den schulrechten Meistern

*) Er sagt, in früherer Zeit habe man neue Mittel zuerst an Verbrechern, die zum Tode verurtheilt gewesen, versucht, und dann fährt er, sich hierauf beziehend, also fort: Si hoc tempore amplissimus Magistratus ubique subditorum salutem, aeque ac illi, curaret, (das *illi* gehet auf Papst Clemens VII. und Kaiser Maximilian II., diese hatten nämlich mit Arzeneimitteln an Verbrechern Versuche machen lassen) revera tot imperitos homines, pseudochymicastros, circumforaneos impios carnifices et hujus farinae nefarios homines, neque arte, neque experientia valentes, eo etiam adigeret, ut artis suae periculum in maleficis nebulonibus, non autem honestis hominibus facerent. — — — —

Sed proh dolor! quam procul abest a scopo, cum etiam ejusmodi impii et imperiti nebulones saepenumero multis in locis a primariis Reipublicae Proceribus non solum aliis peritis doctisque medicis anteponantur, sed eo quidem etiam res devenit, ut ii, qui Paracelsi aliorumque Chymicorum libros vix extremis, quod ajunt, labiis degustarunt, multo minus legerunt, garrulitate atque mendaciis suis viros primarios eo usque deducant, ut non modo acria, male praeparata et venenosa medicamenta mineralia approbent, sed etiam eorum in semetipsis periculum et experimentum faciant.

aus Vorurtheil oder Hochmuth verworfen, in die Hände jener Landstreicher fallen würden; mithin war das Geheimhalten derselben, oder das Verschleiern ihrer Bereitung, nicht bloss Sache der Klugheit, sondern selbst der Sittlichkeit. Dieses sind nun wol die zwei Hauptursachen, warum die Jatrochemiker ihre Mittel und ihre Lehre entweder ganz geheim hielten, oder diese auf eine solche Weise der Welt vorlegten, dass nur die Geweihten die Wahrheit ahnen, vermuthen, aber selbst diese nur durch eigenes Forschen in der Natur zum vollkommnen deutlichen Verständnisse gelangen konnten; die der Scheidekunst unerfahrenen Galeniker und Afterärzte hingegen, durch eine undurchdringliche Kluft von jenen Geheimnissen auf immer getrennt blieben. *)

Es giebt aber, ausser diesen zwei Hauptursachen des Geheimhaltens, noch folgende geringere, untergeordnete, die in der sinnlichen Natur des Menschen liegen.

Wir sollen, nach der kristlichen Lehre, unsere Feinde lieben, segnen, die uns fluchen, und wohlthun denen, die uns hassen. Wenn ich gleich nicht mit einem Widersacher des Kristenthums der Meinung bin, dieses Gebot enthalte etwas, der Natur des Menschen Widersprechendes, so hat mich doch die Erfahrung gelehrt, dass es in unserer unvollkommnen Welt selten oder nie befolgt wird, dass vielmehr in diesem Punkte die sinnliche Natur des Menschen fast immer Meisterinn bleibt. Denken wir uns also die alten Chemiker nicht als reinsittliche Wesen, sondern als ehrliche, irdische Menschen, so werden wir es leicht begreifen, dass sie wenig Lust haben konnten, den schulrechten Aerzten, ihren Schmähern und Verfolgern, die mit grosser Mühe erworbenen ärztlichen Geheimnisse mitzutheilen.

Wahrlich! die Erbitterung der schulrechten Aerzte war so gross, die Ausbrüche derselben so pöbelhaft, dass ein ge-

*) *Quercetarus* sagt: Nefas vix ullo bidentali piandum mihi viderer patravisse, si tam excellentia profanarem mysteria, et omnium cognitioni prostituerem. Veritati tamen hac in parte nullum fucum facio: prout verus et expertus Chemicus facile in iis descriptionibus, quas magis eludicare non licet, deprehendet. — *Pestis Alexicacus. pag.* 501.

sitteter Mensch, der diese nicht mit eigenen Augen in älteren und neueren Schriften gelesen, sie dem Erzähler kaum glauben wird. So nennt z. B. der Ritter und Leibarzt des Herzogs von Lothringen *Symphorian Champier* den zweifelhaften *Hermes*, einen gewissen Araber, einen Sterndeuter, der von der wahren Philosophie nichts gewusst; *Gerber* einen unwissenden, albernen, aus dem Kothe gezogenen Schurken mit modrigem Gehirn. *)

Hohenheim nannten seine ärztlichen Zeitgenossen einen Goldkoch, einen Landstreicher, einen Teufelsbündner, einen Mörder, eine grobe Schweizerkuh, den Waldesel von Einsiedeln, *Cacophrastus* und *Lutherus.* **) Bei seinem Tode beschuldigte man ihn des Selbstmordes; ***) ja fast hundert Jahre nach seinem Tode nahm *Guido Patin* es den Buchhändlern fast übel, dass sie die Werke dieses grossen Halunken, der nur bei den unerfahrenen Goldköchen in Anmerkung komme, und dessen vorzüglichste Kunst darin bestanden, die Menschen chemisch zu morden, neu auflegten. †)

---

*) Alchymiae auctores praecipui fuere Hermes, non quidem Trismegistus ille ter maximus, sed arabs quidam astrologus a vera philosophia alienus. Aliquanto post Barbarus quidam, ineptissimus lurco, putridique cerebri, e luto efossus, *Geber* quidem, nec minus captiunculis delectatus, sophisticisque venatiunculis, unum Hermetem, non Aegyptium sed potius Arabem e tenebris eduxit. Hintennach kommen *Albertus* und *Raymundus Lullius* etwas besser bei dem Eiferer weg, und zwar weil beide, wie er vorgibt, von ihren Irrthümern zurückgekehrt seien. *Arnaldi vita a Dm. Symphoriano Campegio edita*, in der Baseler Ausgabe der Werke des Arnaldus de Villa nova 1585.

**) Ueber den Schimpfnamen *Lutherus* sagt *Hohenheim* Folgendes: „Warum „sind sie mir so gehasst? warum muss ich Lutherus heissen? ich bin Theo- „phrastus, nicht Lutherus. Lutherus verantworte das Seine, ich werde „das Meine auch bestehen. Ihr thuts nicht zu Ehren, sondern zu Nach- „reden, denn ihr verachtet den Luther und ihr meinet, ihr wisst mehr „denn er: also soll ich Lutherus sein und ihr sollt mehr wissen denn ich. „Schämen stände euch wohl an, denn ihr seid mir darum Feind, dass „ihr nichts könnt. Ich weiss auch niemand, der Luthero Feind sei, als „dem er die Küche gebösert und Schermer sind. *(Das Wort Schermer, „welches wir jetzt Schirmer schreiben würden, bedeutet hier einen muth- „willigen Zänker. In der niederländischen Sprache ist Schermer ein Fechter.)*

***) *Oswaldi Crollii* praefatio admonitoria p. 189.

†) Er schreibt an *Bartholinus:* Genevenses typographi novam concinnant edi-

Doch, nicht bloss solche allgemeine Höflichkeiten waren es, die die Chemiker von einer freisinnigen Mittheilung zurückschrecken mussten, sondern auch das höhnische Verachten des Mitgetheilten, das den Galenikern, wie allen aufgeblasenen Steiflingen, eigen war; die lächerliche Anstellerei, alles schon längst gewusst zu haben, um des Dankes entübriget zu sein und um in den Augen der Welt die Mittheiler herunter zu setzen, musste diesen doch wohl auf immer das Mittheilen verleiden. *Hohenheim* sagt: *) „Ob sich schon ein anderer hart „und viel hin und wieder bemühet, bis er die hohen Gaben „Gottes und die Wirkung der Natur erfinde und nachmals uns „auch gern zu erkennen und zu wissen gäbe, so sind wir so „verderbt, dass wir es nicht allein mit Undankbarkeit anneh-„men, sondern noch dazu lästern, verspotten und verlachen. „Wollte denn solches nicht einem gerechten Arzte, der es mit „Treue meinet, wehe thun? wollte denn dieses nun auch nicht „klarer zu schreiben abhalten? — Ich hätte euch gern alle „meine Künste auf das einfältigste geschrieben und euch, gleich „als einem jungen Kinde, das Muss ins Maul gestrichen, aber „euer Ehrgeiz und Eigennutz hat mich abgehalten, dass ihr „das Lob euch selbst zumesset, und nicht einem anderen, von „dem ihr es habt. Darum so seid ihr meiner Kunst nicht „werth, obschon ich zulasse, dass ihr derselben hochnothdürftig „wäret, so ihr anders rechte Aerzte, und dem Nächsten die „Liebe erweisen wollt."

Ferner war der Geiz der schulrechten Aerzte, die damals zwar nicht nach einer gesetzlichen, aber doch nach einer herkömmlichen Taxe ihre Bemühungen berechneten, ein grosses Hinderniss aller nützlichen Mittheilung; in so fern nämlich leicht vorauszusehen war, dass solche Heilarten, die die Krankheiten

---

tionem operum, Magni quidem, sed pessimi nebulonis Cacophrasti Paracelsi, cujus magna est apud imperitos Sufflones auctoritas, et insignis potentia in necandis per chymiam Hominibus. *Thomae Bartholini Epist. medic. Cent. II. Epist.* 76. Das Wort Sufflones hat der Franzose wol von dem französischen Worte Souffleur geschmiedet, früher die verächtliche Benennung des Scheidekünstlers.

*) De mysteriis vermium.

abkürzten, wodurch also der Besuche und Verordnungen weniger wurden, unmöglich bei Aerzten Beifall finden konnten, die sich ihre Kunst nach Besuchen, Verordnungen, Ritten u. s. w. bezahlen liessen. *Hohenheim*, nachdem er in seinem Buche von den Würmern eines einfachen Mittels erwähnt, fährt also fort: „Dieweil aber dies und dergleichen mehr euch wenig in „Küche und Seckel dienen würde, so könnt ihr es nicht lei-„den, sondern es muss von euch verachtet, verspottet, ge-„lästert, und gar ausgereutet werden, welches wol zu beklagen „und zu erbarmen ist. O! wie vielen habe ich mit solchen „und dergleichen gerathen und geholfen, da ihr mit eurer Ar-„zenei verzagt seid; dafür mir auch kein Pfennig worden, ich „schweige andere Mühe und Arbeit, so ich umsonst gethan, „sonderlich bei den Armen, auch nichts begehrt habe, so doch „ihr Doctores nicht einen Seich umsonst besehet. Denn es „hat bei euch alles seine Ordnung und darf niemand dawider „sein: als oft ein Seich ein Batzen, ein Zettel ein Groschen, „ein Gang funfzehn Kreuzer, ein Ritt auf dem Esel ein halber „Gulden, ein Haft ein ganzer Gulden."

Dem rechtlichen Leser könnte aber ein solcher Geiz, dessen Hohenheim die Aerzte beschuldiget, unmöglich, die Beschuldigung mithin unwahr und böslich zu sein, bedünken. Da habsüchtige Aerzte ihre eigene Verworfenheit wol schwerlich durch den Druck bekannt machen werden, so möchten gedruckte Beweise übel aufzutreiben sein. Dass aber eine solche Habsucht nicht in das Reich der sittlichen Unmöglichkeiten gehöre, kann man aus den Werken eines viel späteren, aber sehr achtbaren Arztes, nämlich des *Richard Morton* beweisen. Zu seiner Zeit fing bekanntlich der Gebrauch der Fieberrinde an, sich zu verbreiten. Weil nun dadurch die Aerzte, denen die langweilige schulrechte Behandlung der Wechselfieber eine reiche Quelle des Erwerbs gewesen, einen grossen Ausfall in ihrer Kasse spürten, so verbanden sich zu London mehre ärztliche Schelme, dieses Mittel durch allerlei erdichtete Beschuldigungen in üblen Ruf zu bringen, um sich auf diese Weise den gewohnten reichlichen Gelderwerb zu sichern. Diese weltklugen Herren versuchten selbst, Morton zu überreden, ein Glied ihrer Bande zu werden; also ist dieser rechtliche

Mann doch wohl der unverwerflichste Zeuge solcher Schandthat. *)

Weiter musste das gehässige Aufpassen der Galeniker auf die Praxis der scheidekünstigen Ketzer, ihre tolle Forderung, diese sollten, wenn ihre Kunst wirklich vorzüglicher sei, auch unheilbare Kranke gesund machen, auch solche heilen, welche bei einer langen schulrechten Behandlung schon an den Rand des Grabes gekommen waren, ihr Zetergeschrei, wenn ein solcher unter der Behandlung der Chemiker starb, ihre gehässige Beschuldigung, er sei durch mineralische Gifte gemordet, nothwendig die Gemüther der scheidekünstigen Aerzte erbittern und sie von ihren Galenischen Amtsgenossen immer mehr entfernen. „Wunderbar, sagt *Petrus Poterius,* ist es zu schauen, „welche Schmähungen jene Neidharte gegen mich ausspeien, „wenn einmahl ein Kranker, wegen unheilbarer Fehler der Ein„geweide, oder wegen anderer Zufälligkeiten unter meiner Be„handlung stirbt. **)"

Und Hohenheim sagt: „dass ich unmögliche Dinge nicht „heilen kann, warum werft ihr mir es in den Bart? so ihr „das Mögliche nicht könnt heilen, und verderbt es, das ich „wieder muss aufrichten. Wie kann ich ein abgehauen Herz „heilen, eine abgehauene Hand ansetzen? Wem ist es im

---

*) Verissimum quidem est, non defuisse nefarios quosdam detrectatores ubique praesertim Londini, qui dolo malo consilium ceperunt de hujus Febrifugi fama praemature supprimenda, ne scilicet hac succincta methodo febres obtruncandi, aegrotantium crumenas emulgendi occasio tolleretur. De hac conspiratione saepe palam verba habuit Dominus Bertram Pharmacopola jam defunctus, cui fidem in hac re prompte adhibui; quia nequam quidam et ignavi, quorum nomina honoris causa sileo, memet ipsum, iisdem illecebris, in suas partes trahere tentarant. — *Richardi Morton opera med. Tom. II. pag.* 69.

**) *Petri Poterii opera omnia medica et chemica. pag.* 184. Er sollte eine wassersüchtige Frau heilen, die, seit vier Monaten von zwei schulrechten Aerzten behandelt, auf das Aeusserste gebracht war. Er hat sie auch geheilt, sagt aber bei der Gelegenheit: Ego Dei misericordia fretus, quid nostra in his deploratis valerent, experiri minime recuso, licet invitus, et anceps valde, num optatum finem consequerer. Quod si forte aliquando votis contrarium contingat, tum ob substantiae viscerum corruptionem, tum ob aegri aut assistentium errores, mirum videre est, quot convicia in nos evomant invidi: horum tamen nebulonum vocem minime extimesco.

„Lichte der Natur je möglich gewesen, den Tod und das Leben „zusammen zu fügen und zu vereinigen, also, dass der Tod „das Leben sollte empfahen? es ist doch nicht natürlich, aber „wol göttlich. *)"

Ferner in den Bruchstücken über die Lustseuche heisst es: „Was Laster ist das, dass ihr mich zeihet, ich verderbe „die Kranken, so mir doch nicht möglich ist sie zu verderben, „denn ihr verderbet selbst alle die, von denen ihr plerret. „Sind etliche zehnmahl, funfzehnmahl in der Schmiere gelegen, „nun rechnet aus, wie das eine Schelmerei sei. Wer will so „viel Quecksilber heraustreiben, das im Mark liegt, im Gehirn, „im Magen u. s. w. Zu dem, dass ihr sie im Rauche fünf, „bis sechsmahl gehabt habt, im Holze dreissigmahl, im Wasser „zehnmahl. Soll das von mir verderbt sein, das ihr getödtet „habt, darum, dass ich es nicht lebendig machen kann, das „todt ist, das ihr erwürgt habt? Sagts her! wer kann die ge- „tödteten Glieder lebendig machen? niemand: darum kann ich „es auch nicht. Sagt mir aber, was habe ich verderbt oder „getödtet? sagts ihr Laurer!"

Die letzte untergeordnete Ursache, warum die Chemiker ihre Heillehre und Heilmittel geheim hielten, ist in ihrem Ehrgeize zu suchen. Ich sehe die Ehrbegierde als etwas an, was zur sinnlichen Natur des Menschen gehört, und so wenig ich den tadele, der den Geruch der Rose, oder den Geschmack eines edlen Weines liebt, eben so wenig tadele ich auch den, der da strebt, sich die Achtung und das unbegrenzte Zutrauen seiner Mitbürger zu erwerben, vorausgesetzt, dass sein Streben dem Verstande und der Sittlichkeit untergeordnet sei.

Es scheint in der Natur des Menschen zu liegen, dass auffallende Erscheinungen, durch verborgene Ursachen bewirkt, weit mehr Reiz für ihn haben, als die nämlichen Erscheinungen durch vermeintlich bekannte Ursachen hervorgebracht. Wenn also der scheidekünstige Arzt mit geheimen Arzeneien beschwerliche und gefährliche Krankheiten heilte, die von andern wol mochten schulrecht behandelt, aber nicht geheilt werden, so ist leicht zu begreifen, dass er in den Augen der

*) Die Verantwortung über etliche Unglimpfungen seiner Missgönner.

Leute den Anstrich eines Wunderthäters erhielt; war er nun zugleich ein sittlich guter und ein gebildeter Mann, so müsste der meiner Leser ein gar schlechter Menschenkenner sein, der einen Augenblick zweifeln könnte, dass ein solcher Geheimarzt, in den Augen des Publikums, unter welchem er wirkte, weit höher geschätzt gewesen, als sei er mit allen Orden aller Fürsten Europens geschmückt.

Die chemischen Aerzte hatten also ihre Ehrbegierde dem Verstande ganz richtig untergeordnet. Es ist nämlich weit, weit verständiger, dafür zu sorgen, dass man in den Umgebungen, worin man lebt, welche doch unwidersprechlich den bedeutendsten Einfluss auf die Annehmlichkeit unseres Daseins haben, für den klügsten und erfahrensten Mann gelte, als dass man mühevoll strebt, sich diesen guten Namen in weiter Ferne zu sichern; seine Mitbürger und Nachbarn hingegen in dem Wahn lässt, man sei ein beschränkter Kopf, schlechter Heilmeister und alberner Gesell.

Dass der Ehrgeiz der Chemiker aber auch der Sittlichkeit untergeordnet war, daran wird gewiss keiner zweifeln, der sich dessen erinnert, was ich oben gesagt. Kurz, alles wohl erwogen, war es den scheidekünstigen Aerzten auf keine Weise zu verdenken, dass sie sich selbst zu *wirklichen* geheimen Medicinalräthen machten: Kaiserlich, oder Königlich war ihnen dieser Ehrenname freilich nicht verbrieft, aber er war ihnen auf das bündigste verbrieft in den Herzen und Köpfen ihrer Mitbürger. *)

*) Heut zu Tage, wo durch das Verbot des Selbstdispensirens, durch den Zwang, alle Verordnungen in die Apotheke zu schicken, das Geheimhalten irgend einer Sache unmöglich geworden, ist den Aerzten von dem Gesetzgeber ein Hauptpass, ihren Ehrgeiz zu befriedigen, verhauen. Sie werden also andere Wege suchen müssen, und wir wollen hoffen, dass sie immer auf rechten wandeln. Uebrigens kommt es mir so vor, als stehe dieses Verbot in dem grellsten Widerspruche mit dem Staatsrechte. Die Aerzte sind ja dadurch von der Wohlthat des Grundgesetzes alles bürgerlichen Vereins, des Eigenthumsrechtes, ausgeschlossen und zu Bänklingen des Staates erklärt. In dem Schosse civilisirter, aufgeklärter Staaten befinden sich die Aerzte in einer weit unheimlicheren Stellung, als sie sich im rohen Naturzustande befinden würden, wo jeder sein Eigenthum durch Gewalt oder List vertheidigen kann. Wer verschuldet diese Unbill? —

Nachdem ich nun die Frage beantwortet, warum die Jatrochemiker ihre Lehre und Heilmittel in ein geheimnissvolles Dunkel gehüllet, so muss ich, bevor ich zu Hohenheim und seiner Heillehre übergehe, eine kleine Einschaltung machen.

Bekanntlich ist die Geschichte der Medizin in Betreff der jatrochemischen Sekte sehr mager; das liegt in der Natur der Sache selbst. Die wenigsten Geheimärzte sind ja als Schriftsteller aufgetreten; sie haben ihre Lehre und ihre Heilmittel bloss mündlich solchen Aerzten mitgetheilt, die wirklich Belehrung bei ihnen suchten, nicht aber den Galenischen Vielwissern. *Theophrast von Hohenheim*, dessen erste Wanderung wol den Zweck gehabt haben wird, sich mit den Heimlichkeiten jener Sekte bekannt zu machen, ist also in diesem Punkte ein wichtiger Mann, dessen Schriften eine ernsthaftere Beachtung verdienen, als man ihnen bis jetzt geschenkt. *K. Sprengel* sagt zwar, *Crollius* sei derjenige unter den Paracelsisten, der Hohenheims Lehre am besten dargestellt; da aber dieser gelehrte Geschichtschreiber die Lehre selbst nicht kannte, wie konnte er denn wissen, ob *Crollius* sie richtig oder falsch dargestellt? *Crollius* ist zwar ein recht frommer und ehrlicher Mann, aber übrigens ein sehr beschränkter Kopf, der zu schwach war, Hohenheims Lehre zu fassen. Was er darüber vorträgt, ist dummes Zeug, das noch überdies mit so viel albernen religiös-mystischen Gedanken vermengt ist, dass man es nicht ohne Ekel lesen kann, und am Ende gerade so klug ist, als am Anfange. *) Sein grösstes Verdienst ist wol, dass er sich Mühe gegeben, die Paracelsischen Heilmittel zu erforschen: **) wie viel, oder wie wenig er aber in diesem Punkte geleistet, mag ich nicht beurtheilen. Von Paracelsus Heillehre wusste er

---

Wahrlich nicht die Fürsten, nicht ihre Minister, denn die kennen ja von der Medizin gar nichts; einzig unsere todten Amtsbrüder verschulden sie, welche Fürsten und Minister berathen, aber an uns sehr unbrüderlich gehandelt haben. Freilich sie haben als Cryptogaleniker nach ihrer besten Einsicht gehandelt, aber leider taugte ihre beste Einsicht nicht viel. Sie haben Samen ausgestreut, der auf die Dauer sehr böse Früchte tragen wird, deren Nothreifler wir jetzt schon kosten.

*) Praefatio admonitoria.

**) Basilica chymica.

gar nichts; die ist aber gerade die Hauptsache: was helfen uns die Mittel, wenn uns die Lehre ihrer richtigen Anwendung verborgen bleibt?

Um nun den Leser mit dieser Heillehre bekannt zu machen, halte ich folgende Ordnung für die beste.

1) Ich werde die Beschuldigungen, die man Hohenheim gemacht, einer ehrlich-verstandhaften Kritik unterwerfen.
2) Einzelne Gedanken desselben so zusammenreihen, dass ihn daraus jeder Leser selbst, als Verstandesmenschen, als Arzt, und als sittlichen Menschen beurtheilen kann.
3) Seine einfache Heillehre aus beweisenden Stellen seiner Schriften darstellen.

Zuerst also von den Beschuldigungen, die man gegen ihn, noch bis auf den heutigen Tag erhoben. Wir fangen billig mit seiner vorgegebenen geistigen Umbildung an. Man hat behauptet, er habe in seiner Jugend nicht einmal eine schulrechte wissenschaftliche Bildung erhalten, man hat ihn einen rohen unwissenden Menschen noch in dem jetzigen Jahrhundert genannt, ja ich habe selbst eine Schrift des jetzigen Jahrhunderts gelesen, deren Verfasser die bekannte Stelle in Hohenheims Werken, wo er sagt, er sei unter den Tannenzapfen geboren und bei Käse und Haferbrot gross gebracht, als ein Selbstgeständniss ansah, dass er in der ersten Jugend keinen Schulunterricht genossen, sondern als ein roher wilder Junge aufgewachsen sei. Hohenheim sagt aber in dieser bekannten Stelle bloss auf eine launige Weise: er sei Schweizer, und höfische Sitten seien der Schweizer Eigenthum nicht. Die Schriftsteller des 16. und 17. Jahrhunderts hat ein gänzlicher Mangel ästhetischer Bildung zu einem groben und lächerlichen Missverstehen mancher Aeusserungen des Paracelsus gebracht, wovon ich weiter unten Beweise beibringen werde.

In der alten Welt galt keiner für einen unterrichteten Mann, der der lateinischen Sprache unkundig war, mithin ist es ganz natürlich, dass Hohenheims Widersacher zuerst dafür sorgen mussten, ihn in diesem Punkte zu verdächtigen. Höchst wahrscheinlich ist die im sechzehnten Jahrhundert ganz unerhörte Erscheinung, dass Paracelsus als Hochschullehrer seine Vorträge in deutscher Sprache hielt, die erste Veranlassung zu dem

Vorgeben seiner Neider gewesen, er lehre deutsch, weil er im Latein sich nicht ausdrücken könne. Damahls war dieses Vorgeben allenfalls zu entschuldigen, aber das jetztzeitige Nachsprechen desselben ist ganz unverzeihlich. Von mehren angeblichen Thatsachen, deren Zusammenbestehn entweder unmöglich, oder doch höchst unwahrscheinlich ist, kann man nur die für wahr halten, welche die glaubwürdigsten Gründe für sich hat; die andern müssen unwahr sein. Die Thatsache, dass Hohenheim, nachdem er die Heilkunst erlernt, zu seiner weiteren Belehrung Spanien, Frankreich und Italien durchreiset hat, um die berühmten Meister dieser Länder kennen zu lernen, hat unparteiische und gewichtige Zeugnisse für sich, ist auch, so viel ich weiss, nie bezweifelt worden; sie stehet aber doch mit dem Vorgeben, dass er der lateinischen Sprache unkundig gewesen, in schreiendem Widerspruche. Er hätte entweder, wollte er sich belehren, die Französische, Spanische und Italiänische Sprache verstehen müssen, wäre also in dieser Hinsicht weit unterrichteter gewesen als viele unserer heutigen Aerzte; — oder er hätte einen Dolmetscher mit sich führen müssen, welches aber sehr unwahrscheinlich ist, denn es würde ihm nicht geringe Kosten verursacht haben, und so viel man geschichtlich weiss, auch aus seinen eigenen Aeusserungen ersehen kann, war er nicht wohlhabend; — oder die Französischen, Italiänischen und Spanischen Aerzte müssten damahls der Deutschen Sprache mächtig gewesen sein, welches sie jetzt nicht sind; — oder er hat sich in Lateinischer Sprache mit den ausländischen Meistern unterhalten müssen. — Da nun von diesen vier Möglichkeiten die drei ersten ganz unwahrscheinlich sind, so muss die Vierte Wirklichkeit sein. Sie stimmt auch ganz mit dem Gebrauche jener Zeit überein, denn die Kunstfreunde aller Nationen verständigten sich damahls einzig durch die lateinische Sprache unter einander. — Ich habe über Hohenheims vermeintliche Unwissenheit in der lateinischen Sprache manche närrische Dinge gelesen, die ich mir aber nicht schriftlich bemerkt, sie also auch nicht bestimmt nachweisen kann. Zwei recht artige Stückchen, die mir besonders gefallen, will ich dem Leser mittheilen.

Der Kaiserliche Badearzt *Strobelberger* führt in seinem

Buche über den Zahnschmerz viele Stellen aus anderen Schriftstellern an, und unter diesen eine Deutsche von Hohenheim, bei welcher er folgende Einschaltung macht: *Ita enim romanae linguae ignorax homo materno idiomate loquitur.* *) — Da sollte uns wahrhaftig der *homo ignorax* und das *maternum idioma* auf den Gedanken bringen, der ehrliche Strobelberger müsse selbst ein, wo nicht *latinae*, doch *Romanae linguae ignorax homo* gewesen sein.

Unserem gelehrten *K. Sprengel* spielt sein unüberwindliches Vorurtheil, welches er gegen Hohenheim hegt, einen noch weit drolligeren Possen. (Er scheint nämlich auch der Meinung zu sein, Hohenheim habe nicht einmahl Latein verstanden. **) Er sagt: „Manche dunkle und unverständliche Ausdrücke sind offenbar die Folgen seiner Unwissenheit. ***) — Nachdem er nun mehre solcher Ausdrücke angeführt, sagt er: „Man darf sich auch nicht darüber wundern, wenn man „bei ihm das Wort *Tonitru* declinirt findet; als, *der Stein tonitrui.* Hier ist der gelehrte und verständige Mann offenbar der schlummernde Homer. Wir haben es, werthe Leser! doch wol in der lateinischen Schule gelernt, dass die Römer den Donner durch drei Worte bezeichneten, nämlich, durch das indeclinable Wort *Tonitru* und durch die declinablen *Tonitrus* und *Tonitruum.* Woher wusste denn Sprengel, dass Paracelsus, wenn er sagt, *der Stein tonitrui,* das indeclinable *Tonitru* habe decliniren wollen? — *Tonitrui* ist ja offenbar der zweite Fall des Wortes *Tonitruum.* Sprengel will entweder durch seine Ausstellung Hohenheim mit Gewalt zum unlateinischen Menschen stempeln, oder er hat selbst das echt römische Wort *Tonitruum* vergessen. †)

---

*) Jo. Stph. Strobelbergeri, termiatri Caesarei emeriti etc. De dentium podagra, seu potius odontagra, doloreve dentium, Tractatus absolutissimus. Lipsiae 1630. pag. 71.

**) Geschichte der Arzeneikunde 3ter Theil S. 439 in der Anmerkung. (NB. Meine Anführungen aus diesem Werke beziehen sich auf die dritte Auflage, welche von 1821 bis 1828 herausgekommen.)

***) S. 448. 449.

†) Da ich *Sprengel* sehr hochschätze, so mag ich nicht glauben, dass er durch seine Ausstellung dem Paracelsus böslich etwas habe anhängen wollen; ich

So viel ich die Menschen in dieser Welt kennen gelernt, verachten gewöhnlich Aerzte, welche, in der Jugend vernachlässiget, das Heilgeschäft erlernt haben, alle höhere Verstandesbildung; sie erheben vorzugsweise die Erfahrung, und vergessen es ganz, dass gerade eine höhere, vielseitige Geistesbildung den Arzt weit besser befähiget, richtige Erfahrung zu erwerben, als Geistesrohheit und Einseitigkeit. Hohenheim müsste eine sehr seltene Ausnahme von dieser Regel gewesen sein, wenn er, wirklich selbst aller früheren Geistesbildung bar, die Forderung einer jugendlichen Geistesbildung an die, welche sich der Heilkunst widmen wollten, sollte gemacht haben. Er hat sie aber gemacht, wie die Leser aus folgenden, ganz unzweideutigen Stellen ersehen werden. Er sagt: „Alle Handwerker, „Schuhmacher, Kürschner und andere müssen von Jugend auf „erzogen sein darin, noch mit mehr Fleiss von junger Jugend „auf Mahler, Bildschnitzer, Goldschmiede. So das in den „Handwerken ist, noch viel mehr in der Arzenei, die mehr „Lernen bedarf als sie alle. *)

„Darum so ein Arzt auf einen Grund stehen soll, muss „er in der Wiege gesäet werden wie ein Senfkorn. **)"

Er tadelt es sehr, dass Männer im späteren männlichen Alter sich noch der Medizin widmeten, welches, wie es scheint, zur damahligen Zeit nicht selten geschah. Er sagt: „es ist

---

glaube vielmehr, dass er das Wort *tonitruum* selbst vergessen habe. Meine jüngeren Leser müssen sich über solche Vergessenheit eines gelehrten Mannes nicht wundern; man findet dergleichen mehr bei Gelehrten, besonders in Sprachen und Zahlen. *Kampe* z. B. war gewiss ein verständiger Mann und guter Sprachforscher, der sagt aber doch in seinem deutschen Wörterbuche unter dem Worte *Lindwurm* Folgendes: *Vielleicht haben diese Unthiere den Namen von den Linden, weil sie gewöhnlich unter schönen hohen Linden ihr Wesen trieben.* — Der Sprachforscher musste doch wohl wissen, dass in den Niederlanden und in einem Theile Deutschlands das Wort *Lind* nichts mehr und nichts weniger bedeutet, als das Wort *Band*, dass also Lindwurm gerade das ist, was Bandwurm; und doch hat er, indem er jenes schrieb, nicht an das männiglich Bekannte gedacht. — Das ist doch wol ein weit stärkerer Gedächtnissstolper als jener unseres Sprengel.

*) Paragranum Tract. 4.

**) l. c.

„unmöglich, dass ein alter Corrector in einer Druckerei, ein „alter Conventor in eines Logikerburs, ein alter Pater in einer „Schule ein Arzt werde. Denn wenn ein Arzt soll wachsen; „wie können die Alten wachsen? — Sie sind ausgewachsen „und verwachsen, und in Moder vermooset und verwickelt, „dass nichts, denn Knorren und Knebel daraus werden." *)

Merkwürdig ist es, dass er in seinen Schriften eine für sein Zeitalter sehr hohe ästhetische Bildung an den Tag legt. Manche Stellen derselben enthalten nicht bloss schlagende Wahrheit, sondern dieses Wahre ist auch so schön ausgesprochen, dass man davon überrascht wird und sich die Frage stellet: wie war es möglich, dass der Mann zu jener Zeit so schön schreiben konnte? Fremde Völker, die seine Schriften bloss in lateinischer Uebersetzung lasen, konnten dieses unmöglich erkennen; denn um etwas Schönes auch schön zu übersetzen, dazu gehört schon, dass der Uebersetzer einen eben so guten Geschmack habe als der Verfasser selbst. Der gute Geschmack fehlte aber unseren Vorfahren; er hat sich erst im achtzehnten Jahrhundert unter ihnen gebildet; also werden die lateinischen Uebersetzungen auch wol sehr geschmacklos gewesen sein. Man war in früher Zeit so vollkommen überzeugt, Paracelsus habe ganz unerträglich barbarisch geschrieben, dass selbst sein eifrigster und wärmster Anhänger, *Oswald Crollius*, in seiner *Praefatio admonitoria* für nöthig hält, ihn deshalb liebevoll zu entschuldigen. Dieser nämliche Crollius schreibt aber selbst so ekelhaft, schachtelt Parenthesen in Parenthesen, macht so ungeheure und durch ihre Länge fast unverständliche Perioden, dass ich nie in meinem Leben etwas Geschmackloseres gelesen habe.

Wie sollte nun unser Landsmann Paracelsus zu der ästhetischen Bildung kommen, (die ihm heut zu Tage, zwar nicht alle, aber doch gewiss mehre vorurtheilfreie Aerzte zugestehen werden), wenn er nicht in seiner Jugend eine gute wissenschaftliche Erziehung genossen? — Gelehrsamkeit können wir

---

*) l. c. — Er hat Recht. Ein Arzt muss wachsen, aber gewiss nicht alle, welche in der Jugend guten Unterricht genossen, wachsen in der Kunst; aus manchen werden auch nur Knorren und Knebel.

als Schriftsteller uns anlügen; Verständigkeit können wir uns auch anlügen, wir brauchen nur mit neuen Worten das alte Verständige nahczuschreiben: aber ich bitte Euch, werthe Leser! lügt Euch einmahl ästhetische Bildung an. Das könnt Ihr ja nicht. Wäre dieses so gemächlich zu thun als jenes, wir würden gewiss nicht so viel verunglückte Schönschreiber haben. Der Wille, ihre Gedanken lieblich vorzutragen, ist wol bei allen da, aber die Ausführung gelingt doch den wenigsten.

Nun wollen wir hören, was *Moreri* über die jugendliche Geistesbildung Hohenheims sagt. *Moreri* und *Bayle* sind sehr gute geschichtliche Kritiker. Der letzte hat den ersten da ergänzt, wo er glaubwürdige geschichtliche Quellen vorfand; wo ihm die fehlten, hat er geschwiegen. Nun findet man bei *Bayle* nichts über Hohenheim, also muss er dem, was *Moreri* gesagt, nichts Glaubwürdiges haben zusetzen können. Dieser sagt, in seinem bekannten geschichtlichen Wörterbuche, von unserm Paracelsus Folgendes, und zwar nach *P. Ramus* und anderen Schriftstellern, die er nicht besonders namhaft macht: Sein Vater (Wilhelm), natürlicher Sohn eines Fürsten, war gut in den Wissenschaften bewandert und wendete grossen Fleiss auf die Erziehung seines Sohnes. Dieser entsprach vollkommen des Vaters Bemühungen, und da ihn seine Neigung zum Studium der Medizin trieb, so machte er in kurzer Zeit grosse Fortschritte in derselben. Er bereisete Frankreich, Spanien, Italien und Deutschland, um sich mit den berühmtesten Aerzten dieser Länder bekannt zu machen. Bei seiner Heimkehr liess er sich zu Basel nieder, und lehrte hier die Heilkunst in gemeiner deutscher Sprache. *J. B. von Helmont*, der aber, als späterer Schriftsteller, in mehr als einer Hinsicht minder glaubwürdig ist als der gleichzeitige *Petrus Ramus*, berichtiget dieses dahin: Paracelsus Vater, ein gemeiner, aber bücherreicher Arzt, habe seinen Sohn dem Abt von Sponheim, *Tritheim*, zum Unterricht anvertrauet, später dieser von *Sigismund Fugger* die Scheidekunst erlernt und eine grosse Wissbegierde gezeigt. *)

*) *J. B. von Helmont* op. omnia pag. 222. Was er übrigens von der Wanderung des Paracelsus sagt, verdient keine Beachtung; er vermengt offenbar

Wie stimmt nun das alles mit der Behauptung, dass er in der Jugend keinen ordentlichen Unterricht genossen? *)

Das Vorgeben einiger Neider, als habe er Frankreich, Spanien, Italien und Deutschland durchreiset, bloss um sich von den in diesen Ländern zerstreuten Geheimärzten und Goldköchen einen Sack voll Wunderrezepte zusammen zu betteln, kann nur in solchen Köpfen erzeugt sein, die selbst unfähig waren, aus seinen Schriften sein ärztliches Wissen zu erkennen. Wer dieses erkannt hat, und will ihn nicht als einen so seltenen Wundermenschen ansehen, der bloss durch eigene Geisteskraft sich den Fesseln seiner Zeit entwunden, der muss auch glauben, dass er auf seinen Reisen solche Belehrung von den Geheimärzten erhalten, welche nicht bloss in Geheimmitteln, sondern auch in einer weit richtigern Ansicht der Natur und des kranken Menschenleibes bestanden habe, als sie ihm die damahlige Schule geben konnte; vorausgesetzt jedoch, dass er nicht mit *Gellius Zemeus* denke: Hohenheim sei entweder unter einer sehr glücklichen Constellation geboren, oder durch die Gaben des heiligen Geistes vorzüglich erleuchtet, oder von allen Teufeln besessen gewesen. **)

Die Behauptung, die man in alter Zeit ausgesprochen, dass er ein Verächter der Wissenschaften gewesen, hatte damahls wol einigen Grund; denn wer das nicht für wahr hielt, was *Galen* und die Araber, besonders der Evangelista Medicorum *Mesue* gesagt, der war, nach den Begriffen jener Zeit, ein Ver-

---

seine erste Wanderung, von der Moreri nach Ramus spricht, mit seiner zweiten. Letzte muss er wol angetreten haben, da er der Professur zu Basel müde geworden, denn *Erasmus* schliesst seinen Brief an ihn mit den Worten: *Utinam sit ea fortuna quae te Basiliae moretur.* Wenn man alles Widersprechende gelesen, was Sprengel über Hohenheims jugendliche Geistesbildung nach bücherlichen Angaben aufgestellt, so kann man zuletzt nichts mehr glauben als das, was Moreri nach dem gleichzeitigen Ramus und nach anderen, wahrscheinlich auch gleichzeitigen Schriftstellern sagt.

*) In der Chirurgia magna (Part. II. Tract. III. Cap. I.) nennt er uns selbst vier geistliche Herren, nämlich drei Bischöfe und einen Suffraganeum, deren Schriften ihn vorzüglich belehrt.

**) *Credo, aut mira influentia in eo sit natalis, aut major spiritus sancti gratia in eo, aut universa existentia Daemonum.* Die närrische Stelle stehet Tm. I. pag. 824 der Strassburger Folioausgabe der Paracelsischen Schriften.

ächter der Wissenschaften. Wenn er nun noch obendrein den Götzen Aristoteles verspottete, so musste er der rohste, verworfenste Mensch sein. *) *Vesalius,* der die anatomischen Irrthümer des Galen Stück für Stück aufdeckte, wurde deshalb von den Aerzten, namentlich von dem Anatomen *Jacob Sylvius* angefeindet. **) Hier handelte es sich doch nur von der Form der Theile, also von sichtlich erkennbaren Dingen, und doch waren selbst Anatomen so blind für Galen eingenommen, dass sie dessen Affenanatomie durch die Zergliederung der menschlichen Leichname bestätiget glaubten. Aus dieser unbestreitbaren Thatsache kann jeder Arzt, der auch keinen einzigen Schriftsteller aus jener Zeit, als nur den *Vesalius,* gelesen, schon schliessen, dass Hohenheim, der die ganze Galenische Elementartheorie und den Aristoteles verwarf, als ein Verächter der Wissenschaften musste ausgeschrien werden. Dass man aber noch in unseren Tagen diese Beschuldigung den Galenikern nachspricht, halte ich für sehr unschicklich. Wir behandeln ja allesammt die Kranken nicht mehr Galenisch und demonstriren nicht mehr Aristotelisch; also verwerfen wir das, was Paracelsus dreihundert Jahre früher verworfen. Wäre er dieses Verwerfens wegen ein Verächter der Wissenschaft gewesen, so müssten wir, folgerecht, ja allesammt in der nämlichen Verdammniss sein.

Nun wollen wir hören, was er selbst zu der besprochenen Beschuldigung sagt. „Ich habe mich (schreibt er) wol eben „so stark und heftig auf ihre Lehre gelegt als sie. Da ich aber „sah, dass die Lehre nichts anders als Tödten, Sterben, Wür„gen, Erkrümmen, Erlahmen, Verderben macht und zuricht,

*) Welche Verfolgung hat nicht *P. Ramus* wegen seiner Angriffe auf die Aristotelische Dialectik erduldet! *Dictionaire historique et critique par P. Bayle.* Wer sich handgreiflich überzeugen will, wie im sechzehnten Jahrhundert der Verstand einzig den Aussprüchen des Aristoteles untergeordnet war, lese nur die *Philosophia naturalis* des *Gregor Horst:* sie ist aber etwas langweilig zu lesen.

**) Andreae Vesalii Epistola, rationem modumque propinandi radicis Chynae decoctum pertractans etc. Basiliae 1546. Der Titel ist zu lang, um ihn ganz abzuschreiben. Aus diesem Buche kann man sich eine recht lebendige Vorstellung von dem Geiste der damahligen Zeit machen.

„und dass kein Grund nicht da war, so ward ich bezwungen, „der Wahrheit in andere Wege nachzugehen: darnach sagten „sie, ich verstände den Avizenna nicht, Galen nicht, und ich „wüsste nicht, was diese schrieben. *)"

Er drang auf Selbstbeobachtung der Natur und zog diese der damahligen Büchergelehrsamkeit weit vor; letzte hielt er, ohne die erste, für lächerlich. Er sagt: „Der grosse Haufe „hält allein an die Bücher des Buchstabens und lässt die besten „Bücher fallen, ist faul und will selbst nichts lernen. Sie sagen „bloss: das hat Plinius geschrieben, das Aristoteles, Avizenna, „Galen etc.; aber alle verzweifeln sie, und keiner will so viel „lernen, dass er Galenum und Avizennam übertreffe, oder doch „zum mindesten ihnen gleich werde. Die Gnade ist doch „uns gleich so wol gegeben als dem Avizenna, Galen und „andern. **)"

An einem andern Orte sagt er: „Anders sind die *Codices* „*Scribentium*, anders das *Lumen Naturae*, anders das *Lumen* „*apothecariorum.* So sie nun nicht eines Weges sind, und doch „der rechte Weg in Einem liegen muss; achte ich das Buch „für das rechte, das Gott selbst gegeben, geschrieben, diktirt „und gesetzt hat. Die anderen Bücher (nach ihrem Bedünken „*Consilia*, *Opiniones*) geben so viel sie mögen; der Natur ist „nichts genommen. ***)"

Er sagt abermahls: „Die Aerzte wollen die Natur zwingen

---

*) *Paragrani* dritter Tractat von der Alchymey. — *Helmont*, der bekanntlich auch die Galenische Lehre verliess, weil er sie für unbrauchbar zu dem Heilgeschäft erkannte, die Wahrheit aber auf seine eigne Weise suchte, sagt von dieser Lehre das Nämliche, was Paracelsus, nur ein wenig höflicher: *Sane puduit me, vel ab adolescente, quod operarius vocatus ad opus, illud promitteret, staretque promissis: Ego vero ad infirmum initio morbi et constantibus adhuc sibi viribus vocatus, eundem interire permitterem. Opera omnia pag.* 11. *Columna* 3.

**) *De pestilitate* Tractatus 1.

***) *Labyrinthus Medicorum* in der Vorrede. — Folgende nette gleichlautende Stelle findet man bei *Lancisi: Fremant qui Theoricam depereunt; dicam quid sentio: Bibliothecas, mehercule! omnium philosophorum ac medicorum unus mihi videtur superare humani corporis liber, cujus commentarii sunt, quotquot ab hominum ingeniis exarati, in immensum postea creverunt. Opera Tm. II. pag.* 223.

„in ihren Weg, die doch um solcher Schützen Lehre und Po-
„chen nichts gibt. *)"

Und an einem andern Orte: „Was will mich der Mensch „lehren in dem, das nicht in ihm ist? Die Arzenei liegt nicht „in dem Menschen; und ob der Mensch etwas lehret den an-„dern, so muss es ihn die Natur gelehrt haben. Hat er es „von der Natur, so lebt sie noch; also bleibt er ein Schüler „neben mir und ich neben ihm. **)"

Von den Verfassern der therapeutischen Lehrbücher sagt er: „Sie führen eine Ordnung vom Haupte zu den Füssen, „und alle Krankheiten, die in der Arzenei begriffen sind, die „müssen alle daran, sie kennen es, oder nicht. Beschämen „sich auszulassen, das sie nicht kennen. Sie streichen Farbe „an, die manchem sein Leib und Leben nimmt. Das ist also, „dass ich der alten Scribenten Bücher mit Fleiss und Mühe „durchlesen habe und getreulich gefolgt, aber mit grossen Schan-„den abgezogen; wiewol ich nicht allein, andere auch. ***)"

Merkwürdig ist das Bild, das er uns von der Literatur seiner Zeit entwirft, und noch merkwürdiger wird es, wenn wir es an unsere heutige medizinische Literatur halten. „Es „soll euch nicht seltsam nehmen, dass ich niemand weise auf „die Bücher des Papieres, in ihnen den Anfang der Arzenei „zu lernen, denn die Ursache ist nöth, dass die betrachtet „werde. Es schreiben durch einander Gute und Böse, zwick-„dörnige Leute und viele der Schwärmer durch einander, Gu-„tes und Böses zusammen. Fälschen das Gute durch das Böse, „finden und erheben eher das Böse als das Gute, und machen „durch einander ein Pludermuss, dass einer in die Wellen „kommt, kann auf kein stilles Meer kommen, und ein jegli-„cher will von andern Federn seinen Namen erheben und ein „neues aufbringen. Durch solche Scribenten ist die Arzenei „gar zerbrochen, und ist den papierischen Büchern nicht zu „vertrauen. †)"

---

*) De caduco matricis § VII.

**) De caduco matricis § VIII.

***) Fragment zu dem Traktat de caduco matricis.

†) Labyrinthus Medicorum Cap. 2.

Nun müssen wir uns zu der berüchtigten Prahlerei unseres Hohenheim wenden, und untersuchen einmahl etwas genauer als es bisher geschehen, ob er denn wirklich ein solch ungeheurer Prahlhans, oder ob vielleicht seine ihn missverstehenden Zeitgenossen Schafköpfe gewesen. Berüchtigt ist seine Prahlerei gewiss, denn die Hauptstellen aus seinen Schriften, welche vermeintlich dieselbe beweisen sollen, sind nicht bloss von gelehrten Geschichtschreibern hervorgehoben, sondern sind schon längst in Anekdotensammlungen und Vademecum, als eine treffliche Speise lustiger Gemüther, übergegangen. Man hat sich aber wol gehütet, sie unverfälscht zum Besten zu geben, sondern man hat sie aus Dummheit, oder absichtlich beschnitten, um ein schlechtes Licht auf Hohenheims Charakter zu werfen. *)

Hohenheim hatte wirklich die Ueberzeugung, seine Kunst, kranke Menschen gesund zu machen, sei weit vorzüglicher als die der Galeniker. Ohne mich rühmen zu wollen, alle seine Heimlichkeiten zu kennen, weiss ich doch so viel von denselben und von der Kunst der damahligen Galeniker, dass seine Ueberzeugung auch die meine geworden ist. Sie gründete sich wahrlich nicht auf Einbildung, sondern auf handgreifliche Erfahrung.

Die Galeniker mussten sie folgerecht für grobe Prahlerei ansehen; denn da sie dummgläubig von dem Satz ausgingen: *einzig in Galens Lehre stecke die wahre Heilkunst*, so mussten sie nothwendig den für einen unerträglichen Grosssprecher halten, der seine, aus einer anderen Quelle geschöpfte Kunst ihrer Galenischen vorzog. Wollten *wir* aber zur jetzigen Zeit diesen

---

*) Ich bin weit entfernt, alle die, welche jene Stellen verstümmelt angeführt, der Böswilligkeit zu beschuldigen, denke vielmehr, dass manche dieselben gutgläubig dummen und böswilligen Widersachern des Paracelsus werden nachgeschrieben haben; z. B. *C. W. Hufeland*, der in seiner Makrobiotik eine solche Stelle ganz verstümmelt angeführt, war ein viel zu rechtlicher Mann, als dass er sie selbst sollte verstümmelt haben; ja er besass eine solche Geschmacksbildung, dass, hätte er die Stelle in ihrem Zusammenhange und vollständig gekannt, er den richtigen Sinn derselben augenblicklich erfasst und sie gewiss nicht als einen Beweis der Paracelsischen Prahlerei angeführt haben würde.

Schlusssatz des Syllogismus noch für wahr gelten lassen, so würden wir uns alle als sehr unlogische Köpfe bekunden; denn da wir, als Nichtgaleniker, den Obersatz des Syllogismus als unwahr längst verworfen haben, so können wir auch unmöglich den Schlusssatz für wahr halten.

Wenn nun aber Hohenheims Ueberzeugung, dass seine Kunst vorzüglicher sei als die Galenische, auf unverwerfliche Erfahrung gegründet, nicht Prahlerei ist; worin steckt denn eigentlich seine Prahlerei, von der man so viel Aufheben macht? — Meines Erachtens steckt sie einzig in dem dreisten, schonungslosen, das Gemüth seiner Gegner schmerzhaft verwundenden Aussprechen dieser Ueberzeugung. Aber auch diese Prahlerei müssen wir jetzt etwas näher ins Auge fassen.

Es giebt eine Art Witz, den man wol am richtigsten den ruhmredigen nennt; er züchtiget dreist auftretende Grosssprecher dadurch, gibt sie dadurch dem öffentlichen oder geheimen Gelächter der Gesellschaft Preis, dass er ihren kühnen Behauptungen noch weit kühnere, ganz abkreisende und ins Lächerliche gehende entgegensetzt. Hohenheims vermeintliche Prahlerei ist nichts anders als solch ein ruhmrediger Witz; will man ihn, dieses Witzes wegen, für einen groben Prahler halten, so wird man den Herrn v. Münchhausen, dessen anekdotenformiger Witz der Art gesammelt und gedruckt ist, mit eben dem Fuge einen groben Lügner nennen müssen. Eins tadele ich allerdings: Paracelsus hat unbeachtet gelassen, dass der ruhmredige Witz sich in der Büchersprache nicht sonderlich ausnimmt. Selbst in dramatischen Dichtungen wird er sich besser auf der Bühne als beim Lesen ausnehmen, denn auf der Bühne wird er durch die ernsthafte Haltung des Schauspielers, durch dessen rasche, scheinbar ungesuchte Erwiederungen, und durch andere Persönlichkeiten gehoben, welche beim blossen Lesen wegfallen. Abgesehen von diesem Missgriffe Hohenheims, ist es aber doch kaum glaublich, dass man seinen ruhmredigen Witz für wirkliche Prahlerei gehalten; ja es ist *ganz* unglaublich, dass man noch in unserer Zeit solche Schriftstellen als Belege der Prahlerei anführt, in denen er es uns am Ende verständlich genug sagt, wie wir den Sinn derselben zu nehmen haben. Es ist sonst die Weise witziger Köpfe

nicht, ihren Stachelreden eine Erklärung anzuhangen. Wahrscheinlich hat den Hohenheim eine Ahnung, dass man ihn missverstehen werde, bewogen, von dieser Weise abzugehen. Was hat ihm aber seine Erklärung geholfen? Nichts; er ist bis diese Stunde ein grosser Prahler geblieben und wird es fortan auch bleiben.

K. Sprengel, der Hohenheims Prahlerei zwar nicht so grell hervorhebt als manche andere Aerzte, sucht ihn doch auch nicht von diesem Vorwurfe zu reinigen, welches wol eigentlich Pflicht des unparteiischen Geschichtschreibers gewesen wäre. Er scheint mir aber nur *da* in seinem wahren Elemente sich zu bewegen, wo eine Vergleichung bücherlicher Angaben zur richtigen Beurtheilung eines Schriftstellers hinreicht. Da wo zu dieser Beurtheilung auch nur ein ganz mässiger Grad ästhetischer Bildung gehört, ist er nicht zu Hause. *)

Nun will ich die zwei berüchtigten Stellen aus Hohenheims Werken (obschon mir das Abschreiben der so oft abgedruckten zuwider ist) ganz genau, wie sie sich in der Strassburger Folioausgabe von 1616 finden, hier hinsetzen, und dann den gebildeten und unparteiischen Leser selbst urtheilen lassen. Sie stehen beide in der Vorrede zu dem Buche *Paragranum*, und man muss nicht übersehen, dass er in dieser Vorrede seinen Widersachern ihre Unwissenheit, ihre alberne Anhänglichkeit an die Autorität des Galen, ihre feindlichen Gesinnungen, ihre Sucht, jeden zu verleumden und zu verfolgen, der sich einen neuen Weg zur Wahrheit bahnen wollte, auf eine eben so derbe als spottende Weise vorrückt. Hier sagt er nun: „Ihr mir nach! mir nach! *Avizenna, Galene, Rhasis, Mon-„tagnana*, **) *Mesue* etc. mir nach! und ich nicht Euch nach.

---

*) Die Geschmacksbildung äussert sich zwar bei den wenigsten Menschen durch eine Befähigung, selbst etwas Schönes hervorzubringen, (dazu scheint eine eigene Naturanlage zu gehören), sie äussert sich aber doch bei allen, die sie besitzen, durch eine Befähigung, das Schöne zu erkennen und von dem Unschönen zu unterscheiden. Wer seinen Geschmack nur ganz gewöhnlich gebildet hat, der wird nicht ein Witzspiel wörtlich verstehen, nicht eine dichterisch sein sollende Einkleidung für Prosa nehmen.

**) Meinen jüngeren Lesern bemerke ich, dass *Bartholomeus Montagnana*, Professor zu Padua, ein echter Galeniker, damahls noch das goldene Kalb

„Ihr von Paris, Ihr von Montpellier, Ihr von Schwaben, Ihr „von Meissen, Ihr von Cöln, Ihr von Wien und was an der „Donau und Rheinstrom liegt. Ihr Insuln im Meer, du Dal- „matia, du Athenis, du Griech, du Arabs, du Israelita, mir „nach! und ich nicht Euch nach. Euer wird keiner im hin- „tersten Winkel bleiben, an den nicht die Hunde seichen wer- „den. Ich werde Monarcha und mein wird die Monarchey sein, „und ich führe die Monarchey und gürte Euch Eure Lenden. „— Wie gefällt Euch *Cacophrastus?* — Diesen Dreck müsst „Ihr essen."

Hier nennt er also selbst seine Prahlerei einen Dreck, den er seinen Widersachern zu verschlucken gibt. Ich sollte denken, diese Stelle, die freilich stark nach der unkeuschen Derbheit des sechzehnten Jahrhunderts schmeckt, sei so verständlich, dass sie nicht wol eine andere Deutung zulasse als die von mir gegebene.

Die zweite, eben so berüchtigte Stelle, heisst im Zusammenhange also:

„Ich soll Euer Ketzer und Vagant sein, so mich doch die „Wahrheit, und nicht eure Lügnerei, zum Wandern bewegt? „Ich sage Euch: mein Gauchhaar im Genicke weiss mehr denn „Ihr und alle eure Scribenten, und meine Schuhrinken sind „gelehrter als euer *Galenus* und *Avizenna*, und mein Bart hat „mehr erfahren als alle eure hohen Schulen. Ich will die „Stunde greifen, da Euch die Säue in Koth müssen umziehen. „— Wie gefällt Euch der *Peregrinus?* Wie gefällt Euch der „Waldesel von Einsiedeln?" —

Wie gesagt, Hohenheim hatte wirklich, und zwar mit Recht, die Ueberzeugung, dass seine Kunst weit vorzüglicher sei als die der Galeniker; aber die grelle bildliche Einkleidung dieser Ueberzeugung, das vielwissende Gauchhaar, die gelehrten Schuhrinken und der vielerfahrene Bart sind doch offenbar weiter nichts, als ruhmrediger Witz, mit welchem er seinen Gegnern den Landstreicher und den Einsiedelischen Waldesel zurückzahlte.

---

war, was die Aerzte anbeteten, weshalb ihn auch Paracelsus unter die Götzen jener Zeit setzt.

Sollten nun unter meinen Lesern noch solche sein, welche den früheren läppischen Gegnern des Paracelsus mehr trauten als ihrem eigenen Verstande, so will ich mich auch noch dieser freundschaftlich annehmen und ihnen Folgendes zu bedenken geben.

Wenn die angeführte erste Stelle, die von jeher als die beweisendste hervorgehoben ist, nicht ruhmrediger Witz, sondern wirkliche Prahlerei wäre, so würde aus derselben folgen:

1) Dass Paracelsus als Zwingherr in der Medizin, als Monarcha, andere Meinungen als seine eigenen, nicht habe dulden wollen und nicht habe dulden können.
2) Dass er seine Kunst als ein vollendetes, abgeschlossenes Ganze betrachtet, das der Vervollkommnung und der Verbesserung unbedürftig sei; denn nur einzig der, welcher diese närrische Meinung von der Vollkommenheit seiner Kunst hat, und kein anderer, kann die Frechheit haben, sich als Zwingherrn öffentlich auszurufen.

Die Theologen sagen, man müsse Schrift durch Schrift erklären; das gilt aber nicht bloss von der heiligen Schrift, sondern von allen Büchern. Wenn Ihr, werthe Amtsgenossen! ein neueres Buch leset, und stosst auf Stellen, die mehrdeutig sind, dann deutet Ihr dieselben doch so, dass Eure Deutung mit der Verstandesbildung, die der Verfasser in dem ganzen Buche an den Tag gelegt, übereinstimmt. Findet Ihr aber vollends in dem Buche andere, deutliche Stellen, die mit den mehrdeutigen verwandt sind, so legt Ihr letzte gewiss so aus, dass sie mit den ersten übereinstimmen, zum wenigsten ihnen nicht widersprechen. Wolltet Ihr sie so auslegen, dass sie den deutlichen Stellen, und überhaupt der Verstandesbildung des Verfassers widersprächen, so würde Eure Deutung eine solche sein, die die alten Römer eine neidische *(invidiosa)* nannten, wir Deutsche eine gehässige nennen. Hass und Neid taugen aber beide nicht viel; man muss bei einer solchen Beurtheilung ganz ehrlich verfahren.

In der Voraussetzung, dass die Leser diesen Grundsatz der Kritik billigen, werde ich jetzt einige Stellen aus Hohenheims Schriften anführen, die jeder mit den prahlerisch scheinenden vergleichen kann, und wem der wahre Sinn der letzten

durch diese Vergleichung nicht klar wird, dem weiss ich nicht zu helfen.

In dem dritten Traktat des Buches *Paragranum* sagt Hohenheim: „Der den Kranken treu und fromm ist, der der Natur „will nachfolgen in ihrer Kunst, der wird mich nicht fliehen. „Nun sind sie doch nicht alle Kristo nachgegangen; bei sei„ner Zeit waren viele, die ihn verachteten: warum sollte mir „denn eine solche Freiheit sein, dass mich niemand sollte „verachten?"

Wie stimmt nun diese Stelle mit der Monarchey und mit dem Hundebeseichen? Dass er seine Kunst nicht als ein vollendetes, abgeschlossenes Ganze angesehen, erhellet aus folgenden Stellen.

In dem Buche *De caduco matricis* § 1. heisst es: „Die „Arzenei ist noch bis auf diese Stunde auf keinen Termin kom„men oder End, sondern für und für vorbehalten, weiter und „mehreres zu lernen und zu erfahren."

Im 4ten Traktat *Paragrani* sagt er: „Nun ist die Erfahren„heit von Jugend auf bis in das Alter und gar nahe bis in den „Tod, nicht zehn Stunden bleibt einer ungelernt."

Dass er wol das Geschwätz der Galenischen Bücherhelden, aber nicht die Kunst anderer erfahrenen Aerzte verachtete, und dass er sich keinesweges vermass, ein Viel- oder Allwisser zu sein, gehet aus folgender Stelle unwidersprechlich hervor, die man im 17ten Kapitel des Buches von den tartarischen Krankheiten findet. Hier sagt er deutlich, ganz ohne Rückhalt: „So „du etwas kannst oder weist zu dem tartarischen Wesen, magst „du es auch in solcher Gestalt appliziren; denn nicht dass „*ich* alle Kunst kann, sondern andere sind auch, die wissen „und können."

Nun wollen wir von der Astrologie reden, auf welche er angeblich seine Heillehre soll gegründet haben, *) da er doch

*) *Sprengel* sagt in seiner Geschichte der Medizin (3. Theil S. 439) Hohenheim sei auf *Oecolampadius* Empfehlung Hochschullehrer zu Basel geworden. Das stehet ja in dem grellsten Widerspruche mit der Behauptung, er habe seine Heillehre auf astrologischen Unsinn gegründet. *Oecolampadius* in seinen exegetischen Commentarien über das Buch Hiob (Cap. 38. V. 33) sagt von der Kunst der Astrologen: non est alia vanior et incertior.

in seinen Schriften ausdrücklich gegen diesen Aberglauben seiner Zeit eifert. Dieses ist gerade die Beschuldigung, von der er sich am gemächlichsten reinigen lässt.

Bekanntlich nahm man zu seiner Zeit und in früheren Jahrhunderten beim Aderlassen besondere Rücksicht auf die Gestirne; das Aderlassmännlein hat sich ja noch bis diese Stunde als ein alterthümliches Bild in etlichen Volkskalendern erhalten. Wir müssen einmal hören, was Hohenheim in seinem Buche vom Aderlassen darüber sagt. Da ich aber nicht alles abschreiben kann, was er sagt, so bitte ich jeden, der sich überzeugen will, es selbst nachzusehen; ich kann hier nur einige kurze Stellen wörtlich mittheilen und von den längeren einen Auszug geben.

Im Anfange des ersten Traktats macht er darauf aufmerksam, dass Aderlassen in vielen Fällen zwar nutzlos, aber doch auch ohne sichtlichen Schaden angewendet werde. Wenn es nun im guten Zeichen verrichtet sei, beweise das doch sehr schlecht die Richtigkeit der astrologischen Regeln. „Dabei „merkt auch (sagt er) so im guten Zeichen nichts Arges be-

---

Beim 2. Verse des 10. Cap. des Jeremias, welcher lautet: *Ihr sollt nicht der Heiden Weise lernen und sollt euch nicht fürchten vor den Zeichen des Himmels wie die Heiden sich fürchten* — sagt er Folgendes: Locus est insignis contra Astrologos impostores omnium maximos. Scrire autem cursum coeli, ortum et occasum stellarum, et quibus temporum distinctio habetur, culpa caret. Futura autem inde praedicere et vim stellis, quam non habent, tribuere, impium est; ex primo enim Geneseos discimus, quod earum est lucere et distinguere tempora, operationem autem in elementis Scriptura non sideribus, sed Deo tribuit, et propterea non est terribile Saturni neque mite Veneris astrum etc. Auch über den letzten Vers des 14. Cap. sagt er etwas Aehnliches. Wie kann man nun glauben, dass dieser ehrliche Mann, der die Astrologie eine gottlose und betrügerische Kunst nennt, Hohenheim, hätte dieser wirklich seine Heillehre auf astrologischen Unsinn gegründet, zum Amte eines Hochschullehrers sollte empfohlen haben? — Bei solchen und ähnlichen Widersprüchen, auf welche wir noch in der Folge stossen werden, denke ich immer an das, was *Bayle* in seinem historisch-kritischen Wörterbuche von den Verläumdungen sagt, die man über Luther verbreitet: On n'a eu égard en cela, ni au vraisemblable, ni aux règles de l'art de médire, et l'on s'est donné toute la hardiesse de ceux, qui sont très-persuadés, que le public adoptera aveuglément tout ce qu'ils débiteront, quelque absurde qu'il puisse être.

„gegnet, wird es auch nicht im Vollen begegnen, und so im „Vollen ein Arges begegnet, wird es auch im guten Zeichen „begegnen; denn die Krankheit ist an dem Ort mehr denn „der Himmel, sie will angesehen sein, und nicht in ihren Nö- „then nach dem Himmel regiert werden. Lasst Euch eins „sagen, damit ich dies Argument beschliesse: Suchet euch ein „gutes Zeichen aus, und unter demselben lasst funfzigen gleich „Ader schlagen, so wird euch funfzigerlei begegnen. Dieses „Begegnen kommt nicht aus dem Zeichen, sondern aus der „Krankheit. Dieweil Euch solches nicht will einen Unter- „richt geben, womit meinet Ihr dann, dass Ihr zu unterrich- „ten seid?"

„Weiter merket auch: so Ihr Ader schlaget mit aller Aus- „erwählung, dass oftmahls die Arme erkrümmen, geschwellen „und auflaufen. Solches wird von Euch der Himmel nicht be- „schuldiget; aber den Meister, der sie geschlagen, zeihet Ihr, „er habe vergift, bös Eisen gehabt; welchen ich entschuldige „und sage Nein. Ihr habt unrecht gerathen, aus welchem Un- „rechtrathen das Uebel entstanden ist; und so es im Neuen „beschehen wäre, so hätte es der Himmel müssen gethan ha- „ben, und die Irrung wäre der Astronomie zugelegt, so sie „doch der Arzenei unterworfen ist."

Was er weiter sagt, will ich, weil es zu weitläuftig ist, im Auszug dem Leser mittheilen. Er bemerkt: unbedeutend scheinende Wunden würden zuweilen tödtlich; die Aerzte, die das nicht erklären könnten, schöben aus Einfalt die Tödtlichkeit auf die Gestirne, sagend, solche Leute seien unter einem bösen Zeichen verwundet. Diese Meinung lächerlich zu machen, führt er wirklich einen schlagenden Beweis an. In einer Schlacht, sagt er, werden zu einer und derselben Zeit etliche tausend Menschen verwundet; nun lehre aber doch die Erfahrung, dass von diesen manche Schwerverwundete genesen, und manche Leichtverwundete sterben; daraus folge doch ganz unwidersprechlich, dass die Gestirnung, unter der sie verwundet worden, keinen Einfluss auf die Tödtlichkeit, oder Heilbarkeit der Wunde haben können.

In dem Buche *De vera influentia rerum* sagt er über die Heilkräfte der Kräuter, im ersten Traktat Folgendes.

„So wir nun wissen, dass das Kraut die Tugend hat, so „ist die Frage: wie kommt die Tugend in das Kraut? — Der „Bescheid ist: nicht aus den Planeten, nicht aus den zwölf „Zeichen, nicht aus anderen Sternen, sondern aus Gott, der „hat es dahin gegeben. — — — Es ist aber schwer, den gros- „sen irrigen Haufen da herein zu führen, die sich in des Him- „mels Angesicht belustigen und lassen sich bedünken, sie sehen, „wie Mars, Saturnus und dergleichen den Menschen etc. ma- „chen. Gott ist der Schmied und setzt keinen Statthalter, „als die vermeinte Astronomia und Sternguckerei sammt etlichen „Büchern der Philosophen ausweisen. Daher zu wissen, dass „aller Dinge Tugenden (ohne alle Mittel und Einkehren unter- „wegs) von Gott in die Natur laufen."

In dem Buche *De inventione artium* am Ende des 3. Traktats hält er sich darüber auf, dass die Astrologen selbst unserem Heilande die Nativität gestellet, er sagt:

„Es ist umsonst dass die *Astronomi* den Himmel stellen „auf seine Geburt und ihn dadurch loben wollen, er sei im „guten Gestirn geboren. Wie viel sind mehr Kinder auch ge- „boren zur selbigen Zeit in seinem Lande und weiter, und „worden mehr Narren daraus denn Witzige. Darum ist es eine „Lapperei, die Dinge also zu erigiren."

Wer ist nun unter meinen Lesern, der, nach diesen ganz unzweideutigen, bestimmten Aeusserungen Hohenheims, noch behaupten könnte, er habe seine Lehre auf astrologischen Aberglauben gegründet? Seine Astronomie, die er eine der Säulen der Heilkunst nennt, ist ein ganz anderes Ding; von der muss ich weiter unten ausführlicher reden. Sie halte ich für eine der grössten aber nützlichsten Heimlichkeiten der damahligen jatrochemischen Sekte, und da sie für uns Praktiker seit dem siebzehnten Jahrhundert keine Heimlichkeit mehr ist, so werden wir auch wol Hohenheims Aeusserungen darüber besser verstehen, als man sie im 16ten und 17ten Jahrhundert verstanden hat.

Nun zur Theosophie, auf welche er auch angeblich seine Heillehre soll gebauet haben. Welchen bestimmten Begriff verbindet man mit dem Worte Theosophie? Ich weiss es wahrhaftig nicht. Da das Wort, ins deutsche übersetzt, Gottesweisheit heisst, so sollte man fast vermuthen, ein Theosoph

müsse mehr von der Gottheit wissen als andere ehrliche Leute. Was kann er aber mehr davon wissen? Einen deutlichen Begriff von dem Wesen der Gottheit kann er ja nicht haben, oder er selbst müsste Gott sein. Von den Eigenschaften, die der Gottheit beigelegt werden, kann er keine andere Begriffe haben als verneinende; denn wenn man sagt: Gott sei allmächtig, allwissend, allweise u. s. w., so heisst das doch weiter nichts, als, Gott ist nicht so unmächtig, so unwissend, so unweise als wir Menschen. Die ganze Theosophie ist wahrscheinlich in manchen Köpfen bloss eine Ausgeburt der Phantasie; und weil die Phantasie des Menschen sehr üppig ist, in das Grenzenlose, Unkennbare herumschwärmen kann, so wird der Phantasietheosoph sich auch wol einbilden können, in einer innigen Verbindung mit der Gottheit zu stehen und unmittelbarer Eingebungen derselben gewürdiget zu werden. Die Erfahrung hat aber zur Genüge gelehrt, dass die Phantasietheosophen eine grosse Neigung zur Beschaulichkeit haben; die Natur dieses Glaubens bringt solches auch schon mit sich. Wie stimmt nun diese Erfahrung mit dem thätigen Leben Hohenheims, der die halbe Welt durchwandert, viel Kranke behandelt und noch obendrein viel Bücher verfasst hat? Es stehet ja in dem grellsten Widerspruche mit dem Geschichtlichen.

Wollte man solche Stellen seiner Schriften, in denen sich sein frommes Gemüth etwas kräftig ausspricht, als einen Beweis anführen, dass er bei Uebung der Kunst auf unmittelbare göttliche Eingebung gerechnet habe, so müsste man manche unserer Theologen und Dichter, ähnlicher Aeusserungen wegen, auch zu den gemeinen Phantasietheosophen zählen. Wir sind so billig, dieses nicht zu thun; warum sollten wir denn bei der Beurtheilung Hohenheims diese Billigkeit verläugnen? Deshalb vielleicht, weil unsere unästhetischen Vorfahren so blind gewesen?

Ich werde jetzt einige Stellen anführen und den gebildeten Leser selbst urtheilen lassen.

In dem ersten Paragraph des Buches von den hinfallenden Siechtagen äussert er die Meinung: die Menschenliebe treibe den Arzt weit besser zu der Erforschung der heilsamen Heimlichkeiten der Natur, als der Hochmuth und andere Leiden-

schaften. Hier sagt er dann: „Ist dein Herz getreu und ge-
„recht; ehe dir würden Künste gebresten, durch deine unwis-
„sende Erfahrenheit, es würden ehe mit dir die Kräuter und
„Wurzeln reden, darin dann wäre die Kraft, der du Noth-
„durft hättest. Willst du aber in Zweiflung fallen und dich
„menschlicher Anweisung behelfen, ausserhalb vorangezeigter
„Schule, so werden dir zu Stummen werden, was du in der
„Hand trägst."

Er hat den Glauben, die Gottheit habe Heilmittel gegen alle Krankheiten erschaffen. Es ist wirklich leicht einzusehen, dass ein Arzt, der diesen Glauben hat, auch Heilmittel suchen wird, dass hingegen der, welcher denselben nicht hat, sie nicht suchen wird. Letzter *behilft sich mit menschlicher Anweisung*, er sucht alle Weisheit in den Büchern; findet er in diesen das Heilmittel nicht, dessen er bedürftig, so beruhigt er sich und tröstet sich mit dem gemeinen Troste, *er habe sein Bestes gethan.* Nun verhält sich doch die Wahrscheinlichkeit wie hundert gegen eins, dass der, welcher ein Heilmittel emsig sucht, es eher finden wird, als ein anderer, der es nicht sucht; mithin ist auch wol nichts mystisch Theosophisches in Hohenheims Rede; man möchte denn das dichterische Sprechen der Kräuter und Wurzeln dafür nehmen, welches doch wahrlich eine sehr gezwungene Auslegung sein würde.

Sollte nun aber dennoch jemand auf das wirkliche Sprechen der Kräuter und Wurzeln bestehen, so mag dieser folgende Stelle aus Hohenheims erster Vertheidigung hören.

„Eine jegliche Krankheit hat ihre eigene Arzenei, denn
„Gott will wunderbarlich mit den Kranken gesehen werden, als
„nämlich in den Krankheiten des fallenden Siechtages, in dem
„gähen Schlage, im St. Veitstanze und allen andern, nicht
„Noth hier zu melden. Gott ist der, der geboten hat, du sollst
„den Nächsten lieben als dich selbst und Gott lieben vor allen
„Dingen. Willst du nun Gott lieben, so musst du auch seine
„Werke lieben: willst du deinen Nächsten lieben, so musst
„du nicht sagen, dir ist nicht zu helfen; sondern du musst
„sagen, Ich kann es nicht und verstehe es nicht. Diese Wahr-
„heit entschuldiget dich vor dem Fluche, der wider die Fal-
„schen gehet. Also merket, wie gemeldet ist, dass weiter soll

„gesucht werden so lange, bis die Kunst gefunden, aus wel-
„cher die rechten Werke gehen; denn so Kristus spricht: *per-*
„scrutamini scripturas, warum wollte ich nicht auch sagen:
„perscrutamini naturas rerum?"

Diese Stelle widerspricht ja geradezu der göttlichen unmittelbaren Eingebung; denn wer die Aerzte ermahnt, die Natur der Dinge zu erforschen und Heilmittel so lange emsig zu suchen, bis er sie gefunden, der wird doch wol nicht, in Beschaulichkeit versenkt, auf göttliche Offenbarung harren.

Nun will ich noch eine Stelle hersetzen, die den Geschmacklosen die Phantasietheosophie Hohenheims mag bestätiget haben, in der aber ein geläuterter Geschmack wol schwerlich den Glauben an göttliche Eingebung entdecken wird. Die Stelle stehet im 8ten Kapitel des Buches von den natürlichen Dingen und lautet also: „Von allererst sollen wir suchen das
„Reich Gottes; aber nicht bei den Priestern, noch bei den
„Leviten, sondern bei den Samaritanen. So wir die Barm-
„herzigkeit in uns haben, und thun dieselbe auch, so ist Gott
„mit uns auf solche Barmherzigkeit, und ob keine Hülfe da
„wäre geschaffen in der Natur, er würde von Stunde an sie
„schaffen. Aber dieweil levitisch und priesterlich von den
„Aerzten gehandelt wird, so bleibt die Kunst in der Hand
„Gottes; die Kranken fahren zu Gott in sein Reich; der Arzt
„zum Teufel auch in sein Reich, das solchen priesterlichen
„Aerzten und levitischen *Doctoribus* bereitet ist."

Noch eine Stelle aus dem vierten Traktat des Buches *Paragranum* mag hier einen Platz finden. „Du musst in Gott eines
„ehrlichen, redlichen, starken, wahrhaftigen Glaubens sein, mit
„allem deinen Gemüthe, Herz, Sinnen und Gedanken, in aller
„Liebe und Vertrauung. Alsdann auf solchen Glauben und Liebe
„wird Gott seine Wahrheit nicht von dir ziehen, und wird dir
„seine Werke offenbar machen, glaublich, sichtlich, tröstlich."

Ich sehe diese Stellen, und manche andere, bloss als Offenbarung einer höheren Lyrik an, die in unserm ehrlichen Landsmanne glühte, und die mit der albernen Phantasietheosophie nichts gemein hat. *)

---

*) Ich vermuthe, dass vorzüglich Hohenheims Aeusserung, auf die man häufig

Sollte aber dennoch Jemand geneigt sein, die angeführten Stellen als Prosa wörtlich zu nehmen, so will ich zu dessen Bekehrung Hohenheims Auslegung, wie der Arzt zu der Erkenntniss der Heilwirkung der Arzeneien gelange, hier hinsetzen, damit sich jeder Zweifler überzeuge, Hohenheim sei zu dieser Erkenntniss gerade auf die nämliche Weise gelangt als wir allesammt, und seine sprechenden Kräuter und Wurzeln und sein neue Mittel schaffender Gott seien bloss lyrische Bildersprache.

In dem dritten Paragraph *De caducis* gibt er mehre Wege an, durch welche die Aerzte zur Erkenntniss der Heilkräfte der Arzeneimittel gelangen. Die Stelle ist aber zu lang, um sie abzuschreiben, und auch zu wenig bemerkenswerth; denn zuletzt lauft alles darauf hinaus, dass der Zufall grösstentheils die Heilkräfte der Arzeneien entdeckt habe. Die Einfalt der Menschen, nichtige zauberische Künste, die Chiromantie der Pflanzen, die Aehnlichkeit der Form und manche andere irrige, abergläubische Ansichten haben zu solcher Entdeckung Veranlassung gegeben. So mag, sagt er, manches Mittel bloss der Seltenheit, oder der Theure, oder des Geschmacks wegen verschrieben sein, und man hat ganz absichtslos eine herrliche Heilkraft in dem gegebenen entdeckt. Nun, wer ist unter uns, der an der Wahrheit dieser Rede zweifeln möchte?

---

in seinen Schriften stösst: das höchste Wesen sei der Urquell aller nützlichen irdischen Kenntnisse, also auch der arzeneiischen, ihn bei Leichtsinnigen und Ungläubigen zum Phantasietheosophen gemacht haben. In jener Aeusserung steckt aber doch keineswegs der Glaube an eine unmittelbare göttliche Eingebung. Unser Wille (man nenne ihn immerhin den freien) ist es wahrlich nicht allein, der uns befähiget, nützliche Heilheimlichkeiten zu entdecken, sondern Zeit und Umstände, die doch sämmtlich nicht in unserer Gewalt stehen, sie sind es, die in uns den Willen zu nützlichen Forschungen wecken, sie sind es, die diesen Willen stäten und ihn erstarken, dass er nicht lass werde. Wenn also Hohenheim in seinem frommen Sinne auf den biblischen Spruch hinweiset: *alle gute Gabe und alle vollkommene Gabe kommt von oben herab, von dem Vater des Lichts,* so wird er, denke ich, wol eben so gut begriffen haben, als wir allesammt, dass der Vater des Lichts genug natürliche Mittel und Wege habe, den Arzt zu nützlichen Entdeckungen zu *leiten;* der übernatürlichen Eingebung also gar nicht bedürfe.

In dem ersten Traktat *De Pestilitate* findet man noch eine nette Stelle der Art. Er sagt: „Es sind mancherlei Arzeneien „von dem gemeinen Manne erfunden worden, davon noch in „der Arzenei die Kräuter den Namen tragen, wie den ge- „lehrten Aerzten wissentlich. Es sind aber solche Arzeneien „in des gemeinen Mannes Händen gestanden, wie ein gutes „Schwert in eines Kranken Gewalt und Hand, denn er kann „es nicht führen. — — — — — — — — — —
„Solche Arzeneien langen an uns Aerzte aus des gemeinen „Mannes Händen; so sollen sie doch nicht anders in unsere „Hände kommen, denn wie ein gutes Fechtschwert aus des „Unerfahrnen Händen, der das Schwert nicht kann brauchen. „Aber so wie es in eines erfahrenen Fechtmeisters Hand kommt, „und nachmahls der Fechtmeister das Parat damit schlägt, und „braucht es nach seinem Willen künstlich, also sage ich, soll „auch ein Doctor wissen künstlicher zu handeln mit der Ar- „zenei als der gemeine Mann."

Haben denn, werden meine Leser jetzt fragen, alle Aerzte, selbst unser gelehrter Geschichtschreiber *K. Sprengel*, sich so gröblich in Paracelsus geirret? sollte er wirklich der Theosophie nicht angehangen, sie nicht mit der Medizin vermischt haben? — Ganz unbedingt mag ich das eben nicht behaupten; ich behaupte bloss, er war nicht gemeiner Phantasietheosoph. Ich weiss nicht, ob unsere Philosophen zwei Arten der Theosophie unterscheiden; ich unterscheide sie aber, und zwar nicht als Philosoph, der ich nicht bin, sondern als Beobachter des leiblichen und geistigen Menschen, der ich als Arzt sein muss. Die Art der Theosophie, von der wir gesprochen, ist eine Ausgeburt der Phantasie.

Eine andere Art ist reines Erzeugniss des sittlichen Gefühls; von dieser letzten möchte ich Hohenheim nicht frei sprechen.

Was man davon hin und wieder bei den nachparacelsischen Geheimärzten findet, ist dunkel; so viel ich weiss, hat sich keiner bestimmt und ausführlich darüber geäussert. *Crollius* spricht zwar in seiner *Praefatio admonitoria* viel davon; seine Anhänglichkeit an kirchliche Lehrsätze macht aber das Dunkle noch dunkler, so dass man zuletzt selbst nicht weiss, was er haben will.

Ich kann dem Leser von dieser Gefühlstheosophie nichts anderes sagen, als das, was mir als Gesammteindruck von dem Einzelnen, auf welches ich hin und wieder gestossen, übergeblieben, und dieses mag ungefähr Folgendes sein.

Die Heilkunst gründet sich ursprünglich auf das Gesetz der Liebe, welches uns nicht von Aussen gegeben, sondern Theil unseres geistigen Wesens ist. Wie die äussere Welt uns den Glauben an eine allmächtige Weltursache aufdringt, so dringt die heilige Welt in unserm Innern uns den Glauben an eine unbegriffene Urliebe auf. Das Gottesgesetz der Liebe, welches in uns lebt, ist in Widerspruch mit unserer Sinnlichkeit, je mehr wir aber dem Gesetze folgen, Geiz, Hochmuth, Selbstsucht und andere Leidenschaften in uns bekämpfen, um so stärker wird unser Glaube an die Urliebe. Der höchste Grad dieses Glaubens, der aber nur durch möglichste Befreiung von allen irdischen Leidenschaften erreicht wird, ist die innige Vereinigung mit der Gottheit. Auf dem mit der Urliebe geeinten Arzt ruhet der Gottesfriede, der ihn befähiget, die schweren Pflichten seines Berufes, die nur zu oft dem sinnlichen Menschen widerstreiten, mit Freudigkeit zu erfüllen, und durch das Befreitsein von der Knechtschaft der Leidenschaften wird sein Verstand heller, und fähiger, die heilwirkenden Heimlichkeiten der Natur zu erforschen. *)

---

*) *De caduco matricis. Paragraphus II.* Hier haben wir die Pythagorisch-Platonische Reinigung und Gottähnlichung, von welcher Gottähnlichung auch *Hippokrates* spricht. Ueberhaupt habe ich bei Hohenheim mehre Platonische Gedanken wiedergefunden; da ich aber nicht zu der Zunft derer gehöre, die, wenn sie bei einem späteren Schriftsteller auf Gedanken treffen, die schon ein viel früherer ausgesprochen, festiglich glauben, der spätere habe sie von dem früheren entlehnt, oder sie ihm abgestohlen: so mag ich auch Hohenheim keineswegs eines schriftstellerischen Diebstahls zeihen, begreife vielmehr recht gut, dass ein und derselbe Gedanke sich in vielen, ja in unzähligen Menschenköpfen von selbst erzeugen könne. Z. B. der, den Plato im Phädo ausspricht: *Lernen ist nichts als sich erinnern*, findet sich auch in Hohenheims Schriften (B. II. S. 319 A.), ohne dass jedoch Hohenheim, gleich Plato, ein vorgeburtliches Sein unserer Seele daraus herzuleiten sucht. Dieser Gedanke beruhet nun doch auf einer ganz unverkennbaren Selbsttäuschung; denn da wir das Nichtwissen dessen, was wir einmahl wissen, uns unmöglich sinnlich vorstellen können, so muss nothwendig ein Gefühl, als ob wir es von jeher gewusst, uns

Nun hoffe ich, die Leser werden Hohenheim verstehen, wenn er sagt: „Schwatzen, süss Reden, Blandiren ist des Mau-„les Amt; Helfen aber, nutz sein, erschiesslich, ist des Her-„zens Amt. Im Herzen wächst der Arzt, aus Gott gehet er, „des natürlichen Lichtes ist er, der Erfahrenheit."

Es ist doch wol offenbar, dass diese Theosophie, oder mystische Theologie, ein reines Erzeugniss des sittlichen Gefühls, nicht aber der Phantasie ist. Freilich muss ich als Beobachter des geistigen Menschen zugeben, dass in manchen Menschen beide Arten der Theosophie wunderbar unter einander gemischt sind; *) ich kann aber doch in Hohenheims Geist diese Vermischung beider nicht nachweisen.

Man hat gesagt, die Gefühlstheosophie sei Platonisch-Pythagorischen Ursprunges; das ist aber, meines Erachtens, ein sehr einfältiges Vorgeben. Da sie ein reines Erzeugniss des sittlichen Gefühls ist, so muss sie schon vor *Pythagoras* und *Plato* in der Welt gewesen sein, und wenn sie sich später auch in kristlichen Gemüthern äusserte, so beweiset das wahrlich nicht, dass diese Kristen Platoniker waren, sondern es beweiset bloss, dass ihnen, sowol als dem Pythagoras und Plato ein hohes, überweltliches Musterbild der Sittlichkeit vorschwebte, dem sie nachzustreben suchten, kurz, dass sie Menschen, sittliche Menschen waren; denn ist das Sittengesetz in uns, oder

---

einwohnen. Das frühere Nichtgewussthaben ist bloss etwas Geschichtliches, was unser Verstand als wahr anerkennen muss, wenn es gleich unserem Gefühle, des angegebenen Grundes wegen, widerspricht. Wer kann nun zweifeln, dass der vermeintlich Platonische Gedanke sich in vielen, ja in unzähligen vor und nach Plato lebenden Köpfen erzeugt habe? Wahrlich! nur der könnte daran zweifeln, der des seltsamen Glubens wäre, kein Mensch sei im Stande, sich grober Selbsttäuschung hinzugeben, als allein der göttliche Plato.

*) Diese Vermischung ist in manchen Geistern sehr harmlos. So ist z. B. der Glaube an ein künftiges Leben ein reines Erzeugniss des sittlichen Gefühls. Da aber unser sittliches Gefühl uns über die Art des künftigen Seins ganz im Dunkeln lässt, so ist auch das, was manche Menschen von dem *Wie* des künftigen Seins glauben, wähnen, meinen, ihr Beziehen weltlicher Vorstellungen auf ein überweltliches Leben, bloss ein Erzeugniss ihrer Phantasie, jedoch ein sehr unschuldiges, das weder ihnen selbst, noch anderen schadet.

wie der gemeine Mann sagt, das Gewissen wol etwas anderes, als das Leben eines unerreichbaren, überweltlichen Musterbildes der Sittlichkeit?

Die Meinung der alten Geheimärzte, dass der Verstand des Arztes durch die Besiegung aller irdischen Leidenschaften vorzüglich befähigt werde, die heilwirkenden Heimlichkeiten der Natur zu entdecken, mag ich gerade nicht verfechten, sie kann bloss ein frommer Glaube sein. Eins weiss ich aber bestimmt: wenn Ehr- und Geldgeiz, Hochmuth und Selbstsucht den Arzt zu solchen nützlichen Entdeckungen vorzüglich geschickt machten, so müsste die Heilkunst schon lange vor unserer Zeit auf den höchsten Gipfel möglicher Vollkommenheit gebracht sein. „Wehe dem Arzte (sagt *C. W. Hufeland*), „der Ehr- oder Geldgeiz zum Ziele seines Strebens macht. „Er wird im ewigen Widerspruche mit sich selbst und seinen „Pflichten stehen; er wird seine Hoffnung ewig getäuscht und „sein Streben nie befriedigt finden, und zuletzt einen Beruf „verwünschen, der ihm nicht lohnt, weil er seinen wahren Lohn „nicht kennt."

Nun muss ich einige minder wichtige Beschuldigungen, die man Hohenheim gemacht, untersuchen.

Er soll Goldmacher gewesen sein. Diese Beschuldigung schreibt sich von einer Zeit her, wo, bei den unverständigen Galenikern, Scheidekunst mit der betrüglichen Goldmacherei verwechselt wurde. In späterer Zeit ist es erst Sprachgebrauch geworden, das Wort *Alchymie* für Goldmacherei, und *Chemie* für die Scheidekunst überhaupt zu nehmen. Manche spätere Aerzte, die sich wol wenig um die Veränderung des Sprachgebrauches mochten bekümmert haben, mussten Hohenheims Goldmacherei scheinbar in seinen Schriften bestätiget finden; denn er spricht ja nach dem damahligen Sprachgebrauche von der Alchymie, aber nicht von der Chemie. Freilich, gelehrte und verständige Männer werden dieses Missverständniss wol recht gut eingesehen haben; aber in unserer Literatur ist leider die Stimme der Unverständigen zuweilen lauter als die der Verständigen. Das Wort Alchymie soll, wie kundige Leute behaupten, arabischen Ursprunges, und die erste Silbe *Al* der Andeuter oder Artikel sein. Ich muss es glauben, denn ich

verstehe das Arabische nicht; uns ist auch hier wenig an einer Erklärung des Wortes gelegen, sondern mehr an dem Begriff, den Hohenheim mit demselben verbindet, und den bestimmt er also: „Was ist *Alchymia?* eine Bereiterinn der Arzenei, die „da die Arzenei rein macht und lauter und giebt sie vollkom- „men und ganz, dass der Arzt sein Wissen vollende. *)"

Im Buche vom Terpenthin heisst es: „Die Scheidung „lehret die dritte Säule der Arzenei, nämlich, die Kunst *Al-* „*chymia:* nicht die Alchymie, die da gebraucht wird, Silber „und Gold zu machen, (denn alle Länder voll solcher Buben „erfüllt sind) sondern die Alchymie meine ich, die da lehret „von einanderscheiden ein jegliches *Mysterium* in sein sonderes „*Reservaculum.*"

In dem Buche, genannt *Coelum philosophorum seu liber vexationum,* macht er sich über die Goldköche lustig und sagt: „*Alchymia* ist nur ein Fürnehmen und ein listig Gedicht, da- „mit man die Geschlechter der Metalle verwandelt, aus einem „Stande und Natur in den anderen zu bringen. Demnach „mag jeder wol dichten eine gute alchymistische Kunst durch „sein Sinnen und Gedanken; denn wer bass dichtet, der trifft „auch bass die Kunst und findet die Wahrheit." — Nun, ich denke, die Wahrheit werden alle Goldmacher zuletzt wol gefunden haben.

Dass aber die Kunst Gold zu machen nicht erfunden sei, sagt er ja ausdrücklich in dem Buche vom Vitriol, und zwar in dem Kapitel von dem vitriolischen Oel in der Alchymie zu gebrauchen. Er fängt das Kapitel mit folgenden Worten an: „Damit ich Euch aber unterrichte, was doch für alchymistische „Possen im Vitriol sind u. s. w."

Aus diesem Anfange kann man schon den neckischen Geist abnehmen, der in diesem Buche herrscht. Nun behauptet er, Eisen sei in Kupfer zu verwandeln; er lehrt auch den Prozess. Dass er das aber bloss sagt, um die Unkundigen zum Besten zu haben, ist offenbar; denn in dem nämlichen Buche (unter der Aufschrift *von den Speciebus des Vitriols*) kann man sich überzeugen, dass er und andere es recht gut wussten, dass sich

---

*) *Fragmenta medica ad Paragranum pertinentia.*

aus dem Kupfervitriol das Kupfer auf Eisen in metallischer Gestalt niederschlägt, die angebliche Verwandlung des Eisens in Kupfer also nur Blendwerk ist; an dem angeführten Orte heisst es ausdrücklich: *„Nun ist des Vitriols Probe an dem, „dass er wohl küpfere auf Eisen.“*

Nachdem er nun die possenhafte Verwandlung des Eisens in Kupfer ausgelegt, fährt er also fort: „Bei der Vermöglich-„keit *(nämlich Eisen in Kupfer zu verwandeln)* ist uns allen „wol abzunehmen, dass noch mehr mögen sein solcher Trans-„mutationen, aber uns nicht bekannt; denn es ist nicht min-„der, viel Künste sind uns verhalten, darum, dass wir Gott „nicht gefällig sind, dieselben uns zu eröffnen. Nun aber, „Eisen in Kupfer zu machen ist nicht so viel als Eisen in Gold „zu machen; darum das Wenigere lässt Gott offenbar werden, „das Mehrere ist noch verborgen, bis auf die Zeit des *Helias*, „so er kommen wird. *)“

In dem 6. Cap. Lib. I. der *Philosoph. sagac.* heisst es: „Was nicht ganz ist und nicht vollkommen, das ist nicht von „Gott, sondern Fantasei von Menschen, als ein Exempel mit „der Alchemey; die da wollen Gold und Silber machen, das „ist nicht gerecht, darum dreschen sie leeres Stroh, denn es „ist nicht von Gott gegeben, sondern Erdichterei von Menschen.“

Man hat es sehr anstössig gefunden, dass Hohenheim den grössten Theil seines Lebens mit Wandern verbracht; dieser Wanderung wegen hat man ihn einen Landstreicher genannt, ja ihn wol gar mit herumziehenden Marktschreiern und Beutelschneidern in eine Kategorie setzen wollen. Wir müssen einmahl hören, was er in seiner vierten Vertheidigung selbst darüber sagt. Er hat gewandert, um die Metalle in den Berg-

---

*) Die Zeit des *Helias*, von der Paracelsus mehrmals spricht, war ihm, und wahrscheinlich den Geheimärzten überhaupt, eine unbestimmbare künftige Zeit, in der ihre einfache verstandesrechte Lehre, die sie, wegen Unduldsamkeit der schulrechten Aerzte lange geheim gehalten, offenkundig würde gelehrt werden, und von der Mehrzahl verständiger Meister Beifall erhalten. Bei dem Worte *Helias* kann ich nicht gut an den Propheten Elias denken, denn was hat die Medizin mit dem und seinem feurigen Wagen zu schaffen? Es liegt einem weit näher, dabei an den Helios zu denken, an ein Licht, das einst das dunkle Wirrsal der Medizin beleuchten wird.

werken selbst kennen zu lernen. Die Berge *(meinet er)* gehen nicht dem Arzte nach, sondern er muss ihnen nachgehen. „Wo die *Mineralia* liegen, da sind die Künstler; will einer „Künstler suchen in Scheidung und Bereitung der Natur, so „muss er sie suchen an den Orten, da die *Mineralia* sind.“

Ferner war der Zweck seines Wanderns, allerlei Künste und Handwerke da kennen zu lernen, wo sie vorzüglich getrieben wurden. „Die Künste *(sagt er)* haben nicht Füsse, „dass sie dir die Metzger nachtreiben könnten.*) Sie sind „auch nicht in Kisten zu führen, noch in kein Fass zu ver- „schlagen: dieweil sie nun den Gebrechen haben, so musst „du dasselbe thun, was sie thun sollten.“ Endlich wanderte er auch, um die Krankheiten verschiedener Länder kennen zu lernen. Er sagt: „die engeländischen Humores sind nicht „Ungrische, noch die Neapolitanischen Preussische, darum „musst du dahin ziehen, da sie sind, und jemehr du dahin „siehest und jemehr ihrer erfährst, je grösser dein Verstand „in deinem Vaterlande.“

Ueberhaupt glaubte er, man könne die Natur nur durch eigene Beobachtung kennen lernen. Am Ende der vierten Vertheidigung heisst es: „Das will ich bezeugen mit der Na- „tur; der sie durchforschen will, der muss mit den Füssen „ihre Bücher treten. Die Geschrift wird erforschet durch ihre „Buchstaben, die Natur aber durch Land zu Land; als oft „ein Land, als oft ein Blatt: also ist *Codex Naturae*, also muss „man ihre Blätter umkehren.“

Dass bei einer solchen Wanderung weder viel Geld zu erwerben, noch ein üppiges Leben zu führen war, siehet jeder von selbst ein. Die, welche Hohenheim, seines Wanderns wegen, in Eine Kategorie mit Marktschreiern und Beutelschneidern gesetzt haben, müssen selbst so engherzige Gesellen gewesen sein, dass sie sich nicht einmahl zu dem Ge-

---

*) Unverkennbar ist hier durch Schuld des Druckers oder Abschreibers etwas ausgelassen. In der Handschrift wird der Satz wol gelautet haben: Die Künste haben nicht Füsse, dass man sie dir, wie das Vieh den Metzgern, nachtreiben könnte. — So hat auch der Genfer Uebersetzer den Sinn gegeben.

danken zu erheben vermocht, ein Mann könne, ohne Aussicht auf reichen Gelderwerb bloss aus Wissbegierde weite Wanderungen unternehmen.

Wie angenehm damahls das Wandern gewesen, beschreibt uns Hohenheim nach seiner launigen Weise also. „Es ist wol „wahr, die es nicht thun *(das Wandern,)* haben mehr, denn „die es thun. Die hinter dem Ofen sitzen, essen Rebhühner, „und die den Künsten nachziehen, essen eine Milchsuppe. „Die Winkelblaser tragen Ketten und Seide an; die da wan„dern, mögen kaum einen Zwillich zu bezahlen. Die in den „Ringmauern haben Kaltes und Warmes wie sie wollen; die „in den Künsten, — wenn der Baum nicht wäre, sie hätten „nicht einen Schatten."

Zum Schlusse dieses Artikels bemerke ich noch, dass die Galeniker, indem sie Hohenheims Wanderungen bespotteten und denselben unedle Beweggründe unterschoben, sich, gerade durch diesen Spott, selbst als höchstunwissende Menschen bekundet haben, die nicht einmahl ihres Abgottes Galen Schriften gelesen, denn der hält ja das Reisen für nöthig und unerlässlich zur Ausbildung eines Arztes.*)

Die Beschuldigung, Hohenheim sei ein Verächter des Kristenthums gewesen, möchte auch schwer zu erweisen sein; um so leichter ist aber der wahre Grund dieser falschen Beschuldigung zu entdecken.

Er machte sich die Geistlichen zu Feinden; was Wunder? dass ihn diese als einen unkristlichen Menschen ausschrieen. Im zweiten Traktat *De pestilitate* setzt er Klöster und Hurenhöfe in eine Kategorie. In dem Buche *De caduco matricis* § *I.* gehet er den Geistlichen, die damahls meist Vorsteher der milden Stiftungen waren, selbige aber wol nicht zum mildesten verwalten mochten, hart zu Leibe. Er sagt,

---

*) In dem Buche *Quod optimus medicus idem et sit Philosophus* sagt er (nach *Erasmus* Uebersetzung) *Jam vero cum oporteat medicum varias regiones orbis lustrasse, diversasque civitatum et locorum temperaturas, situs, et constitutiones accurate novisse, ut de illis possit judicium ferre; manifestum utique est, qui talis sit evasurus, cum debere non modo contemptorem pecuniae, sed supra modum etiam industrium atque impigrum esse.*

im Spital liegen die Gesunden im Bette, und die Kranken, Dürftigen, Presshaften im Stalle. Er gestehet es, schon früher die Geistlichen ermahnet zu haben, sie sollten ihre feinen Hemden den Kranken geben und ziehen die schmutzigen selbst an; und was er ihnen noch weiter vorwirft, ist auch nicht viel tröstlicher als diese Ermahnung. Er schliesst endlich also: „Thut was Ihr wollt; so Euch Kristus nicht bewegen „mag, was wollt Euch denn bewegen mein Schreiben, das „Ihr doch weder lesen noch hören werdet. Also steckt der „Teufel in Euch, und nicht der heilige Geist, den Ihr Euch „fälschlich anlüget."

Abgesehen von diesen unangenehmen Wahrheiten, die er den Geistlichen sagt, stehet in dem nämlichen Paragraph eine Stelle, die allein hinreichte, ihn, nach damahligen Begriffen, als einen Verächter des Kristenthums zu bezeichnen; sie lautet also: „Ihr wollt mir es für unkristlich achten und aus„legen, so ich es mündlich rede, und sage: es sei nützer, du „wäschest den Armen ihre Schäden und bindest denselben „ihre Wunden, denn dass Du in den Metten stehest plärren, „und in der Prim und in der Terz, Vesper, Complet. Ihr „sagt, ich sei unkristlich darum und handle wider den krist„lichen Glauben? Und ich bin es, der es von Kristo hat, du „sollst speisen, tränken, kleiden, und hat der Metten nicht „gedacht." *) Uebrigens hat er sich, so viel ich weiss, nicht von der römisch-katholischen Kirche losgesagt, obgleich er, nach der angeführten Stelle zu schliessen, unmöglich ein echter katholischer Krist sein konnte. Zum Lutheranismus ist er bestimmt nie übergegangen, er achtete jedoch Luther als einen Geistesverwandten, und wenn *K. Sprengel* in diesem

*) In seinen sogenannten philosophischen Schriften finden sich noch mehr unkatholische Gedanken; ja gegen seine Aeusserung, alle verschiedenen Menschenarten könnten unmöglich von einem einzigen Menschen, dem Mosaischen Adam abstammen — werden wahrscheinlich auch die Protestanten jener Zeit protestirt haben.

Ueberhaupt möchte ich aber die Echtheit aller seiner philosophischen Abhandlungen nicht verbürgen; man stösst ja in denselben auf schreiende Widersprüche und zum Ekel auf ewige Wiederholungen. Am besten gefällt mir das Buch *De inventione artium.*

letzten Punkte anderer Meinung ist,*) so spricht gerade die Stelle, die er aus den Fragmenten als beweisend anführt, gegen seine Meinung, denn sie schliesst ja mit den Worten: „Schämen stände Euch wohl an, dass Ihr mich wollt *Lutherum* „heissen, dem am allermehrsten Schälke und Buben feind sind."

Mit der angeblichen Verachtung des Kristenthums stehet Hohenheims Teufelsbündnerei im nächsten Zusammenhange.**) Da man aber heut zu Tage weder dem Teufel so viel Macht über den Menschen, noch dem Menschen so viel Macht über den Teufel zugestehet, als im sechszehnten Jahrhundert, so würde eine jetztzeitige Rechtfertigung unseres achtbaren Landsmannns auch etwas läppisch sein. Bloss zur Unterhaltung meiner jüngeren Leser will ich ein recht nettes Teufelsstückchen aus Hohenheims Zeit anführen.

Thomas Erastus (Part. II. Disput. de med. nov. Parac.) hat uns folgende eigene Worte des *Georg Vetter* aufbewahrt, der Hohenheim eine Zeit lang auf seinen Reisen begleitet. *„Nihil magis metui, quoties ebrius erat, (erat autem frequenter) „quam ut agmen Diabolorum accerseret, quod saepenumero facere „voluit, speciem artis suae editurus, sed a me rogatus omisit. „Cum sobrium monerem, ut isthaec missa faceret, quod Deum „graviter offenderet, quodque ad extremum, stipendium triste per- „solvere solitus sit famulis suis Diabolus: respondebat, se non „multo post receptui cantaturum esse.“* Meine Leser sind gewiss mit mir einverstanden, dass die Erzählung weit anmuthiger sein würde, wenn der alberne *Georg Vetter*, statt Ho-

---

*) Geschichte der Medic. 3. Theil S. 450.

**) Dass man ihn für einen Teufelsbündner hielt, war ganz in der Ordnung, denn sein Hauptlehrmeister, der Abt *J. Trithemius* war auch als ein solcher bekannt; von diesem kann ich dem Leser ein Zauberstück mittheilen. In dem *Theatro Diabolorum* (Frankf. a. M. 1565) heisst es fol. 112 also: Es meldet *Philippus Melanchthon*, wie es *Manlius* anzeigt in den *Collectaneis* Philippicis, dass der Abt von Sponheim, *Joannes Trithemius*, welcher ein grosser Schwarzkünstler und Zauberer gewesen, einmahl gereiset, (nach Anzeigung des *Bilebaldi Pirchameri)* und ist in eine Herberge gekommen, da nichts vorgerichtet war; da haben etliche scherzweise zu ihm gesagt: Ehrwürdiger Herr, Lieber, verschafft uns ein gutes Gericht von Fischen. Er hat nur an das Fenster geklopft, von stundan ist einer hereingekommen mit einer grossen Schüssel voll gesottener Hechte.

henheim von seinem Vorhaben abzubringen, ihn vielmehr gebeten hätte, das Heer der Teufel wirklich anrücken zu lassen.*)

Die Worte in der angeführten Stelle: *quoties ebrius erat, erat autem frequenter*, veranlassen mich, auch ein Wort über Hohenheims angebliche Völlerei zu sagen. Ich bin mit Herrn Dr. *F. Jahn* einverstanden, dass er bei seinem thätigen Leben

---

*) Dass *Thomas Erastus* solch närrisches Zeug mittheilt, muss niemand wundern, denn er war ein abergläubischer Mann und ein wahrhafter Verfechter des Teufels. Von seiner *Disputatio de Lamiis seu Strigibus. Basil.* 1572 sagt *Sprengel* (B. 3. S. 392), sie sei offenbar gegen *Wierus* geschrieben, dieser aber nicht darin genannt. — Abgesehen davon, dass *Erast* eben nicht der zartsinnige Mann, der aus Schonung *Wierus* Namen sollte verschwiegen und bloss dessen Gründe widerlegt haben, ist es mir aus anderen Umständen wahrscheinlich, dass jene Disputation schon vor Erscheinung des Wierischen Buches müsse geschrieben sein. Zwar kann ich das nicht mit voller Gewissheit behaupten, denn ich weiss nicht bestimmt das Jahr, in welchem *Wierus* zuerst sein Buch *de praestigiis Daemonum* bekannt gemacht, finde es auch weder bei *Sprengel*, noch bei *Moreri*, noch in *Wierus* Lebensbeschreibung angegeben, die der Ausgabe seiner sämmtlichen Schriften (*Amstelodami* 1660) vorgedruckt ist. Vor besagter Ausgabe stehet aber des Prof. von Groningen *Martin Schoocke* Urtheil über *Wierus* Schriften, der spricht von einer Streitschrift die *Thom. Erastus* 1578 gegen *Wierus* herausgegeben. Den Titel nennet er zwar nicht bestimmt, führt aber eine Stelle aus der *Epistola dedicatoria* derselben an. Der Inhalt ist kürzlich folgender. *Wierus* habe ihm, dem *Erast*, schon einige Jahre früher eröffnet, dass er als Schutzredner der Hexen auftreten werde; er, *Erast*, sei nicht bloss damit zufrieden, sondern selbst sehr neugierig gewesen, die versprochene Schrift zu lesen. Nun fährt er also fort: *Res est in annos aliquot delata, et cum nihil sperarem amplius, tandem circa principium hujus anni tanto ante intentata confutatio prodiit.* (Daraus sollte man also schliessen, *Wierus* Schrift müsse erst im Anfange des Jahres 1578 erschienen sein, und habe den Zweck gehabt, die von *Erast* früher aufgestellten Gründe zu entkräften.) *Ego eam cum avide perlegissem, et meliora me visurum frustra expectavissem, mirum est, quam fuerim demiratus. Nihil enim prorsus, quod quidem momenti alicujus esset, deprehendi, quod non antea solide a me confutatum fuisset. Itaque sic mecum ratiocinari coepi: Si vir tantus, et in hac ipsa quaestione tam exercitatus tot jam annis nihil excogitare potuit, quo vel tua infirmaret, vel sua corroboraret, satis manifestum est, quanta causae, quam defendis bonitas sit.* — Einen solchen Finsterling stellen unsere Geschichtsschreiber Hohenheim entgegen!

unmöglich ein eigentlicher Trunkenbold habe sein können.*) In lustiger Gesellschaft wird er sich zuweilen wol berauscht haben; nun, das haben mehr Aerzte in ihrer Jugend gethan, ohne dass es jemand eingefallen wäre, sie Trunkenbolde zu schelten. Ueberdies, wer sind Hohenheims Ankläger? *G. Vetter* und *Oporinus*, zwei Schwachköpfe. Sie sind zu verschiedenen Zeiten seine Reisegefährten gewesen, und werden, denke ich, dem neckischen Manne als Hanswurste gedient haben. Ueber *Vetter* sind meine Leser, nach der eben angeführten Erzählung, wol schon im Klaren. Was aber *Oporinus* betrifft, so erzählt uns *K. Sprengel*, aus der Lebensbeschreibung desselben,**) ein Stückchen, das uns über die Verstandesschwäche dieses Mannes auch nicht in Zweifel lässt. Da Hohenheim Professor zu *Basel* war, soll er einst gesagt haben, aus dem Harne eines Menschen, der drei Tage und drei Nächte gefastet, könne man dessen Constitution erkennen. Sein Schüler *Oporinus* hungert und dürstet nun drei Tage und Nächte, und bringt dann seinem Lehrer ein wenig Harn in einem Glase; der lacht den leichtgläubigen Narren aus und wirft das Glas an die Wand. Es ist wol offenbar, dass Hohenheim, der die ganze Galenische Elementartheorie verwarf, über die Bestimmung der Constitution in seinen Vorlesungen gespottet hatte, nicht ahnend, dass ein einziger seiner Zuhörer so ungeheuer dumm sein werde, den Scherz für Ernst zu nehmen.***) Wenn ihn also der Missgriff des ausgehungerten *Oporinus* zum Lachen bewegte, und er des Unbelehrbaren Harnglas an die Wand warf, so war das wol das Klügste, was er thun konnte.

Jeder, der die Wirkung, die der Wein auf Menschen von ganz verschiedenen Geistesfähigkeiten äussert, beobachtet hat, wird Folgendes erfahren haben. Einfältige, stumpfsinnige Menschen werden nach dem Gebrauche einer mässigen Portion Wein langweilig und überlästig, oder sie werden stumm

---

*) Literärische Annalen der gesammten Heilkunde von Dr. F. J. C. Heker 3. u. s. w.

**) *Vita Oporini. Argent.* 1569.

***) Man vergleiche mit dem Gesagten Galens Buch *De optima corporis constitutione.*

und nehmen eine sehr ehrenfeste Haltung an. Geistreiche, witzige Köpfe hingegen werden zu ausnehmend unterhaltenden Gesellschaftern. Ihr treues, fertiges, bewegliches Gedächtniss macht mitunter solche überraschende Aehnlichkeitssprünge, dass ein träger, stumpfer Verstand, der diesem Gedankengange nicht zu folgen vermag, sie für ganz berauscht, oder wol gar für irrsinnig halten muss. Es ist also sehr wahrscheinlich, dass der geistreiche Hohenheim, wenn ihn der Wein auch nur ganz mässig aufgeregt, einem *Vetter* und *Oporinus* als ganz betrunken und verrückt vorkommen musste.

Wenn aber *K. Sprengel*, auf *Oporinus* Bericht sich stützend, sagt: er habe gewöhnlich, erst wenn er betrunken nach Hause gekommen, seinen Schreibern diktirt; so will mir das von einem so verständigen und übrigens auch unparteiischen Geschichtschreiber nicht sonderlich gefallen. Er hätte sich ja aus den Fragmenten, welche sich in Hohenheims Nachlasse gefunden, überzeugen können, dass dieser nicht bloss einzelne Stellen, sondern ganze Bücher mehrmahls überarbeitet, also Fleiss darauf gewendet, mithin sie wol schwerlich in der Betrunkenheit wird diktirt haben.

Da ich in diesem Kapitel schon mehre Stellen aus Hohenheims Schriften angeführt und weiter noch mehre anführen werde, so mögen meine Leser selbst urtheilen, ob seine so wahren und mitunter so schön ausgedrückten Gedanken in einem durch Trunkenheit verdumpften Gehirn erzeugt sein können.*) Eins kommt mir in *Oporinus* Erzählung lächerlich

---

*) Michael Neander hat uns einen Brief von einem Schreiber Hohenheims, Namens *Franz* aufbewahrt, den Christ. Gottl. von Murr im 2. Bande seines neuen Journals zur Litteratur und Kunstgeschichte Seite 211 u. w. hat abdrucken lassen. *Neander* sagt von diesem *Franz*, er sei: *Vir pietate, doctrina, opibus, dignitate etiam aliquando, et aetate septuagenaria in Boëmia inter suos praestans.* Dieser alte Mann, der bei Hohenheim im Hause gewohnt, legt ein sehr rühmliches Zeugniss *von seinem lieben Praeceptore, Doctore Theophrasto* ab; aber er erwähnt mit keinem Worte dessen Völlerei. Wenn er gleich sagt, er habe Alters halben manches vergessen, so würde doch die Trunkenheit Hohenheims ihm, dem *Amanuensi*, so lästig gewesen sein, dass er dieses jugendlichen Drangsals sich gewiss noch im hohen Alter erinnert hätte. Warum sollte er nun davon schwei-

vor, weil es ihn gerade selbst als Dummbart bezeichnet. In Hohenheims Schriften findet man doch unwidersprechlich weit mehr wahre und schöne Gedanken, als in den Büchern gar vieler gleich- und nachzeitigen, wahrhaft nüchternen Schriftsteller: *Oporinus* macht also durch seine Erzählung Hohenheim zu einem Wundermenschen, der in der Trunkenheit gescheitere Gedanken vorgebracht als andere in der Nüchternheit. Ich glaube aber an eine solche Wundererscheinung nicht, wol aber daran, dass Hass und Neid im sechzehnten Jahrhundert viel Lügen und Fabeln geschmiedet, und dass wir diese für wahr halten, weil sie gedruckt sind.*)

---

gen? — Vielleicht, weil er parteiisch für Hohenheim eingenommen war? — Ich meine aber, in diesem Falle müsste die Parteilichkeit, wäre das vorgebliche Laster Hohenheims landkündig gewesen (wie man uns will glauben machen), ihn vielmehr bestimmt haben, seinen lieben Präceptor zu entschuldigen, oder ganz von der Anschuldigung zu reinigen. Gerade des ehrlichen Mannes gänzliches Schweigen macht das Vorgeben der Widersacher Hohenheims sehr verdächtig.

*) Ueber *Oporinus* und den geschichtlichen Werth seiner Aussagen muss man in dem Anhange der Genfer Ausgabe der Paracelsischen Schriften unter der Ueberschrift *Theo. Parac. Testamentum* des *Michael Toxites* Vorrede lesen. Hier heisst es: *Nihil falsi contra amicum meum Joannem Oporinum allegare volo, at hoc mihi non praetereundum (siquidem verissimum) quod mihi fassus est, se nunquam favente fortuna apud Theophrastum usum, et hunc illi praedixisse, quod medicinae studio relicto aliam professionem amplexurus esset: item praeterea, se tum temporis non novisse, tanta doctrina Theophrastum pollere, prout id postea compertum habuit; atque duorum se valde poenitere saepius questus est, nimirum, quod libros a Theophrasto acceptos integros, scilicet ejus praeparationes et res alias, aliis mutuo dederit; deinde quod epistolam de Theophrasto ad Doctorem Wierum scripserit.*

Friderikus Bitiskius, ein echter, aber doch verständiger Anhänger Hohenheims, der dessen Werke in der Genfer Ausgabe bevorredet, entschuldiget seinen Helden in Betreff der Neigung zum Weintrinken auf eine etwas drollige Art. Er sagt nämlich, diese Neigung sei nicht sowol eine Untugend Hohenheims gewesen, als vielmehr des deutschen Volkes überhaupt. Ferner sagt er: *Theophrastus* habe des Weines zur Erhebung seiner Geisteskräfte bedurft, weil er über sehr schwierige und dunkele Gegenstände habe nachdenken müssen. — Die Meinung von der scharfsinnig machenden Kraft des Weins muss wol ziemlich alt sein, ich erinnere mich, sie schon beim *Arnaldus* von *Villanova* gefunden zu haben. Dieser sagt (Op. om. pag. 1891): *Ex bono vino plus quam ex quocunque alio potu generantur et multiplicantur spiritus subtiles, clari et puri, et inde est quod*

Von Hohenheims Weiberhasse viel zu sprechen, halte ich für überflüssig, denn es kann uns ja ganz gleichgültig sein, ob er die Weiber gehasst oder geliebt hat. Die Stelle, die *K. Sprengel* als beweisend anführt, beweiset, lieset man sie im Zusammenhange, wenig, oder vielmehr gar nicht Hohenheims angeblichen Weiberhass. Andere Stellen, in denen Hohenheim etwas ungezogen ausfährt, betreffen nicht die Weiber im Allgemeinen, sondern bloss die Ehefrauen seiner Amtsgenossen, die Doktorinnen und Meisterinnen. Mir scheint, der Grund seines Weiberhasses, wenn man anders seine unartigen Ausfälle als einen Beweiss desselben ansehen darf, ist wahrlich nicht weit zu suchen. Der unruhige, nach ungemessener Freiheit strebende Geist, wollte sich, sperrig wie er war, dem Urtheile der Frauen nicht unterwerfen. Er begriff es nicht, dass wir praktischen Aerzte unwiderruflich unter dem geheimen Minnegerichte der Frauen stehen, und dass diese in unser wahrhaft irdisches Leben uns himmlische Rosen flechten: er begriff das nicht, und er konnte es nicht begreifen, denn er war ja unter den Tannenzapfen geboren und bei Käse und Haferbrot gross gebracht; das kann keinen subtilen Gesellen machen.

Aus dem Weiberhasse ist wahrscheinlich das Mährchen seiner Entmannung gesponnen; es soll ihm nämlich in der Kindheit ein Schwein die Hoden abgebissen haben. Zwar kann uns seine Entmannung eben so gleichgültig sein als sein Weiberhass; aber das Nachsprechen solch einer Albernheit in unseren Tagen beweiset doch, wie geneigt wir auch jetzt noch sind, alte Fabeln, ohne eigene Untersuchung, zu verewigen. Ich las zuerst das Mährchen bei *Helmont,* und bewunderte gleich die Vorsichtigkeit der kastrirenden Sau und ihr subtiles Maul, dass sie den armen kleinen Theophrastus bloss enthodet, und ihm nicht das Eine mit dem Andern weggerissen; bis diese Stunde weiss ich aber noch nicht, ob je ein gleichzeitiger glaubwür-

Theologi, contemplare soliti circa altissima, bona vina diligunt. (Ich glaube wahrhaftig, die Theologen sind in den 500 Jahren, seit *Arnaldus* dieses geschrieben, mit ihren *Contemplationibus circa altissima* noch nicht fertig geworden.)

diger Schriftsteller der Sache gedacht. Christoph Gottlieb von Murr sagt zwar (Neues Journal zur Litteratur und Kunstgeschichte 2 B. Seite 182), er habe die Erzählung in einem Briefe Theodor Zwingers unter den Thomasiusischen Handschriften gefunden; da Theodor Zwinger aber erst im Jahre 1533 geboren und Hohenheim 1541 gestorben ist, so kann man ersten nicht als einen gleichzeitigen Schriftsteller ansehen. Er konnte bei Hohenheims Tode nur ein achtjähriges Kind sein, wird auch nicht als Kind, sondern als Mann sich um jene Sache bekümmert haben; die vermeintliche Thatsache hätte also, da das Gerücht derselben seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, zum mindesten schon über funfzig Jahre alt sein müssen. Wahrlich! ein sehr schlechtes geschichtliches Zeugniss.

Thomas Erast, der auch von der Sache spricht, ist 1523 geboren, konnte also bei Hohenheims Tode nur ein achtzehnjähriger Jüngling sein; man kann ihn mithin nicht für einen gleichzeitigen Schriftsteller ansehen. Seine Angabe ist auch so unbestimmt und von der Zwingerischen abweichend, dass nur ein Leichtgläubiger ihr geschichtlichen Werth beilegen könnte. Von Paracelsus sagt er (*Disput. de medic. nova Paracelsi* p. I. p. 237): *In Carinthia narratum mihi est, exsectos ei testes fuisse a milite dum anseres pasceret.* Er nennet also weder bestimmt den Ort, wo sich die Begebenheit zugetragen haben soll, noch die Leute die sie ihm erzählt, sondern gibt bloss im Allgemeinen ein 25 Meilen langes und 14 Meilen breites Herzogthum an, in dem ihm das Gerücht zu Ohren gekommen, und zwar ein Land, in dem die angebliche Thatsache sich nicht einmahl zugetragen; denn Wilhelm von Hohenheim, der Vater des Theophrast, ist ja erst 1502 nach Willach in Kärnthen gezogen, mithin müsste die Kastration entweder, wie Zwinger angibt, in dem Dorfe Gais des Cantons Appenzell, oder zu Einsidlen im Canton Schwitz geschehen sein. Erasts Angabe, dass ein Soldat (also nicht ein Schwein) den kleinen Jungen soll enthodet haben, macht die Sache auch nicht wenig verdächtig, denn zwischen einem Soldaten und einem Schweine ist doch ein merklicher Unterschied. Endlich ist es noch höchst unwahrscheinlich, dass Wilhelm

von Hohenheim, der doch kein armer Mann gewesen, sein vier- oder fünfjähriges Söhnchen als Gänsehirten sollte gebraucht haben. Man stösst hier ja von allen Seiten auf Unwahrscheinlichkeiten und Widersprüche. *Ch. H.* von *Murr*, der dieses wol selbst fühlt und doch die fabelhafte Kastration nicht will fahren lassen, hebt den Umstand als besonders beweisend hervor, dass Paracelsus auf alten Gemählden bartlos dargestellt wird. Im 16. Jahrhundert liessen aber doch nicht alle Männer ihre Bärte wachsen. Ich habe von Luther ein altes Bild gesehen, welches ihn bartlos darstellt, die besseren Kupferstiche, die doch nach alten Bildern gemacht sind, geben ihn auch bartlos; nun, der ist gewiss nicht Kastrat gewesen, denn er hat ja Kinder erzeugt; was beweisen also Bilder in dieser Sache?

Ich hätte von *Murr* dem Polyhistor, von diesem unermüdlichen Forscher erwartet, dass er in alten Büchern dem eigentlich entscheidenden Punkte nachgespüret, nämlich, ob ein gleichzeitiger Freund oder Feind Hohenheims auch angemerkt, dass derselbe die feine, unmännliche Stimme eines Kastraten gehabt. Wäre darüber kein Zeugniss in alten Büchern zu finden, so hätte Murr dieses verneinende Ergebniss seiner Forschung uns mittheilen müssen, weil hier gerade die Verneinung den völligen Ungrund der Kastration schlagend beweisen würde; wie hätte nämlich der Hochschullehrer von Hohenheim, der täglich öffentlich sprechen musste, jenes Zeichen seiner Entmannung verbergen können? — Die feine unmännliche Stimme des berühmten Meisters hätte ja alsobald jedem Zuhörer auffallen müssen, und würde als eine seltsame Eigenthümlichkeit desselben allgemein bekannt geworden sein. Wer kann nun glauben, dass seine Neider, die ihn doch bloss aus Spott zum Kastrat machen wollten, von einer Thatsache schweigen sollten, die ihrer neckischen Behauptung einen bedeutenden Wahrschein würde gegeben haben?

Nun komme ich aber auf einen noch wichtigeren Punkt, bei dem wir kein Zeugniss eines Geschichtsforschers bedürfen. Wäre Hohenheim als Kind kastrirt worden, mithin bartlos geblieben, wie würde er denn seinen ärztlichen Widersachern gesagt haben: mein Bart hat mehr erfahren als alle

eure hohen Schulen? Ueber die Verstümmelung, wäre sie ihm wirklich in der Kindheit zu Theil geworden, konnte kein verständiger Mann lachen, sie konnte ihm nie die Achtung schmälern, die er als Arzt erworben; hätte er aber als bartloser Hämmling auch nur bildlich von seinem Barte gesprochen, so würde er sich ja dadurch als einen Albernen bekundet, und sich dem Gelächter aller seiner Bekannten ausgesetzt haben. Wer ist aber so unweise zu glauben, dass er gerade in der Vorrede des Buches *Paragranum*, welche Vorrede reich an derben und witzigen Angriffen ist, seinen Gegnern eine solche Blösse sollte gegeben haben? — Wäre die Bartstelle weniger bekannt als sie es wirklich ist, so könnte ich das Nachsprechen des Kastrationsmährchens noch allenfalls entschuldigen; da aber gerade diese Stelle eine solche ist, die als lustiger Beweis der Paracelsischen Prahlerei längst in Anekdotensammlungen übergegangen, also sattsam bekannt ist, so würde es mir schwer sein, auch nur eine scheinbare Entschuldigung unserer heutigen übergrossen Gläubigkeit zu ersinnen.

Nachdem ich nun unsern ehrlichen Landsmann von den ihm gemachten Beschuldigungen gereiniget,*) so werde ich,

---

*) Ich rathe jedem, der künftig Lust haben möchte, eine Geschichte der Medizin zu schreiben, sich, bevor er an die Geschichte des Paracelsismus gehet, ganz mit dem schmähenden Geiste des 15. Jahrhunderts vertraut zu machen. Höchstwahrscheinlich wird diese Vertrautheit ihm die Augen des Verstandes so öffnen, dass er die Beschuldigungen, welche man gegen Hohenheim erhoben, für das erkennt, was sie wirklich sind, nämlich, für den ekelhaften Koth, mit welchem die Lügenbrut damahliger Zeit jeden berühmten, dem Zeitgeiste nicht huldigenden Mann beschmitzte, und er wird gewiss alle Lust verlieren, jene Beschuldigungen als wichtige geschichtliche Urkunden in seinem Buche zu verewigen. Um dieses Rathes Verständigkeit ganz anschaulich zu machen, will ich einmahl zum Ergetzen meiner jüngern Leser, die Schmähungen, welche man gegen Hohenheim, und die, welche man gegen den gleichzeitigen Luther ausgespien, kurz nebeneinanderstellen. — Angeblich war Hohenheim von einer gemeinen, liederlichen Weibsperson geboren. — Mit Luthers Mutter hatte ein *Spiritus Incubus*, das heisst, ein Teufel, welcher sich in einen Menschen verstellet, gebuhlt; die Frucht dieser Buhlschaft, Luther, war also ein wahrer Satanssohn. — Hohenheim war ein gewissenloser Mensch, der die Kranken durch mineralische Gifte mordete. — Luther war ebenfalls ein Mann ohne Ge-

bevor ich seine eigentliche Heillehre auslege, etliche seiner medizinischen Gedanken, wie sie mir gerade in den Wurf kommen, zusammenstellen, damit ihn meine Leser daraus als Verstandesmenschen, als praktischen Arzt und als sittlichen Menschen kennen lernen, und um so mehr bewogen werden, seiner Heillehre die Aufmerksamkeit zu schenken, die sie verdient. Um aber ganz unparteiisch zu verfahren, werde ich erst seine Lichtseite und dann seine Schattenseite zeigen.

Wir wollen mit einigen Foderungen beginnen, die er an die Aerzte macht. Zuerst tadelt er ihre Kleiderpracht und sagt, es sei ein Gräuel, dass ein Arzt wie ein Bild herumtrete.*) Schwer würde es heut zu Tage sein, uns eine lebendige Vorstellung von der Zierlichkeit unserer alten Kollegen zu machen, wenn Hohenheim nicht dafür gesorgt hätte, der Nachwelt in seinen Schriften das Bild eines solchen Prunkarztes aufzubewahren. Er sagt**) „Ein Arzt soll wohl ge-„kleidet gehen, soll seinen Talar antragen mit Knöpfen, sei-„nen rothen Jugel und eitel Roth (warum roth? gefällt den „Bauern wohl); und das Haar fein gestrelet und ein rothes

---

wissen. — Hohenheim, dem man hinsichtlich der unerlaubten Befriedigung des Geschlechtstriebes durchaus nichts Schändliches andichten konnte, liess man durch eine Sau kastriren. — Luther, den man unmöglich zum Kastraten machen konnte, musste mit seiner nachherigen Frau huren, so, dass diese den Tag nach der Hochzeit ins Kindbett kam. — Hohenheim war ein Verächter der Wissenschaften. — Luther war ein frecher Verunglimpfer alles höheren Wissens, der scholastischen Theologie und der Universitäten, er verspottete sogar die academischen Titel und Würden. — Hohenheim war ein Trunkenbold. — Luther war nicht bloss ein Trunkenbold, sondern dichtete Loblieder auf die Völlerei. — Hohenheim war ein Verächter des Christenthums. — Luther stiess gotteslästerliche Schmähungen gegen die heilige Schrift aus, verwarf die Unsterblichkeit der Seele, ja, war ein Gottesläugner. — Hohenheim hat sich endlich durch Selbstmord aus der Welt geschafft. — Den unglücklichen Luther hat einst zur Nachtzeit der Teufel geholt, oder, wie andere wollen, ihn bloss erdrosselt. [NB. Wer diese Schmähungen gegen Luther mit dem Namen der Schmäher und mit deren eigensten Worten lesen will, der findet alles in dem historisch-kritischen Wörterbuche von *Bayle.*]

*) *Defensio* 5.

**) Kurzer Begriff der Grund der Arznei, worauf sie stehen soll. *Paragrani alterius Tract. I.*

„Baret darauf, Ringe an den Fingern, Türkis, Smaragd, Sa-
„phir darin (wo nicht, jedoch Glasisches auf das wenigste),
„so mag der Kranke einen Glauben an dich haben. Und die
„Steine haben solche treffliche Natur, dass sie den Kranken
„ihr Herz entzünden zur Liebe gegen dich. O du mein Lie-
„ber! O du mein Herr Doktor! — Ist das *Physica?* Ist das
„*Jusjurandum Hippocratis?* ist das Chirurgik? ist das die Kunst?
„ist das der Grund? — O du Katzensilber!"

Er verlangte ferner von den Aerzten, sie sollten jene losen Künste, die man unter dem Namen ärztliche Politik begreift, fahren lassen. Ihre einzige Weltklugheit müsse darin bestehen, rechtlich zu handeln und den Kranken in ihren Nöthen gut zu helfen. Von den Aerzten seiner Zeit sagt er:
„Also haben sie die Leute genarret, dass diese ganz in dem
„Glauben sind, freundlich, liebkos leben, Federklauben, Zu-
„tüteln, viel gramanzen sei die Kunst und die Arzenei. Heissen
„den einen Junker, der erst von der Krämerlade herlauft,
„heissen den andern Herr und Ew. Weisheit; ist ein Schuster
„und ein Tölpel u. s. w."

Nun zu seinen medizinischen Gedanken. Ich fange hier wohl am schicklichsten mit dem Leben an. Er war der Meinung, man wisse nicht, was das Leben sei, und bezeichne es deshalb durch mancherlei bildliche Ausdrücke.

„Nun ist das Leben des Menschen nichts anders, als ein
„astralischer Balsam, eine balsamische Impression, ein himm-
„lisches und unsichtbares Feuer, eine eingeschlossene Luft,
„ein tingirender Salzgeist. Anders und deutlicher kann man
„es nicht nennen, wiewohl es mit vielen und mehr Namen
„möchte genannt werden." *)

Es ist nur Ein Leben in dem ganzen Körper; es äussert sich nur anders und anders in den verschiedenen Organen.

„Der *Spiritus vitae* ist ein Geist, der da lieget in allen
„Gliedern des Leibes wie sie dann genannt werden, und ist
„in allen gleich, der Eine Geist, die Eine Kraft in dem einen
„wie in dem andern, und ist das höchste Korn des Lebens,
„aus dem alle Glieder leben. Aber so weit er sich austheilt,

*) *De natura rerum Lib. IV.*

„so ist er der Statt nach mancherlei; denn in dem Herzen „treibt ihn das Herz, dass er herzische Stärke gebraucht, das „er in anderen Gliedern nicht thut; in der Leber desgleichen „der Leber Stärke und thut das in andern Gliedern auch „nicht u. s. w."*)

Es ist nur Ein Leben in der ganzen Natur.

„In allen Gestirnen und Influenzen des ganzen Himmels, „so weit das Firmament begreift, liegt die Kraft des *Spiritus* „*vitae* und ist gleich einem *vapori coelesti invisibili.*"**)

Das Leben der Natur offenbart sich nur durch einen Kampf und in diesem Kampfe ist der Mensch begriffen.

„Darauf merket, dass alle Dinge, die da geschaffen sind, „wider den Menschen sind und der Mensch wider sie."***)

---

*) *De viribus membrorum Cap. I.* — In diesem Punkte war Hohenheim klüger als der hessische Leibarzt *J. Dolaeus* der, 1691 in seiner *Encyclopaedia medica,* dem Leben, je nachdem es sich in den einzelnen Organen äussert, ganz verschiedene, sehr wunderliche Titel beilegt, als: *Gasteranax, Cardimelech, Microcosmetor, Cosmotorges.* — Trotz dieser leibärztlichen Narrheit ist das Buch aber doch für jene Zeit gut, besser als manches andere der Art.

**) *De virib. membror. Lib. I.* Die Idee eines allgemeinen Weltlebens oder einer Weltseele ist bekanntlich sehr alt, einst hat sie einer unserer Zeitgenossen sehr sinnreich besonders auf unsern Erdball bezogen, denselben als ein ungeheures Thier angesehen, zwischen dessen Haaren wir arme Menschen nebst andern Geschöpfen herumkrabbeln, von dessen mächtigem Aus- und Einathmen Ebbe und Flut des Meeres abhangen. Ich würde diese eigene Anwendung der alten Weltseelenidee, obgleich sie mir beim Lesen Vergnügen gemacht, längst vergessen haben, wenn mich nicht später *Marsilius Ficinus* durch eine Stelle seines Buches *De triplici vita,* in welcher auch von Haaren, Knochen und Zähnen unseres Wandelsternes die Rede ist, auf eine wirklich überraschende Weise daran erinnert hätte. Die merkwürdige Stelle findet sich fol. 56 der Strassburger Ausgabe vom Jahre 1511 und lautet also: *Vita mundi omnibus insita propagatur evidenter in herbas et arbores quasi in pilos sui corporis atque capillos, tumet insuper in lapides et metalla velut dentes et ossa, pullulat quoque in viventes conchas terrae et lapidibus adhaerentes; haec enim non tam propria quam ipsa communi* t o t i u s *vita vivunt, quae sane communis vita multo etiam magis super terram in corporibus viget subtilioribus tanquam propinquioribus animae, per cujus vigorem intimum aqua, äer, ignis viventia sua possident atque moventur; vita haec äerem ignemque etiam magis quam terram et aquam fovet agitatque perpetuo motu etc.*

***) *Paramirum Tract. I.*

In diesem Kampfe hat jedes Wesen das Bestreben, sein eigenthümliches Sein zu erhalten; ohne dieses Bestreben würde die Heilkunst ein Unding sein.

„Also soll nun der Mensch wissen und verstehn, so Gott „ihm seinen natürlichen Arzt und seine natürliche Arzenei „nicht gegeben hätte und geschaffen, des äusseren Arztes hal- „ben bliebe nichts beim Leben." *)

Die Kunst kann da mit Vortheil eingreifen, wo die Natur zu langsam heilt; es ist aber thöricht von den Aerzten, dass sie alle Heilungen, sonderlich die der akuten Fieber, ihrer zwecklosen, langweiligen Behandlung zuschreiben. Hier ergreift unsern Hohenheim der satirische Geist und er spricht also:

„Gesetzt, es wäre ein Kranker vorhanden an einem Fie- „ber, hätte seinen Termin 12 Wochen, und dann wäre es am „Ende; so hätte er zweierlei Aerzte vor ihm, den falschen „und den rechten. Der falsche handelt also: Fähet gemäch- „lich und langsam an zu arzeneien, vertreibt viel Zeit in „*Syrupis* in *Laxativis*, mit Purganzen und Hafermüsslein, „mit Gersten, mit Kürbsen, mit *Citrullis*, mit Julep und an- „derem solchem Geschmeiss. Langsam — mit der Zeit, — „und oft dazwischen klystirt; — weiss selbst nicht, womit er „umgehet, — und schleicht also mit der Zeit und mit seinen „sanften Worten hindurch, bis er auf den Termin kommt: „dann legt er den eigenen Abzug des Fiebers der Kunst zu. „— Aber den gerechten Arzt erkenne also: Diesen Termin „theilet er in zwölf Theile, den einen und den halben nimmt „er zu seiner Arbeit." **)

Wer denkt hier nicht an das, was über den nämlichen Gegenstand unser *C. W. Hufeland* gesagt hat?

Die Heilwirkung der Arzenei sah Hohenheim, als etwas auf unwandelbare Naturgesetze Gegründetes, für sicher an.

„Das ist ein Arzt, der da weiss zu helfen und zu vertrei- „ben die Krankheit mit Gewalt; denn wie eine Axt an einen „Baum gelegt wird und der fällt um, und das ist gewiss; also „gewiss ist auch die Arzenei in dem Kranken. Kann ich es

---

*) *Labyrinthus medicorum. Cap.* 7.

**) *Defensio I.*

„nicht, so sage ich fröhlich, ich sei an dem Orte auch kein „Arzt, als wohl als Ihr. *)"

Obgleich er aber die Heilwirkung der Arzeneien für sicher hielt, so dachte er doch ganz anders über die Erkenntniss der Krankheit; diese sei, meint er, schwierig, erfordere grosse Sorgfalt und Umsicht. Das schnelle, unbedachte Aburtheilen über die Natur einer Krankheit zeuge von grossem Unverstande des Arztes; denn die Natur mancher Krankheiten sei ja einzig durch Probemittel *(Reagentia medica)* zu ergründen.

„Sie sagen: so ich zu einem Kranken komme, so wisse „ich nicht von Stunde an, was ihm gebrist, sondern ich dürfe „eine Zeit dazu, bis ich es erfahre. Es ist wahr, dass sie es „von Stunde an urtheilen, ist ihre Thorheit schuld, denn am „Auskehren ist das erste Urtheil falsch, und von Tage zu Tage „wissen sie je länger je minder, was es ist, und stellen sich „selber zu Lügnern; so ich begehre, je länger je mehr zur „Wahrheit zu kommen."

Nun vergleicht er den untersuchenden Arzt mit dem bergmännischen Metallurgen, der die Erze durch Proben untersucht, und dann fährt er folgendermassen fort.

„Also ist es auch in den verborgenen, langwierigen Krank„heiten, dass nicht so schnell ein Urtheil geschehen mag; denn „es ist unmöglich, dass ein Hund so bald gefunden wird, oder „in der Küche eine Katze, wie viel minder in einem so ge„fährlichen, heimlichen Handel. Darum die Dinge zu erwägen, „zu ermessen, zu versuchen (so viel der Versuchniss zustehet) „nicht zu verargen ist; und alsdann mit der rechten Kunst daran.

---

*) *Fragment. Lib. Columm. med. Praefatio.* Nicht alle Aerzte denken in diesem Punkte wie Hohenheim. Da *F. Sylvius*, bei dem im Jahre 1669 zu Leiden herrschenden bösen Fieber, seine Kunst so wenig bewährte, dass zwei Drittel der vornehmen Einwohner starben, so war er weit entfernt, fröhlich zu bekennen, dass er in dieser Sache nicht Arzt gewesen, er schrieb vielmehr eine sehr lange und gelehrte Abhandlung darüber. Wie zieht sich nun der berühmte Mann aus der Klemme? — Auf die allereinfachste Art. Seine Heilart, behauptet er, sei die beste gewesen, seine Arzeneimittel die zweckmässigsten; — aber — Gott habe den Arzeneien seinen Segen versagt, um die Leidener Herrn und Frauen ihrer Sünden wegen zu züchtigen. — Das heisst, kristlich und professoralisch zugleich sprechen.

„Da liegt der Putz, da liegt der Schatz, also soll man mit „solchen Krankheiten handeln. *)"

Da man in vielen Fällen die Natur der Krankheiten nur, wie der Scheidekünstler, durch Probemittel erkennen kann; so ist zu begreifen, dass in manchen, trotz der schnellen und sicheren Heilwirkung der Arzeneimittel, die Heilung doch nur langsam vollbracht wird.

„Dem Kranken ist die Kunst lang, denn langsam wird „ihm geholfen. Kunst und Arzenei sind zweierlei. Die Kunst „ist langsam, zu erkennen die Hülfe und die Krankheit. Die „Arzenei ist schnell, die Kunst ist langsam: das macht der „Irrgang, so in der Arzenei ist. **)"

Er tadelt es sehr, dass die Aerzte gemeine, wohlfeile Mittel verachten; in diesen, glaubt er, stecke zuweilen eine wichtigere Heilkraft als in theuern und ausländischen.

„Es ist je und je der vermeinten Aerzte Brauch gewe- „sen, dass alles das, was geringe *Simplicia* waren und keinen „Schein noch Ansehen hatten, waren leichtlich, ja etwa um- „sonst zu bekommen, das musste alles nichts gelten, und von „ihnen verachtet, verworfen und hinter die Thür gesetzt wer- „den. Haben nicht bedacht, dass Gott der Allmächtige nichts „vergeblich geschaffen, sondern ein jegliches Geschöpf mit son- „derlichen Tugenden begabet, nach seinem göttlichen Willen „und Wohlgefallen. Dass wir aber solches wenig wissen und „erkennen, da sind wir selbst Schuld an, dass wir so schläfrig, „so faul, so ungläubig und so verdrüssig sind, zu suchen in „der Natur. ***)"

An einem andern Orte sagt er:

„Es ist nicht von Nöthen, so viel Büchsen und Scatuln „und Krüge und Gläser in der Apotheke zu haben — —"

„Der Arzt soll sich fleissen, dass er nicht in vielen Büch- „sen liege, nicht in den Arzeneien, die aus weiten Landen „kommen, sondern er soll sich befleissen, dass er nicht über- „sichtig sei, sondern vor sich niedersehe wie eine Jungfrau;

---

*) *Defensio* 7.

**) Auslegung der Aphorismen des Hippokrates. *Aphor. I.*

***) *Lib. principiorum seu de mysteriis vermium. Cap.* 8.

„so findet er vor den Füssen einen mehreren Schatz zu allen „Krankheiten, denn *India*, Aegipten, *Barbaria* und *Graecia* „vermag. Solchem Grunde soll der Arzt nachgehen, denn es „ist einmahl gut wissen, (das ein jeglicher Bauernknecht ver- „steht) dass nichts dann Trügerei in den Büchsen ist und „Scatuln; und wie sie hölzen sind, so sind Doktoren und Apo- „theker auch hölzen, Gleich und Gleich kommt zusammen.*)"

Diese letzten Worte geben mir Veranlassung, von Hohenheims Verhältniss zu den Apothekern zu sprechen. Er war kein Freund der Apotheker und diese konnten es nicht von ihm sein, denn er schrieb wenig und kurze Rezepte und verlangte gute Waare von ihnen; er wusste auch das Gute von dem Schlechten zu unterscheiden. Er sagt von den Apothekern:

„Ich schreibe kurze Rezepte, (nicht auf 40 oder 60 Stück) „wenig und selten, leere ihnen ihre Büchsen nicht aus, schaffe „ihnen nicht viel Geld in die Küche; das ist der Handel, darum „sie mich ausrichten,**)" und weiter:

„So oft ich die Kur *Podagrae* habe wollen antreten und „mich mit einer grossen Zahl der Kranken versehen, so ist „mir begegnet von den Apothekern, (das ist von ihrem grossen „Unverstande) dass ich die Arzenei durch sie in kein Werk „nicht habe mögen bringen. Zudem, dass sie mir augenschein- „lich *Quid pro Quo*, *Merdam pro Moscho* eingemischt haben; „so schändlich die *Medicamina* gemacht, dass Gott aus son- „deren Gnaden Schaden verhütet hat; und zudem ein gross, „unziemlich Geld gefodert, und die Sachen so gepriesen und „geschätzt, dass ich nicht glaube, dass geschicktere Leute zum „Lügen mögen gefunden werden.***)"

Zu jener Zeit mag es freilich etwas unheimlich in den Apotheken ausgesehen haben. *Rondelet* und *Valerius Cordus*, deren Apothekerbücher vom Ende des 16ten Jahrhunderts sind, klagen beide sehr über den Zustand der Apotheken, besonders

---

*) Von den natürlichen Dingen Kap. 8.

**) *Defensio* 7. Das Wort ausrichten heisst in dieser Stelle, nachtheilig beurtheilen, verleumden. *Kampe* sagt, es sei in dieser Bedeutung sehr ungewöhnlich.

***) Fragment über die podagrischen Krankheiten.

darüber, dass jeder Apotheker die Zusammensetzungen nach seinem Gutdünken mache, und darüber, dass sie keiner Beaufsichtigung unterworfen. *) *Valerius Cordus* zeichnet uns auch das Bild eines wahrhaft guten Apothekers; **) ich gestehe aber, bis jetzt noch keinen solchen Valerisch-Cordischen Apotheker gefunden zu haben.

Sollte unter meinen Lesern sich vielleicht ein gläubiger Apothekerverehrer finden, dem Hohenheims Ausstellungen anstössig gewesen, so will ich, diesem zu Liebe, einmahl die Ehrentitel nennen, die ein fürstlicher Leibarzt den Apothekern beilegt. *Walter Charleton* nennet sie: *Perfida ingratissimaque impostorum gens, aegrorum pernicies, rei medicae calamitas et Libitinae praesides.* ***) Mir scheint, der Mann ist noch weit ungeschliffener als Paracelsus. Uebrigens kommen bei Letztem diejenigen Aerzte auch übel weg, welche aus Unkenntniss ge-

---

*) *K. Sprengel*, der gern die erste Spur mancher guten Dinge in früheren Jahrhunderten findet, glaubt auch, die Spur einer Apothekenbeaufsichtigung schon im 15ten Jahrhundert entdeckt zu haben und zwar in dem *Aromatario* des *Saludin* von *Asculo*, Leibarzt des Grossconnetabels von Neapel. Da er des Falles, woraus die Beaufsichtigung hervorgehen soll, in einer Anmerkung nur mit ein paar Worten erwähnt, so will ich dem neugierigen Leser die Geschichte einmahl mit Saludins eigensten Worten erzählen. *Rex aragonum punivit acriter, et turpiter condemnavit Neapoli quendam ejus aromatarium, cui medici suae Majestatis ordinaverunt quoddam electuarium cordiale, in quo ingrediebantur coralli albi. Et ille aromatarius non habebat, sed combussit corallos rubros, qui ex combustione effecti sunt albi; unde hoc venit ad notitiam Domini Regis, et sic ille fuit condemnatus in novem millibus ducatis, et de cetero noluit eum pro aromatario. — Mesue cum expositione Mondini etc. folio* 319. *Lugduni* 1519. Mir scheint, diese Geschichte beweiset sehr schlecht die Apothekenbeaufsichtigung, denn die Korallenbleicherei konnte doch nur durch Verrath eines Gehülfen zur Kenntniss des Arztes gelangt sein. Wäre die Latwerge für einen Bauer oder Bürger gewesen, kein Hahn würde danach gekrähet haben. Ueberhaupt ist ja alle Beaufsichtigung der Apotheken bloss ein nichtiges Schattenbild, welches erst in späterer Zeit residenzstädtische, cryptogalenische Fürstenberather unserem Verstande als etwas Nützliches haben aufdringen wollen.

**) *Val. Cordi Dispensatorium. pag.* 10.

***) *De scorbuto. Liber singularis. Autore Gualtero Charleton. Caroli II. Mag. Brit. Regis med. ordin. pag.* 264.

zwungen sind, die Arzeneien von den Apothekern auf guten Glauben für echt hinzunehmen. Er sagt:

„Die Apotheker sind so falsch und betrüglich, dass sie „die Polsterdoktoren am Narrenseile umziehen. Sprechen sie: „das ist das, so spricht Doktor Gimpel: ja, mein Herr Apo- „theker! das ist wahr. Also geucht ein Narr den andern; der „Apotheker *Quidproquo* zeigt dem Polsterdoktor *Merdam pro* „*Balsamo;* gesegne es Gott den Kranken, die unter ihren Hän- „den liegen. *)"

Er verlangte von den Aerzten, sie sollten die Nichtigkeit der auf eine anmassliche Kenntniss des belebten Menschenleibes basirten Galenischen Lehre, die Nichtigkeit ihrer, von dieser Lehre ausgehenden Verstandesverrichtungen (welche er Spekulation nennet) einsehen lernen, und sich an die Beobachtung der Natur halten, dabei würden sie weiter kommen.

„Aus der Natur gehet der Arzt hervor, und nicht aus der „Spekulation. Die Natur ist sichtig, aber die Spekulation ist „unsichtig. Das Sichtige macht einen Arzt, das Unsichtige „macht keinen. Das Sichtige gibt die Wahrheit, das Unsich- „tige nichts. **)"

Den theoretisirenden Galenikern ruft er zu: Ihr seid Poëten und poëtisch arzeneiet Ihr. Die theoretisirenden Schriftsteller sind bei ihm Doktoren des Schreibens, aber nicht des Gesundmachens.

An vielen Stellen seiner Schriften dringt er auf eigene Beobachtung der Natur und spottet über die Aerzte, welche diese vernachlässigen. So sagt er z. B. in dem Buche *De pestilitate Tractat I:*

„Weil der Geiz zum Gelde dem Geize Kunst zu lernen „vorgehet und ie Faulheit vortrifft, so ist es kein Wunder, „dass man sagt: ach! ich finde von dieser Krankheit in kei- „nem Scribenten nichts; denn der Arzt ist eine arme Creatur, „so er allein aus papiernen Büchern sich behelfen will, der „Kranke wird versäumt bei solchem Unfleiss."

Er hielt es für sehr thöricht, der vorurtheilfreien Beobach-

---

*) Vom Terpenthin Kap. 1.

**) *Paragranum Tract.* 1.

tung ganz widersprechend, dass man annehme, die Natur erzeuge nur eine gewisse Anzahl Krankheiten, und wer diese und deren hergebrachte Heilarten kenne, der sei ein vollendeter Meister: er glaubte hingegen, die Natur könne unzählige Krankheiten erzeugen, habe sie erzeugt, und werde sie künftig erzeugen. Er sagt:

„Es sind der Krankheiten viele, nicht möglich zu erzäh-„len; auch viele vergangen, deren keine mehr sind; viele zu-„künftig, deren wir nicht Wissen haben, und mehr, denn wir „gegenwärtig haben und erkennen. Viele gehen gegenwärtig „hin, deren wir nicht Acht haben, nicht verstehen, und über-„sehen also aus Unwissenheit. Darum ist es mir nicht Noth, „sie alle zu erzählen, sondern nur die, so mir offenbar „sind; jedoch aber dabei zu ermahnen, dass ihrer viele und „unzählige seien, wissend und unwissend, gegenwärtig und „künftig. *)"

„Ihr möget euch wol ergründen, dass ihr alle die Rezepte „habt für die *Febres* gar wol ausgestrichen. Aber wie gut ihr „die habt, so missräth euch euer Handel so schwer, dass ihr „selbst erschrecket darob. So ihr betrachtet den Grund der-„selben, so findet ihr, dass ihr selbst den Grund nicht ver-„stehet. Ihr achtet ein anderes als ihr achten solltet. Ihr „theilet aus die Geschlechte der Fieber von 70 Theil, und be-„trachtet nicht, dass ihrer fünfmahl 70 sind. **)"

Dass man keinen allgemeinen klaren Begriff des feindlich Einwirkenden aufstellen, mithin auch keine genügende Bestimmung dessen, was Gift sei, geben könne, sah Hohenheim recht

---

*) *De peste cum additionibus Lic. 1.* — Galen in dem Buche *Quod optimus medicus idem et sit Philosophus* sagt Folgendes (nach *Erasmus* Uebersetzung): *Qui igitur sobrietatis amator est, nec minus veritatis amans, hic verus medicus comperitur. Huic autem cum naturali, etiam ars rationalis discenda exercendaque est: quo sciat, quot in universum sint morbi et quo pacto cujusque sumenda sit curationis ratio.* Welch engherzige, falsche Ansichten in Vergleich mit den Paracelsischen!!

**) *Paramir. de V Entib. morb. prolog.* 5. — Der Ausdruck 5 mahl 70 ist hier wol nicht wörtlich zu verstehen, sondern er bezeichnet nur *eine* grosse, unbestimmbare Zahl.

gut ein, darum sagt er auch in seiner dritten Vertheidigung Folgendes.

„Es ist das Geschrei noch grösser unter den unverstän-„digen und erdichteten Aerzten, die da gesagt, dass meine Re-„zepte, so ich schreibe, ein Gift, Corrosiv und Extraktion seien „aller Bösheit und Giftigkeit der Natur. Auf solches Vorgeben „und Ausschreien wäre meine erste Frage (so sie zu antworten „tüchtig wären): ob sie wissen, was Gift, oder Nichtgift sei? „oder ob im Gift kein Mysterium der Natur sei? denn in sel-„bigen Punkten sind sie unverständig, und unwissend in den „natürlichen Kräften. Was ist, das Gott erschaffen hat, das „nicht mit einer grossen Gabe begnadet sei dem Menschen zu „gute? — — — Wo ist eine *Purgatio* in allen euern Büchern, „die nicht Gift sei, oder nicht zum Tode dienen, oder ohne „Aergerniss gebraucht werden, so die Dosis in rechtem Ge-„wicht nicht betrachtet wird? — — — Ihr wisst, dass *Argen-„tum vivum* nichts ist als allein ein Gift, und die tägliche Er-„fahrung beweiset dasselbe. Nun habt ihr das im Brauche, „dass ihr die Kranken damit schmieret viel stärker, denn ein „Schuster das Leder mit Schmer. Ihr räuchert mit seinem „Zinnober, ihr waschet mit seinem Sublimat, und wollet nicht, „dass man sage, es sei Gift, das doch Gift ist; und treibt „solches Gift in den Menschen, sprechend, es sei gesund und „gut, es sei corrigirt durch Bleiweiss, gleich als sei es kein „Gift. — — — Das sollt ihr aber merken, dass das kein Gift „sei, was dem Menschen zum Guten erscheusst; das ist allein „Gift, das dem Menschen zum Argen erscheusst, das ihm nicht „dienlich, sondern schädlich ist."

Merkwürdig sind auch folgende Gedanken über die Darm-unreinigkeiten, und inwiefern der Arzt sie bei Behandlung der Krankheiten zu berücksichtigen habe.

„Am allerersten erkenne, ob die Krankheit die *Stercora* „regiere oder nicht. Regiert sie die *Stercora*, so purgire in „keinewege. So aber die *Stercora* die Krankheit regieren, so „purgire die *Stercora*, so gehet die Krankheit hinweg. *)

„Du sollst nicht *Modum pharmacandi* verstehen zu pur-

*) *De modo pharmacandi Tract. II.*

„giren, sondern *Virtutem digestivam* wiederzubringen, so hört „der *Stercus* selbst auf. Dieweil das nicht beschiehet, dieweil „ist für und für das Wachsen der Krankheit. *)"

„Also sind Krankheiten im Leibe, die nicht *Stercora* sind; „das ist, nicht Stercorakrankheiten, sondern rechte Krankhei- „ten, die oftmahls auch vergiften den Dreck, also, dass er aus „seiner Art und Natur kommt, und fällt in eine Ursache, dass „er sonderliche Krankheit macht. **)"

„*Purgando* soll das *Excrement* ausgetrieben werden, das „*Creatum* ist, und nicht erst creiren. ***)"

Mir scheint, in diesen Sätzen stecken sehr verständige, wahre Gedanken; die Wahrheit und Verständigkeit derselben hat aber die Galenische Schule nicht anerkannt, und die Stollische Schule eben so wenig. Seit dem Verfalle der letzten sind jedoch diese Gedanken von klugen Aerzten, freilich mit anderen Worten, ausgesprochen.

Hohenheim war der Meinung, der Werth des Arztes werde allein durch die Befähigung, den Kranken in ihren Nöthen gut zu helfen, bestimmt.

„Also wird beschlossen, dass das Gesundmachen einen „Arzt gebe, und die Werke machen Meister und Doktor; nicht „Kaiser, nicht Papst, nicht Fakultät, nicht Privilegia, noch „keine hohe Schule. †)"

Ueberhaupt hatte er einen sehr edlen Begriff von der Würde des Arztes.

„Ein Arzt muss kein Larvenmann sein, kein altes Weib, „kein Henker, kein Lügner, kein Leichtfertiger, sondern ein „wahrhaftiger Mann muss er sein — — — Kunst und Werk- „schaft müssen aus der Liebe entspringen, sonst ist nichts „Vollkommnes da. Denn zu gleicher Weise wie wir zweierlei „Apostel haben, der eine liebte Kristum von wegen seines „eigenen Nutzens, darum ward ihm der Seckel des eigenen „Nutzens zugestellt, also hatte er seine Ursache, Kristum selbst

---

*) *De modo pharmacandi Tract. IV.*

**) *De modo pharm. fragment. lib.* 2.

***) *De mod. pharm. frag. ad Tract. II.*

†) Vorrede in das Buch *Paragranum.*

„zu verkaufen, auch von seines eigenen Nutzens wegen in den „Tod zu geben. So nun das Kristus hat müssen erdulden, „dass er von wegen des eigenen Nutzens hat müssen verkauft „werden und verrathen; wie viel mehr die falschen Aerzte den „Menschen erkrümmen und lähmen, erwürgen und tödten. „Sobald die Liebe erkaltet, so mag sie dem Nächsten keine „gute Frucht mehr tragen. — — — Darum so folget daraus, „dass dem Theile, der da wandelt in dem Wege Gottes, voll„kommene Werke und Früchte entspriessen; die aber anders „handeln, als die Geschrift ausweiset, dieselben sind mit viel „Jammer und Elend umgeben, mit sammt denjenigen, bei denen „sie den eigenen Nutzen suchen. *)"

Wie trefflich stimmt dieses mit der schönen Stelle, die ich schon oben aus meines ehrwürdigen Meisters *Hufeland* Schriften angeführt. Wenn dieser das Weh über den Arzt ausruft, der Ehr- und Geldgeiz zum Ziele seines Strebens macht, wenn er sagt, ein solcher werde ewig im Widerspruche mit sich selbst und seinen Pflichten stehen, seine Hoffnung ewig getäuscht und sein Streben nie befriedigt finden; so heisst das doch wohl nichts anders, als was Hohenheim sagt: der Sklave niederer Leidenschaften sei mit viel Jammer und Elend umgeben.

Dass Hohenheim ein Freund und Helfer der Armen war, haben selbst seine strengsten Widersacher nicht geläugnet, darum halte ich es auch für ganz unnöthig, davon viel Worte zu machen, zumahl, da ich schon oben zu einem anderen Zwecke Stellen angeführt, die seine lobenswerthen Gesinnungen in diesem Punkte bekunden. **)

---

*) *Defensio* 5.

**) Wer einen besonderen Zug von Hohenheims Uneigennützigkeit und Menschenliebe lesen will, der findet ihn in dem schon früher von mir angeführten Briefe seines Schreibers, Namens Franz, welchen Brief *Chr. Gottl. v. Murr* aus M. Neanders *Orbis terrae succincta explicatione* hat abdrucken lassen. Franz schliesst die Geschichte mit folgenden Worten: „desgleichen weiss ich, dass er [Paracelsus] Aussätzige, Wassersüchtige, Fallsüchtige, Podagrische, Französische, und andere unzählige viele Kranke gar umsonst curirt, das ihm dann die Galenischen Doctoren, ohne merklichen Schaden, nicht nachthun mögen; dadurch sie dann in grosse Ver-

Zum Schlusse muss ich nun noch eine nette Stelle mittheilen, in der sich seine warme Anhänglichkeit an die Kunst ausspricht.

„Ihr habt mir viel verargt und übel ausgelegt meinen ge-
„ringen Reichthum und schlechte Kleidung, so ich gehabt und
„getragen. Hätte ich mir alle meine Sachen so wohl bezahlen
„lassen und dem Gelde gelockt und gericht, und meines Seckels
„Nutzen mehr, denn der Kranken Nutzen betrachtet, wollte
„reicher sein, denn eurer keiner. Wiewol ich ohne diess rei-
„cher bin, denn euer keiner; Ursach, ich habe ein viel be-
„ständigeres Gut als ihr, nämlich die Kunst ist mein Gut und
„bestes Reichthum, denn es kann mir es kein Dieb stehlen,
„auch kein Feuer, Wasser, oder Räuber nehmen, man nehme
„mir denn zuvor Leib und Leben: und so würde ihm doch
„die Kunst nicht; denn sie ist in mir verborgen und ein un-
„begreiflich Ding, derhalben geht es mit mir dahin wie der
„Wind."

Jetzt hoffe ich, diese vereinzelten Gedanken, die ich meinen Lesern aus Hohenheims Schriften mitgetheilt, werden ihnen denselben sattsam als einen recht verständigen, sein Zeitalter weit überragenden Mann bezeichnet haben. Sie werden aber auch mit mir einverstanden sein, dass manche derselben seinen Galenischen Zeitgenossen etwas unverständlich und aberwitzig vorkommen mussten.

Sollte mir vielleicht jemand vorwerfen, ich habe diese verständigen und mitunter schön ausgedrückten Gedanken in dem Dunkel der Paracelsischen Schriften, wie vereinzelte Leuchtkäfer sorgsam gehascht, um ihm davon einen hellen Strahlenkranz um sein deutsches Haupt zu heften; das Dunkle, das Unverständige, das Aberwitzige habe aber doch in seinen Schriften jedenfalls das Uebergewicht: so antworte ich darauf Folgendes. Schriebe ich *ex professo* über den Mann, so würde ich ganz ohne Mühe jedem Zweifler zeigen, dass die angeführten Gedanken wahrlich nicht die einzigen verständigen sind, die sich in seinen Schriften finden, sondern dass seine Schrif-

---

achtung bei Jedermann gekommen, uud er, Theophrastus, dagegen geehrt ist worden."

ten vielmehr reich an klugen, den wahrhaft erfahrenen Praktiker bekundenden Stellen sind. Da ich aber in dem gegenwärtigen Werke bloss zur Frohn über Hohenheim schreibe (es würde ja gesucht und zimperlich aussehen, wenn ich von diesem Hauptvergegenwärtiger der jatrochemischen Sekte ganz schwiege); so muss ich, um nicht gar zu weitläuftig zu werden, manches Wahre und Schöne unberührt lassen. Gesetzt aber, die von mir angeführten Hohenheimischen Gedanken wären auch nur die einzigen verständigen in seinen Schriften, so bleibt doch das Verständige, auch in einem Wuste von Unsinn versteckt, immer das Verständige, wie das Gold immer Gold bleibt, obschon es mit einer grossen Menge unedlen Erzes versetzt ist. Verständige Gedanken gehen aber nicht aus einem unverständigen Kopfe hervor; darum wird man Hohenheim für einen verständigen Mann halten und den Grund aufsuchen müssen, warum er seine Verständigkeit nur in wunderlicher, närrischer Verpuppung der Welt offenbaret. Im Allgemeinen habe ich schon Anfangs dieses Kapitels den Grund dieser Seltsamkeit angegeben; weiter werde ich aber wol Gelegenheit finden, den besonderen Grund mancher einzelnen scheinbaren Narrheit aufzudecken. Jetzt würde mich dieses auf Abwege führen und der Verständlichkeit des Ganzen Abbruch thun; denn wir müssen erst Hohenheims Schattenseite mit Aufmerksamkeit betrachten, weil gerade sie die gelehrtesten Geschichtschreiber zu groben Missgriffen verleitet hat.

Er besass viel Witz und zwar mehre Arten desselben, missbrauchte aber diese Geistesgabe, und das mag ich nicht entschuldigen.

Was eigentlich Witz sei, weiss ich nicht einmahl bestimmt anzugeben; denn da ich selbst nichts mehr und nichts weniger von dieser Gottesgabe besitze, als alle meine achtbaren Amtsbrüder (mit Ausschluss jedoch der eigentlichen witzigen Köpfe, die begreiflich derselben mehr besitzen müssen, und mit Ausschluss der gelehrten Steiflinge und Murrköpfe, die derselben ganz bar sind), so ist es mir auch nie eingefallen, über diesen Gegenstand Belehrung bei den Philosophen zu suchen, kann also nur davon sprechen wie der Blinde von der Farbe. Ich habe gehört, Witz soll das Vermögen unseres Gei-

stes sein, Aehnlichkeiten überhaupt und besonders Aehnlichkeit in ganz verschiedenen Dingen aufzufinden. Es mag wahr sein, allein einzig darin kann der Witz unmöglich bestehen; denn ich habe bemerkt, dass witzigen Köpfen nicht bloss das einfällt, was Aehnlichkeit mit einer zu besprechenden Sache hat, sondern auch das, was in naher oder entfernter Beziehung mit derselben stehet, und dass ein einziger Gedanke eines witzigen Kopfes zuweilen die vermeintliche gründliche Gedankenfolge eines gelehrten Steiflinges über den Haufen wirft, ja ihre Folgewidrigkeit uns so deutlich vor Augen rückt, dass wir Mühe haben, ernsthaft dabei zu bleiben. Es ist sehr begreiflich, dass gelehrte Steiflinge abgesagte Feinde der witzigen Köpfe sein müssen, und sehr zu entschuldigen, dass sie eine grosse Neigung haben, uns glauben zu machen, gründliches Wissen und Witz können nicht zusammen in Einem Kopfe bestehn; denn da in ihrem eigenen Kopfe alle Gedanken über jeden Gegenstand in geschlossenen Heerhaufen gerichtet dastehen, auch nur in Reihe und Glied ausrücken können, so ist es ihnen eben nicht zu verargen, dass sie solche Köpfe scheuen, deren bewegliche, behende Gedanken, gleich leichten Truppen, ihren ausgerückten bleiernen Gedankenphalanx umschwärmen, und ihn zuweilen da unversehens durchbrechen, wo er am besten geschützt schien. Die Erfahrung hat aber doch zur Genüge bewiesen, dass gründliche Gelehrsamkeit und glänzender Witz recht gut in einem und dem nämlichen Kopfe Raum haben.

Der Witz ist eine besondere Geistesgabe; diese deshalb in anderen Menschen zu verachten, weil man sie selbst entweder gar nicht, oder nur in geringem Grade besitzt, halte ich für Unrecht. Den Missbrauch desselben, wie überhaupt den Missbrauch aller anderen Geistesgaben muss man tadeln, und ich missbillige ihn auch bei Hohenheim. Wen die Natur mit glänzendem Witz ausgestattet hat, der mag denselben wol mit grosser Umsicht, selbst als Vertheidigungswaffe gebrauchen; muthwillig aber damit andere angreifen, ist unweise, sehr unweise. Eine leibliche Wunde, im Zorn versetzt, heilet weit eher und vergisst sich auch weit eher, als eine geistige, die ein giftiger Witzpfeil zurücklässt. Gerade Hohenheims Witz,

oder vielmehr der Missbrauch desselben, macht es dem Geschichtschreiber schwierig, ja fast unmöglich, aus bloss bücherlichen Quellen richtig über ihn zu urtheilen. Er hatte sich, durch seine beissenden Ausfälle, Geistliche, Aerzte, Apotheker und Weiber zu Feinden gemacht; da nun diese mit der Mehrzahl der Menschen in der nächsten Berührung stehen, so kann man sich leicht die unwahren und unbilligen Urtheile seiner Zeit erklären, und die Schwierigkeiten, die dem Geschichtsforscher aufstossen müssen.

Hohenheim besass mancherlei Arten Witz, es ist mir aber als einem Unkundigen unmöglich, diese unter gewisse Kategorien zu bringen. Zwei seiner Witzarten sind dem geschichtlichen Kritiker sehr wichtig, darum muss ich sie besonders hervorheben; diese sind: der ruhmredige und der mystifizirende Witz. Von dem ersten habe ich schon gesprochen, und mag das, was ich darüber gesagt, nicht wiederholen, also handeln wir jetzt vorzüglich von dem mystificirenden Witz. Das Wort Mystifiziren, welches, wenn ich nicht irre, erst bei meiner Lebzeit aus der französischen in die deutsche Sprache übergegangen, in jener bekanntlich *mystifier* heisst und ein neckisches Missbrauchen der Leichtgläubigkeit der Menschen bezeichnet, sagt doch wol eigentlich nichts mehr als unser deutsches Zumbestenhalten: wir hätten also nicht nöthig gehabt, unsere Sprache mit dem ausländischen Worte zu bereichern. Hohenheim besitzt nicht allein diese Art des Witzes, sondern er gefällt sich darin, er lässt ihn allenthalben hervorstechen, zuweilen so grell hervorstechen, dass, wenn man sein Zeitalter nicht kennete, man sich die Frage stellen würde, wie er gewagt, den Lesern so etwas zu bieten.

Dieses Zumbestenhalten der Menschen gefällt mir gar nicht, es ist doch nur auf die Leichtgläubigkeit und Dummheit berechnet; für mich liegt etwas Widriges in dem Gedanken, dass der Starke den Schwachen, der Kluge den Dummen angreift. Gerade weil Hohenheims Zeitalter ein sehr abergläubisches war, wird man an dem Manne irre; man weiss oft nicht, hat er das, was er sagt, selbst geglaubt, oder hat er es bloss seinen Zeitgenossen aufbinden wollen. Von den übrigen Witzarten, deren er Meister war, wollen wir nicht sprechen, da

das Erkennen derselben keinen Einfluss auf die geschichtliche Kritik haben kann. Sein Aberglaube ist hingegen einer genaueren Untersuchung werth. Leider habe ich aber selbst keinen klaren Begriff von dem, was eigentlich Aberglaube sein soll. Während meiner Lebzeit hat man früher für Mährchen gehalten, was man jetzt als Wahrheit anerkennt. Da ich noch ein Junge war, sagte mir mein lateinischer Sprachmeister, wenn es beim *Livius* hiess, *lapidibus pluit:* der Steinregen sei ein Aberglaube der Römer; ich musste das glauben, obgleich es mir etwas unbegreiflich vorkam, dass die klugen Römer nicht einmahl sollten erkannt haben, ob ihnen Steine auf den Pelz gefallen. Da ich auf der Hochschule die Heilkunst lernte, sagte der Professor der Chirurgie: das Anheilen einer fleischernen Nase sei ein Mährchen der älteren Wundärzte; in neuer Zeit ist aber auch dieses Mährchen zur Wahrheit geworden. Welchen Begriff soll ich denn eigentlich mit dem Worte Aberglaube verbinden?

Im 16ten Jahrhundert spielte der Teufel eine Hauptrolle, er war der eigentliche Held der damahligen Weltbühne. Er buhlte mit den Weibern, machte die Leute krank, verwirrte den Gelehrten den Verstand, störte Luther im Bibelübersetzen und der warf ihm das Dintenfass an den Kopf. Goldmacherei, Sterndeuterei, Chiromantie, Gespenster, Teufelbesitzung, Zauberei waren Dinge, an denen niemand zweifeln durfte, wenn er nicht als Ungläubiger wollte verschrien sein. So wurde ja *Baptist Porta*, der in seiner *Magia naturali* vieles vermeintlich Zauberische natürlich zu erklären versuchte, als Magiker angeklagt und musste nach Rom kommen, um sich zu verantworten.*) *Wierus*, der in seinem Buche von den Werken des Teufels gegen den Aberglauben kämpft und sich der unglücklichen Hexen annimmt, hält es doch für gerathen, den Einfluss des Teufels zuzugeben und durch viele Geschichten zu bestätigen.**) *K. Sprengel* meint, der helle Kopf habe diese Ge-

*) In seiner *Magia naturali* finde ich aber doch auch vieles Fabelhafte, was er gewiss nie selbst versucht, sondern es bloss anderen auf guten Glauben nachgeschrieben hat.

**) Er ist einer von den gelehrten Aerzten, die uns durch Schautragen ihrer

schichten selbst nicht geglaubt. Es ist mir dieses auch nicht wahrscheinlich; ich denke aber, der Mann hat die Teufelsgeschichten nicht bloss zu seiner eigenen Sicherstellung, sondern auch deshalb vorgeschoben, um den Vorurtheilen seiner Zeitgenossen, deren Verstand er aufklären wollte, nicht gar zu urplötzlich und schonungslos entgegen zu treten.

Wie lässt es sich nun denken, dass Hohenheim in dieser dunklen Zeit sich ganz den Fesseln des Aberglaubens sollte entwunden haben? wahrscheinlich ist es zum wenigsten nicht. Was er aber geglaubt, oder nicht geglaubt, möchte, wenn man seine Neigung zum Mystifiziren in Erwägung ziehet, schwer, ja unmöglich zu bestimmen sein. Wenn er uns die Sippschaft der Teufel auslegt, wenn er von den Erdmännchen oder Schrötlein ausführlich schreibt, wenn er behauptet, von dem in Klöstern und Hurenhöfen verschütteten Samen bilde der Teufel eine Art Halbmenschen u. s. w., so kann er, so gut als *Wierus*, der Vorurtheile seiner Zeit geschonet haben, um nicht ganz und gar verketzert zu werden, er kann auch dadurch der Leichtgläubigkeit seiner Zeitgenossen gespottet, oder auch wol es selbst geglaubt haben. Wer kann es wissen? — Für das Letzte, nämlich, dass er alles selbst geglaubt, spricht der abergläubische Geist seiner Zeit; für das Erste, nämlich, dass er es nicht geglaubt, sprechen mehre Stellen seiner Schriften, von denen ich ein paar anführen werde. Bekanntlich widerspricht noch bis jetzt die Römischkatholische Kirche dem Glauben nicht, dass an den Gräbern der Heiligen Wunderheilungen geschehen; Paracelsus aber widerspricht demselben und sucht ihn selbst lächerlich zu machen. Daraus sollte man doch glauben, er müsse auch wol über andere Gegenstände, die man jetzt nicht mehr als Wahrheit anerkennt, freier gedacht haben, als die Geschichtschreiber, die, unbekannt mit den Eigenthümlichkeiten seines Geistes, alle seine Reden buchstäb-

---

grossen Belesenheit ermüden, es fehlt ihm ganz die Gabe, die Unzahl von Teufels- und Hexengeschichten auf eine unterhaltende Weise zusammenzureihen. In der Amsterdammer Ausgabe seiner Werke nehmen die sechs Bücher *De praestigiis Daemonum et incantationibus ac veneficiis* und der Anhang *Liber apologeticus et Pseudomonarchia Daemonum, Liber de Lamiis et commentitiis jejuniis* 769 Quartseiten ein.

lich nehmend, es vorgeben. Die Stelle, worauf ich mich beziehe, stehet im 4ten Buche *De origine morborum invisibilium* und lautet also:

„Sie sprechen, sehet an, den grossen Zulauf, der hierhin-„kommt; wie? kann es denn nichts sein? Sehet an, die gros-„sen Opfer, die sie hertragen; ist das nicht ein kristlich gut „Ding? (und vergessen, dass auch die Heiden so thun, die nicht „Kristen sind.) Sehet an, den grossen Haufen der Krücken „und Stecken; sehet an, die wächsernen Bilder mit Spiessen „und Pfeilen; sehet an, die Kerzen und Ampeln; leset die „Zeichen ab den Tafeln herab, die beschehen sind! — Und „wenn es schon alles wahr wäre; ist der Ursprung ein Körper, „so halte ich es für eine Badefahrt; denn zu beiden Seiten, „gerathe es wohl oder übel, werden viel alter Krücken verlas-„sen, und nur Ein Weg trägt Gerade und Lahme hin und wie-„der. Sollte es ein Heiligthum sein, so wäre es doch dem Hei-„ligen eine kleine Ehre, dass er neue Krücken um die alten „gäbe, und so viele Lahme liesse wieder hinweggehen, denen „er nicht hülfe, die ihn so getreulich suchen mit müden, elen-„den Beinen."

In dem angeführten Buche findet sich auch folgende Stelle:

„Es gebühret sich nun fürhin von den mikrokosmischen „Kräften zu reden, die Dinge zu erklären, die durch unsicht-„bare Art gewirkt werden, die zauberisch, hexisch, teufelisch „zu sein, das gemeine Volk vermeint; so sie doch alle natür-„lich sind und in natürlichem Grunde erfunden werden. Denn „ihr sollt in des Menschen Gliedern eine zweifache Natur er-„kennen: eine greiflich wirkende Kraft und eine ungreiflich „wirkende Kraft, denn der sichtige Leib hat seine natürliche „Wirkung, der unsichtige dieselbe auch.*)"

*) Die Meinung Hohenheims, dass der Mensch einen sichtbaren und unsichtbaren Leib habe, muss wol sehr alt sein, man findet sie, mit andern Worten ausgedrückt schon bei *Plato*, und zwar in seinem *Phaedo* (Griechisch-lateinische Ausgabe von *F. Ast* I. Band, S. 351 u. s. w.) *Marsilius Ficinus*, ein treuer Anhänger der Platonischen Ideen, sagt (*Oratio VI. in Conviv. Plat.*): *Tria profecto videntur in nobis esse, Anima, Corpus et Spiritus. Anima et Corpus natura longe inter se diversissima Spiritu medio copulantur, qui vapor quidam est tenuissimus et pellucidus per cordis calorem ex*

Zuweilen, wenn er eben über einen Gegenstand des damahligen Aberglaubens recht verständig gesprochen, fällt er plötzlich auf die abgeschmacktesten Fabeln, — plaudert davon so treuherzig, als dürfe niemand an der Wahrheit derselben zweifeln; und dennoch schauet aus der ernsthaften Rede das spottlachende Gesicht des neckischen Schalkes. So spricht er z. B. in dem dritten Buche *De origine morborum invisibilium* über den *Incubus* und *Succubus* sehr verständig. Diese vermeintliche Buhlschaft, sagt er, geschehe bloss durch die Einbildungskraft, also, dass jemand in seinem Sinne ihm eine Frau phantasirt, und also dieselbe Buhlschaft auf- und endführt. (NB. Das Wort endführen ist sehr ungewöhnlich; hier bedeutet es offenbar nicht entführen, sondern zu Ende führen, wofür wir heut zu Tage vollführen sagen.) — Nachdem er nun bis dahin verständig gesprochen, fällt er auf einmahl in alte dumme Fabeln, und sagt, den bei einem solchen Phantasiebeischlafe verschütteten Samen sam-

---

subtilissima parte sanguinis inde per omnia membra diffusus animae vires accipit et transfundit in corpus. Bei meiner Lebzeit hat *Jung* genannt *Stilling* diesen Gegenstand wieder besprochen, und durch seine Theorie der Geisterkunde höchstwahrscheinlich viel schwachköpfige Menschen spukgläubig gemacht. — Ich muss anerkennen, dass manche Erscheinungen, namentlich in unseren Tagen, die des thierischen Magnetismus, allerdings auf etwas unsichtbares Leibliches in den Menschen hinweisen. Uebrigens hat Hohenheim andere Gedanken über den unsichtigen Leib, den er den syderischen nennt, als *Plato*. Letzter sagt; Menschen, die in den Fesseln irdischer Leidenschaften stürben (also die Pythagorische *Katharsis* nicht untergangen) spukten auf den Gräbern. Hohenheim hingegen sagt, der syderische Leib scheide sich beim Sterben von dem elementischen; letzter verwese, jener werde langsam in der Luft verzehrt, er sei ein todtes Phantom, welches, wenn es auch unter gewissen Umständen den Augen der Lebenden sichtbar würde, doch vollkommen seelenlos, weder sehen, hören, noch reden könne. Darum sei es eine grosse Unweisheit, solche Schatten zu beschwören und bannen wollen; ja, was noch das Tollste, der Teufel krieche zuweilen in ein solches Schattenbild, antworte aus demselben und habe den Beschwörer zum Narren. — Diese Belehrung Hohenheims, die unverkennbar dazu dienen sollte, dem groben Aberglauben damahliger Zeit zu steuern, ohne ihm durch gänzlichen Unglauben gar zu schroff entgegenzutreten, wird wahrscheinlich den Mönchen, die von dem Geisterbannen Vortheil hatten, nicht sonderlich gefallen haben. *(Lib. I Philos. sagac.)*

meln die Nachtgeister, auch wol die Hexen, tragen ihn an heimliche Oerter, wo Kröten, Würmer und andere unreine Thiere hausen; hier werde er ausgebrütet, und aus ihm erzeugen sich die gräulichsten Ungeheuer. — Nun kommt er auf das berüchtigte Ungethüm, den Basilisken, und hat, wie es scheint, Mühe, seine Spottlust zu zügeln, denn hier heisst es: „Darauf ihr wissen sollt, dass gar nahe hier der Ursprung des „Basilisken ist, des Form und Gestalt niemand gründlich „wissen mag, denn wer ist, der ihn so eben gesehen hat, so „doch niemand unter seinen Augen darf bleiben? denn so „schnell folgt der Tod durch sein Gesicht, dass niemand die „Weile hat, ihn zu beschreiben."

Sprengel, der ohne Hohenheims seltsamen Geist zu erfassen, sich an den blossen Buchstaben haltend, uns allerlei abergläubische Dinge von ihm aufzählt,*) findet zuletzt folgende Aeusserungen des Mannes merkwürdig: „Ehe die Welt untergehe, müssen noch viele Künste, die man sonst der Wirkung „des Teufels, oder der Aftermenschen zugeschrieben, offenbar „werden, und man werde dann einsehen, dass die meisten „dieser Wirkungen von natürlichen Kräften abhangen." *(Philosophia magna pag.* 218) In der Genfer Ausgabe stehet die Stelle *Tm. II. p.* 457. *Sprengel* sagt jetzt: Diese Weissagung hat sich freilich vortrefflich bestätiget: allein wie klingt sie in Paracelsus Munde? — Ich sollte meinen, recht gut. Sie und ihre Bestätigung beweiset ja, dass Hohenheim ein verständiger Mann war, und gerade sie und andere eben angeführte Stellen müssen uns mahnen, etwas vorsichtiger in unserem Urtheile zu sein als wir bis jetzt gewesen.

Damit ich mir nun nicht das Ansehen gebe, als sei ich mehr der Lobredner als der Beurtheiler unseres achtbaren Landsmannes, so darf ich auch von dem Allerfabelhaftesten, was in seinen Schriften vorkommt, von der chemischen Menschenmacherei nicht schweigen. Er sagt: man könne einen Menschen machen, wenn man männlichen Samen in ein Gefäss verschlösse und dieses in Pferdemist vergrübe. In ver-

*) Geschichte der Med. Theil 3 Seite 460, 461.

schiedenen Stellen spricht er verschieden von dieser Sache. So erinnere ich mich einer Stelle (die ich mir aber leider zu bemerken versäumt), in der er davon, als von einer Kunst spricht, die bloss den alten Aegiptischen Spagyrikern bekannt gewesen. Aus anderen Stellen hingegen sollte man schliessen, er behaupte, diese grosse Kunst selbst zu verstehen.*)

Was soll man nun zu dieser Narrheit sagen? — Wenn man bedenkt, dass der nämliche Mann von dem *Specifico Attractivo* sagt:**) Also ist uns begegnet, dass ein solches Attractif herausgezogen hat aus dem Leibe in den Mund die Lunge. — Und weiter: „Es ist möglich, dass ein Attractif einen Ast ab einen Baum reisst, oder desgleichen, eine Kuh mag aufgezogen werden u. s. w.“ Wenn er von dem *Specifico styptico* sagt, dieses habe, aus Bosheit Leuten an den After gebracht, denselben so verengert und verschlossen, dass man ihn mit Näppern habe aufbohren müssen:***) so begreift man doch leicht, dass, wenn er auch von der Anatomie gar nichts verstanden, er doch aus einem geschlachteten Schweine oder Rinde die physische Unmöglichkeit würde erkannt haben, die Lunge in den Mund zu ziehen. Er müsste aber wirklich so dumm wie ein Bund Stroh gewesen sein, wenn er den verschlossenen After mit grossen Bohren (Näppern) hätte aufbohren wollen. Solche handgreifliche Narrheiten, mit denen er doch offenbar seine leichtgläubigen Zeitgenossen zum Besten hatte, machen es sehr wahrscheinlich, dass es auch mit dem chemischen Menschenausbrüten nicht ernstlich gemeint gewesen.

Gesetzt aber auch, er habe dieses alberne Mährchen selbst für wahr gehalten, so würde es nicht einmahl in diesem Falle uns schulrechten Aerzten zur Ehre gereichen, dass wir unseres todten Amtsbruders Schwachheit durch die ganze Welt aus-

---

*) *Sprengel* verweiset uns auf das Buch *De vita longa.* An dem Orte ist aber nur beiläufig von dieser Narrheit die Rede. Den ausführlichen Prozess, und die Anweisung, wie der *Homunculus* muss ernährt werden, findet man in dem Buche *De Generatione rerum naturalium.* Im ersten Bande der Strassburger Folioausgabe Seite 883. *C.*

**) *Archidoxa Lib. VII.*

***) *L. c.*

posaunen und ihn zum Spielball der Lustspieldichter und anderer Fabelschreiber machen. Wir haben ja in unserer schulrechten Zunft mehr als Einen Schriftsteller, der uns albernes, unglaubliches Zeug genug aufgetischt hat. Wir begnügen uns, von solchen Schriftstellern zu sagen, sie seien nicht frei von dem abergläubischen Geiste ihres Zeitalters gewesen; aber einzelne Narrheiten derselben heben wir nicht hervor und wir thun recht daran. Warum hat man diesen Grundsatz der Billigkeit bei Hohenheim verläugnet? —

Meinen jüngeren Lesern, die vielleicht glauben möchten, man könne in den Büchern der schulrechten Aerzte kein anmuthiges Gegenstück zu Hohenheims chemisch ausgebrütetem Menschlein finden, werde ich, bloss zum Beweise, dass man es könne, eine kleine Geschichte mittheilen, welche uns der fürstlich Anhaltsche Leibarzt *Philipp Salmuth* in seinen Beobachtungen *(Cent.* 3 *Observ.* 94*)* erzählt. (Er lebte am Ende des 16ten und im Anfange des 17ten Jahrhunderts) Eine junge Reichsstädterinn bricht einst unter grossen Schmerzen und unter lebensgefährlichen Zufällen ein fingerlanges Kindchen aus. Die ihr beistehenden Frauen legen es, weil es todt ist, in eine Schachtel und begraben es. Die Kunde dieses merkwürdigen Falles kommt zu den Ohren des reichsstädtischen Senats; der lässt das fingerlange Kindchen gleich ausgraben und es von etlichen ehrbaren Männern untersuchen, wo dann die Untersuchung ergiebt, dass es ein vollkommnes, mit allen inneren und äusseren Organen begabtes Kind ist. Nun wird die Kindbetterinn befragt. Die Aussage derselben ist sehr wunderbar, aber auch so verzweifelt schmutzig, dass ich sie, in dem echten Salmuthischen Latein mittheilen muss: *Puerpera constanter affirmavit, maritum semper cum illa per os coivisse, et sperma in fauces immisisse: sibi (utpote a natura plane simplici, sicque a marito facile persuasae) primo quidem de alio coëundi modo nihil prorsus constitisse, donec a vicina, quacum de eo aliquando communicasset, aliter edocta fuisset, atque se ita a marito delusam postmodum advertisset.*

Das ist gewiss eine wunderliche Geschichte, eine Magenschwangerschaft. *Anaxagoras* von *Klazomene* soll zwar, wie Aristoteles in seinem Buche von der Erzeugung der Thiere

vorgibt, behauptet haben, dass Raben und Ibis sich vermittelst des Schnabels begatten und die Wiesel ihre Jungen durch Erbrechen von sich geben; von Menschen hat aber dergleichen, so viel ich weiss, noch kein Philosoph behauptet: mir scheint also, Paracelsus ausgebrütetes, mit Menschenblut erquicktes Männchen und Salmuths Däumling könnten sich wol die Hand geben.*) Uebrigens bemerke ich noch zum Schlusse, dass man Unrecht hat, den Aberglauben des 16ten Jahrhunderts so sehr grell hervorzuheben. Uns kommt es allerdings so vor, als habe es sich in dieser Hinsicht ausgezeichnet; dass es uns aber so scheinet, rührt wol daher, dass im sechzehnten Jahrhundert mehr Bücher gedruckt wurden als im 15ten, aus jenem also mehr Stimmen zu uns sprechen, als aus diesem, und aus den früheren Zeiten, wo die Buchdruckerkunst noch nicht entdeckt war. Allen Aberglauben des 16ten Jahrhunderts findet man nicht vermuthlich, sondern bestimmt in viel älteren Schriften ausgesprochen. Selbst Galen, den Philosophen, kann man, hat man sein Buch *De praesagio ex insomniis sumendo* gelesen, nicht einmahl vom Aberglauben frei sprechen. Ich gestehe aber ehrlich, nie solche Träume gehabt zu haben,

---

*) Der Aberglaube früherer Zeit sah wirklich eine Magenschwangerschaft als ein Ereigniss an, welches sich mitunter zutrage. Paracelsus, der in seinen philosophischen Büchern uns alle abergläubische, damahls gängige Meinungen zum Besten giebt, sagt in dem Buche *De Homunculis et Monstris* Folgendes: „Wisset, dass die Sodomiten das *Sperma* in das Maul fallen lassen etc. und also oftmahls in den Magen kommt gleich als in die *Matricem*, alsdann so wächst im Magen auch ein Gewächs daraus, *Homunculus* oder *Monstrum*, oder was dergleichen ist, daraus dann viel entsteht „und seltsame Krankheiten sich erzeugen bis zum Ausbruch; und ist gleich „als einer, der Leich von Fröschen etc. trinkt und dass sie in ihm wachsen. Also ists auch mit diesem, so anders die Natur solchen Dingen „nicht vorkommt und abwendet und verzehrt. (II Band Seite 282 A. „Strassburg 1603.)

(*NB. Homunculus* ist eigentlich ein Aftermensch, der zwar lebt und wächst, dem aber das Göttliche, die Seele fehlt.) Uebrigens ist Hohenheims löbliche Absicht, die Menschen durch Aufzählung solch schauderhafter Dinge von der widernatürlichen Befriedigung des Geschlechtstriebes zurückzuschrecken ganz unverkennbar; wer sich davon überzeugen will, der lese nur die Ermahnung, welche der angeführten Stelle folgt.

aus denen er uns den Zustand des Körpers beurtheilen lehret; zum wenigsten hat mir nie geträumt, dass ich in Mist und Dreck gelegen, glaube auch, dass einem Schweine weit eher so etwas träumen wird als einem Menschen.

Nun muss ich noch kürzlich Hohenheims Meisterschaft im Schimpfen berühren. Seine Schimpfwörter hat einer unserer Zeitgenossen zusammengestellt: sie gefallen mir aber nicht sonderlich. Ich mag Hohenheim nicht einmahl mit dem schimpfischen Geiste seiner Zeit entschuldigen. Ein Mann, der, wie man aus vielen Stellen seiner Schriften ersehen kann, eine für sein Zeitalter seltene Geschmacksbildung hatte, hätte sich solcher Gemeinheit nicht schuldig machen müssen. Was soll man dazu sagen? Es ist mir ein grosses Räthsel, warum sich in allen Fakultäten und zu allen Zeiten (nicht ausgeschlossen unsere eigene) Männer gefunden haben, die ein Vergnügen darin suchten, andere mit Schimpfreden zu verfolgen. Wären die Schimpfer immer Dummköpfe, so liesse sich das Ding allenfalls noch erklären; aber es sind mitunter recht gescheite Leute, und dadurch wird diese Erscheinung räthselhaft. Von allen schimpfenden Aerzten gefällt mir keiner besser als *F. Sylvius.* Der beschmutzt doch seine eigentlichen medizinischen Schriften nicht mit Schimpfwörtern, sondern schimpft sich bloss in seiner *Epistola apologetica* Ein für alle Mahl tüchtig aus, und damit ist die Sache abgethan. In diesem Schimpfbriefe ist sein Hauptwidersacher *Deusing* ein *Petulcus*, *Suffenus*, *sorex*, *bonorum omnium contemptor*, *Doctor stentoreus*, *Doctor ampullarius*, *Thraso gloriosus*, *vitilitigator turbulentus*, *locutulejus homo*, *Aristarchus chimaericus.* Von seinen übrigen gemeinen Widersachern sagt er in Bausch und Bogen, sie seien Trunkenbolde, schändliche Hurer, Neidharte, Geizhälse, Hochmüthige und Verläumder. Ein anderer, der auf Einer Linie mit *Deusing* zu stehen scheint und dessen Namen er vorläufig aus besonderer Achtung verschweigt, ist bloss ein Ochsenkopf und alberner Schwätzer.

Mir scheint, dieses berühmten Professors Schimpfgabe ist nicht viel geringer als die unseres Hohenheim; des ganz witzlosen Mannes Schimpfbrief erregt uns aber nur Ekel, in-

dess die mit drolligem Witze gemischten Schimpfreden Hohenheims uns nicht selten ein Lächeln abnöthigen.*)

Anfangs dieses Kapitels habe ich schon die Gründe angegeben, warum die Geheimärzte ihre Lehre und Heilmittel nur in dunklen Andeutungen der Welt mitgetheilt, die meisten aber wol ganz geschwiegen haben. Jetzt muss ich noch besonders von Hohenheim bemerken, dass er auch da, wo er gerade keine Ursache dazu hatte, gern den Geheimnissvollen spielte. Dieses gefällt mir nicht bloss nicht, sondern es hat für mich auch etwas Widriges. Ich kann es nur mit seiner ersten Erziehung entschuldigen. Vielleicht hat ihm sein Vater, der ja selbst Arzt gewesen sein soll, schon in der zarten Jugend die Geheimnissgaukelei eingepräget; hat der es aber nicht gethan, so hat es ganz unzweifelhaft *Sigismund Fugger*, sein Lehrer in der Scheidekunst gethan, denn damahls waren ja die Scheidekünstler allesammt Geheimnisskrämer. So viel ist sicher, wäre ihm die Geheimsucht nicht eingeleibt gewesen, so hätte er sich nicht können beigehen lassen, an den gelehrten und verständigen *Erasmus* so räthselhaft zu schreiben, dass dieser ihm antwortet: *Aenigmata tua non ex arte medica, quam nunquam didici, sed ex misero sensu verissima esse agnosco.* Hohenheims Brief an *Erasmus* habe ich wirklich nicht ohne Ekel lesen können.

Jetzt will ich versuchen, die eigentliche Heillehre der geheimärztlichen Sekte, aus den Schriften Hohenheims, des deutlichsten Vergegenwärtigers dieser Sekte, darzustellen. Dass

---

*) Wenn ich auch glaube, Hohenheim wegen seines ungemessenen Schimpfens mit Recht tadeln zu können, so muss ich doch, um billig und wahr zu bleiben, diejenigen meiner Leser, die vielleicht der Meinung sind, er habe keinen Unterschied zwischen den Aerzten gemacht, sondern sie sammt und sonders gelästert, auf den Schluss seiner Vorrede zur grossen Chirurgie söhnend hinweisen. Hier erklärt er ja, wie er gar wohl wisse, dass es kenntnissreiche Aerzte gäbe, welche wirkliches heilmeisterisches Eigenthum besässen, diese zu belehren, masse er sich keinesweges an, wenn er etwas scharf ausfalle, so könne sie das nicht irren; die unwissenden und ungeschickten Aerzte hingegen würden leicht begreifen, dass es nur auf sie gemünzt sei. — Ich denke aber, sie werden schwerlich dadurch gelehrter und geschickter geworden sein, also hätte er die Mühe sparen können.

ich mich dabei mit unserem gelehrten Geschichtschreiber *K. Sprengel* in Obstand befinde, ist sehr begreiflich. Er beurtheilt Hohenheim und seine Heillehre bloss als gelehrter, nur schriftliche Zeugnisse vergleichender Geschichtschreiber: ich hingegen als praktischer Arzt, der die zu beurtheilende Heillehre zwanzig Jahre am Krankenbette erprobt hat, und dem mithin bei dieser praktischen Untersuchung vieles deutlich geworden, was dem gelehrten Geschichtschreiber nothwendig dunkel bleiben musste. Die grosse Schwierigkeit, Hohenheims eigentliche Heillehre aus seinen Schriften herauszuklauben, hat *Sprengel* mehr gefühlt als deutlich gedacht; denn die Schwierigkeiten, welche er anführt, sind bloss die geringeren.*) Freilich, die Untreue der Abschreiber und Drucker macht manches dunkel; man stösst nicht bloss auf Auslassungen einzelner Partikeln, sondern auch ganzer Substantive, auf Auslassung der Verneinung, auf Verschreibung oder Verdruckung von Wörtern, die eine ganze Stelle zu Unsinn machen.**) Ferner ist auch ein Hinderniss des Verständnisses, dass man zuweilen nicht einmahl weiss, ob das, was man lieset, wirklich von Hohenheim, oder nur ihm untergeschoben ist, und dass alle Papierschnitzel, welche man in seinem Nachlasse gefunden, abgedruckt und seinen Werken einverleibt sind, obgleich er auf manchen bloss die Feder mag versucht haben. Dass er unter ganz verschiedenen Wörtern Eine und die nämliche Sache begreift, darüber hat schon *Rob. Boyle* geklagt:***) grösser ist aber das Hinderniss des Verstehens, dass gewöhnliche Wörter ungewöhnliche, also geheime Bedeutung bei ihm haben. Alles das sind aber nur Kleinigkeiten in Vergleich mit folgenden drei Hauptpunkten.

Er spielt den rationellen Empiriker; er stellet sich an,

---

*) 3ter Theil S. 447 u. s. w.

**) Die Stelle z. B., die ich oben angeführt, die anfängt: Ihr habt mir viel verargt und übel ausgelegt, meinen geringen Reichthum und schlechte Kleider u. s. w. heisst in der Strassburger Ausgabe also: Ihr habt mir viel verargt und übel ausgelegt meine Ringe, Reichthum und schlechte Kleider u. s. w. das ist ja b a a r e r Unsinn. In den Fragmenten findet sich diese Stelle auch und zwar richtiger, wie ich sie angeführt.

***) *Chymista scepticus part.* 4 §. 1.

als habe er den Hergang des erkrankten Menschenleibes ergründet, und wolle ihn uns recht verständlich auslegen. Im Grunde ist aber alles das bloss geheimärztliche Larve. Meine Amtsbrüder, welche sich die Mühe geben wollen, seine Schriften mit Aufmerksamkeit durchzulesen, werden so gut finden als ich, dass er nicht selten, wenn er scheinbar im besten Erklären begriffen ist, Knall und Fall von der besprochenen Sache abspringt und auf ganz fremdartige Dinge fällt. Ja manche seiner sehr verständigen Aeusserungen heben seine rationell-empirischen Auslegungen entweder ganz auf, oder erklären sie doch indirekt für ein bloss werthloses Verstandesspiel. So sagt er z. B. im Eingange des Buches *De origine morborum invisibilium:* In allen unsichtbaren Dingen haben wir blinde Urtheile. Nach dieser Aeusserung, deren Wahrheit wol jeder verständige Arzt anerkennen wird, kann man unmöglich glauben, dass er selbst Werth auf seine pathologischen und pathogenetischen Erklärungen setzt.

Nun wäre hier zu untersuchen, ob er das Rationellempirische, das, den inneren Vorgang in dem erkrankten Menschenleibe erklären Wollende, bloss als unlogischer Kopf mit seiner reinempirischen Heillehre gemischt habe, oder ob er das Ungleichartige absichtlich so seltsam verschmolzen, um den Galenikern den Kopf zu verwirren, ihnen seine eigentliche reinempirische Heillehre unzugänglich zu machen. Meine Meinung spricht für das Letzte, da ich sie aber nur mit einem grossen Aufwande von Verstandesgründen und Anführungen aus Hohenheims Werken wahrscheinlich machen könnte, und die Sache an sich von keinem Belang für meinen Zweck ist, so überlasse ich es jedem, seiner eigenen Meinung zu folgen.

Das zweite Haupthinderniss des Verständnisses der Hohenheimischen Heillehre ist folgendes. Er flickt, entweder als neckischer Mann, der seine Zeitgenossen zum Besten haben, oder als Mann, der sich seinen abergläubischen Zeitgenossen zum wenigsten dem Aeusseren nach gleichstellen und so ihre Aufmerksamkeit erregen wollte, allen möglichen, damahls beliebten Aberglauben in seine Schriften und gibt sich das Ansehen, als wisse er unendlich mehr von allen diesen Heimlichkeiten als ein einziger seiner Zeitgenossen. Dass das aber

nur ein Aushängeschild ist und er selbst das dumme Zeug nicht geglaubt, kann man unwidersprechlich aus seinen deutlichen Aeusserungen beweisen. So spricht er z. B. mehrmahls von der Signatur der Pflanzen und von ihrer Chiromantie. Wenn er aber deutlich sagt: „Ihr sollt wissen, dass alle „Kräuter, wes Geschlechtes sie seien, auch eine Chiromantie „haben. Dass aber die Linien derselben ungleich sind und „in einem mehr und grösser als in dem anderen, ist allein „das Alter schuld. Darum sagen wir hier, dass die Chiromantei der Kräuter anders nichts nutz sei, denn allein zu wissen „und zu erfahren das Alter eines Krautes und seiner Wurzel.“*)

Und wenn er an einem anderen Orte von den Kräutern sagt: Die Form gibt das Wissen der Tugenden nicht,**) so siehet man leicht ein, dass er es mit der Signatur unmöglich ernsthaft gemeint haben könne.. Uebrigens legt er den Wörtern *Signatura rerum naturalium*, Astronomie und Philosophie einen zwar ungewöhnlichen, aber, wie ich weiter unten zeigen werde, recht verständigen und praktischen Begriff unter. Er macht es ungefähr wie die ersten kristlichen Kirchenlehrer, die manche heidnisch-gottesdienstliche Gebräuche beibehielten, denselben aber eine kristliche Bedeutung gaben. Bevor man nun diese Eigenheit Hohenheims kennt, steckt in ihr ein grosses Hinderniss des Verständnisses.

Das allergrösste Hinderniss haben wir aber in unserem eigenen, schullehrig verkrüppelten Verstande zu suchen. Worin bestehet denn die theilichte Verkrüppelung unseres Verstandes? Meines Erachtens darin, dass wir uns einbilden, eine Heillehre könne nur, entweder auf eine genaue Kenntniss des belebten Menschenleibes, oder auf die sinnlich erkennbaren Krankheitszufälle gegründet werden. Da wir nun die letzte, rohe Empirie (Formenbehandlung) nennen, und sie, wol nicht mit Unrecht, als unzulänglich für die Uebung der Kunst ansehen, so folgt, dass wir genöthigt sind, die erste Basis, nämlich die Kenntniss des belebten Menschenleibes, als die einzig mögliche zu betrachten, auf welche man eine verstandesrechte Heillehre

---

*) *De signatura rerum naturalium Lib.* 9.

**) *Prologus in Lib. de herbis.*

gründen könne. Wir übersehen also ganz, dass noch eine dritte Basis einer Heillehre möglich ist, nämlich, die blosse Heilwirkung der Arzeneien. — Warum übersehen wir denn diese dritte Basis? — Deshalb, weil unser schulrecht verstutzter Verstand sich die Heilwirkung der Arzeneimittel nicht rein denken kann. In dem Augenblicke, wo er es versucht, diesen Gedanken zu erfassen, laufen ihm die heilmittellehrigen und pathologischen Kategorien, unter welche die Schule Krankheiten und Heilmittel reihet, flugs in die Quere. Das sind aber offenbar bloss gedankenbildliche Kategorien der Schullehre, und selbige kann man doch nicht auf eine Lehre beziehen, welche sich auf eine ganz andere Basis gründet, als die, der jene Kategorien angehören. Wollen wir also durch unsere rationellempirisch geschliffene Brille die reine Erfahrungslehre der alten Geheimärzte beschauen, wähnend, durch dieses Beschauen zu einem deutlichen Begriff derselben gelangen zu können; so unternehmen wir etwas, was in sich selbst einen Widerspruch enthält, mithin die Unmöglichkeit, uns je dem vorgesetzten Ziele zu nahen. Dem rationellen Empiriker muss die Heillehre der Geheimärzte für und für als ein wirres Unding erscheinen. Das liegt aber nicht an dieser höchst einfachen und wirklich folgerechten Lehre selbst, sondern an unserer theilichten Verstandesverkrüppelung, welche die Schule schon in der Jugend uns angebildet. Hier habt Ihr nun, werthe Amtsgenossen! die grösste Schwierigkeit, die eine treue verstandhafte Darstellung der geheimärztlichen Heillehre bis jetzt unmöglich gemacht hat. Nun zu der Heillehre selbst.

I. Hohenheim behauptet: Krankheit sei etwas Unsichtbares, und die äusseren Erscheinungen, die Zufälle, geben uns keine Erkenntniss des Unsichtbaren. „Als wenig ein Wind „oder eine Luft mag gegriffen oder gesehen werden, als wenig „auch die Krankheit." *)

Das Unsichtbare aber, das eigentliche Wesen der Krankheit ist es, was der Arzt kennen muss.

„Von dem, das unsichtbar ist, soll der Arzt reden, und „das Sichtbare soll ihm im Wissen stehen. Gleich wie einer,

---

*) *Paragrani alter. Tract. II.*

„der kein Arzt ist, der erkennet die Krankheit, und weiss, „was sie ist bei den Zeichen; nun ist er aber darum kein „Arzt: der ist ein Arzt, der das Unsichtbare weiss, das keinen „Namen hat, keine Materie hat und hat doch seine Wirkung.*)

„Das, was die Exkremente macht, was die *Faeces* im „Leibe macht, die Du *Humores* heissest, dieselbe sind nicht „die Krankheit. Das ist die Krankheit, die dasselbe macht, „dass es also wird. Wer siehet dasselbe? Niemand. Wer „greift es? Niemand. Wie kann denn ein Arzt *in humoribus* „die Krankheit suchen und ihren Ursprung melden aus den„selben, dieweil sie von der Krankheit werden geboren, und „nicht die Krankheit von ihnen?"**)

II. Das Unsichtbare, das Wesen der Krankheit, in dessen Erkenntniss das eigentliche Kunstwissen des Arztes bestehet, kann nicht in dem Menschen selbst, sondern nur in der äusseren Natur erkannt werden.

„Befindet der Arzt in dem Menschen eine Krankheit; wer sie „sei und wie, wird er, aus der Statt, darin sie liegt, nicht erken„nen; sondern er muss das ausserhalb erfahren und lernen."***)

Nachdem er an dem angeführten Orte die Nichtigkeit der Gallenischen Elementartheorie gezeigt und bespottet, fährt er also fort:

„Das ich schreibe, bitte ich euch, leset es, ermesset es, „und das mit Fleiss. Nicht mit Neid, nicht mit Verachtung, „nicht mit Gespött; denn die Dinge werden euch am Letzten „zustehen in eure eigene Verachtung, dadurch ihr jetzt mich „verachtet. So ihr doch *Auditores* seid, lernet und höret zu „beiden Seiten, und klaubet heraus das, das nutz ist. Denn „dieweil in euch nicht täglich ruminirt wird, das ich melde, „wo wird euch der Grund der Arzenei gegeben werden, also, „dass ihr den *Microcosmum* erkennet in der äusseren Natur? „Darin ihr begreifen werdet Wunder und gross Heimlichkeit, „so in dem Menschen lieget; nicht mir zu Dienst, sondern „euch und dem Kranken und Gott zum Lobe. Wer ist je

---

*) *Loco cit.*

**) *L. c.*

***) *Paragranum. Tract. I.*

„gewesen, der den Menschen als einen Menschen fürgenommen?
„Es sind in ihm erblindet alle Fakultäten; niemand kennt ihn:
„daraus entspringt nur Verderben."

Es sind jetzt 300 Jahre vergangen, seit Hohenheim dieses schrieb; wie trefflich hat sich seine Aussage bestätiget! Die Aerzte haben seine Ermahnung, die Erkenntniss des Wesens der Krankheit in der äusseren Natur zu suchen, verachtet, oder nicht verstanden, sie haben selbige in dem Menschen selbst gesucht, sie haben Pathogenien und Therapien geschrieben, sie haben, wie Hohenheim sich ausdrückt, den Menschen als einen Menschen vorgenommen: dass sie aber in dieser Untersuchung erblindet, beweisen am besten die vielen Theorien, die seitdem erzeugt, und wieder untergegangen sind.

III. Wir können von dem unsichtbaren Wesen der Krankheit nichts anders erkennen, als sein Verhältniss zu der Heilwirkung der Arzenei. (Die Kenntniss der Heilkräfte der Arzeneimittel ist bei Hohenheim Philosophie und eine seiner Säulen der Heilkunst.)*) Die Heilwirkung der Arzenei ist etwas sinnlich Erkennbares, also nichts Phantastisches; mithin ist auch der Begriff, den wir durch dieselbe von dem Wesen der Krankheit bekommen, ein Wirklichkeitsbegriff, nicht ein Phantasiebegriff. Auf die Heilwirkung der Arzeneimittel gründete Hohenheim seine Heillehre, also auf einen wirklichen und erkennbaren Grund, indess seine Widersacher, die Galeniker, ihre Heillehre auf einen bloss phantastischen Grund, auf die Elemente bauten. — Auf welcher Seite war nun die Wahrheit? — Er sagt an dem eben angeführten Orte:

„Wo anders ein Grund hergenommen wird ausserhalb
„der Philosophie, ist ein Betriegniss; denn unser Verstand,
„wie ihn die Hirnschale beschleusst, ist zu schwach, zu ge-
„bären einen Arzt. Denn also muss die Philosophie der Ar-
„zenei geführt werden, dass auch die Augen den Verstand
„begreifen, und dass sie in den Ohren töne, wie der Fall des
„Rheins, und das Getön der Philosophie also hell in den Ohren
„liege, wie die sausenden Winde aus dem Meere."

Ich bitte jeden Leser, der Hohenheims Werke besitzt,

---

*) *Paragran. Philosophia.*

diesen Traktat über die Philosophie ohne Vorurtheil und mit Aufmerksamkeit zu lesen; er wird sich ohne Mühe überzeugen, dass dessen Heillehre einzig auf die Heilwirkung der Arzeneimittel gegründet war. Er spottet an dem Orte, nicht ohne Witz, über die Galenische, auf die Elemente sich gründende Lehre, er sagt, das sei eine bloss phantastische Grundfeste, die der gesunde Verstand nicht anerkennen könne. Diese phantastische Basis der Heillehre mache es, dass sich die Aerzte von allen anderen Gelehrten wie Hundsschläger von ehrlichen Leuten schieden, und dass kein Gelehrter ihre närrischen Schreibereien verstehen könne.

„Wer wollte einen Juristen über euch zum Strafer setzen? „Ihr habt euch dermassen hinterschlagen, dass Kaisern und „Päpsten rothwälsch ist, was ihr handelt. Wie wollte euch „der Theologus etwas abgewinnen, so er in euern Schriften „nicht so viel verstehet, ob ihr Gott oder dem Teufel anhan„get, und verberget eure Lügen in die *Humores*, dass man „euch weder Busse noch Ablass geben kann. Wer will den „gemeinen Mann als Richter über euch setzen? Ihr seid je„dermann rothwälsch, und habt euch so seltsame *Dictionarios* „und *Vocabularios* gemacht, wer es ansiehet, mag unbeschissen „nicht hinwegkommen."*)

Hohenheim erinnert in so vielen Stellen seiner Schriften an die Heilwirkung der Arzeneien als die einzige erkennbare Basis einer brauchbaren Heillehre, dass ich nur den kleinsten Theil dieser Stellen anführen darf, indem das öftere Wiederholen Einer und derselben Wahrheit, wohl einen Belehrer der Schwachsinnigen, aber nicht mich kleiden würde, der ich zu verständigen und scharfsinnigen Männern rede.

In dem ersten Tractat des Buches *Paragranum* heisst es: „Sagt ihr, der *Morbus* ist *Pulegii*, der ist *Melissae*, der *Sabinae*,

---

*) Sind die medizinischen Schriften unserer heutigen Aerzte dem nichtärztlichen, gebildeten Verstande deutlicher, oder sind sie ihm noch ebenso rothwälsch? Das Letzte möchte wohl der Fall sein: und warum? Weil der schlichte, gesunde, gebildete Verstand unmöglich Phantasiekategorien für Wirklichkeitskategorien hinnehmen kann, ja nicht einmahl eine Ahnung von dieser Verwechselung hat.

so habt ihr eine gewisse Kur aus dem Namen.“ Er erkannte die arzeneimittellehrigen Kategorien nicht an, die sich damahls von der Elementartheorie herschrieben. Den Satz *Contraria contrariis curantur* verwarf er. Dass er jedoch den Satz: Gleiches wird durch Gleiches geheilt, an dessen Stelle gesetzt haben sollte, ist zwar gesagt, und noch in unseren Tagen gesagt, aber ganz unwahr. Wie die Arzenei heile, hielt er für unerkennbar; bloss dass sie heile, hielt er für erkennbar. Also ist bei ihm das Heilen eine Heimlichkeit, ein *Arcanum.* So sagt er im ersten Traktat *Paragrani:*

„*Contraria a contrariis curantur*, das ist: Heiss vertreibt „Kalt u. s. w., das ist falsch, in der Arzenei nie wahr gewe„sen; sondern also: *Arcanum* und Krankheit, das sind die *Con*„*traria.* *Arcanum* ist die Gesundheit, und die Krankheit ist „der Gesundheit widerwärtig; diese zwei vertreiben einander, „das sind die Widerwärtigen die einander vertreiben.“

In dem nämlichen Traktate heisst es: ein natürlicher, „wahrhaftiger Arzt spricht: das ist *Morbus terebinthinus*, das „ist *Morbus sileris montani*, das ist *Morbus helleborinus* u. s. w.; „und nicht, das ist *Branchus*, das ist *Rheuma*, das ist *Coriza*, „das ist *Catarrhus.* Diese Namen kommen nicht aus dem „Grunde der Arzenei; denn Gleiches soll seinem Gleichen mit „dem Namen verglichen werden: aus dieser Vergleichung kom„men die Werke; das ist, die *Arcana* eröffnen sie in ihren „Krankheiten.“

In dem zweiten Traktat *Paragrani* sagt er: „Wer weiss „die Zahl der Krankheiten? Nur der, der da weiss die Zahl „der natürlichen Gewächse und natürlichen Arkanen. — —“

„Allein die äusseren Dinge geben die Erkenntniss des In„neren, sonst mag kein inneres Ding erkannt werden.“

IV. Diese Ansicht der Natur würde nun die Medizin zu einem wahrhaften Chaos machen, wenn der absondernde Verstand nicht eine Regel in die Wirrung brächte. Hohenheims Ordnung bestehet darin, dass er die Krankheiten eintheilt in Urorgankrankheiten und in Uruniversalkrankheiten. Die Organkrankheiten spielen in seinen Schriften eine wichtige Rolle, woraus ich erkenne, dass er die Natur genau muss beobachtet haben. Ich werde auch zuerst von diesen sprechen, wenn ich

vorher folgende kleine, zum Verständniss nöthige Einschaltung gemacht.

Man hat Hohenheim noch in unserer Zeit als rohen Empiriker ausgeschrien, das heist doch wol: er sei ein Mann gewesen, der sogenannte *Specifica* blindlings auf nosologische Formen angewendet, der Mittel gegen Wassersucht, Schwindsucht, Gicht u. s. w. gehabt. Ich kenne aber wirklich keinen Arzt, der freier von roher Empirie gewesen, als gerade er; seine reine Erfahrungslehre ist ja die vollkommenste Gegenfüsslerinn der rohen Formenbehandlung. Möglich ist die irrige Meinung deshalb aufgekommen und bis jetzt geblieben, weil man im gemeinen Leben und auch in der schulrechtärztlichen Sprache unter dem Ausdrucke *Specificum* ein besonderes, auf eine gewisse nosologische Form gerichtetes Mittel verstehet, und weil Hohenheim mitunter die Organheilmittel *Specifica* nennet.*) Einige Stellen mögen beweisen, dass er kein Formenbehandler war, aber wol das urerkrankte Organ, von dem die nosologische Form abhing, zu heilen bezweckte. So sagt er z. B. in dem Buche *De caduco matricis:* „Also ist *Caducus intestinorum,* „*caducus diaphragmatis, caducus dentium, caducus manus, pedis,* „*testiculorum, medullae, gutturis etc.*" Und in dem Buche vom Kaltenweh „Das ist *febris splenis,* dies *stomachi,* dies *cerebri,* „dies *sanguinis,* dies *humorum etc.*" — Nun von diesem Absprunge wieder zu der Hauptsache.

A. Zuerst von den Organheilmitteln.

Er behauptet, jedes kranke Organ habe in der äusseren Natur sein Heilmittel. Diese Heilmittel nennet er (auf die *Signatura rerum naturalium* anspielend) die äusseren Organe, als z. B. die äussere Leber, das äussere Gehirn, die äussere Milz u. s. w. Daraus macht er also das scheinbare *Paradoxon:* Gleiches müsse durch Gleiches vertrieben werden. Dieses schien zwar dem Satze der Galenischen Schule schnurgerade zu widersprechen, kam aber wirklich mit demselben in keine

---

*) Der Missgriff kann auch daher rühren, dass die Galeniker die *Medicos specificos,* das heisst, solche Aerzte, welche die Heilwirkung der Mittel nicht aus den Elementarqualitäten erklärten, sondern dieselbe als eine unerklärbare Heimlichkeit *(Arcanum)* ansahen, spottweise Empiriker nannten. *Paramirum. Prolog.* 3.

Berührung; denn der Galenische Satz bezog sich auf die elementischen Qualitäten, der des Hohenheim auf die geheimen Kräfte der Organheilmittel. Das Paradoxe des Hohenheimischen Satzes lag bloss in den Worten, in einer Anspielung auf die *Signatura rerum naturalium.* (Hier haben die Leser ein Beispiel, wie er eine damahlige abergläubische Meinung zur Schau trägt, ihr aber eine verständige Bedeutung unterlegt.) Nun wollen wir die Belege zu dem Gesagten hören.

„So der Arzt den äusseren Menschen wohl weiss und ihn „wohl erkannt und erfahren hat, alsdann soll er sich geben in „die Facultät der Arzenei, und den äusseren in den inneren „wenden, und den inneren in dem äusseren erkennen: sich „hüten in alle Wege, dass er keinesweges in dem inneren „Menschen lerne, denn da ist nichts als Verführung und der „Tod; denn bis sie ohne solch äusserlichen Menschen des Men„schen Anliegen erkennen, wie viel Feld und Acker müssen „zu dieser Probe zum Kirchhof werden. — — — Aus dem „folgt nun, dass die Satzung der Rezepte also geordnet muss „werden, auf dass das Glied zum Gliede komme, je eines dem „anderen gereicht werde. — — — Das Herz dem Herzen, „Lunge der Lunge, Milz der Milz. Nicht Milz von Kühen, „nicht Hirn von Säuen dem Hirn des Menschen, sondern das „Hirn, das des inneren Menschen äusseres Hirn ist.*)

„Also sind die Kräuter auch Glieder: das ist ein Herz, „das ist eine Leber, das ist eine Milz etc. Dass all Herz ein „Herz sei dem Auge sichtbar, ist nichts, sondern es ist eine „Kraft und eine Tugend dem Herzen gleich.**)"

„Im *Spiritu* liegt die Arzenei und nicht im Leibe, denn „Leib und *Spiritus* sind zweierlei.***)"

---

*) *Paragrani alterius Tract. I.* Zu dieser Stelle muss ich eine kleine Bemerkung machen. *Sprengel* gibt *Oswald Crollius* als den Schriftsteller an, der Paracelsus Lehre am besten dargestellt. Nun bitte ich die Leser, mit der angeführten Stelle folgendes aus *Crollius* Buch *De signaturis internis rerum pag.* 64 zn vergleichen. *Cerebrum suillum phreneticis prodest; ideo etiam ii, qui memoriam amiserunt, cum juvamento vescuntur cerebro porcino cum myristica et cinnammomo aromatisato.* Der Mann hat offenbar seines angebeteten Vorbildes Lehre schlecht begriffen.

**) *Labyrinthus medicorum Cap.* 9.

***) *De podagricis Lib. I.*

Er hatte auch recht gut begriffen, dass in Einer Pflanze mehre Grundstoffe stecken können, deren jeder auf ein besonderes Organ heilsam wirkt.

„Es sind in einem *Corpus* vielerlei Glieder, sind aber nur „Ein Leib, das nur Ein Kraut ist, aber allerlei Tugenden „in ihm.*)"

„Das ist nun das vierte Buch, dass der Arzt lerne erken„nen, dass weder mehr noch minder *in physico corpore* sei, „als wol als er auswendig weiss, wie mancherlei Spezies *Ligno„rum, Lapidum, Herbarum* etc., und dass dieselben Spezies auch „im Menschen seien. Doch aber nicht in solcher Gestalt, wie „in den Elementen,**) sondern in Gesundheitsweise und „Krankheitsgestalt sollen sie in dem Menschen gefunden wer„den. Das Gold im Element ist als ein Gold, im Menschen „ein natürlich Confortatif; also weiter wisset von allen *Specie„bus* der Elemente, dass sie auch also im Mikrokosmo sind. „Der nun weiss, die *Species* zu nehmen und zu erkennen *in „physico corpore* also: das ist im Menschen der Saphir, das „ist der Merkur, das ist *Cupressus*, das ist *flos Cheiri etc.*, der „hat das Buch *physici corporis* wohl ergründet; und so er „nun solche *Species corporales* wohl weiss und erfahren hat, „so mag er ein *Medicus* sein und seine *Theoricam* finden, „die nicht *speculativa* sein soll, sondern aus der *Practica* soll „sie geboren werden; denn nicht aus der *speculativa Theo„rica* soll *Practica* fliessen, sondern aus der *Practica Theo„rica.****)"

Die Leser sehen aus dieser Stelle, dass er die Wahrheit: das Wesen der Krankheiten könne nur in der äusseren Natur durch die Heilwirkung der Arzeneimittel erkannt werden, in ein anderes bildliches Gewand kleidet. Oben sprach er von einer äusseren Leber, von einem äusseren Gehirn u. s. w. Hier spricht er von einem inneren *Cupressus*, von einem inneren Merkur, von einem inneren Saphir. Nun, wenn er einmahl

---

*) *Labyrinth. med. Cap.* 9.

**) Hier gebraucht er das Wort Element, nicht im Galenischen Sinne, sondern für die äussere Natur.

***) *Labyrinthus medicorum Cap.* 4.

eine Wahrheit bildlich vortragen wollte, so mag die eine Einkleidung so viel werth sein als die andere. *)

Die Hauptsache bleibt immer, dass er seine Heillehre nicht, wie die schulrechten Aerzte, auf eine anmassliche Kenntniss des belebten Menschenleibes, sondern auf die Heilwirkung der Arzeneimittel gründete, also auf eine erkennbare Basis, und dass seine Theorie reines Abstrakt der Erfahrung, mithin Theorie und Praxis bei ihm Eins war. Dieses ist für uns, als Verstandesmenschen, das Wichtigste in den Paracelsischen Schriften, und ist wahrscheinlich auch die wichtigste und nützlichste Heimlichkeit der alten scheidekünstigen Aerzte gewesen.

Nun muss ich noch eine Stelle mittheilen, die am Ende des eben angeführten Kapitels stehet, in der er seine Meinung über die auf eine anmassliche Kenntniss des belebten Menschenleibes basirte Heillehre der schulrechten Aerzte ausspricht. Diese Stelle ist jetzt weit merkwürdiger als damahls, weil die Aerzte jetzt schon dreihundert Jahre länger auf die nämliche unerkennbare Grundfeste eine brauchbare Heillehre zu bauen versucht haben.

„Es ist von etlichen gesagt worden: wo der Philosoph „aufhöre, da fange der Arzt an. Das in der Gestalt geschiehet: „so der *Philosophus majorem mundum* wohl erkennet in Himmel „und Erde und in allen ihren *Generationibus*, so hat er die „Erkenntniss, zu verstehen *minorem mundum*. Der in solcher „Philosophey und Lehre nicht ist, der mag *Microcosmum* nicht „erkennen. Was er von der Natur des Menschen schreibt, „ist nichts besser, denn so viel der Blinde von der Farbe „redet; er wähnt es allein, es träumt ihm allein, er siehet „*Aureos montes in Hispania.*"

Guter Gott! die Aerzte haben seit dem so viel goldene Berge zu sehen gewähnt, die jetzt, in der Geschichte der Medizin, jämmerlich ihre ungoldenen grauen Häupter gen Himmel recken, dass den sinnigen Mann, der dieses unwirthbare Nordkap durchwandert, ein Gefühl von Wehmuth ergreift, und der

---

*) Diese letzte bildliche Einkleidung passt jedoch nicht gut auf die Organheilmittel und Urorgankrankheiten, sondern besser auf die Universalmittel und die Urerkrankungen des Gesammtorganismus.

Paracelsische Gedanke in ihm auftaucht: das Gehirn des Menschen, wie es die Hirnschale beschleusst, müsse wol zu schwach sein, zu gebären einen Arzt.

B. Ueber die Universalmittel ist Hohenheims Lehre so dunkel, dass man anfangs glaubt, nimmer damit ins Klare zu kommen. Denkt man aber nur ein wenig darüber nach, so wird es einem nach und nach licht. Am besten werde ich meine Auslegung mit einem Beispiele anheben. Nehmet einmahl an, werthe Amtsbrüder! ich hätte ein gemeines Spiel Karten in der Hand, und gäbe euch einen Theil der Blätter; so würdet ihr ja aus den gegebenen Blättern, ohne sonderliches Nachdenken, diejenigen bestimmen können, welche ich in der Hand behalten. Nun, eben so mache ich es mit Hohenheim; er hat mir den Begriff des Organheilmittels gegeben, aus diesem folgere ich den Begriff des Universalheilmittels. In seinen Schriften spielen die Organheilmittel und Organkrankheiten eine Hauptrolle; daraus lässt sich ja, nicht vermuthlich, sondern mit Sicherheit schliessen, dass seine Universalmittel, welche er unter mancherlei Namen begreift, auf etwas Erkranktes gerichtet sein müssen, welches, nach der gewöhnlichen Sprachweise, nicht zu den Organen gerechnet wird. Was ist nun dieses unbekannte Etwas? — Ich denke, es ist das, dessen Erkrankung die Aerzte verschiedener Schulen und verschiedener Zeiten mit gar mancherlei Namen belegt haben. Sie haben es bald inflammatorischen, bald sthenischen Zustand, bald Schwäche, bald Asthenie, bald Fäulniss, *Ataxia nervorum*, Verflauung der Lebensgeister und Gott weiss, wie noch sonst genannt. Die Erkrankung des von den Organen unterschiedenen Unbekannten muss Dasjenige sein, worauf Hohenheims Universalmittel gerichtet sind, und da wir gesehen, dass er das Wesen der Organkrankheiten nicht in dem Körper selbst, sondern in der äusseren Natur, aus den Heilkräften der Organmittel erkennen will, so folgt, dass er auch die Erkenntniss des Wesens der allgemeinen Erkrankung nicht in dem Körper selbst, sondern in der äusseren Natur, also in der Heilwirkung der Universalmittel finden musste. Dieses ist doch eine ganz einfache, verstandesrechte Folgerung aus dem, was uns Hohenheim gegeben hat.

Man kann übrigens wol aus seinen Schriften erkennen, welche Mittel er für *Universalia* hält, aber nicht, wie viel er derselben gehabt. Was ich davon weiss, hat mich meine eigene Erfahrung gelehret; denn da ich einmahl den richtigen Begriff eines Universalmittels erfasst, so fand sich das Uebrige von selbst. Ich mag aber hier nicht mein eigenes Erfahrungswissen mit Hohenheims Heillehre vermischen. Von letzter darf ich nichts behaupten, was nicht mit deutlichen Stellen seiner Schriften zu belegen ist. Deutliche Stellen habe ich nicht gefunden, wol aber dunkle; ich will dem Leser etliche derselben mittheilen. In den Büchern *De viribus membrorum* unterscheidet er in dem ersten Buche *De viribus spiritualium* den *Spiritum vitae*, als etwas Allgemeines, von den Organen Unterschiedenes; er sagt, derselbe sei verschiedenen Krankheiten unterworfen, daraus können entstehen *febres, apostemata, Pleureses, Icleritia, ulcera etc.* Im zweiten Kapitel dieses Buches warnet er, dass man Urerkrankungen der Organe nicht für allgemeine Erkrankung des *Spiritus vitae* nehmen solle. Da aber das Anführen einzelner Stellen dieser Bücher dem Leser Hohenheims offenbar absichtlich dunkel vorgetragene Gedanken nicht verdeutlichen können, so muss ich jeden Neugierigen auf die Bücher selbst verweisen.

In dem achten Buche der Archidoxen sagt er von seinem Universalmittel, welches er unter dem Namen *Elixir* begreift, Folgendes.

„Darauf nun zu verstehen ist, dass das Elixir gebraucht „wird zu dem Leben, das ist zu dem Herzen und an die Ende, „wo das Leben liegt, *quod est, ad spiritum vitae per universum corpus dispersum. Et custodit spiritum vitae in hac virtute, qua corpus vel cadaver mortuum a putrefactione custodiat. „Quasi vulnus aut ulcus extrinsecus potest a putredine et malo „custodiri: ita etiam intrinsecum corpus ab omni adversitate custodiri de posse est.* Darum so ordnen wir ein Elixir, dasselbe „wirket *in spiritu vitae* gleich wie ein Ferment in einem Teige, „und wächst im Leibe als wenn ein Baum in der Wurzel gefärbt wird, das ihm nimmer ausgehet."

Aus dieser und ähnlichen Stellen, die sich aber unter-

einander in den Worten widersprechen, *) gehet so viel hervor, dass er etwas von den Organen Unterschiedenes und Erkrankbares in dem Menschenleibe annimmt; ob er das nun *Spiritus vitae*, oder anders nennet, läuft auf Eins hinaus. Da er das Wesen der Organerkrankung nicht in dem Körper selbst, sondern in der äusseren Natur, aus der Heilwirkung der Organmittel erkennen konnte, so konnte er auch das Wesen der Erkrankung jenes Unbekannten, von den Organen Unterschiedenen nicht in dem Körper selbst erkennen, sondern er musste es folgerecht in der äusseren Natur, aus der Heilwirkung der Universalmittel erkennen.

Was ich bis jetzt gesagt, ist das eigentliche Reinverstandhafte der Hohenheimischen Heillehre. Da dasselbe, so viel ich weiss, noch nie deutlich ausgelegt ist, so wird meine, hoffentlich deutliche Darstellung den sinnigen Leser wol zum ernsten Nachdenken veranlassen. Aber auch diejenigen meiner Leser, die keine Lust zum Nachdenken haben möchten, werden mir doch zugestehen müssen, dass der Gedanke, eine Heillehre auf eine sinnlich erkennbare Basis zu gründen, ein Gedanke ist, der unmöglich in dem Kopfe eines Narren könne erzeugt sein.

Was ich nun weiter noch von Hohenheims Heillehre zu sagen habe, ist für die praktischen Aerzte minder bemerkenswerth; denn da es, seit dem Verfalle der Galenischen Schule, auf dem Wege der Beobachtung erkannt und nach und nach zur allgemeinen Kunde gebracht ist, so kann es jetzt nur noch in geschichtlicher Hinsicht Beachtung verdienen.

Aus meiner Darstellung des Verstandhaften der Hohenheimischen Heillehre könnten meine Leser leicht schliessen, es sei eine rein dynamische Heillehre. Ganz Unrecht hätten sie darin nicht; allein der Mann war zu verständig und erfahren, als dass er plumper Dynamiker hätte sein können. Er begriff es vielmehr sehr gut, dass die Irrungen der ab- und aussondernden Organe eine Regelwidrigkeit des Ab- und Aussonderungs-

---

*) Man vergleiche mit der angeführten Stelle das 1ste Buch *De viribus Membrorum Cap. II.* und das IV. Buch über die venerische Krankheit vom 5. Kapitel bis zum Ende des Buches.

geschäftes und des Ab- und Ausgesonderten zur Folge haben müssen, und dass das regelwidrig Ab- und Ausgesonderte als neuer feindlicher Reiz auf den Körper wirken könne, ohne dessen Entfernung die Heilung einer Krankheit zuweilen nicht geschehen möge. Wir haben schon früher aus einigen Stellen ersehen, dass er dergleichen materielle Reize zu entfernen räth, aber auch Umsicht dabei empfiehlt. Er leerte jedoch nicht immer diese schädlichen Stoffe aus, sondern nahm auch auf ihre chemische Beschaffenheit Rücksicht und neutralisirte sie. In dem Buche von den tartarischen Krankheiten *) sagt er: jedes Organ habe die Kraft, das Schädliche von dem Unschädlichen zu scheiden; wo diese Befähigung in Irrung gerathe, da erzeuge sich Tartarus. Ihm ist also alles das Tartarus, was hätte ausgesondert werden müssen, aber nicht ausgesondert ist, und nun zum feindlichen materiellen, oder materiell-mechanischen Reize wird. So sind Steine in den Nieren, in der Blase, Leber, Lunge, in den Därmen, unter der Zunge und an anderen Orten Tartarus; aber auch Magen- und Darmsäure ist Tartarus. Von der letzten sagt er, sie sei am leichtesten zu heben, werde aber von den Aerzten häufig verkannt. **)

„Habt gut Acht und Fleiss auf die Dinge alle, damit ihr „nicht *Tartarum* für *Colicam*, nicht für *Iliacam*, oder *Ventosi-* „*tates* ansehet, denn es ist ein grosses Irrsal, und stehet übel, „dass so viel wälsche Aerzte, sonderlich zu Montpellier, Sa- „lerno, Paris, die da wollen vor anderen den Kranz haben und „jedermann verachten, doch selbst nichts können, sondern „öffentlich erfunden wird, dass ihr Maul und ihre Pracht alle „ihre Kunst ist."

Merkwürdig ist es, dass er den Tartarum der Därme (welches Darmsäure ist) dadurch hebt, dass er mit den Speisen, sonderlich mit gehacktem Fleische ein Salz mischt, welches er nach seiner närrischen Weise, *Alcali glaciei durae* nennet. ***)

---

*) *Tract. IV de origine morb. ex tartaro.*

**) *Paramir. Lib. III de orig. morb. ex tart.*

***) Buch von den tartarischen Krankheiten Kap. 16. — Ich habe dieses Kunststück, mit einer kleinen auf den Geschmack berechneten Abänderung, oft versucht; in der Folge werde ich mehr davon sagen.

Ich denke, es wird wol *Natron* sein; er kannte dieses zum wenigsten: ein späterer Geheimarzt, *P. Poterius*, lehrt uns dessen Bereitung ganz deutlich und nennet es *Crystalli balsamici salis.* *)

Auch hinsichtlich des Tartarus, der sich in anderen Organen erzeugt und als Stein nicht selten viel böse Zufälle macht, gibt er bemerkenswerthe praktische Winke. Ich kann aber, ohne mich einer Unschicklichkeit schuldig zu machen, unmöglich alles Gute und Wahre, was den Mann als einen erfahrenen und tüchtigen Praktiker bekundet, ausschreiben. Bloss eine einzige Stelle, in der er darauf aufmerksam macht, dass die Aerzte häufig die Gallensteine verkennen, will ich dem Leser, ihres eigenthümlichen drolligen Anstriches wegen, zum Besten geben; zumahl da dieses Verkennen auch noch wol in unseren Tagen Statt hat. Er sagt: „Gallensteine machen Gelbsucht, „Krümmen, Lähmung, Grimmen, Drücken um das Grüblein „und desgleichen; Erbrechen, bösen Magen und Däuung. Sol„ches alles schämen sich die Aerzte nicht, dass sie sagen, es „ist eine Cholera. Es ist eine seltsame Cholera! Freilich, Cho„lera bei euch Narren, aber nicht bei den Erfahrenen. **)"

Jetzt werden die Leser auch von mir erwarten, dass ich von den fünf ursachlichen Dingen, von dem *Ens astrale, venenale, naturale, spirituale* und *deale* ein Wort sage. Da aber mehre dieser Dinge mit den Paracelsischen Säulen der Medizin zusammenfliessen, so lässt sich unmöglich besonders davon sprechen. Wahrscheinlich haben diese ursachlichen Dinge einen vermeintlichen Geschichtschreiber veranlasst, Hohenheims vorzüglichstes Verdienst darin zu setzen, dass er auf die Krankheitsursachen mehr Rücksicht genommen als Galen und die Araber. Das ist aber wol ein kleiner Missgriff. Freilich, er wird auf die sinnlich erkennbaren Schädlichkeiten, die nicht bloss eine Krankheit gemacht hatten, sondern durch ihre fortgesetzte Einwirkung die Krankheit unterhielten, in so fern Rücksicht genommen haben, dass er diese Schädlichkeiten entfernt hat. Dass er aber übrigens, wie die späteren Aerzte,

---

*) *Opera omnia pag.* 419.

**) *Paramir. Lib. III de orig. morb. ex tart. Tract. IV.*

aus den Schädlichkeiten, welche auf den Körper gewirkt, und welche in vielen Fällen bloss etwas Vermuthliches sind, das Wesen der Krankheit habe erkennen wollen, ist unwahr. Diese Behauptung stehet im geradesten Widerspruche mit seiner Heillehre, denn er wollte ja bloss aus der Heilwirkung der Arzeneimittel das Wesen der Krankheit erkennen, und verwarf alle auf blosse Vermuthung sich gründende Erkenntniss als ein Hirngespinnst.

Was er von den fünf ursachlichen Dingen sagt, ist, mit Ausschluss dessen, was mit seinen drei Säulen der Heilkunst zusammenfliesst, (wovon ich gleich sprechen werde) bloss ein eiteles Gewäsch, welches mit seiner Heillehre in keinem direkten Zusammenhange stehet.

Wenn aber die ärztliche Ursachsucherei auch nicht in geradem Widerspruche mit seiner Heillehre gestanden und er das Unlogische, das in derselben liegt, sich auch nicht deutlich gedacht hätte; so würde er doch gewiss als geistreicher Mann es gefühlt, das heisst, sein Verstand würde es sich dunkel gedacht haben. In dem Buche *Paramirum* *) sagt er: „Wir „heben unsere Arzenei bei der Heilung an, und nicht bei den „Ursachen, darum dass uns die Heilung die Ursache anzeigt."

An einem andern Orte heisst es: „Allein erkenne den „Leib, so hast du die Krankheit erkannt; denn da lauft der „hinweg, der sie macht, bleibt nicht, und das, damit er es macht, „nimmt er mit ihm; darum darfst du es nicht suchen da. — „Das ist, wie ein Zimmermann, der nimmt Säge, Axt u. s. w. „mit ihm hinweg, lässt allein das Haus stehen. **)"

Weit entfernt, aus den Ursachen die Natur der Krankheit erkennen zu wollen, begriff er recht gut, dass die Natur oder das Wesen der Krankheit in den meisten Fällen nur durch einen Probeprocess, durch *Reagentia medica* zu erkennen sei. Ich habe schon oben, zu einem andern Behuf, eine Stelle angeführt, die dieses beweiset; folgende ist aber nicht minder beweisend:

„Ob es gleichwol so gar nicht ergründet mag werden, so

---

*) *Paramir. Prologus I.*

**) *De podagricis Lib. II.*

„ist es die Arzenei, die da suchet, und die Augen hat; inwen-
„dig zu finden dasjenige, so sie sucht."

Von dieser Einschaltung wende ich mich zu den drei Paracelsischen Säulen der Heilkunst: Philosophie, Astronomie und Alchymie. *)

Von der Philosophie habe ich schon oben sprechen müssen, um die Basis der Hohenheimischen Heillehre ins Klare zu stellen. Dass aber Philosophie bei ihm nicht einzig in der Kenntniss der Heilwirkungen der Arzeneimittel bestand, sondern auch zugleich in einer durch Beobachtung erworbenen Kenntniss des kranken Menschenleibes, erhellet aus folgender ganz unzweideutigen Stelle.

„Was ist *Philosophia?* Das ist sie, das zu erkennen, was
„der Erde Gewächs ist und des Wassers, deren Natur und
„Kraft zu wissen: hingegen ist auch der ein *Philosophus*, der
„der Menschen Lauf weiss und erfahren hat und ihn erkun-
„det. **)" Die Leser müssen hier wol bedenken, dass er von einer durch Erfahrung erworbenen Kenntniss spricht, nicht von einer eingebildeten, anmasslichen; diese letzte heisst bei ihm Speculation, er belegt sie auch wol mit anderen unheimlicheren Namen. Die damahlige Aristotelische Philosophie hält er für den Gäscht des aufbrausenden Verstandes, und die Aristotelischen Philosophen sind ihm Sophisten.

Nun zur zweiten Säule der Medizin, zu der Astronomie. Wir haben schon oben aus unzweideutigen Stellen seiner Schriften gesehen, dass er nicht Sterndeuter war, dass er vielmehr diesen damahls beliebten Aberglauben verspottet. Im 16ten Jahrhundert und in den früheren Jahrhunderten war die Astronomie oder Astrologie nothwendiges Wissen eines gelehrten Arztes; sie kam aber schon am Ende des 16ten in ziemlichen Verfall. Ich besitze ein Exemplar der Pestordnung der Stadt Hamburg vom Jahre 1597, welche der Stadtphysikus *Dr. Johann Bökelius* auf Verlangen des Stadtrathes verfasst. Dieser ehrliche Mann, der den Teufel noch einen hochgelahrten Geist nennet, verwirft schon die Astrologie, hält es jedoch für nöthig,

---

*) Von den tartarischen Krankheiten Kap. 12.

**) *Fragmenta med. ad paragranum.*

die Gründe, warum er sie verwirft, im fünften Kapitel jener Pestordnung ausführlich dem Publiko vorzulegen. Er ist der Meinung: die Pest sei nicht durch die Gestirnung verursacht, sondern einzig durch der Hamburger gottloses, unbussfertiges Leben, durch ihr Fressen und Saufen, durch ihre fleischliche Wollust und durch ihre Unflätherei.*) Dass also Hohenheim in der ersten Hälfte jenes Jahrhunderts von der Astronomie sprach, und sie für eine der Säulen der Heilkunst ausgab, ist ganz in der Ordnung. Hätte er es nicht gethan, so würde man ihn für einen ganz unwissenden Menschen gehalten haben. Die Leser könnten aber fragen: wie gleicht er den grellen Widerspruch aus, dass er eine abergläubische Sache, die er verspottet, deren Nichtigkeit er handgreiflich gezeigt hat, zu

*) Die Beschreibung, die er von der Unflätherei der Bewohner Hamburgs macht, ist so einzig drollig, dass ich mich nicht enthalten kann, sie denen meiner Leser mitzutheilen, die das jetzige Hamburg kennen. Er sagt *Fol.* 14: Hiezu denn auch kommt, dass in dieser guten Stadt die Häuser und Wohnungen, sonderlich der Armen, auch die Gassen hin und wieder so unrein, unsauber und unfläthig gehalten werden, dass ich es dafür halte, dass keine Stadt in Europa ist, in welcher es unfläthiger müge gehalten werden. Man sehe nur an die Faulhaufen oder Lappenberge, die Faul- oder Schlammkasten, welche nicht, wann der Mist oder Koth noch frisch, sondern wann er ein halbes, oder ein Vierteljahr gesammelt über einen Haufen lieget und wenn er dann faul und stinkend, erst erregt und weggebracht wird. Daraus denn so ein gräulicher Gestank entstehet, dass, wer vorübergehet, wol in eine Ohnmacht fallen möchte. Geschweige nun was für eine abscheuliche Unflätherei und Garstigkeit in dieser guten Stadt geschiehet, dass Jung und Alt so ganz unverschämt sich hin und wieder auf den Gassen niedersetzt, ihr Gemach thun und einer den andern vor seinen Thüren so ganz unfläthig beschmeisst, dass gute Leute, vornämlich Fremde, solche Unflätherei anspeien und die Augen und Nasen für den gräulichen Gestank und abscheulichen Anblick zuhalten müssen. Solches wahrlich in wohlbestalten Regimenten keinesweges geduldet, dass einer dem andern für die Thür hofiren und seinen Mist auf die gemeine Gasse werfen soll.

Im 6ten Kapitel, welches von der Säuberung der Strassen handelt, wiederholt er diese Beschreibung fast wörtlich, und dann schliesst er als gewissenhafter Stadtphysikus also:

Es muss gesagt sein, denn es gräulicher ist, als es kann mit Worten ausgeredet werden; es mag zürnen wer will, Gross- oder Kleinhans, es ist leider die Wahrheit und ich kann solches meines tragenden Amtes halben nicht verschweigen.

einer Säule der Heilkunst macht? Nun, er weiss sich schon zu helfen; er behauptet, eine höhere, edlere, für die Uebung der Kunst brauchbarere Kenntniss des Himmels zu besitzen als die Galeniker, sagt aber dabei, die Astronomen würden ihn nicht verstehen. Ich glaube das gerne, denn seine Astronomie war nichts weniger und nichts mehr als dasjenige, was hundert Jahre später *Sydenham Constitutio epidemica* nannte. Dass allgemeine aber unbekannte Ursachen eine gleichmässige Eigenthümlichkeit der Krankheiten bewirken, und diese gleichmässige Eigenthümlichkeit von Zeit zu Zeit verändert, wusste Hohenheim so gut als *Sydenham;* ja seine Beobachtung ist minder einseitig als die des *Sydenham,* der sie fast einzig auf die akuten Fieber beziehet. Ich vermuthe, dass nächst der erkennbaren Grundfeste der geheimärztlichen Heillehre, die Beobachtung der epidemischen Constitution das grösste Geheimniss der scheidekünstigen Sekte gewesen sein müsse. Hohenheim wird es wol von den nichtschreibenden, wahren Meistern dieser Sekte gelernt haben; denn, wie ich schon oben gesagt, ich kann mich unmöglich mit der Ansicht befreunden, dass einzig in seinem eigenen Kopfe so viel wahre, von der Zeit abweichende Gedanken sollten erzeugt sein. *)

---

*) Folgende Stelle, welche sich in Hohenheims philosophischen Schriften *Lib. I Archidox. mag.* findet, rechtfertiget meine Ansicht auf das schlagendste: „Es ist gewiss, dass von dem oberen Gestirn und dessen Gewalt „dem Menschen des mehrtheils Siechthum und Krankheit zustehen und „auf die Körper fallen, doch nicht so gar behend, dass man es empfindet, „oder von stundan inne wird, wie den Schlag, oder von Schrecken die „Fallsucht, sondern langsam sich sammelt ohne alle Empfindlichkeit, bis „so lange sich der angezogene Wust zusammensammelt...... Alsdann „so empfindet der Mensch erst sein Gebresten an Lähme der Glieder, an „Unlust der Speise und des Getränks, *item,* an Empfindung des Wehtags „nach einer jeden Krankheit Art und Eigenschaft, durch lange Wirkung „des Gestirns, mit Hülfe anderer Zufälle in uns durch die angezogene Luft „präparirt und vorbereitet."

Wahr und sehr wichtig für die Uebung der Kunst ist diese Beobachtung allerdings; allein, wie könnte sie Hohenheim, bei seinem unstäten, wandernden Leben selbst gemacht haben? Das ist ja bar unmöglich; nur ein Arzt, der lange in Einer und derselben Gegend die Kunst geübt, ist zu solcher Beobachtung befähigt. — Uebrigens verbindet Hohenheim mit dem Worte *Astrum* oder Gestirn einen sehr ausgedehnten Begriff. Nach dem

Wir haben schon oben gesehen, dass er nur Ein Leben in der Natur anerkennet. In dem ersten Traktat des Buches *Paragranum*, Kap. 7, bezeichnet er dieses Naturleben durch den Buchstaben *M.* Im 8ten Kapitel sagt er: „Also sollt „ihr merken, dass die Gestirne nicht inkliniren, allein „vergiften durch ihren Dunst das *M*, durch welches wir dann „vergiftet werden und geschwächt. Und also ist *Ens astrale* „das, das unseren Leib ändert zum Guten oder Bösen durch „einen solchen Weg. Welcher Mensch der ist, der also ge-„naturet ist aus seinem natürlichen Blute demselben Dunste „widerwärtig, derselbe wird krank; der aber nicht wider das „naturet ist, dem schadet es nicht."

Der rohe Begriff, dass der Stand der Gestirne unseren Dunstkreis vergifte und dadurch Krankheiten mache, liegt wol nicht in dem Gesagten; denn das geheimnissvolle *M*, das durch das *Ens astrale* vergiftet werden soll, ist nicht der Dunstkreis unserer Erde, sondern das allgemeine Naturleben. Er sagt ja am Ende des 6ten Kapitels: „Aber also merket euch, dass „dies *M* alle Geschöpfe erhält im Himmel und Erde, und alle „Elemente leben aus ihm und in ihm." Ueberhaupt scheint mir sein *Ens astrale* die unbekannte Ursache der epidemischen Constitutionsveränderung zu sein, von welcher Ursache er eben so wenig etwas wissen konnte als *Sydenham* und als wir allesammt.

Nun könnten mich aber Männer, die seine Schriften ge-

Gesammteindrucke zu sprechen, der mir von der Lesung seiner medizinischen und philosophischen Schriften geblieben, bezeichnet er durch das Wort *Astrum* das Unsichtbare, Unwägbare und Unmessbare, was auf die lebenden Menschenleiber wirkt, auf welches unser Verstand, innerhalb des Ursachlichkeitschrankens gebannt, von den Beobachtungen zu schliessen gezwungen ist. Wenn er in der angeführten Stelle von dem oberen Gestirn spricht, so ist wol offenbar, dass er jenes Unbekannte, was eine gleichmässige Erkrankung der Menschenleiber macht, in den höheren Regionen der Atmosphäre erzeugt glaubt. Nun, Vermuthungen stehen jedem frei; ungefähr hundert Jahre später sagte *Sydenham* von diesem Unbekannten, von diesem nackten Heischwesen des Verstandes: *Opinari mihi subiit, Constitutionis mutationem a secreta aliqua abditaque alteratione in terrae visceribus atmosphaeram omnem pervadente, vel a corporum coelestium influxu aliquo maxime pendere.*

lesen, auf den zweiten Traktat des Buches *Paragranum* verweisen, sagend, ich werde dort deutlich lesen, dass er die Wirkung der Arzeneien an die Gestirnung knüpfe. Recht! wer von Vorurtheilen geblendet dieses Buch lieset, der wird astrologischen Unsinn darin zu sehen glauben. Aber, ist es denn löblich, dass wir, von Vorurtheilen besessen, an eine solche Untersuchung gehen, und nicht einmahl von denselben lassen, wenn sie uns auch in die grellsten Widersprüche verstricken? Ich will die Stelle aus dem angeführten Traktat, die beim flüchtigen Lesen, Hohenheims astrologischen Aberglauben zu bestätigen scheint, hierhin setzen, und lassen dann echt praktische Aerzte, das heisst solche, die die Natur selbst beobachtet haben, über den wahren Sinn derselben urtheilen. Sie lautet also: „Der Himmel wirket in seiner Zeit und er „ist der, der da eröffnet die Kräfte der Dinge; und Kräfte „und Tugenden sind unterworfen dem Himmel. Warum darf „denn einer schreiben die Tugend, der nicht hinzusetzt der „Tugend Stunde?"

Nun frage ich jeden, der die epidemische Constitution und die Veränderungen derselben viele Jahre lang beobachtet, jeden, der die Kranken nicht schulrecht herumgezerret, sondern wirklich geheilt hat, ob nicht die Wirkung der Arzeneien durch die epidemische Constitution, oder, wie Hohenheim sagt, durch den Himmel bedingt wird? — Jetzt heilt ein Organmittel das kranke Organ, auf welches es gerichtet ist, in allen vorkommenden Fällen (mit seltenen Ausnahmen) bald und sichtbar. Nach einem halben, oder ganzen Jahre, oder auch früher, leistet das nämliche Mittel in der scheinbar gleichen Krankheit nichts mehr; nun hat aber wieder ein anderes Mittel die schnelle sichtbare Heilwirkung. Ja selbst die Gabe Eines und des nämlichen Arzeneimittels ist, Paracelsisch zu sprechen, dem Himmel unterworfen. Jetzt geben wir die volle Gabe eines Mittels im Allgemeinen mit augenscheinlicher Hülfe, und über einige Zeit müssen wir, bei der scheinbar gleichen Krankheit, die Hülfe in der Viertelgabe suchen.*) Es ist also ganz

*) Wenn ich hier von der vollen Gabe spreche, so verstehe ich darunter eine solche, welche man durch eine Reihe von Jahren den Kranken, im Allge-

erfahrungswidrig, von der Wirkung der Mittel unbedingt zu sprechen, da dieselbe offenbar und am allermeisten durch die epidemische Constitution, durch den Paracelsischen Himmel bedingt ist. Und wenn Hohenheim in dem vorangeführten Traktat sagt: „wie aus einem Bauer ein Doktor kann werden, „so kann auch aus Gentian Rhabarber werden," so hat er vollkommen Recht; wer unter uns sollte das nicht erlebt haben?

Keiner meiner Leser wird wol von mir verlangen, dass ich solche Schriftstellen anführen soll, in denen Hohenheim so deutlich wie *Sydenham* von der epidemischen Constitution spricht. Wären solche Stellen vorhanden, so würden frühere Ausleger sie schon gefunden haben, und das alberne Geträtsch von seinem astrologischen Aberglauben längst verstummt sein. Da er aber gegen den sterndeuterischen Aberglauben seiner Zeit eifert und ihn verspottet, so muss seine Astronomie doch nothwendig etwas ganz anderes sein. Was kann sie nun anders sein, als die Lehre von der epidemischen Constitution? — Sobald wir dieses annehmen, sind alle Widersprüche gelöset. Nehmen wir aber die gemeine Meinung an, seine Astronomie sei Sterndeuterei gewesen, so gerathen wir in ein solches Wirrsal von Widersprüchen, dass der Verstand aller deutschen

meinen, mit sichtbarer Heilwirkung gegeben hat. Wenn ich aber von der Viertelgabe spreche, so ist das bloss beispielweise zu verstehen; ich hätte eben so gut von einer Sechzehntel-, oder Zweiunddreissigstelgabe sprechen können. Durch Krankheit kann das Verhältniss des Menschenleibes zur Aussenwelt (also auch zu den Arzeneien) so seltsam verändert werden, dass sich durchaus keine Regel hinsichtlich der Arzeneigaben feststellen lässt. Hohenheim hat dieses auch recht gut begriffen. Im 5. Buche 11. Kapitel *De causis et origine luis gallicae*, vergleicht er die Heilkräfte der Arzeneimittel mit dem Feuer. Wie ein einziger Funke einen grossen Haufen Holz, ja einen ganzen Wald in Brand setzen könne, so, meint er, könne auch eine ganz geringe Arzeneigabe eine grosse Krankheit gewältigen. *Quemadmodum ergo* (sagt er) *scintilla haec sine pondere est, sic medicamentum, quod administratur, quantulocunque pondere sufficere debet ad actionem suam obeundam.* — *NB.* Dass ich diese Stelle, die gerade zur jetzigen Zeit, wegen der homöopathischen unwäg- und unmessbaren Arzeneigaben, besonders merkwürdig ist, nicht in der deutschen Ursprache, sondern in lateinischer Uebersetzung anführe, hat seinen guten Grund, nämlich, ich habe die chirurgischen Schriften Hohenheims nur in der Genfer Uebersetzung.

Aerzte zusammengenommen nicht hinreichen wird, sie zu lösen. Welche Auslegung eines mehrdeutigen Gegenstandes sollte nun wol die wahre sein, die, welche alle scheinbare Widersprüche auf eine ungezwungene Weise verstandhaft löset? — Ich halte es mit der letzten.

Hohenheim konnte begreiflich die Natur der epidemischen Constitution nur auf dem Wege der Beobachtung und der Erprobung kennen lernen: in dem Punkte konnte er unmöglich weiter sein als wir. Hätte er aber das den Galenikern ganz ehrlich sagen wollen, so würden sie ihn ja vollends als den rohsten und albernsten Empiriker gebrandmarkt haben. Er hielt also für das Klügste, davon zu schweigen und neckt sie bloss wegen ihrer grossen Unwissenheit in einer für die Uebung der Kunst so wichtigen Sache. Er sagt:

„Gleich als ein Brief, der von einem über hundert Meilen „geschickt wird, desselben Gemüth verstanden wird, in solcher „Gestalt also auch in Briefesweise das Firmament an uns ge„langt. Nun schauet jetzt um den Bothen ihr Aerzte, wo ihr „ihn findet, der euch da hin und herginge. Also soll das „andere Buch der Arzenei (von der Astronomie) ange„griffen werden. Das Buch betrügt niemand, es hat es kein „falscher Scribent geschrieben; der hat es geschrieben, der „keines Papiers bedarf, um daraus zu lehren, denn er hat wol „gewusst, dass *Pseudomedici* werden aufstehen und mit letzer „Feder schreiben." *)

An einem anderen Orte macht er sich über die Aerzte lustig, die auf die epidemische Constitution (auf den Himmel) nicht achtend, die Krankheiten nach ihrer Theorie behandlen und entweder keine Heilwirkung, oder wol gar schädliche Wirkung von solchen Mitteln sehen, die nach ihrer Meinung gar treffliche offenbaren müssten.

„Wo du das nicht kannst (die Astronomie), so ist „all dein Ding vergebens und ist nichts; darum so stehest du „Arzt da, wie eine Güle und ein Narr. Wann es nicht hilft „und ist nichts nutz, so verwunderst du dich wie ein Meer„wunder und sprichst: bei Gott! da und da stehet es geschrieben,

*) *Labyrinthus Med. Cap. II.*

„da und da hats es gethan; es muss eine Plage sein von Gott, „meine Kunst ist je gerecht. — Das macht, dass du ein Narr „bist, kennest der Natur Concordanz nicht. *)"

Er glaubt, wenn der Arzt den Geist der epidemischen Constitution nicht ergründet habe, oder gar nicht beachte, so sei es dem Kranken nützer, sich bloss der heilenden Natur, als einem solchen Arzte anzuvertrauen.

„So ihr des Himmels Art nicht wisst, so lasset den Him- „mel stehen und lasst ihn in seiner Wirkung ruhen. Denn „so er von dem Kranken selbst lässt, so verderbt ihr dieweil „den Kranken, dass nachfolgends derselbige von dem Himmel „ledig und gesund wäre, aber von euch nicht; sondern ihr „habt ihn erwürgt und ihm längere Krankheit gemacht, dann „ihm der Himmel fürgenommen hatte. So ihr nun das nicht „wisst, was arzeneiet ihr? oder was ist euer Grund? **)"

Von der Natur der herrschenden Krankheiten und von den Veränderungen derselben lässt sich nichts allgemein Anwendbares bestimmen. Wenn wir auch Beschreibungen solcher Krankheiten auf Beschreibungen häufen, so wird das doch unseren Nachkommen eben so wenig nutzen, als die Beschreibungen unserer Vorfahren uns bis jetzt genutzt haben. Wir müssen die Natur jeder herrschenden Krankheit auf dem Wege der Beobachtung selbst erforschen, selbst erproben. Aller bücherliche Unterricht kann uns bei diesem mühseligen Geschäft nur unbedeutenden Vortheil gewähren; zumahl da die Beschreiber herrschender Krankheiten selten so ehrlich, oder so unverzagt sind, uns die wahre Art, wie sie zur Erkenntniss gelangt, zu erzählen, manche andere die Krankheit, welche sie beschreiben, nicht einmahl wirklich geheilt, sondern nur schulrecht behandelt haben, mithin über die eigentliche Natur derselben im Dunkel geblieben sind. Diese Wahrheit, von der jeder gute praktische Arzt überzeugt ist, oder doch überzeugt sein sollte, drückt Hohenheim in einer Stelle seiner Schriften, ***) zwar bildlich, aber so treffend, so wahrhaft schön bild-

---

*) *Paragrani alterius Tract. II.*

**) *L. c.*

***) *Labyrinthus Med. Cap. II.*

lich aus, dass es ein Frevel sein würde, diese Stelle den Lesern vorzuenthalten. Nachdem er von seiner vorgeblichen Astronomie mancherlei geschwatzt, fährt er also fort:

„Also ist der Weg, in der Arzenei zu studiren, also ist „das Buch der hohen Schule der Arzenei, also ist der Scribent der Arzenei, also werden die Krankheiten gefunden im „Anfang und zu Ausgang. Und dieweil das ist, dass solch „Buch des Firmaments auf das Papier gebracht wird, so stehet „es doch nicht anders auf demselben, denn wie ein Schatten „an der Wand, oder wie ein Bildniss im Spiegel, die niemand „vollkommne Unterrichtung geben können. Der aber wissen „will die vollkommne Unterrichtung, der muss Denselbigen „sehen, von dem der Schatten oder Bild im Spiegel kommt; „und so er denselben recht siehet, so wird er nicht betrogen, „und bedarf des Spiegels nicht, und siehet das Lebendige, und „aus dem Lebendigen da gehet der Grund."

Wer unter meinen achtbaren Amtsgenossen hat sophistischen Scharfsinn genug, diese wahre und schöne Stelle auf sterndeuterischen Unsinn zu beziehen? Sollte nun aber jemand denken, die angeführten Stellen seien die einzigen, welche ich für die Wahrscheinlichkeit meiner Meinung anführen könne; so bemerke ich diesem, dass man eine Unzahl solcher Stellen findet, die trefflich auf die Lehre von der epidemischen Constitution, aber verzweifelt schlecht auf die Sterndeuterei passen. Es schickt sich aber nicht für mich, der ich bloss beiläufig, mein praktisches Werk einleitend, über Hohenheim schreibe, die beweisenden Stellen zu häufen.

Von Hohenheims dritter Säule der Heilkunst, von der Alchymie, habe ich schon oben, da ich ihn von der ungerechten Beschuldigung der Goldköcherei reinigen musste, gesprochen. Weil ich nun dort seine ganz unzweideutige Begriffsbestimmung der Alchymie wörtlich angeführt, hier aber das Gesagte nicht wiederholen mag, so sehe ich diesen Punkt als erledigt an, und somit ist meine Darstellung seiner Heillehre nach meiner besten Ueberzeugung vollendet.

Nun muss ich noch eine Ermahnung Hohenheims anführen, die ein trefflicher Schlussstein dieser Abhandlung sein wird. Bekanntlich haben fremde Völker uns Deutsche, denen sie frü-

her in verstandhafter, später, wo nicht in verstandhafter, doch gewiss in ästhetischer Bildung vorangeeilet waren, für dumme, ungehobelte, geschmacklose Geschöpfe angesehen. Wie viel Jahrhunderte sind nicht verflossen, seit Galen unsere ehrlichen Altvordern in Eine Kategorie mit den Bären und wilden Säuen setzte,*) bis zu der Geburt des Voltärisch-westfälischen Freiherren von Tonnerthentrunk. Die Deutschen hatten dieses unheimliche Urtheil so lange und so oft gehört, dass sie es zuletzt selbst für wahr hielten, ihre eigene Schriftsteller geringschätzten, ja alles verachteten, was unter ihnen erzeugt war, nur das erhebend, was aus weiter Ferne ihnen gebracht wurde. Hohenheim muss es auch sehr gut gewusst haben, dass der Deutsche den Deutschen nicht achtet, denn er sagt den jungen Aerzten:**) „Ich will aber die ermahnet haben, die da wollen „Aerzte werden, dass sie geschickter die Sache angreifen, denn „ihre *Praeceptores*, und selbst aus ihrem Fleisse und Urtheil „die Sache bedenken zwischen mir und dem Gegentheil, und „keinem Theile zu früh zufallen und den anderen verwerfen. „Bedenket mit grossem Fleiss, wozu ihr wollt lenden, nämlich, „in die Gesundheit der Kranken. So dass nun euer Vorneh„men ist und alles Argument, so lasst mich auch in der Zahl „sein derer, die euch lehren, denn ich lende die Gesundheit „der Kranken; mit was Grund und Tapferkeit, ist beschrie„ben, und täglich werde ich es öffnen. Darum, dass ich allein „bin, dass ich neu bin, dass ich Deutsch bin, verachtet „darum meine Schriften nicht und lasst euch nicht abwendig „machen."

Ich habe jetzt, als ein ehrlicher Geisterbeschwörer, den

---

*) *De sanitate tuenda Lib. IV.* — Nachdem er hier über die physische Kindererziehung manches geplaudert, schliesst er also: Dieses sage ich aber nicht den Deutschen, oder anderem dummen Volke, so wenig als ich es den Bären und wilden Säuen sage, sondern ich sage es den Griechen und denen, welche der Geistesbildung der Griechen nachstreben.

**) *Paragranum Tract.* 3. — In dieser Stelle kommt das altdeutsche Zeitwort Lenden vor, welches vielleicht manchem meiner Leser unbekannt ist. *Kampe* sagt in seinem Wörterbuche, es bedeute lenken, wenden, und werde meist als Reciprocum gebraucht. Er führt als Beispiel eine Stelle aus Opiz Gedichten an.

Geist des Heilmeisters Hohenheim aus der Gelahrtheit düsterem Schattenreiche heraufgerufen und ihn meinen Lesern dargestellt, nicht gehüllet in gauklerisches Halbdunkel, sondern umflossen von der Wahrheit hellstem Glanze. Beschleicht uns nicht, werthe Amtsbrüder! ein leises Gefühl von Wehmuth, wenn wir bedenken, wie einst dieser rastlose Forscher der Natur, dieser verständige Mann, dieser treue Arzt, dieser barmherzige Samariter von einem grossen Theile seiner ärztlichen Zeitgenossen verkannt, verspottet und geschmähet wurde? Wir wollen zwar gern dem kräftigen Manne glauben, dass es ihm leichter war, sich seiner Widersacher zu erwehren, als seine Glatze vor Fliegen zu schirmen; wir wollen ihm gern glauben, dass der Kaiser, wäre es dem eben so leicht gewesen, den Feind von Mailand zu halten, weder eines Reisigen, noch Landsknechtes bedurft; — aber Hohenheim fragt uns doch selbst, ob denn das Verkanntwerden einem gerechten Arzte, der es mit Treue meinet, nicht weh thun solle? — so wird es auch ihm wol heimlich weh gethan haben, dem rauhen Degen; darum ist es nur gut, dass er schon früh in das Land gegangen, wo kein Wehe mehr ist, wohin seine Thaten ihm nachgefolgt und wo er die Stimme des Drängers nicht hört.

Zweites Kapitel.

Vergleichende Schätzung der möglichen Grundfesten einer Heillehre und Grundriss der reinen Erfahrungsheillehre der alten Geheimärzte, wie mein Verstand dieselbe erfasst hat.*)

Das Wort Grundfeste ist, auf eine Gedankenfolge bezogen, ein bildlicher, von einem Gebäude hergenommener Ausdruck, und bezeichnet, in verstandhafter Hinsicht, das, die Möglichkeit einer gewissen Gedankenfolge Bedingende, oder den Punkt, von dem die Gedankenfolge ausgehet, ohne welchen sie in der Art, wie sie ist, nicht würde sein können.

Wie vielerlei Grundfesten einer Heillehre kann sich der menschliche Verstand denken?

Alles, was in dem Verstande der Menschen liegt, kommt früher oder später zu Tage. Es kann wol einiges lange Zeit verborgen in den Menschen liegen, durch Kunst oder äussere

*) Da ich im Jahre 1827 dieses Kapitel vollendet hatte, machte ich aus dem ersten Theile desselben durch Zusetzen und Abschneiden einen Journalaufsatz und schickte diesen dem jetzt verstorbenen *C. W. Hufeland* (Journal der prakt. Heilkunde Bd. 64 *St.* 6). Seine Nachrede bewies es mir aber unwidersprechlich, dass sein gutes Gedächtniss schon stark im Abnehmen begriffen sein müsse, denn er suchte angebliche Behauptungen zu widerlegen, die gar nicht in jenem Aufsatze enthalten waren, er zählte mich zu den ärztlichen Zweiflern, obgleich jener Aufsatz keinesweges Zweifelei, sondern vielmehr meine verstandhafte, deutlich begründete Ueberzeugung aussprach.

Gewalt unterdrückt werden; aber endlich, und wäre es auch nach Jahrhunderten, taucht es doch auf. Die Geschichte der Medizin muss uns also über die möglichen Grundfesten einer Heillehre die beste Belehrung geben.

In der Ur- und vorgeschichtlichen Zeit konnten die Menschen ihre Heillehre, so roh und unvollkommen sie war, auf nichts anderes gründen als auf die Krankheitszufälle. Diese lagen ihnen nämlich am nächsten, und ihr ungebildeter Verstand reichte hin, diese sinnlich erkennbaren Zufälle zu beobachten, sie in Gruppen zu ordnen, diesen Namen zu geben, und diejenigen Heilmittel darauf anzuwenden, welche sie entweder der Zufall, oder einfältige Erprobung gelehrt. Dass dieses sich in der vorgeschichtlichen Zeit so verhalten haben müsse, lehrt uns noch jetzt die Beobachtung. Betrachten wir nämlich das Handeln ungelehrter und ungebildeter Menschen- oder Thierärzte, so sehen wir gar bald, dass ihre ganze Kunst einzig in der Anwendung gewisser Heilmittel auf gewisse Zufallsgruppen bestehet.

Die Krankheitszufälle oder Symptome waren also unwidersprechlich in der Urzeit die Grundfeste der rohen Heillehre, der Punkt, durch welchen die Möglichkeit derselben bedingt war. Diese rohe Heillehre ist nachher in der geschichtlichen Zeit etwas mehr ausgebildet, und hat noch viel Anhänger gefunden, da schon die Verstandesheilkunst in Flor war. *)

Nun ist leicht einzusehen, dass die Menschen, je nachdem ihr Verstand sich ausbildete, die Unzulänglichkeit jener rohen Erfahrungsheillehre erkennen mussten. Sie suchten sich also eine andere Grundfeste, um darauf eine bessere Lehre zu bauen. Die Philosophie mischte sich mit ins Spiel, und das Ergebniss war, dass sie eine Heillehre auf eine Kenntniss des belebten Menschenleibes (des Organismus) bauten. Da es nun aber unmöglich war, sich eine genaue Kenntniss des Organismus zu erwerben, der eine Arzt denselben immer besser kennen wollte als der andere, so mussten sich nothwendig vielerlei Theorien erzeugen, die jedoch, bei aller ihrer Verschiedenheit, das Gemeinschaftliche hatten, dass sie allesammt auf eine ver-

*) *Cornelius Celsus. Praefatio.*

meintliche Kenntniss des belebten Leibes gegründet waren. Nach vielem Kampfe und nach vieler Bücherschreiberei gewann endlich die Elementartheorie, entweder durch Galens Meisterschaft im Demonstriren, oder durch unerklärbaren Zufall so die Oberhand, dass sie sich anderthalbtausend Jahre behauptet hat.

Im 16ten und 17ten Jahrhundert fing der schlummernde Verstand der Aerzte an, nach und nach zu erwachen. Sie sahen die Unbrauchbarkeit der Galenischen Lehre für die Uebung der Kunst endlich ein, und gingen nun darauf aus, eine bessere Lehre zu ersinnen. Da sie aber das Irrige der Galenischen Lehre in der Form dieser Lehre, und nicht in der Basis derselben suchten, *) so bauten sie nach und nach viel glänzende Heilburgen auf die alte morsche Grundfeste, welche begreiflich, weil die Grundfeste nicht taugte, trotz ihrer Stattlichkeit, gar bald versinken mussten. Jedoch haben die vermeintlichen Reformatoren es, wo nicht deutlich gedacht, doch gefühlt, dass sie sich eine genauere Kenntniss des belebten Menschenleibes, der Basis, worauf sie bauen wollten, erwerben müssten, als Galen sie gehabt. Nun wurden zu dem Ende die Zergliederungskunst, die Scheidekunst und andere Künste mehr und mehr ausgebildet. An die Stelle der zu Grabe getragenen Aristotelischen Philosophie traten nach und nach andere Systeme der Philosophie, vermischten sich mit der Medizin, und machten die Wirrung noch grösser. Nun folgte, erst langsam, bald aber in reissender Schnelle eine neue Heillehre der andern. Jeder vermeinte die wahre gefunden zu haben, und auf die Dauer wies es sich aus, dass keiner sie gefunden. Mit dem besten Willen uns zu belehren, mit unglaublichen Anstrengungen haben so viele gelehrte und philosophische Köpfe es endlich dahin gebracht, dass jetzt kein Arzt mehr weiss,

---

*) *Hohenheim* war klüger, er suchte das Irrige in der Basis. In der Vorrede zur grossen Wundheilkunst sagt er: *Relictis iis, quae olim audiveram a professoribus, tum quae ab antiquis in re medica tradita erant, intellexi, veram ac genuinam medicinae r a d i c e m a nemine illorum unquam intellectam vel descriptam, sed circa rivos omnes, circa fontes neminem occupatum fuisse.*

woran er ist, und dass er demüthig mit unserm Claudius sagen muss:

Wir stolzen Menschenkinder
Sind eitel arme Sünder
Und wissen gar nicht viel;
Wir spinnen Luftgespinnste
Und suchen viele Künste
Und kommen weiter von dem Ziel.

Das Uebelste in diesem Wirrsal war und ist noch, dass die schulrechten Aerzte, besonders die gelehrten, so ganz von der vermeintlichen Wahrheit, eine verstandesrechte Heillehre sei nur auf eine Kenntniss des belebten Menschenleibes zu gründen, überzeugt sind, dass sie jede andere Grundfeste blindlings verwerfen, sie keiner Beachtung würdigen, ja einen Abscheu davor äussern, wie verzärtelte Weiber vor Kröten, Schlangen, Eidechsen und anderem unheimlichen Gewürm. *)

Ich habe oben gesagt: alles, was in dem Verstande der Menschen liege, müsse früher oder später zu Tage kommen. So lässt sich denn auch wol denken, dass in der langen geschichtlichen Zeit, von der wir eben gesprochen, sich einzelne Aerzte werden gefunden haben, welche das Unlogische des

*) Dass die Gelehrten so sperrig jede leise Mahnung, einen vermeintlich längst abgeurtheilten und verdammten Gegenstand aufs neue heller zu beleuchten, kurz und wegwerfend zurückweisen, kann ich, obgleich ich es selbst schon zweimahl, freilich auf eine sehr harmlose Weise erfahren, durchaus nicht missbilligen; denn welchen Belang haben die Gelehrten, den Werth der möglichen Grundfesten einer Heillehre gegen einander abzuwägen, die geheimärztliche Lehre gründlich zu erforschen? Höchstens den, dass sie durch solche Untersuchung befähiget würden, einen Punkt der Geschichte zu berichtigen. Wahrlich! ein geringer Vortheil für so viel Fleiss, als jene Untersuchung verlangt. — Für uns Praktiker hingegen ist es von der grössten Wichtigkeit, die Medizin von einer Kunst zu einem echten, auf Erfahrung basirten Verstandesgeschäfte zu erheben, Theorie und Praxis zu einer verstandesrechten, unscheidbaren Einheit zu verschmelzen. Mir scheint es also sehr billig, dass wir Praktiker, die die Frucht geniessen wollen, auch den Acker, worauf diese einzig wachsen und gedeihen kann, selbst bearbeiten. Solche, wahrlich nicht geringe Mühe, aus Faulheit den Gelehrten ansinnen, welche ohnedies, ihrer Stellung wegen, sich mit allen alten und neuen literärischen Geburten und Missgeburten ruhelos beschäftigen müssen, ist höchst unschicklich.

Gedankens eingesehen, eine Heillehre auf die Kenntniss des belebten Leibes zu gründen. Diese Einsicht hat sie getrieben, eine bessere Basis zu suchen, und sie haben selbige in der reinen Heilwirkung der Arzeneimittel gefunden. Aus ihnen bildete sich dann eine besondere Sekte, die, wegen der Verfolgungsucht der Galenischen Schule, ihre Heillehre geheim hielt. Ueber den Ursprung dieser Sekte sind wir ganz im Dunkeln. Sie selbst behauptet, sehr alten Ursprunges zu sein; die papierene Geschichte der Medizin setzt denselben in die Zeit des Mittelalters. Wer Recht hat, mag der Himmel wissen. Die Wahrscheinlichkeit ist jedoch auf der Seite der Geheimärzte, insofern es nämlich höchst unwahrscheinlich ist, dass der gescheite Gedanke, eine Heillehre auf die reine Heilwirkung der Arzeneimittel zu gründen, der doch dunkel in dem Verstande aller Aerzte liegen musste, erst zur Zeit des mittelalterigen Barbarthums sollte zur Klarheit gebracht sein.

Alles wol erwogen, lassen sich also in der Geschichte drei Grundfesten einer Heillehre nachweisen, nämlich: die Krankheitszufälle, der ganze belebte Menschenleib, und die reine Heilwirkung der Arzeneimittel. Da nun mein Verstand keine andere zu ersinnen vermag, so kann ich auch nur diese drei einer vergleichenden Schätzung unterwerfen.

Zuerst müssen wir über die nothwendigen Erfordernisse einer guten Basis der Heillehre nachdenken.

Der praktische Arzt treibt Geschäfte mit der unwandelbaren Natur. Dass die Lehre, welche Anweisung zur richtigen Betreibung dieser Geschäfte geben soll, ebenfalls auf eine unwandelbare Basis gegründet sein müsse, von der Wahrheit dieser Folgerung sind die Aerzte aller Jahrhunderte überzeugt gewesen, und ich muss ihnen vollkommen beistimmen, in sofern ich nämlich urtheile, dass eine auf einer wandelbaren Grundfeste beruhende Lehre selbst wandelbar sein müsse, also eine schlechte Leiterinn bei Geschäften sein möchte, die wir mit der unwandelbaren Natur abzumachen haben.

Wenn aber Unwandelbarkeit das erste, allgemein anerkannte Erforderniss der Basis einer Heillehre ist, so ist das zweite: Erkennbarkeit.

Wäre sie nur zum Theil erkennbar, so würden wir, um

eine Lehre darauf zu gründen, genöthigt sein, die Lücken, das Unerkennbare, mit Gedankenbildern auszufüllen, und die darauf gebaute Lehre müsste eine mehr oder minder gedankenbildliche sein. Wie nun eine mehr oder minder gedankenbildliche Lehre uns bei dem ernsten Geschäfte mit der unwandelbaren Natur leiten könne, das möchte der gesunde Verstand wol schwer begreifen.

Nachdem wir nun Unwandelbarkeit und Erkennbarkeit als die nothwendigen Erfordernisse einer guten Basis der Heillehre bestimmt, so wollen wir die drei geschichtlichen an diesen Massstab halten. Zuerst also von der Basis der rohen Erfahrungsheillehre, von den Krankheitszufällen.

Dass diese auf unwandelbare Naturgesetze sich gründen, ihnen also als Grundfeste einer Heillehre Unwandelbarkeit zugestanden werden müsse, ist nicht zu läugnen. Sie sind unstreitig an und in dem Körper das einzige sinnlich Erkennbare, was uns das innere Unsichtige, die Krankheit, offenbaren kann. Ob man diesem möglich Erkennbaren aber eine unbedingte Erkennbarkeit zuschreiben dürfe, durch welche es sich zu einer guten Basis der Heillehre eigene, das ist eine Frage, welche wir jetzt erörtern müssen.

Im Allgemeinen kann man als wahr annehmen, dass die Möglichkeit, sich ein vollständiges Bild aller Krankheitszufälle zu verschaffen, in jedem einzelnen Falle durch den Zustand des Geistes desjenigen, von dem wir die Zufälle erforschen wollen, bedingt wird. So können wir z. B. bei einem Wahnsinnigen wol erkennen, dass sein geistiges Vermögen in Irrung gerathen sei, wir können seinen Puls, seine Zunge, seine Haut, seine Gesichtszüge untersuchen; aber alle abnorme Gefühle, die er in seinem Inneren haben mag, kann er nicht äussern, und was er uns sagt, ist nutzlos für die Erkenntniss, weil wir nicht wissen können, ob es wahr oder unwahr sei. Es ist also bei solchen Kranken bar unmöglich, ein treues, vollständiges Bild der Gesammtheit aller Krankheitszufälle aufzufassen. Bei Kindern können wir auch nur das Sicht- und Fühlbare der Krankheitszufälle erkennen; alle krankhafte Gefühle, die uns bloss die Aussage offenbaren könnte, bleiben uns verborgen, weil ganz kleine Kinder nicht sprechen können, und

grössere noch zu verstandesschwach sind, um auf ihren Körper zu achten und ihre krankhaften Gefühle mit Worten auszusprechen.

Einfältige rohe Menschen, die gar nicht auf ihren Körper merken, sind eben so wenig im Stande, uns durch ihre Aussage das nöthige Krankheitszufallsbild zu vervollständigen. Von ihnen können wir nichts erfahren, als nur, ob sie in dem einen oder dem anderen Theile starken Schmerz haben, und das, was wir von den Zufällen durch Augen und Gefühl erkennen. Solcher einfältigen rohen Menschen gibt es aber eine Unzahl in der Welt.

In akuten Fiebern können wir auch von den Zufällen, ausser denen, welche wir durch das Gesicht und das Gefühl erkennen, wenig mehr erfahren, als das eine oder das andere schmerzhafte Leiden. In ernsthaften Fiebern befindet sich gewöhnlich der Geist des Kranken schon im ersten Zeitraume in einem solchen Zustande, der ihn unfähig macht, auf sich selbst zu achten. Das hervorstechende Schmerzhafte, sein Gefühl vorzüglich Störende, beschäftiget ihn ausschliesslich; die anderen minderen Zufälle werden durch die grösseren verdunkelt, so dass wir nimmer ein vollständiges Zufallsbild durch Erfragen von ihm erhalten können.

Von einbildischen, ihren Körper ängstlich hütenden Menschen, können wir eben so wenig ein vollständiges, wahres Zufallsbild durch das Ausfragen uns verschaffen. Unsere Fragen selbst verleiten sie, sich einzubilden, sie haben wirklich jene krankhaften Gefühle, nach denen wir uns erkundigen, obgleich sie dieselben in der That nicht haben.

Herr *Hahnemann*, der in unserer Zeit die Basis der rohen Erfahrungsheillehre wieder erhoben, und sie als die einzig richtige aufgestellt,*) führt selbst den schlagendsten Beweis, dass diese Basis zum grossen Theil unerkennbar sein müsse. Vorausgesetzt die Wahrheit des Satzes: G l e i c h e s h e i l t G l e i c h e s, müsste er ja in jedem Falle, wäre es möglich, die Ge-

---

*) Ich unterscheide seine Heillehre von seiner Heilmittelfindungslehre; seine eigentliche Heillehre gründet sich einzig auf die Krankheitszufälle, also auf die alte Basis der rohen Erfahrungsheillehre.

8*

sammtheit des Zufallsbildes vollständig und wahr aufzufassen, das richtige Heilmittel beim ersten Griffe treffen. Da er und seine Anhänger aber oft genug genöthigt sind, mehre Mittel nach einander zu versuchen; so führt er selbst den Beweis der Unerkennbarkeit seiner Heillehrbasis. Uebrigens kann ich unmöglich seine Hypothese: Gleiches heilt Gleiches für ein Axiom annehmen. *)

Jetzt müssen wir die zweite Basis, den Organismus, betrachten. Diese Grundfeste ist so alt, dass ich ihr Alter eben so wenig geschichtlich nachzuweisen wüsste als das der ersten. Hippokrates, in seinem Buche von der alten Medizin, spricht schon von einer alten Elementartheorie und von anderen Ansichten, die es ausser Zweifel setzen, dass man schon sehr früh versucht, auf eine Kenntniss des belebten Menschenleibes eine Heillehre zu gründen. Die Elementartheorie, die später durch Galens gelehrte Demonstrationen zu so grossem und ausschliesslichem Ansehen gelangte, ist, wie uns die Geschichte lehrt, ursprünglich ein Zwittererzeugniss der Philosophie und Medizin.

Dass der Organismus, diese Grundfeste aller schulrechten, vielartigen Heillehren, das erste Erforderniss einer guten Grundfeste habe, nämlich Unwandelbarkeit, daran ist wol nicht zu zweifeln, in sofern er nämlich Theil des Alles der Natur ist, die nach ewigen und unwandelbaren Gesetzen wirkt; also

---

*) Wenn ich das gleich nicht kann, so schätze ich doch Herrn Hahnemann sehr. Er ist, so viel ich weiss, der erste, der seit dem Untergange der alten empirischen Schule versucht hat, eine Heillehre auf eine andere Basis zu bauen, als auf die der schulrechten Heillehre. Uebrigens ist die Hahnemannische Heillehre und die Verbreitung derselben eine Erscheinung unserer Zeit, die weit mehr Beachtung verdient als manche es zu glauben scheinen; ich halte mich jedoch nicht für berufen, dieses der Länge nach auszulegen. Jedenfalls sind mir die gehässigen Angriffe einiger schulrechten Eiferer etwas anstössig. Diese Herren übersehen es ganz, dass sie durch das leidenschaftliche Auftreten ihre eigene schulrechte Heillehre verdächtigen. Wäre diese eine in allen Theilen folgerechte Lehre, so müssten ja alle Angriffe auf dieselbe ihnen weit eher Spass als Verdruss verursachen. Sie fühlen, dass sie selbst als ärztliche Verstandesmenschen auf eine wankelbare Grundfeste fussen; sie fürchten, von der neuen Erscheinung umgestossen zu werden, darum zürnen sie.

haben wir es nur mit der Untersuchung zu thun: ob ihm auch das zweite Erforderniss, die Erkennbarkeit, könne zugestanden werden. In dem belebten Menschenleibe sind vier Hauptstücke zu betrachten; diese sind: das Leben, die künstliche Körpermaschine, die Materie, woraus er bestehet und die sich in ihm erzeugt, und endlich sein Verhältniss zum All der Natur.

Dass das Leben etwas Wirkliches sei, glauben wir, in sofern wir uns bewusst sind, dass wir leben. Was das Leben aber sei, wissen wir nicht. Weil wir das nun nicht wissen, so liegt auch des Lebens qualitatives und quantitatives Verhältniss ausserhalb der Grenzen des menschlichen Wissens.

Ueber die Eigenschaften eines ganz unbekannten Dinges zu urtheilen, wird wol so leicht keinem einfallen; aber über die Quantität desselben zu urtheilen, dieser Irrung könnte man sich eher schuldig machen, indem man aus den mehr oder minder stark in die Sinne fallenden Lebensäusserungen auf ein quantitativ stärkeres und schwächeres Leben schlösse. Dass dieses aber ein Trugschluss sei, und dass das, was der Verstand uns sagt, sich vollkommen in der Erfahrung bestätige, lässt sich, mit Uebergehen aller hierhin gehörigen Beobachtungen, durch die einzige, von den Aerzten allgemein als wahr angenommene Erfahrung beweisen, dass wir nicht einmahl wissen können, ob in einem angeblichen Leichname das Leben erloschen, oder ob es noch darin vorhanden sei, bis das Erste durch die Fäulniss uns gewiss wird.

Der Lebenskraft wird gar oft von den Aerzten erwähnt; in jüngeren Jahren habe ich auch davon gesprochen, seit ich aber älter geworden, und Zeit gewonnen, selbst darüber nachzusinnen, scheint sie mir wirklich eine Undenklichkeit. Jenes unbekannte Etwas, welches sich nur einzig unter der bekannten Form der Lebensäusserung unsern Sinnen offenbaret, von dem aber die Erfahrung im Allgemeinen gelehrt hat, dass es sowol im ausgebildeten thierischen Körper, als im befruchteten nicht gebrüteten Ei vorhanden sein könne, ohne sich unseren Sinnen zu offenbaren (welches Vorhandensein aber in dem Einzelfalle nur durch den glückenden Versuch darzuthun ist); jenes unbekannte Etwas ist doch dem gewöhnlichen Verstandes-

menschen das Leben. Welchen Begriff verbinden nun die Gelehrten mit dem Ausdrucke Lebenskraft? — Unmöglich doch den des Lebens selbst; dieses würde ja eine zwecklose, weit eher zu Begriffsverwirrung als zu Begriffsaufhellung führende Wortvertauschung sein. Ich erinnere mich auch nicht, irgendwo gelesen oder gehört zu haben, dass der Ausdruck Lebenskraft bestimmt als blosses Tauschwort für den allgemein verständlichen und bekannten Ausdruck Leben angegeben wäre: also bin ich der Meinung, die Gelehrten verbinden mit den Wörtern Leben und Lebenskraft unterschiedene Begriffe. Dieses vorausgesetzt, kann Lebenskraft für mich nichts anderes sein als die Ursache des Lebens, also nichts als ein blosses Heischwesen des Verstandes, und der Obersatz des Schlusses, der mich zur Annahme derselben bestimmen könnte, würde lauten: Alle Dinge müssen ihre Ursache haben.

Dieses Urtheil kann nun sein, entweder ein durch Erfahrung erworbenes, und in solchem Falle wird ihm wol keine Sicherheit und Allgemeinheit zugestanden werden können, denn wahrlich! unsere Erfahrung ist in diesem Punkte höchst unvollkommen, wir kennen von gar vielen Dingen die Ursache nicht; oder das Urtheil ist ein in unserm Verstande nothwendig begründetes, welches die Alten ein angeborenes nannten. In diesem Falle würden wir gezwungen sein, für und für also zu urtheilen: die Ursache des Lebens, Lebenskraft genannt, müsste auch ihre Ursache haben, diese Ursache wieder die ihre, und so müssten wir bis zur Gottheit hinaufgehen; ja es bliebe uns nicht einmahl die Gottheit, sondern wir müssten ins Unendliche mit unsern Urtheilen und Schlüssen fortlaufen; es würde unserm Verstande eben so wenig möglich sein, einen Ruhepunkt zu finden, als es unserm an Raum und Zeit gebundenen sinnlichen Vorstellungsvermögen möglich ist, sich etwas ausser dem Raume und der Zeit zu denken. Mir scheint es also klüger zu sein, bei dem Leben, bei dem zwar wesentlich Unerkannten, aber im Bewusstsein Wirklichen stehen zu bleiben, als jenseit desselben noch ein phantastisches Etwas willkürlich hinzustellen.

Was die künstliche Körpermaschine betrifft, so verkenne ich keinesweges den Fleiss unserer Anatomen und Physiologen,

so wenig als die Fortschritte, die unser Wissen in diesem Punkte seit ein paar Jahrhunderten gemacht hat. Mit Uebergehen jedoch des männiglich bekannten Lückenhaften unserer Physiologie *) erinnere ich nur an Eins, nämlich an das sogenannte System der Capillargefässe. Dieses System, aus welchem der ganze Körper mit allen seinen Organen gewebt ist, blieb bis jetzt für uns ein unbekanntes Land. So viel wissen wir, dass in diesem Urgewebe die Ernährung, die Ersetzung des Verlorenen, die Absonderung der zum Leben nothwendigen Stoffe und das Wachsthum Statt hat. Gerade diese Naturverrichtungen drücken aber eben dem Körper das Siegel des Organischen auf; und da wir nicht einmahl den Bau der geheimnissvollen Werkstatt kennen, worin jene Operationen geschehen, so kommt es mir fast vor, als sei unser anatomisches und physiologisches Wissen dem Wissen eines jungen Kindes zu vergleichen, das von seiner Mutter gelernt hat, die Welt bestehe aus Himmel und Erde, der Himmel aus Sonne, Mond und Sternen. **)

In Betracht der Materie, woraus der Körper bestehet und der die sich in ihm erzeugt, dürfen wir auch nicht auf unsere Kenntnisse pochen. Es würde aber etwas albern und höchst langweilig sein, in diesem Punkte die Blössen der schulrechten Kunst, an denen kein verständiger Arzt zweifelt, weitläuftig aufzudecken. Mir ist es, in Erwägung der fast unüberwindlichen Schwierigkeiten, die sich der Scheidekunst bei Untersuchung menschlicher Stoffe entgegenstellen, höchst unwahrscheinlich, dass man bei unserer Lebzeit bedeutende, nützlich auf die Heilkunst einwirkende Fortschritte in dieser Sache machen wird.

Endlich müssen wir nun noch von dem allerwichtigsten Punkte, von dem Verhältnisse des belebten Leibes zu dem

---

*) Das Anführen des Allbekannten werden mir die Leser gern erlassen; ich werde aber in den folgenden Kapiteln wol Gelegenheit finden, unsere grosse Unwissenheit in Betreff der Verrichtung einiger Organe zu zeigen, welche wir gerade am besten zu kennen wähnen.

**) Ich verweise hier im Allgemeinen auf den Versuch einer pragmatischen Geschichte der Anatomie und Physiologie vom Jahre 1800 — 1825 von *Burkard Ebele;* insbesondere aber auf das 7. Hauptstück dieses Werkes.

All der Natur reden. Warum ich dieses Verhältniss den allerwichtigsten Punkt nenne, das wird denen meiner Leser, welchen es jetzt noch dunkel sein möchte, in der Folge schon klar werden.

Es scheint mir unmöglich, den einzelnen Theil eines Ganzen kennen zu können, ohne das Ganze zu kennen, mit welchem der einzelne Theil nicht bloss zusammenhängt, sondern in Wechselwirkung stehet; denn durch diese Wechselwirkung erhält er ja seine eigentliche Bedeutung und Wesenheit. Wenn wir uns also anmassen, den belebten Menschenleib zu kennen, so müssen wir auch das All der Natur kennen, dessen Theil er ist und mit dem er in beständiger Wechselwirkung stehet, ohne welche Wechselwirkung sein Sein undenklich ist.

Was kennen wir nun aber von der Natur und ihrer Einwirkung auf den menschlichen Leib? Was wissen wir z. B. von den verschiedenartigen Ausflüssen der Erde? was von der dem blossen Auge unsichtbaren Thierwelt, die in unsern Leibern ihr tägliches Grab findet? was von der Luft und ihren Veränderungen? Welche nützliche Ausbeute für die Kunst haben die schulrechten Beobachtungen über Schwere und Wärmegrad derselben bis jetzt gegeben? Wer sagt uns, wo und wie sich die Luftgifte erzeugen, welche bald die Leiber der Menschen, bald einzelner Thiergattungen feindlich ergreifen, bald in einzelnen Gegenden weilend, bald ganze Landstrecken, ja Welttheile durchziehend?

Welchen Einfluss auf unsern Körper hat die ungeheure uns umgebende Wasserwelt, mit ihrem ewig regen Leben in den abenteuerlichsten Gestalten? Wer kennet die Berge, die Thäler, die Abgründe der ungemessenen Tiefe, aus der in unsern Tagen der Vorwelt Fabelwesen wieder auftauchen?

Wer hat des unterirdischen Feuers verborgene Herde erspähet, wer seinen Einfluss auf der Menschen Leiber berechnet? Wenn es die Erde erschüttert und in Glühströmen aus Bergen bricht, dann wissen wir, dass es dem Menschen Verderben bringt; aber wir kennen nicht sein stilles, heimisches Walten in der Tiefe.

Wer hat den Einfluss der Gestirne auf den menschlichen Körper ergründet, ob sie uns bloss leuchten bei dunkler Nacht,

oder ob sie unsere Gesundheit, unser Leben bedingen? Dass das Siebengestirn, dass der Ring des Saturn, oder des Perseus Medusenhaupt Einfluss auf meinen Körper habe, wäre zu behaupten Vermessenheit; aber es zu verneinen würde nicht minder vermessen sein.

Wer hat je die Wahlverwandtschaft der menschlichen Geister enträthselt? Unerkannt stossen sie feindlich uns von sich zurück, oder ziehen uns freundlich zu sich hin, dass uns fast leises Ahnen eines früheren Seins umweht und an Pythagorische Träume mahnt.

Wer hat die Kraft des festen Willens und des auf einem Gegenstande gelagerten Gedankens entziffert? wer die Allgewalt des Glaubens, des frommen Gebets, des innigen Vereins mit dem Urquell alles Lichts? ja wer hat, den unsichtbaren Einfluss menschlicher Leiber auf menschliche Leiber wahrnehmend, von dem Leiblichen das Geistige zu scheiden vermocht?

Was wirkt Hass und Liebe, was Freude und geistiger Schmerz auf des Menschen leibliches Wohl? Ach! man hat es mich gelehrt da ich jung war, nun ich aber alt bin, weiss ich es nicht. Selten, sehr selten fand ich ungemischt diese geistigen Gewalten, wie konnte ich da rein ihr Wirken erschauen? Die Liebe hat ja ihr Sorgen und Bangen; durch das Dunkel häuslicher Trübsal zuckt der Wetterschein kleiner häuslicher Freuden; der Schmerz an dem Grabe unserer Freunde flügelt zu des Glaubens Sonnenhöhe die trauernde Seele empor.

Wer hat endlich der Geisterwelt undurchdringlichen Vorhang gelüftet, wer das unbekannte Jenseits geschaut? Wer weiss es, ob der Finsterniss grause Mächte feindlich den Erdkreis durchrasen, ob friedliche Gottesbothen dem müden Pilger unsichtig Labung spenden, ob der Vollendeten selige Geister aus lichter Höhe in Stunden der Weihe freundlich zu uns herniederschweben? Aus des Menschen ahnender Brust tönt Eine Stimme vernehmlich durch alle Jahrhunderte; die Afterweisheit hohnlacht; der Verstand schweigt.

Da stehen wir nun an den Marken unseres Wissens und schauen zurück, wie beim erwachenden Tage der Wanderer, an dessen Erinnerung die seltsamen Nebelgestalten des nächtlich durchreis'ten Weges in wirrem Gemisch vorübergleiten.

Sollte ich auch der Wahrheit zu nahe treten, wenn ich behaupte, dass das, was wir von dem belebten Menschenleibe erkennen, sich zu dem Unerkannten und Unerkennbaren wie Eins zu Hundert verhalte? — Das ist nun die Grundfeste, worauf seit zweitausend Jahren die schulrechten, die gelehrten Aerzte eine haltbare Heillehre zu bauen versucht haben.

Es war wol unmöglich, eine Heillehre auf so unvollkommne Kenntniss des Organismus zu gründen; also mussten die ungeheuren Lücken dieses Wissens durch Gedankenbilder, das heisst, durch solche Annahmen, die in dem sinnlich Erkennbaren nicht nachzuweisen waren, ausgefüllt werden. Die verschiedenartigen Heillehren, die seit der Galenischen Schule bis auf unsere Zeit entstanden und untergingen, unterscheiden sich von einander dadurch, dass sie sich je auf den einen oder den andern der vorhin angeführten Hauptpunkte des Organismus vorzugsweise gründen; dieses und die eigene gedankenbildliche Ergänzung der Lücken in jenen Hauptpunkten, gibt jeder verschiedenen Lehre ihre eigentliche Färbung; daher Säfteheillehre, Nervenheillehre, Erregungsheillehre u. s. w.

Es würde unschicklich und überdies eine sehr undankbare Arbeit sein, wenn ich mich in dieses ungeheure Labyrinth von Wirklichkeit und Gedankenbildlichkeit, von Wahrheit und Täuschung, von Erfahrung und Phantasie vertiefen wollte, zumahl da es nicht, wie das Cretische, eine bestimmte Einrichtung hat, sondern vielmehr täglich einen neuen Anbau von Irrgewinden bekommt; denn unermesslich ist ja das Reich des Ideellen. Zweckmässiger scheint es mir, das, was ich bis jetzt gesagt, an das unbestrittene Geschichtliche zu halten. Stimmt dieses mit jenem überein, so werde ich wol Recht haben; stimmt es nicht damit überein, so werden diejenigen Aerzte Recht haben, die das Gegentheil meiner Behauptung für wahr halten.

Zuerst mache ich auf die heilmittellehrigen Kategorien aufmerksam, die sich doch unwidersprechlich auf eine Kenntniss des Organismus gründen, indem sie ja das Wie der Wirkung der Arzeneien andeuten sollen.

Dass die Digitalis das kranke Herz, das Schellkraut die kranke Leber, das Antimonium die kranke Lunge heilt u. s. w.

darin sind alle Aerzte, die die Wirkung dieser Mittel kennen, einig, und werden darin noch über hundert und tausend Jahre einig sein, denn die Heilwirkung dieser Mittel offenbart sich sinnlich durch die geheilten Organe selbst. Ob aber ein Mittel stärkend, schwächend, reizend, krampfstillend, belebend, betäubend, kühlend, erhitzend, beruhigend wirke, darüber sind die Aerzte nimmer einig. Heute kann ein Mittel reizend, morgen kühlend, heute schwächend, morgen stärkend sein. Diese Kategorien sind nicht bloss in verschiedenen Schulen verschieden, sie haben nicht bloss mit jedem Zeitalter gewechselt, sondern jeder Arzt fühlt sich auch als echter Republikaner befugt, jedes Mittel unter jede beliebige Kategorie zu reihen. Das ist denn doch wol der beste Beweis, dass nichts Wirkliches an diesen Gedankenfächern ist, sondern dass sie bloss etwas Willkürliches sind, und nur Erzeugnisse einer Heillehre sein können, die sich mehr auf Dichtung als auf Wirklichkeit gründet. Darum haben auch unsere heutigen arzeneimittellehrigen Kategorien um kein Haar mehr Werth, als das Kalt und Warm, das Feucht und Trocken des Galen.

Das zweite unläugbare Geschichtliche, auf welches ich mich berufe, ist die Menge vergebener Versuche, auf die vermeintliche Kenntniss des belebten Menschenleibes eine gute Heillehre zu gründen. Wenn wir bedenken, wie viel Heillehren schon vor der Galenischen Schule, wie viel nach derselben von den Koryphäen der Kunst aufgestellt, welchen grossen Ruf sie erhalten und doch wieder untergegangen sind; wenn wir bedenken, wie viel minder berühmte Männer neben jenen Koryphäen ihre Stimme erhoben haben, die aus ferner Zeit jetzt kaum noch vernehmbar zu dem Literator herüberhallet; und wenn wir endlich bedenken, wie viel Theorien bei unserer Lebzeit im In- und Auslande erfunden sind, von deren keiner man sagen kann, dass sie sich am Krankenbette bewähret hätte: so müssen wir doch wol endlich die Frage aufwerfen, ob die Vergeblichkeit aller Anstrengung, eine gute, am Krankenbette haltbare Theorie zu bilden, in dem Verstande der Aerzte, oder in der Sache selbst ihren Grund habe. Die, welche eine neue Theorie auf der alten, oft überbauten und mit Trümmern früherer Lehren bedeckten Grundfeste aufführen

wollen, müssen nothwendig der ersten Meinung sein, sie müssen ihre Vorgänger für etwas albern halten, sonst würden sie nicht mit so kecker Hand des Sisyphus Stein antasten. Ich bin aber gar nicht der Meinung solcher Kühnmüthigen; zwar gebe ich gern zu, dass manche Aerzte von sehr beschränktem Verstande sich schriftstellerischen Ruf erworben, dass man also von dem schriftstellerischen Rufe durchaus nicht auf die Verständigkeit und Erfahrenheit eines Arztes schliessen könne; was aber die eigentlichen Koryphäen der Kunst betrifft, die vorzüglich seit dem Wanken der Galenischen Schule sich dauernden Ruf erworben, so gestehe ich, dass ich auf keinen gestossen bin, dem ich nicht Verstand, Scharfsinn und Erfahrenheit zugestehen müsste. Es verstehet sich wol von selbst, dass sie sich nicht alle in allen Punkten gleich sein können; bei dem einen waltet der gelehrte Scharfsinn vor, bei dem anderen der schlichte gesunde Verstand, bei dem dritten die Erfahrenheit: wie verschiedenartig aber ihre Geistesgaben auch sein mögen, so halte ich doch mehre derselben wol für fähig, eine gute, haltbare Heillehre auf unsere Kenntniss des belebten Menschenleibes zu gründen, wenn dieses an sich möglich wäre. Jene vergeblichen Versuche, die von guten Köpfen, nicht seit etlichen Jahrzehnten, sondern seit vielen Jahrhunderten gemacht sind, müssen uns doch wol endlich den Glauben aufdringen, dass es ganz unmöglich sei, eine gute Heillehre auf jene Grundfeste zu bauen, wenn der gesunde Verstand das Unmögliche dieses Unternehmens auch nicht deutlich erkennete.

Das dritte Geschichtliche, worauf ich mich berufe, ist die Klage über rohe Empirie. Die schulrecht gelehrten Aerzte haben zu allen Zeiten darüber geklagt, auch in unsern Tagen hat noch ein sehr gelehrter und sehr berühmter Mann das alte Lied nach einer neuen Melodei wieder abgesungen. — Es frägt sich: ist die Thatsache, worüber die Gelehrten klagen, wahr, und ist ihre Klage gegründet?

Hinsichtlich des ersten Punktes, muss ich ihnen beistimmen; es ist nur zu wahr, dass Aerzte von gutem Verstande, von trefflichen Kenntnissen, im späteren männlichen Alter zur rohen Krankheitsformenbehandlung unverkennbar sich hinneigen. Ob aber die Klage der schulrechten Gelehrten deshalb

einen guten Grund habe, das ist höchlich zu bezweifeln. Wäre die Schullehre nicht bloss eine geschwätzige Erklärerin dessen, was geheilt ist, sondern eine treue Leiterin bei dem, was noch geheilt werden soll, so würde es doch wol keinem Manne von Verstande einfallen, sie schweigend gering zu schätzen, sie heimlich zu verlassen, und sich der rohen Formenbehandlung hinzugeben. Gerade die Klagen der schreibenden Meister über rohe Empirie, beweisen am bündigsten, dass die Schullehre am Krankenbette wenig oder keinen Werth haben müsse. Die Dampfboote, die Spinnmaschinen, die Gasbeleuchtung und andere künstliche Erfindungen unserer Zeit, die wirklich im Leben brauchbar waren, sind gar bald von denen gebraucht, die ihrer bedurften; die Lauf-, Luft- und Flügelmaschinen hingegen, sind zwar erfunden, aber nicht gebraucht, als nur zur Belustigung des Volks. Wenn nun jemand eine schriftliche Klage erheben und unsere Fussbothen der Narrheit bezichtigen wollte, dass sie nicht durch kothige und holperige Wege mit der Laufmaschine liefen, und unsere reitenden Eilbothen, dass sie nicht mit der Flügelmaschine durch die Lüfte zögen, so würde man doch weit geneigter sein, den Beschuldiger als die Beschuldigten für unweise zu halten: — wie sollen wir nun in unserer Medizin über Beschuldiger und Beschuldigte urtheilen?

Der menschliche Geist ist fähig, rastlos nach dem entferntesten Ziele zu streben, weder die Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellen, noch die Länge der Zeit, thun der Ausdauer seiner Kraft Abbruch; aber das Hinausrücken des vermeintlich errungenen Zieles, das ist es, was die Kraft des Geistes lähmt: geschiehet dieses Hinausrücken des Ziels oft, so erstirbt jegliche Kraft, und ohnmächtiges Hingeben tritt an ihre Stelle. Wenn also ein Arzt, von gesundem Verstande und guten Schulkenntnissen, sich lange genug mit fremden und eigenen ideellen Abstractionen den Kopf zermartert, und immer etwas Besseres und Besseres gesucht, und das Ziel der Vollendung, dem er eifrig nachrannte und das er bald zu erreichen wähnte, gleich einem gaukelnden Irrlichte sich immer weiter und weiter von ihm entfernt, und ihm nun endlich, nach so vielen vergeblichen Versuchen, die wahre sichere Lei-

terinn des Heilgeschäfts zu finden, der Glaube aufgedrungen wird, all sein Abmühen, sein treues Ringen nach Wahrheit sei eitel gewesen; ist es da auch wol zu wundern, dass, wenn sein Haar ergraut, er seinen oft getäuschten und bass zermarterten Kopf auf das gemächliche Kissen der rohen Empirie bettet?

Das vierte Geschichtliche, worauf ich verweise, ist das praktische Gefühl, der Kunstsinn, dieses unbekannte Etwas, worauf sich die schulrechten Aerzte berufen. Sie berufen sich darauf als rechtliche, aufrichtige Männer, weil sie selbst es fühlen, dass ihre blosse Lehre allein nicht hinreicht, sie am Krankenbette zu leiten; denn wenn diese hinreichte, würde es doch ausgemachter Aberwitz sein, noch ein unbekanntes dunkles Etwas zu Hülfe zu rufen. Das praktische Gefühl muss also am Krankenbette dem Arzte entweder mehr sagen, oder etwas Anderes und Besseres sagen, als die Lehre, welche er bekennt. Sagt es ihm nun mehr, als die mit Worten aussprechliche Lehre, so ist offenbar, dass diese Lehre etwas ganz Ueberflüssiges sei; denn das Mehr muss doch das Minder enthalten, wie der Zehner den Fünfer. Sagt ihm das Gefühl aber etwas ganz Anderes und Besseres als die Lehre, so ist die Lehre nicht bloss etwas Ueberflüssiges, sondern selbst etwas Schädliches, weil sie den jungen Arzt, in welchem das praktische Gefühl noch nicht ausgebildet sein kann, zum Verderben der Kranken in die Irre führen muss. Darum ist es unläugbar, dass die schulrechten Aerzte dadurch, dass sie ein praktisches Gefühl oder Kunstsinn als Leiter oder Mitleiter am Krankenbette annehmen, selbst schweigend bekennen, ihre Heillehre sei bei dem Heilgeschäfte etwas Ueberflüssiges oder Schädliches.

Das fünfte meine Ansicht bestätigende Geschichtliche, ist der schulrechten Aerzte Scheidung der Theorie von der Praxis. Der gelehrte, sogenannte philosophische Arzt siehet ja mitleidig, selbstgenügsam, fast verachtend auf den schlicht verständigen Praktiker herab; er hält sich für ein weit vorzüglicheres, viel edleres Wesen, für ein Wesen, das berufen ist, den armen Praktikern den einzigen Weg zur Wahrheit zu zeigen. Da er sie aber nicht selten, statt zu der Wahrheit Sonnentempel, in Sumpf und Moor weiset, so ist es schon längst

dahin gekommen, dass schlicht verständige Heilmeister die Wörter Theoretiker und Aberwitzling für gleichbedeutend nehmen.

Unser ärztliches Wissen ist doch ein Erfahrungswissen. Der Verstand, wofern er ein gesunder Verstand ist, kann nur einen solchen allgemeinen Abzug von den Einzelheiten der Erfahrung machen, welcher nichts mehr enthält als die Einzelheiten der Erfahrung enthielten: mithin muss der allgemeine verstandhafte Abzug, als etwas rein aus der Praxis Hervorgehendes, eine Einheit mit der Praxis ausmachen. Ist dieser Abzug (die Lehre, die Theorie) nicht eine Einheit mit der Praxis (wie es der Fall bei allen Schultheorien ist), so steckt ja schon in dieser Doppelheit selbst der Beweis, dass eine solche Theorie auf etwas ausserhalb des sinnlich Erkennbaren, auf etwas bloss Ideelles und Phantastisches gegründet sein müsse.

Nachdem ich nun die Grundfeste der rationellempirischen Heillehre einer verstandhaften Prüfung unterworfen, und gezeigt, dass das Ergebniss dieser Prüfung mit dem unzweifelhaften Geschichtlichen übereinstimme, so wende ich mich jetzt zu der Grundfeste der reinen Erfahrungslehre der alten Geheimärzte, und werde diese ebenso unparteiisch schätzen. Wenn ich aber von der Heilwirkung der Arzeneien als Basis der Heillehre rede, so bitte ich den Leser dringend, nicht dabei an die arzeneimittellehrigen Kategorien der Schule zu denken; diese, als etwas bloss Ideelles und Theil der rationellempirischen Heillehre, können hier durchaus nicht in Betracht kommen: der Leser muss sie ganz vergessen, und nur an die blosse Heilwirkung, an das zum Normalstande Zurückführen des Erkrankten denken.*)

Es frägt sich also zuerst, ist diese Grundfeste unwandelbar? Ich sollte denken, sie sei es. Das Heilwirken der Mittel muss doch nach bestimmten Naturgesetzen geschehen; sie dem

*) Es versteht sich von selbst, dass hier auch nicht von dem gegnerischen Heilen die Rede sein kann, welches durch feindliches Angreifen, entweder des Gesammtorganismus, oder einzelner Organe erzielt wird. Ueber diesen Gegenstand werde ich im 6. Kapitel dieses Buches handeln.

Zufalle zuzuschreiben, wäre Unweisheit; denn welchen Begriff wollten wir mit dem Ausdrucke Zufall verbinden? Wir könnten nur den, eines Geschehens ausserhalb der Spähre der Naturgesetze damit verbinden. Von dem, was ausserhalb der Sphäre der Naturgesetze geschehen könnte, vermag aber der Mensch, der selbst Theil der Natur und dessen Denkvermögen innerhalb der Sphäre der Natur beschränkt ist, unmöglich einen wirklichen Begriff zu haben, er könnte höchstens einen uneigentlichen, einen verneinenden sich anmassen; ich sage anmassen, denn um zu einem solchen negativen Begriff zu gelangen, würde nichts Geringeres erfodert, als die ganze Natur und alle ihre Gesetze zu kennen. Wir können also mit dem Ausdrucke Zufall nur den Begriff eines solchen Geschehenen verbinden, von dem wir in unserer irdischen Beschränktheit nicht nachzuweisen vermögen, wie und warum es geschehen; das Wort ist mithin nur ein Mahlzeichen unserer grossen Unwissenheit in den natürlichen Dingen und überhaupt unserer menschlichen Beschränktheit.

Wenn wir also zugeben, dass die Heilwirkung der Mittel nach bestimmten Naturgesetzen geschiehet, so werden wir derselben auch Unwandelbarkeit zugestehen müssen, in sofern wir nämlich der Natur und ihren Gesetzen Unwandelbarkeit zugestehen. Die Heilwirkung der Mittel muss eben so sicher sein als die Wahlverwandtschaft der Körper, eben so sicher als der Lauf der Gestirne. Die Behauptung, ein Arzneimittel habe im vorigen Jahre eine Krankheit geheilt, und versage in diesem Jahre bei der nämlichen Krankheit seine Dienste, ist eben so thöricht, als es die Behauptung sein würde, das laufende Jahr könne wol einmahl zur Abwechselung vier oder fünfhundert Tage haben. Diese Rede kann nur dem anstössig sein, der die Begriffe von Krankheit und von nosologischer Form mit einander vermischt. Nosologische Formen kümmern uns aber hier nicht; wir müssen diese Kinderklapper aus der Wiege unserer Kunst ganz vergessen, wenn wir die Grundfeste der reinen Erfahrungsheillehre richtig fassen wollen.

Da wir nun der Heilwirkung der Arzeneien, wollen wir nicht in Widersprüche fallen, Unwandelbarkeit zugestehen müssen, so wird jetzt nöthig sein, zu untersuchen, ob man ihr

auch die Erkennbarkeit zusprechen dürfe. Mir scheint dieses durchaus keinem Zweifel unterworfen; denn wenn wir nicht erkennen könnten, ob durch den Gebrauch der Arzenei der Kranke gesund geworden, so würde ja unsere ganze Kunst, wir möchten sie nun nach dieser oder nach jener Lehre üben, ein wahres Gaukelspiel sein.

Zwar hat es Schriftsteller gegeben, welche behauptet, die praktischen Aerzte seien in Betreff der Wirkung ihrer Mittel Einbildlinge. Diese Schriftsteller müssen aber wol, wie Hohenheim sagt, Doktoren des Schreibens, nicht des Gesundmachens gewesen sein; denn wirkliche Heilmeister wissen es zu gut, dass wir uns die reine Heilwirkung der Mittel unmöglich einbilden können; die Kranken selbst entrücken uns schon dem Reiche der Dichtung und versetzen uns in das der nüchternen Wirklichkeit. Gern gebe ich freilich zu, dass sich der praktische Arzt gar wol einbilden könne, er habe einen entzündlichen Zustand des Körpers, oder einen fauligen, oder einen typhösen gehoben, er habe mit reizenden, oder mit stärkenden, oder mit krampfstillenden Mitteln geheilt: das sind aber alles bloss ideelle Dinge; dem einen kann das entzündlich sein, was dem andern krampfig ist, und dem dritten kann es faulig sein. Wenn die schulrechten Aerzte unter einander sich der Einbildung beschuldigen, und wortwechseln, wer Recht oder Unrecht habe, so streiten sie ja allesammt über des Kaisers Bart. Uns gehen hier diese ideellen Dinge gar nichts an, wir haben es bloss mit der reinen Heilwirkung der Mittel zu thun, und die wird kein vernünftiger Mensch für unerkennbar angeben, oder er müsste die ganze Medizin als ein Unding verwerfen wollen.

Nachdem ich nun die Grundfeste der reinen Erfahrungsheillehre der alten Geheimärzte an den oben aufgestellten Massstab gehalten, und die Leser hoffentlich mit mir einverstanden sein werden, dass selbige die Erfordernisse einer guten Grundfeste in weit höherem Grade habe, als die Grundfesten der rationellempirischen und der rohempirischen Heillehre, so will ich jetzt die ersten Grundzüge der reinen Erfahrungsheillehre entwerfen. Hinsichtlich des Feineren, Praktischen der Lehre, muss ich, weil es nur durch Beobachtung erkannt wird, auf

die folgenden Kapitel verweisen. Auch die Lehre von der epidemischen Constitution, von der Paracelsischen Astronomie, kann ich, weil sie auf blosser Beobachtung beruhet, in diesem für das Verstandhafte bestimmten Kapitel nicht vortragen, und verweise den Leser auf die folgenden Kapitel, namentlich auf das siebente.

Wir wollen bei den Krankheitsursachen anfangen. Die reine Erfahrungsheillehre erkennet nur Eine Art Krankheitsursachen an, nämlich jene sinnlich wahrnehmbaren, welche man krankheitenthaltende nennt, weil bloss durch die Entfernung derselben die Krankheit gehoben wird, oder weil doch die Entfernung derselben unerlässliche Bedingung des Heilens ist. *) Der reine Erfahrungsarzt betrachtet aber dieses ursachliche Heilen als ein blosses Geschäft des schlichten Menschenverstandes, und hütet sich, dasselbe zu verkünsteln. Er wendet seine beschränkten Kenntnisse des Organismus und die Hülfswissenschaften der Kunst dazu an, dass er die im Körper vorhandenen krankmachenden materiellen Ursachen, sie mögen in dem Körper selbst erzeugt, oder von aussen hineingekommen sein, auf eine, das Getriebe des Organismus am wenigsten störende Weise entferne; damit auf alle Fälle, wenn er sich auch in der Erkenntniss möchte geirret haben, und aus der Ursachkrankheit schon eine selbstständige geworden wäre, er nicht durch feindliches Eingreifen das Wohl oder das Leben des Kranken gefährde. Er handelt also wie ein guter Fechter, der nicht bloss seinem Gegner einen derben Stoss zu versetzen sucht, sondern der dieses auch so thut, dass, im Falle der Stoss misslänge, er immer gedeckt bleibt. Dieses ist die einzige Veredlung des ursachlichen Heilens, dieses einfachen verstandes- und naturtriebigen Geschäfts, welche sich der reine Erfahrungsarzt erlaubt. Was die übrigen Krankheitsursachen betrifft, die in der Krankheitslehre unter mancherlei Namen vorkommen, so läugnet er diese im Allgemeinen nicht, aber er siehet in dem Einzelfalle jede Untersuchung über diesen Gegenstand als nutzlos, ja als schädlich an, weil

---

*) Der Begriff, den ältere Aerzte mit dem Ausdruck *Causa continens* verbanden, ist sehr schwankend.

der Gegenstand ausserhalb der Grenzen des menschlichen Wissens liegt. *)

Der reine Empiriker will so gut als der rationelle das Wesen der Krankheit, das feindliche Ergriffensein des Lebens, in sofern es von der Krankheitsform verschieden ist, erkennen. Er sagt es sich aber deutlich, welchen einzig möglichen Begriff sein Verstand von diesem unsichtbaren Wesen haben könne, nämlich einen bloss beziehlichen.

Das Wesen der Krankheit ist doch an sich etwas sinnlich Unerkennbares, also können wir auch nur das Verhältniss sinnlich erkennen, in welchem es zu demjenigen Theil der äusseren Natur stehet, den wir Heilmittel nennen, mithin nur einen uneigentlichen, einen relativen Begriff von demselben haben. Hier unterscheidet sich der reine Erfahrungsarzt stark von dem sogenannten rationellen; letzter masst sich entweder einen unbeziehlichen, einen wirklichen Begriff an, oder er lässt, als echter Mystiker, sich selbst und andere über die Natur seines Begriffes im Dunkeln.

Da wir von dem Wesen der Krankheit nichts, als sein Verhältniss zu der Heilwirkung der Arzeneimittel sinnlich erkennen können, so gibt es für unseren Verstand auch so viel erkennbare Krankheiten, als Heilmittel in der Natur sind. Das Wesen einer Krankheit, auf welche wir kein Heilmittel wissen, bleibt so lange für unseren Verstand etwas Unerkanntes, bis wir das wahre Heilmittel gefunden. Wir dürfen also wol von einer Krankheit behaupten, sie sei unerkannt, aber nicht, sie sei unerkennbar: letzte Behauptung würde die unweise Voraussetzung in sich schliessen, wir kenneten alle Heilkräfte der ganzen äusseren Natur.

Die Erfahrung hat gelehrt, dass es Mittel in der Natur gibt, welche erkrankte Organe gesund machen. Das Wie des Gesundmachens liegt ausserhalb der Grenzen des menschlichen Wissens, also ist es auch höchst unverständig, dass man die Organheilmittel unter solche Kategorien reihet, welche die Art

*) Ueber diesen wichtigen Punkt werde ich im siebenten Kapitel, welches von der Erkenntniss der Krankheit handelt, ausführlich reden, muss mich also hier, um Wiederholungen möglichst zu meiden, kurz fassen.

ihres Heilwirkens andeuten sollen. Der reine Erfahrungsarzt erkennet in jedem Organe so vielerlei mögliche krankhafte Zustände an, als ihn die Erfahrung Heilmittel auf das Organ gelehrt hat, dabei zugebend, dass noch andere Krankheiten des Organs möglich sind, welche ihm nicht bekannt, anderen Aerzten aber wol bekannt sein können. So kenne ich z. B. in der Leber eine Schellkraut-, eine Brechnuss-, eine Frauendistel-, eine Terpenthin- und eine Quassiakrankheit; ich behaupte aber nicht, andere Krankheitszustände dieses Organs seien unmöglich, sondern ich gebe gern zu, dass meine praktischen Leser noch mehre Leberkrankheiten kennen können als ich; ja ich verwerfe nicht einmahl die Möglichkeit einer künftigen Leberkrankheit, deren Natur uns allen unbekannt sein kann, weil wir vielleicht allesammt ihr wahres Heilmittel nicht kennen. Die Leser sehen also, dass ich das Wesen der Organerkrankungen nicht in dem Körper überhaupt, nicht in dem kranken Organ selbst, sondern, wie Paracelsus räth, in der äusseren Natur suche.

Auf dem Wege der Beobachtung hatten die reinen Erfahrungsärzte erkannt, dass es Mittel in der Natur gebe, welche, wo nicht alle, doch die meisten Krankheitsformen beseitigen könnten. Aus solcher Beobachtung schlossen sie, diese Mittel könnten unmöglich auf einzelne Organe, sondern sie müssten auf etwas Allgemeineres, von den Organen Verschiedenes heilend einwirken, und sie nannten sie deshalb Universalmittel. Das Allgemeine, worauf sie wirken, ist ein Unbekanntes, über dessen räumliches Sein wir wol Vermuthungen aufstellen, aber keine Gewissheit haben können. *) Das einzige Sichere, was wir wissen, ist, dass etwas Allgemeines im Körper sein müsse, worauf die Universalmittel heilend einwirken. Der reine Erfahrungsarzt, der das bloss Vermuthliche nicht in seine Heillehre aufnimmt, begnügt sich mit diesem sicheren Wissen und gehet nicht darüber hinaus. Er begreift auch, dass er das

*) Das Vermuthliche, was sich darüber sagen lässt, werde ich im vierten Kapitel vortragen: jedoch unter einer besonderen Aufschrift, damit mir Niemand vorwerfen könne, ich vermische das Vermuthliche unlogisch mit der reinen Erfahrung.

Wesen der Erkrankungen jenes leiblich Unbekannten, Allgemeinen nicht in dem Körper selbst, sondern nur in der äusseren Natur und zwar in den Universalmitteln, durch deren Heilwirkung erkennen könne.

Ich werde in diesem Werke das Unbekannte in dem Körper, was erkrankt durch die Universalheilmittel geheilt wird, mit dem Namen Gesammtorganismus belegen. Gern hätte ich einen besseren Ausdruck gewählt, wenn mir ein besserer eingefallen wäre; jeder andere jedoch, der auch nur vermuthen liesse, man wolle durch ihn des Unbekannten Leiblichkeit oder Räumlichkeit andeuten, würde offenbar schlechter sein.

Dass die alten Geheimärzte Kupfer, Eisen und kubischen Salpeter für Universalmittel erkannten, ist keinem Zweifel unterworfen; dass sie aber nur diese drei gehabt, lässt sich durch eine ehrlich verstandhafte Kritik nicht ausmitteln, denn sie sind sehr dunkel in diesem Punkte. Da ich aber ihre Heillehre zwanzig Jahre am Krankenbette erprobt habe, so ist es mir durch vergleichende Beobachtung klar geworden, dass sie keine andere Universalmittel können gehabt haben als die genannten drei. *)

---

*) Es gehört viel Geduld und ein gutes Beziehlichkeitsgedächtniss dazu, um den Geheimärzten hinter die Schliche zu kommen. Wollte ich es der Länge nach auslegen, wie ich nach und nach durch Vergleichung dunkler Andeutungen des *Raymundus Lullius*, *Paracelsus*, *Becher*, *Crollius*, *Poterius*, *Quercetanus* etc. zur Erkenntniss der Universalmittel gelangt, so würde meine Auslegung bloss auf eine bücherliche Alterthümelei hinauslaufen; unter dreihundert Aerzten findet sich aber kaum ein einziger, der Sinn für eine solche Auslegung haben möchte, und da mir ganz die Gabe fehlt, dergleichen trockene Langweiligkeiten unterhaltend und anmuthig vorzutragen; so bemerke ich meinen übrigen Lesern, die sich nicht gern langweilen lassen, nur kürzlich Folgendes: Hohenheim versteht unter dem Worte *Cheiri* Eisen, und unter dem Worte *Anthos* Kupfer, letztes nennt er auch wol *sapphirinum Anthos*, oder auch bloss *Sapphirus*, wie er (namentlich in seiner Chirurgie) an einer Stelle das Eisen *Corallus* nennet. — Sollten die wenigen Alterthümler unter meinen Lesern mit dieser Bemerkung nicht einverstanden sein, so kann ich mich mit ihnen gar leicht vertragen, ich bin nämlich erbötig, die Entdeckung der Universalheilkraft des Eisens und Kupfers, wenn sie dieselbe den Jatrochemikern absprechen, als mein Eigenthum, und zwar als ein mir von ihnen aufgedrungenes anzunehmen, so

Der Satz: es gibt drei Universalmittel in der Natur, und drei durch dieselben heilbare Krankheitszustände des Gesammtorganismus ist nichts anderes und kann nichts anderes sein als ein reines Abstrakt von den Einzelheiten der Erfahrung. Rein ist nur dann ein allgemeiner Erfahrungssatz, wenn er nichts mehr enthält, als die Einzelheiten der Erfahrung enthalten, von welchen er abgezogen ist. Enthält er mehr, so kann dieses bloss etwas Gedankenbildliches sein, welches am Krankenbette wol schwerlich grossen Werth haben wird. So lange unser Erdball in dem Verhältnisse zu andern Weltkörpern bleibt, in welchem er sich bis jetzt befunden, werden auch die Leiber der Menschen wol solchen Erkrankungen des Gesammtorganismus unterworfen bleiben, welche unter der Heilgewalt des kubischen Salpeters, oder des Kupfers, oder des Eisens stehen. Auch der grösste Eiferer wird dagegen nicht streiten, vorausgesetzt, dass er die Heilwirkung dieser wohlthätigen und mächtigen Mittel etwas besser kennt, als er dieselbe bis jetzt aus den papiernen Büchern ersehen konnte. Darum nennet auch *Raymundus Lullius* mit vollem Recht ein Universalmittel *Realitas universalis*.

Das Einzige, was man gegen die Alten einwenden könnte, wäre, dass jene drei Universalmittel nicht alle Universalkräfte aller anderen Mittel enthielten, denen die Aerzte allgemeine Heilkräfte zuschreiben. Vorausgesetzt, dass man hier nicht auf die feindlichen *Universalia* zielt, als Quecksilber, Arsenik u. s. w. (mit denen wir jetzt nicht zu thun haben, denn es handelt sich von solchen Allgemeinmitteln, die, dem Organismus befreundet, den Gesunden nicht krank, sondern den Kranken direkt gesund machen), so siehet der denkende Leser leicht ein, dass sich über solche Einwendungen durchaus nicht streiten lässt. Der rationelle Empiriker kann innerhalb der Schranken seiner Theorie, und machte er sich dieselben auch

---

sind wir fertig; denn jene Entdeckung wird doch wol nicht gar (wie die Juristen sagen) *Res nullius* sein. Was den kubischen Salpeter betrifft, so kann man diesen und dessen Bereitung ohne Mühe in den Paracelsischen Schriften nachweisen. Ich werde in dem ersten Abschnitte des vierten Kapitels mehr davon sagen.

noch so geräumig, unmöglich gegen die reine Erfahrungslehre streiten; wollte er aber aus diesen Schranken treten, so müsste er entweder auf die Grundfeste der rohen Empirie fussen, oder er würde, auf nichts fussend, in der Luft schweben (wo sich denn auch übel ficht); oder müsste sich zum Streit auf einen höheren Standpunkt stellen, den ich mir bis jetzt noch nicht habe denken können. Darum kann diese Sache wol ein Gegenstand ruhiger Untersuchung am Krankenbette, aber nimmer ein Gegenstand des hässigen Streitens und Bücherschreibens werden.

Uebrigens hoffe ich, die Leser trauen mir so viel Verstand zu, dass ich einem allgemeinen Erfahrungssatze, und wäre er auch noch so rein von den Einzelheiten einer tausendjährigen Erfahrung abgezogen, keine ewige Feste zuschreibe. Hat er sich auch noch so lange als wahr am Krankenbette bestätiget, so kann es immer möglich sein, dass man früher oder später genöthiget ist, ihn zu erweitern oder zu verengern. Ich glaube aber, dass allgemeine reine Abstrakte von den Einzelheiten der Erfahrung, trotz dieser Unvollkommenheit, die ihnen allen leider gemein ist, doch noch weit bessere Leitregeln am Krankenbette sein werden, als ganz oder halbideelle. Jede der drei Erkrankungen des Gesammtorganismus kann in jedem Organe vorwalten und allerlei nosologische Formen hervorbringen. Da nun diese Formen, je nachdem die Erkrankung geartet ist, durch kubischen Salpeter, oder durch Eisen, oder durch Kupfer beseitiget werden, so kann der flüchtige und ungeduldige Beobachter leicht auf den Gedanken gerathen, die Universalmittel seien Organheilmittel. Dieser Gedanke ist aber irrig; die Ueberzeugung, dass er irrig sei, kann man jedoch nur durch Geduld, und mit der Zeit durch vergleichende Beobachtungen erlangen.

Die Universalmittel heilen nur Uraffektionen, selbstständige des Gesammtorganismus, nicht aber consensuelle. Also werden, weder Salpeter, noch Eisen, noch Kupfer solche Fieber heben, welche consensuell von einem urerkrankten Organ abhangen. Diese können einzig durch Heilen des urerkrankten Organs geheilt werden.

Alle Organheilmittel heilen nur Urerkrankungen der Organe,

nicht consensuelle und eben so wenig Vorwaltungen der Affektion, des Gesammtorganismus in den Organen. Die wohlthätige Wirkung, die sie in beiden letzten Organaffektionen zuweilen äusseren, ist nicht eine wahrhaft heilende, sondern bloss eine beschwichtigende, bald wieder verschwindende und täuschende.

Es kann eine Urerkrankung des Gesammtorganismus und eine Urorganerkrankung gleichzeitig im Körper bestehen; das sind dann die Mischkrankheiten, welche oft genug in der Praxis vorkommen.

Ich habe jetzt meinen Lesern den ersten rohen Entwurf der reinen Erfahrungsheillehre vorgelegt; aus demselben ergibt sich der deutliche Begriff dieser Lehre von selbst, sie ist nämlich: eine auf die direkte reine Heilwirkung der Arzeneien gegründete Lehre, die von den Einzelheiten der Erfahrung reine allgemeine Erfahrungssätze abziehet und diese einzig als Leitregeln des Heilgeschäftes aufstellt. — Ist nun das endliche Ziel möglicher Vollendung unserer Kunst in den engen, bescheidenen Grenzen des sinnlich Erkennbaren und rein Erfahrungsgemässen zu suchen, so haben ungezweifelt die alten Geheimärzte den rechten Weg eingeschlagen; ist aber jenes Ziel möglicher Vollendung in den ungemessenen Räumen des Ideellen zu suchen, so muss der Weg, den die rationellen Empiriker wandeln, der wahre sein.

Ich selbst folge freilich der reinen Erfahrungslehre, und habe die rationelle, als eine am Krankenbette unbrauchbare, längst verlassen; aber deshalb fühle ich nicht die mindeste Neigung in mir, meine Ueberzeugung andern aufzudringen. Was ist, werthe Amtsbrüder! ärztliche Verstandeswahrheit in dieser unvollkommenen Welt? — Mir scheint, nur das ist jedem unter uns Wahrheit, was sein Verstand als solche anerkennt; und dass er ein Dieses, und nicht ein Anderes für wahr hält, hängt von der eigenthümlichen Bildung seines Verstandes, und diese wieder von erblicher Anlage, von Erziehung, vom Umgange mit anderen, von der Zeit, worin er lebt, und von gar manchen Zufälligkeiten ab, welche nicht in seiner Gewalt stehn: darum

ist es fast widersinnig, mit jemand über das, was wahr oder nicht wahr sei, zu rechten.

Wie es eine unerklärbare Verwandtschaft unter den Körpern gibt, so gibt es auch eine unerklärbare Verstandesverwandtschaft, die bestimmt nicht von dem Mehr oder Minder des Verstandes abhängt; hinge sie davon ab, so müsste die Meinung eines Mannes von grossem Verstande den ausschliesslichen Beifall aller grossen Geister haben und nur den beschränkten Köpfen als Irrthum erscheinen. Die Erfahrung lehret aber gar oft das Gegentheil. Ein Schwarm beschränkter Köpfe hält zuweilen die Meinung eines Mannes von grossem Verstande nicht bloss für wahr, sondern macht selbst Miene, sie mit Feuer und Schwert vertheidigen zu wollen, indess sie anderen klugen Köpfen Irrthum zu sein bedünkt. So kann denn auch nur den mit mir verwandten Geistern meine deutlich begründete Meinung Wahrheit, den unverwandten muss sie Irrthum sein. Von einem unverwandten Verstande Beifall erwarten, würde eben so unweise sein, als von einer Frau, der ich leiblich widrig, sinnliche Liebe heischen. Wie abweichend also auch unsere Wege im Reiche des Verstandes laufen mögen, meine Freunde! so lasst uns doch nie einander lieblos des Unverstandes zeihen; lasst uns vielmehr wol bedenken, wie unvollkommen, wie beschränkt der menschliche Verstand ist, und wie wir, bei aller Verschiedenheit unserer Verstandesansichten, doch als wahrhafte Aerzte den ernsten Willen haben, der Menschheit Leiden zu mildern, also in dem Gottesreiche der Liebe allesammt nur Einen Pfad wandeln. Gegenseitiger Glaube an ein treues Streben nach diesem frommen Zwecke der Kunst, und Friede und Eintracht sei mit uns für und für.

Drittes Kapitel.

Von den Organheilmitteln.

Einleitung.

Die Schwierigkeit, gute Organheilmittel kennen zu lernen, ist sehr gross. In der folgenden Untersuchung werde ich Gelegenheit genug finden, den Lesern dieses recht anschaulich zu machen, weit anschaulicher als es in dieser Einleitung geschehen könnte. Hier beschränke ich mich bloss auf folgende Bemerkung. Die Urerkrankung der Organe ist in manchen Fällen deutlich durch Zeichen zu erkennen, in anderen nur undeutlich, und wieder in anderen gar nicht; was wir sehen, sind consensuelle Zufälle, die, zuweilen gar vieldeutig, auf das urergriffene Organ nicht hinweisen. Wollen wir also Organheilmittel kennen lernen, so müssen wir die Belehrung bei den deutlich ausgesprochenen Urorganerkrankungen suchen, nicht bei den undeutlichen, und noch viel weniger bei den durch Zeichen ganz unerkennbaren. Es gibt, wie ich in dem Folgenden zeigen werde, Fälle, wo wir die Erkrankung eines Organs mit Augen sehen, mit Händen greifen, und doch ist das, was wir sehen und greifen, bloss das consensuell Erkrankte; das Urerkrankte ist noch verborgen. Solche täuschende Fälle veranlassen grosse Irrthümer in der Medizin. Wir entgehen diesen

Irrthümern nur dadurch, dass wir uns nicht durch etliche Beobachtungen oder Versuche hinlänglich belehrt glauben, sondern viele Fälle mit einander vergleichen; denn nur durch die Vergleichung vieler Beobachtungen können wir zu der wahren praktischen Ueberzeugung von der Heilwirkung der Organmittel gelangen.

Aus dem Gesagten folgt, dass der, welcher in diesem Punkte fest stehen will, nicht bloss vielen Fleiss anwenden, sondern auch grosse Geduld haben muss; denn er muss ja warten, bis die Krankheitsfälle sich ereignen, die ihn belehren können. Bekanntlich erkranken einige Organe häufiger, andere seltener; den wahren Gebrauch eines Mittels auf ein solches Organ, welches häufig erkrankt, kann ein beschäftigter Arzt nicht vor vier Jahren gründlich kennen lernen; Mittel auf Organe, welche seltener erkranken, erfordern zu ihrer gründlichen Erforschung weit längere Zeit.

In der folgenden Untersuchung habe ich nur solche Organmittel aufgeführt, welche ich durch eigenen Gebrauch kennen gelernt. Wo ich von einem Mittel nicht ausdrücklich sage, dass ich es nur kurze Zeit erprobt, können meine Leser darauf bauen, dass ich es durch den Gebrauch hinlänglich kenne. Haben sie die vorigen zwei Kapitel mit Aufmerksamkeit gelesen, so wird es ihnen deutlich geworden sein, dass die reine Erfahrungslehre dem Forschungsgeiste des Arztes alle Freiheit lässt; es wird sie also auch nicht befremden, in dem Folgenden auf solche Mittel zu stossen, welche erst nach dem 16ten Jahrhundert, ja auf solche, welche erst zu unserer Zeit in den Arzeneischatz gekommen. Man muss das Gute suchen, wo es zu finden ist; es findet sich aber eben sowol in unserer Zeit, als in der früheren, ja selbst unter solchen Mitteln, welche man heut zu Tage veraltete nennt.

Erster Abschnitt.

Bauchmittel.

Frauendistelsame. Semen Cardui Mariae.

Zuerst muss ich von zwei Mitteln sprechen, welche auf Leber und Milz gleich wohlthätig wirken, zu diesen gehört der Frauendistelsame. Am Ende des vorigen Jahrhunderts sah ich einst, dass eine Frau durch dieses veraltete Mittel vom chronischen Seitenstechen befreit wurde. Ein schlichter Landmann hatte es ihr gerathen. Da ich nun früher meine schulrechten Künste vergebens bei ihr angewendet, so machte mich, der ich damahls schon stark an der Unfehlbarkeit der Schullehre zweifelte, diese Heilung stutzig. Das vermeintlich unwirksame Mittel schien mir der Beachtung werth, ich wendete es in einigen Fällen schmerzhafter Brustaffektion an; da es sich aber als unwirksam auswies, kam es bei mir in Vergessenheit. Damahls war ich zu einer solchen Untersuchung noch nicht befähiget.

Es mögen jetzt 18 oder 19 Jahre sein, da sollte ich einer Frau helfen, welche in den Niederlanden mehrmahls und hier im Lande Ein Mahl an chronischem Erbrechen gelitten, dessen Grund weder der niederländische Arzt, noch ich erkannt. Es hatte, wenn es sechs bis acht Wochen gewährt, nach und nach von selbst aufgehört, ohne dass man hätte behaupten können, die gereichten Arzeneien haben auch nur das geringste zu dem Aufhören beigetragen.

Ihr jetziges Uebel bestand aber nicht in Erbrechen, sondern in Bauchschmerz. Dieser Schmerz, obgleich er den ganzen Bauch einnahm, war doch in der Umgegend des Blinddarmes besonders vorwaltend. Alles wol erwogen, hielt ich ihn für ein consensuelles, von einer Uraffektion der Leber abhangendes Darmleiden. Ob Gallensteine, oder Verhärtung eines Theils der Leber vorhanden, war ungewiss; beide Uebel sind gar schlimm zu erkennen, und letztes wahrlich nicht immer mit Händen zu greifen. Ich hatte zu jener Zeit zwar schon eine reiche Erfahrung über chronische und akute Leberübel, sie half mir aber in dem gegenwärtigen Falle zu gar nichts. Schmerzen und Krämpfe blieben wie sie waren; es entstand schleichendes Fieber; bei ganz gesundheitsgemässem Harne wurde die Gesichtsfarbe schmutzig, schillerte ins Gelbliche, der Schlaf fehlte gänzlich, die Abmagerung wurde so gross, dass keiner mehr daran zweifelte, die Frau leide an der Auszehrung und sei verloren.

In diesem bedenklichen Zustande, wo ich mit meiner Erfahrung wirklich ganz am Ende war und doch helfen sollte, kam mir eine Erinnerung aus E. Stahls Dissertationen wunderbar zu Statten. Dieser rühmt nämlich den Samen der Frauendistel als besonders heilsam in denjenigen Brustentzündungen, welche sich zu Gallenfiebern gesellen. Die angebliche Subinflammation der Lunge, gegen welche er ihn mit Nutzen gebraucht haben will, sah ich bloss als eine schulrecht-ärztliche Idee an. Bei mir lautete seine reine Erfahrung also: er hat den Samen der Frauendistel in Leberkrankheiten gebraucht, und consensuelle Brustleiden, die bekanntlich bei diesen nicht selten sind, besser damit gehoben, als mit andern Mitteln; darum, dachte ich, ist es wahrscheinlich, dass der Frauendistelsame heilend auf die Leber wirkt, und nicht auf die Lunge.

Ich liess jetzt eine Abkochung des Samens machen und die Kranke stündlich einen Löffel davon nehmen. Die Wirkung war in der That wundervoll; der Schmerz und alle krampfhafte Zufälle minderten sich von Stunde an augenscheinlich, die Kranke genas allein durch den fortgesetzten Gebrauch dieses einfachen Trankes.

Von der Zeit an habe ich das Mittel nie wieder verlassen und mich je länger je mehr überzeugt, dass es bestimmt durch kein anderes zu ersetzen ist. Sehr wichtig ist es in dem consensuellen Blutspeien, welches sich nicht selten zu chronischen Leber- und Milzleiden gesellet. In unserem ganzen Arzeneischatze findet sich kein Mittel, welches so bald und so sicher diesen den Kranken sehr beunruhigenden Zufall beseitiget. In den häufig vorkommenden akuten Leberfiebern, die mit Seitenstechen, Husten und blutigem Auswurf verbunden sind, kenne ich kein Mittel, welches diesem in Heilwirkung gleich käme. Mit ihm habe ich Mutterblutflüsse, die consensuell von einem Leberleiden herkamen, gestillt, mit ihm consensuelles, von einem Leber- oder Milzleiden abhangendes bedenkliches Nasenbluten. Ein einziges Mahl heilte ich eine Gelbsucht damit, die durch andere gute Lebermittel eher schlimmer als besser wurde. Sie war neu, mit Bauchschmerzen und mässigem Durchlaufe verbunden. Die Heilung machte sich, bei dem Gebrauche einer schwachen Abkochung des Samens, sichtbar und bald. Das Hüftweh hängt auch zuweilen, als consensuelles Leiden des Hüftnerven, von einem Urleiden der Leber oder der Milz ab, in welchem Falle es dem Samen der Frauendistel weicht. Viele chronische Husten habe ich damit gehoben, die, von Urleiden der Leber oder der Milz abhangend, nicht selten schon durch viel schulrechte Mittel vergebens von andern Aerzten bekämpft waren. Hiebei bemerke ich aber ein für allemahl der jüngeren Leser wegen, dass man sowol beim Blutspeien als beim Husten, wenn sie consensuell von einem Urbauchleiden abhangen, genau zusehen muss, ob chemisch scharfe Stoffe sich im Darmkanale befinden; ist das der Fall, so wirkt kein Bauchmittel jemahls das, was man von ihm verlangt. Ich werde aber von der Entfernung chemischer Schärfen, durch Neutralisiren, oder Ausleeren, weiter unten sprechen.

Der reine Abzug meiner Beobachtungen über die Heilwirkung des Frauendistelsamens lautet also. Es gibt einen eigenen krankhaften Zustand in der Leber und in der Milz, welchen dieses Mittel weit sicherer und besser hebt als jedes andere; da, wo es auch nicht als eigenthümliches Heilmittel

kann angesehen werden, wie z. B. beim Stein und bei Verhärtung, bewirkt es doch, dass das örtliche Abnorme nicht mehr feindlich in das Leben eingreift; es wandelt in dem Kranken das Gefühl des Krankseins in das des Gesundseins um, es macht die Anwendung des eigentlichen Heilmittels möglich; vorausgesetzt, dass ein solches zu finden sei.

Nun wollen wir noch ein wenig von Gallensteinen sprechen. Beim tobenden Stein kommt in Beschwichtigung der üblen Zufälle kein Mittel dem Frauendistelsamen gleich. Wie schnell, oder wie langsam man aber alle bedenkliche Zufälle beseitiget, hängt begreiflich von Umständen ab, welche weder in des Arztes, noch des Kranken Gewalt stehen. Heftiges Bauchweh ist ohne Zweifel nicht der geringste unter den bösen Zufällen. Hier soll der Arzt helfen, schnell helfen; wie kann er aber helfen, wenn er das urerkrankte Organ nicht kennt, und wie kann er dieses und die steinernen Feinde, die es beherbergt, kennen lernen? — Ich weiss es wahrhaftig nicht, und sehe die Forderung, die man an den Arzt macht, für eine sehr unbillige an. Im Allgemeinen ist es klug, bei allen Bauchschmerzen, sie mögen unter der Benennung von Magenkrampf, Kolik, oder unter anderer vorkommen, auf den Ort zu achten, wo beim Nachlasse des Schmerzes sich das letzte leise Weh noch verhält; hier ist mehrentheils das urergriffene Organ zu suchen. Abgesehen von der Unsicherheit dieser Regel, kann dieselbe bei der von Gallensteinen abhangenden Kolik die Erkenntniss wenig fördern, weil die Nachlässe oft nur sehr unbedeutend sind. Ist der Kranke dem Arzte fremd, so kann dieser leider nichts thun, als auf den Darmkanal heilend einwirken; er nimmt also das consensuell ergriffene Organ für das urergriffene. Bekanntlich sind aber alle symptomatische Heilungen unsicher; nicht selten erscheint die Hülfe langsamer als dem Kranken und dem Arzte lieb ist, mitunter will sie sich auch wol gar nicht finden lassen. Ich bin einmahl auf eine recht seltsame Weise zur Erkenntniss des Gallensteins gekommen. Ein alter Mann, der früher wol über Sodbrennen, Vollsein und Aufstossen nach dem Essen geklagt, wurde von heftiger Kolik ergriffen, bei der die in solchen Fällen allezeit hülfreichen Darmmittel ganz ihre Dienste versagten, woraus ich schloss,

das Darmleiden müsse ein consensuelles sein und von einem anderen urerkrankten Organ abhangen. Zur ungewöhnlichen Zeit liess die Gattinn des Kranken mich einst bitten, zu ihr zu kommen, angeblich hatte sie mir etwas sehr Merkwürdiges mitzutheilen. Da ich hinkam, hörte ich nun Folgendes. Der Kranke, in seiner Schmerzensnoth, bittet die Gattinn, ihm ein Tellertuch fest um den Bauch zu binden. In dem Augenblick, wo der Knoten des Tuches zugezogen wird, verschwindet der Schmerz wie durch einen Zauber. Ich begriff leicht, dass durch dieses mechanische Mittel nur eine von Gallensteinen abhangende Kolik könne gehoben sein. Durch das rasche Zuziehen des Knotens konnte leicht die scharfkantige Seite eines Steins, welche die Wand der Gallenblase stark und schmerzhaft gereizt, nach innen hin gewendet und auf die Weise unschädlich gemacht sein. Ein eigenes, leises, fremdartiges Gefühl, welches jetzt nach verschwundener Kolik in der Gegend der Gallenblase noch zurückgeblieben, gab dieser höchstwahrscheinlichen Vermuthung fast den Werth der Gewissheit. Durch den sechsmonatlichen Gebrauch des Dürandschen Mittels wurde der Mann nicht bloss vor der Kolik bewahrt, sondern er wurde auch von allen vermeintlichen Magenbeschwerden so gründlich befreiet, dass er in 12 Jahren keiner Arzenei mehr bedurfte. Nun meldeten sich aber die steinernen Gäste wieder, jedoch unter anderen Larven als früher. Mich täuschten sie jetzt nicht; ich gab wieder das Dürandsche Mittel, die Beschwerden verschwanden bald und sind auch nie wiedergekehrt, der Mann ist in einem sehr hohen Alter an Marasmus gestorben.

Das, mit Husten, blutigem Auswurfe und lebhaftem Fieber verbundene Seitenstechen ist ebenfalls ein Zufall der Gallensteine, wodurch der Arzt, der als Fremder zum Helfen aufgefordert wird, zu argen Missgriffen kann verleitet werden.

Die Gemahlinn des unglücklichen Admirals St** lebte hier eine Zeit lang in grosser Beschränktheit. Sie litt an Hysterie, deren vorwaltender Zufall unwillkürliches Weinen war. In den Niederlanden hatte sie viel früher an einer sehr hartnäckigen Gelbsucht gelitten. Gegen das jetzige Uebel hatte sie schon viele, von mehren Aerzten verordnete Arzeneien,

ohne Hülfe zu finden, verschluckt. Der Grund desselben war auch wahrlich sehr schwer zu erkennen. Drei Wochen gingen hin, bevor ich, einzig durch Probemittel, zu der Erkenntniss gelangte, dass alles Elend der guten Frau von Gallensteinen abhange. Nun gab ich ihr aber das Dürandsche Mittel mit so gutem Erfolge, dass sie sich schon nach achttägigem Gebrauche desselben viel wohler fühlte als seit vielen Jahren, und ich ihr eine vollkommne Heilung bestimmt zusichern konnte.

Sie mochte ungefähr einen Monat mit immer zunehmender Besserung das Mittel gebraucht haben, da wurde einer ihrer alten Freunde zum Minister ernannt. Wahrscheinlich hatte sich dieser der unterdrückten Frau erinnert; denn sie erhielt die Weisung, es sei jetzt Zeit, eine Forderung von 30000 Gulden an den Staat, und von einer jährlichen namhaften Summe an die Militärwitwenkasse geltend zu machen (beides war ihr unter der Franzosenherrschaft widerrechtlich vorenthalten worden). Zu dem Ende musste sie aber persönlich in der Residenz, oder gar (wie mir vorstehet) bei dem Könige selbst erscheinen. Wie sie mir dieses mit grosser Freude erzählte, bemerkte ich ihr in Betreff der Reise zur Residenz, es sei, bei der grossen Unwahrscheinlichkeit, ja bei der Unmöglichkeit, dass die Gallensteine schon durch das gebrauchte Mittel ganz könnten aufgelöset sein, Vorsicht nöthig, um diese Feinde nicht durch die Erschütterung des Fahrens in Aufruhr zu bringen. Ich rieth ihr, den gemächlichsten Miethwagen, den sie haben könne, zu wählen. Sie hat freilich meinen Rath treu befolgt, aber die Wahrheit des Horazischen Spruches: *Quid quisque vitet, nunquam homini satis cautum est in horas,* bestätigte sich dennoch. Einige Tage nach ihrer Abreise bekam ihre Tochter die Nachricht, die gute alte Mutter sei auf halbem Wege zur Residenz von Seitenstechen ergriffen worden, habe nicht weiter reisen können, sondern liege gefährlich krank. Aus dem Briefe ihrer Begleiterinn ersah ich, dass ihre Krankheit von dem dortigen Arzte als entzündliche Pleuresie mit Aderlassen, Zugpflastern u. s. w. behandelt wurde. Wäre sie jünger gewesen, so hätte sie vielleicht die Krankheit und die Kur ausgehalten; als Siebzigerinn unterlag sie aber diesem

doppelten Sturme. Die Nachricht ihres Todes traf unmittelbar nach dem ihrer Krankheit ein.

Schwefelsäure ist ein Erkennungsmittel der Gallensteine, wahrscheinlich aber nur solcher, die eine rauhe Oberfläche haben; die Säure wird, denke ich, die Gallenblase oder Gallengänge verengern, wodurch die Wände derselben, den scharfen Kanten der Steine mehr genähert, dem mechanischen Reize derselben mehr ausgesetzt sind, und mehr oder minder schmerzhafte Zufälle entstehen müssen. Da wir aber nicht befähiget sind, den Grad solcher künstlich hervorgebrachten Leiden vorher zu bestimmen, und eben so wenig, selbige nach Gutdünken zu beschwichtigen, so ist es besser, von einem solchen gefährlichen diagnostischen Experiment ganz abzustehen. Steine mit glatten Oberflächen scheinen mir ziemlich unschuldige Dinger, ich glaube nicht, dass sie böse Zufälle hervorbringen können; sie sollen aber, wie ich gelesen, selten sein. Vor mehren Jahren fand ich einen solchen bei einer Leichenöffnung. Er hatte die Form einer Eichel, war vollkommen glatt, bloss an beiden Enden etwas braun, übrigens ganz weiss von Farbe. Die Gallenblase, worin er steckte, enthielt keine Spur von Galle, und konnte sie nicht enthalten, denn sie war so vollkommen um den Stein zusammengezogen, dass kein Raum für die Galle überblieb. Das äussere Ansehen derselben war von dem Ansehen anderer Gallenblasen ganz verschieden; sie sah nämlich aus, wie ein Stückchen röthliches Fleisch. Der Mann, den ich genau kannte, hatte nie einiges Ungemach von dem Gallensteine gehabt, er war an einer Verhärtung und Vereiterung des Mastdarmes gestorben.

Nun müssen wir noch von der Form sprechen, in welcher man den Frauendistelsamen geben kann.

Zuerst ist wohl zu bemerken, dass man ihn nicht in Emulsion geben darf; er leistet in dieser Form gar nichts, weil die Heilkraft nicht in dem Mehle, sondern in den Häuten steckt. In Pulver ist er wirksam; man kann von demselben vier bis fünfmahl tags einen kleinen Theelöffel voll geben. Lässt aber der Apotheker die Häute auf dem Siebe, und gibt dem Kranken, um ein recht feines Pulver zu liefern, bloss das Mehl, so ist auch wenig Wirkung davon zu erwarten.

Ein wirksames Pulver ist nie ganz fein, denn die Häute des Samens sind hart, und übel zu pulvern.

Die zweite Form ist die Abkochung. Wenn man diese wirksam haben will, so muss eine ganze, oder eine halbe Unze gestossener Same mit sechzehn Unzen Wasser zur Hälfte eingekocht werden. Von diesem Tranke nimmt der Kranke stündlich einen Löffel. Wird der Same nicht stark ausgekocht, so ist der Trank mehr oder minder unwirksam. Der Absod hat auch die Unbequemlichkeit, dass er, wegen des darin enthaltenen Mehles, leicht sauer wird, man also nur für Einen Tag verordnen kann, besonders bei warmer Witterung. Um dieser Unbequemlichkeit, die besonders solchen Leuten fühlbar ist, die zwei, drei Wegstunden entfernt wohnen, auszuweichen, habe ich in den letzten fünf Jahren mich häufig einer Tinktur bedient. Die Gabe ist fünfmahl tags von 15 bis 30 Tropfen, mit einer halben oder ganzen Tasse Wasser oder Milch vermischt zu nehmen. Ist Durchlauf consensueller Art mit dem Leber- oder Milzleiden gepaart, so muss man aber die Gabe viel kleiner nehmen. In solchen Fällen, wo der consensuelle Durchlauf den Beweis einer hohen Steigerung des Urorganleidens gibt, führt man mit grossen Gaben nichts aus. Nur kleine, von 4, 3, 2 ja von einem Tropfen 4 bis 5 mahl tags, helfen.

Mischung von Terpenthinöl und Schwefeläther.

Diese Mischung nennt man heut zu Tage das Dürandsche Mittel. Paracelsus sagt, das Terpenthinöl sei zuerst von den Scheidekünstlern entdeckt. Es habe den Aerzten eigentlich obgelegen, die Heilkräfte dieses Oels auf den erkrankten Körper zu untersuchen. Da sich diese aber mehr damit beschäftigten, die Leute mit Schmeichelei zu bethören, als die Heilkunde zu vervollkommnen, so sei das Ding in Vergessenheit gerathen. Er behauptet, das Terpenthinöl mit den *Appropriatis* (das heisst, mit den Eigenmitteln auf die erkrankten Einzelorgane) verbunden, sei hülfreich in aller Verhärtung.

Freilich, wer nichts mehr vom Terpenthinöl weiss als

dass es den Bandwurm treibt und mit Aether verbunden Gallensteine auflöset, der weiss sehr wenig davon.

Zuerst von der Form, worin ich dieses Mittel gebe. Anfänglich habe ich einfach Schwefeläther mit Terpenthinöl gegeben. Da ich aber sah, dass, wenn man die Mischung in Wasser tröpfelte, sie sich trennte, und wenn man sie auf Zucker gab, sie theils wegen des Terpenthinöls manchen Menschen zuwider war, theils wegen der Flüchtigkeit des Aethers nur wenig davon in den Magen kommen könne, sondern das meiste durch Mund und Nase wieder verdunsten müsse; so bediente ich mich weiter des Hoffmannischen Liquors Statt des Aethers. Wenn man diese Mischung in eine Tasse tröpfelt und giesst Wasser darauf, so wird das Wasser wol ein wenig trübe, aber der Kranke bekommt doch das Ganze richtig in den Magen. Könnte man wirklich eine Mischung von *Ol. tereb.* und Aether unzersetzt in den Magen bringen, so würde sie doch im Magen selbst, durch die darin befindlichen Feuchtigkeiten entmischt werden; ja, würde sie nicht entmischt, so würde es noch wahrhaft unbegreiflich sein, wie die Mischung zu den Gallensteinen gelangen und sie chemisch auflösen sollte. Von der ganzen Sache kann man weiter nichts mit Sicherheit behaupten, als dass die üblen Zufälle, die wir vermuthlichen Gallensteinen zuschreiben, durch Aether und Terpenthinöl gehoben und nicht bloss beschwichtiget, sondern durch den lang fortgesetzten Gebrauch also gehoben werden, dass der Kranke auf immer, oder doch auf viele Jahre von allem Ungemache befreit ist. Dieses kann man nun eben so gut durch *Spirit. Sulph. aether.* und *ol. tereb.*, als mit Aether und Terpenthinöl bewirken; also scheint mir die Frage, ob sich Gallensteine eben so gut in der einen Mischung als in der andern auflösen, ganz überflüssig.

Ich habe das Verhältniss des *Spirit. Sulph. aeth.* und des *ol. tereb.* verschiedlich verändert, und mich zuletzt bei einer Mischung von sechzehn Theilen *Spirit. Sulph. aeth.* und einem Theile *ol. tereb.* am besten befunden.

Auf die Gabe des Mittels kommt alles an. Man muss leise anfangen, mit zehn, ja bei reizbaren Körpern mit fünf Tropfen in einer halben Tasse Wasser dreimahl tags. Nun

muss man langsam, oder geschwind die Gabe vermehren, je nachdem der Körper es verträgt.

Oft erscheint unmittelbar nach dem Einnehmen ein leichter Schmerz in der Leber, der eine oder ein paar Minuten anhält. Obgleich dieser Zufall nicht schadet, sondern vielmehr erwünscht ist, so muss man doch die Gabe des Mittels nicht eher verstärken, bis der Kranke mehre Tage diesen Schmerz nicht mehr bemerkt hat. Ferner muss man hauptsächlich auf den Urin achten; sobald dieser anfängt sich dunkler zu färben (wo denn auch zugleich der Kranke Unbehaglichkeiten im *Epigastrio* zu bekommen pflegt), muss man zur Stunde den Gebrauch der besprochenen Mischung einstellen, und eine Abkochung des Samens der Frauendistel so lange reichen, bis die Unbehaglichkeit im *Epigastrio* verschwunden und der Urin wieder klar und hellstrohgelb von Farbe ist. Nun darf man wieder mit den Tropfen anfangen, jedoch in minderer Gabe als man aufgehört, und darf auch nicht bald die Gabe vermehren.

Oft genug kann man mit zehn Tropfen dreimahl tags anfangen, und rasch bis zu sechzig für die Gabe steigen (letzte ist die höchste, welche ich bis jetzt gegeben), ohne dass man auf Schwierigkeiten stösst. Zuweilen treten die angegebenen Warnungszeichen nach vier, nach acht, nach vierzehn Tagen ein. Ich habe schon den Fall erlebt, dass ich dreimahl die Tropfen bei Seite setzen und eine Abkochung des Frauendistelsamens geben musste, ehe ich zum Zweck kommen konnte. Sobald man merkt, dass man bei einem Körper nur bis zu einer gewissen Höhe mit den Tropfen steigen kann, thut man am besten, bei dieser Gabe zu bleiben und das Aufsteigen ganz zu vergessen. Die geringste Gabe, die ich je hülfreich gebraucht, war zehn Tropfen dreimahl tags. Es war bei einer Frau aus der Klasse der Vornehmen. Ihr Ungemach bestand abwechselnd in chronischem Durchfalle, Husten mit blutigem Auswurfe, schmutzig-gelblicher Hautfarbe, Wassergeschwulst der Füsse bis zu den Knöcheln, und Abmagerung des Körpers. War der Gallenstein aber am toben, dann hatte sie im *Epigastrio* heftigen Schmerz bis zur Ohnmacht, ein krampfhaftes Zusammenziehen der Bauchmuskelfasern im *Hypogastrio* der

rechten Seite, welches sich gerade anfühlte, als ob dort Verhärtungen im Bauche wären, Erbrechen, Verminderung der Urinabsonderung, trüben, dunkelgefärbten Urin und gelbsüchtige Hautfarbe. Der Körper dieser Frau war so reizbar, dass eine angenehme, aber etwas lebhafte Unterhaltung mit Freunden ihr einen solchen Anfall zuzog. Die Zufälle kamen etlichemahl schon in der selben Nacht, wo sie am Nachmittage vorher höchst angenehm aufgeregt gewesen war. Der vorsichtigen Frau, die gut wusste, dass ihr Körper sehr reizbar sei, überliess ich es, selbst in beliebig kleinster Gabe die Tropfen anzufangen und vorsichtig damit zu steigen. Sie fing mit drei Tropfen an und stieg langsam bis zu zehn, mit so herrlichem Erfolge, dass alle jene bösen Zufälle in unglaublich kurzer Zeit verschwanden.

Es hat mich zuweilen gar seltsam bedünkt, dass die in Rede stehende Arzeneimischung in solchen Fällen, wo das Vorhandensein der Steine ganz unverkennbar war, gerade am schnellsten die davon herrührenden Zufälle hob. Wenn hier eine chemische Auflösung der Steine in der Gallenblase oder den Gallengängen Statt finden sollte, so könnten die von den Steinen abhangenden Leiden unmöglich sich sobald beschwichtigen. Der anhaltende Gebrauch ist bei allem Anscheine schneller Hülfe doch dringend nöthig. Ein halbes Jahr ist die kürzeste Frist. Man kann nicht hineinschauen; also muss man die Vorsichtigkeit der Unvorsichtigkeit vorziehen. Die Erfahrung hat mich aber gelehret, dass sich die Menschen selten zu solch anhaltendem, obgleich wenig lästigem Arzeneigebrauche bequemen, wenn sie nicht vorher wenigstens ein paar Mahl einen rechten Schmerzenssturm ausgestanden und um das Leben besorgt gewesen sind.

Jetzt wollen wir von den Verstopfungen und Verhärtungen der Leber und der Milz reden.

Dergleichen Verstopfungen sind zuweilen in dem vorderen Lappen der Leber zu erkennen, fast gar nicht an dem hinteren, und eben so wenig an der Milz, vorausgesetzt, dass letztere nicht bedeutend vergrössert sei. Zuweilen fühlt man bei der Verstopfung eines Theils des leidenden Organs eine mehr oder minder deutlich erkennbare Spannung in dem

Hypochondrio, wo das ergriffene Organ liegt. Nur ein einziges Mahl habe ich den ganzen vorderen Leberlappen (so weit ich ihn nämlich bereichen konnte) im eigentlichen Sinne knochenhart gefunden. *) Bei schmerzhaften Leberleiden, welche gar nicht alt waren, und von denen man, in Erwägung aller Umstände nicht vermuthen konnte, dass sie sehr eingewurzelt wären, habe ich schon eine solch harte Spannung der rechten Seite des Bauches bemerkt, dass ein einbildischer Arzt selbige gemächlich für Verhärtung, Gott weiss, welcher Baucheingeweide hätte ansehen können. Es sind dieses aber, wie ich schon oben bemerkt, aller Wahrscheinlichkeit nach nichts, als consensuelle Leiden der Bauchmuskelfasern, welche sich an der Seite, wo das erkrankte Organ liegt, krampfhaft zusammenziehen. Eben so gut als Uraffectionen der Bauchmuskeln heftige und schmerzhafte consensuelle Affektionen der Baucheingeweide bewirken, eben so wird auch die krankhafte Affektion eines Baucheingeweides die Bauchmuskeln consensuell aufregen können.

In den Fällen, wo ich theilichte Verhärtungen der Leber bestimmt fühlen konnte, erschienen sie meinen fühlenden Fingern gewöhnlich in der Grösse eines Hühnereies oder einer Obertasse ohne bestimmt umschriebene Grenzen, werden aber wol in der Wirklichkeit grösser gewesen sein als sie sich meinen Fingern darstellten. —

Der Zustand, worin sich solche Verstopfungen oder Verhärtungen der Leber oder Milz befinden können, ist zweifach, der der Ruhe, und ein anderer des Aufgeregtseins. Eben so, wie es Menschen gibt, die Gallensteine bei sich haben, ohne dass ihre Gesundheit dadurch getrübt wäre, so gibt es auch

---

*) Vom Jahr 1837.

In diesem Jahre wurde ich als zweiter Arzt zu einer wasser- und gelbsüchtigen Frau gerufen, deren vorderer Leberlappen, so weit ich ihn fühlen konnte, aufgetrieben war; das Seltene bei diesem nicht seltenen Falle ist Folgendes: Der scharfe Rand des Leberlappens war hier so weit nach aussen aufgestülpt, dass ich mit meinen Fingern unter denselben kommen konnte, aber freilich, nicht weit. So viel ich mich erinnere, habe ich diese Aufstülpung des Randes bei aufgetriebenen Lebern früher noch nie beobachtet.

Menschen, die eine theilichte Verstopfung der besprochenen Baucheingeweide haben, ohne dass bedeutende Beschwerden davon entständen; andere haben mancherlei consensuelle Leiden, welche mancherlei Namen bekommen, ohne dass das Urübel erkannt wird. So sah ich davon entstehen, chronischen Kopfschmerz, Wahnsinn, Amblyopie, Entzündung der Augen, Doppelsichtigkeit, chronischen Husten mit oder ohne Auswurf, chronischen Durchfall, Verstopfung, Blutbrechen (dieses jedoch meist von Affektion der Milz), Wassersucht, fast unaufhaltsames Nasenbluten, und anderes kleines Ungemach, als Fehler der Verdauung, Aufstossen, Wiederkäuen, unregelmässigen Herzschlag u. s. w. Wenn sich aber solche Verstopfungen im aufgeregten Zustande befinden, so äussern sie sich durch mehr oder minder heisse Fieber, Seitenstechen, Husten mit blutigem Auswurfe, heftige Schmerzen im *Epigastrio* und im Rücken, heftige Koliken, unaufhaltsames Erbrechen, grosse Beängstigung, Unmöglichkeit im Bette auszudauern, und (wenn das Uebel in der Leber sitzt) zuweilen, aber nicht immer, durch gelbsüchtige Zufälle.

Wenn ich einen zweifachen Zustand annehme, worin sich solche Verstopfungen befinden können, so ist wol unläugbar, dass unser Verstand die beiden äussersten Enden beider Zustände, des der vollkommnen Ruhe und des der vollkommnen Aufgeregtheit, deutlich unterscheiden kann; aber an den entgegengesetzten Enden, wo sich diese beiden Zustände nähern und sich berühren, hat die Natur durchaus keine scharfe Grenzen gezogen.

Alle möglichen Ursachen anzuführen, wodurch eine Verstopfung aus dem ruhenden in den gereizten Zustand versetzt werden kann, würde in diesem Werke höchst unschicklich sein; ich beschränke mich also auf Folgendes:

In manchen Fällen ist durchaus keine Veranlassung des Wechsels beider Zustände zu entdecken; dass aber eine Erschütterung und heftige körperliche Anstrengung eben so wol bei den Verstopfungen jenen Wechsel der Zustände veranlassen könne als beim Gallen- oder Nierensteine, das ist wahr. Hierbei habe ich Folgendes zu bemerken. Beim Steine kann bekanntlich eine geringe Erschütterung oder Anstrengung, zu-

weilen eine eigene Biegung oder Wendung des Körpers die Schmerzen und üblen Zufälle hervorrufen; diese Zufälle erscheinen alsobald und steigern sich schnell bis zu einer gewissen Höhe. Bei Verstopfungen der Leber oder Milz muss die Erschütterung weit grösser oder anhaltender sein, um üble Folgen hervorzubringen. Unter den Erschütterungen und Anstrengungen stehet das Traben auf einem ungemächlichen Pferde, das Fahren in einem unbefederten Wagen auf holperigen Wegen und das Erbrechen oben an. Der Zustand des Erregtseins, welcher durch solche Erschütterung in einer krankhaften Leber oder Milz hervorgebracht wird, erscheint nicht, wie beim Aufregen der Steine, unmittelbar, oder kurz nach der Erschütterung, sondern so lange hernach, dass der unaufmerksame Beobachter, oder der Arzt, der solchen Fall zum ersten Mahle erlebt, nimmer die üblen Zufälle der zwei oder drei Tage vorher untergangenen Erschütterung oder Anstrengung zuschreiben wird.

Nun ist meine Meinung eben nicht, als ob die üblen Folgen der Erschütterung erst wirklich so spät einträten. Die Aufregung, die durch die Erschütterung in den Verstopfungen verursacht wird, stellt sich ohne Zweifel unmittelbar nach der Erschütterung ein; sie steigert sich nur so langsam, dass zwei Tage gemächlich hingehen können, ehe benachbarte Organe, oder der Gesammtorganismus davon betheilt werden, und ehe sie dem Gefühle des Kranken als Schmerz und Krankheit erscheint.

Allen Freunden und Schutzrednern der Brechmittel will ich hiemit ans Herz legen, dass, wenn sie den zweiten oder dritten Tag nach gegebenem Brechmittel bedeutende Verschlimmerung der Bauchleiden bemerken, oder wenn neue Leiden erscheinen, von denen anfänglich keine Spur vorhanden war, sie alsdann, ehe sie sich zur Heilung anschicken, oder ehe sie vielleicht die Wiederholung des Brechmittels, als des einzigen und höchsten Heilmittels, verordnen, wohl erwägen, ob die üblen Zufälle von der Krankheit, oder von dem anfänglich gegebenen Brechmittel herrühren.

Ich erinnere mich deutlich zweier Fälle wo, gleich nach einem von selbst entstandenen Erbrechen, in dem vorderen

Leberlappen eine harte Geschwulst ohne deutlich zu fühlende Grenzen entstand, welche, anfänglich wenig schmerzhaft, innerhalb zweier Tage sehr schmerzhaft wurde und die benachbarten Theile consensuell ergriff. Der erste Fall ereignete sich bei einer Frau, ungefähr vier Wochen vor ihrem Tode, welche schon lange an der Bauchschwindsucht krank war; der zweite trug sich bei einer angeblich gesunden ältlichen Frau zu. Als ich zu ihr gerufen wurde, mochte es der dritte oder der vierte Tag nach Erscheinung der Geschwulst sein. Diese Geschwulst war unmittelbar nach einem Erbrechen, dessen Grund nicht anzugeben, entstanden und in Zeit von etlichen Tagen immer schmerzhafter geworden. Sie war, in ihrem harten Kerne, von der Grösse einer gewöhnlichen Obertasse, aber nicht sichtbar hervorragend; die Grenzen waren nicht zu bestimmen, weil sie mit den weichen Theilen verflossen. Die Mitleiden waren: mässiges Fieber, Bauchschmerzen, vorzüglich in der Herzgrube und an der rechten Seite, weniger, trüber, dunkel gefärbter Urin und schmutzige Gesichtsfarbe. Auf den Gebrauch einer Abkochung des Frauendistelsamens und eines erweichenden Umschlages verschwand die Geschwulst innerhalb fünf Tage (das heisst, sie war meinen Fingern nicht mehr fühlbar) und das Befinden trat wieder in das alte Gleis.

Was nun die Heilung der heilbaren Verstopfungen durch Aether und Terpenthinöl betrifft, so gilt davon eben das, was ich von der Auflösung der Gallensteine gesagt habe. Beobachtet man dabei alle dort angeführte Vorsichtigkeiten, so kann man manchem Menschen helfen, dem auf andere Weise nicht würde zu helfen sein.

Wenn es zuweilen schwierig, ja unmöglich ist, Gallensteine von Verstopfung der Leber zu unterscheiden, so ist es ein wahrer Trost für den praktischen Arzt, dass, weil auf beide Uebel ein und das nämliche Mittel passt, er, trotz der Unsicherheit, ja der Unmöglichkeit einer sichern Erkenntniss, dennoch den Kranken von seinen Leiden befreien kann.

Welches ist nun die reine Summe meiner Erfahrung über die besprochene Mischung? Wollte man sagen, die Mischung sei heilend in Verstopfungen der Leber und Milz, oder wie *Paracelsus* sagt, in Verhärtungen, und sie löse Steine auf; so

würde dieses Abstrakt nichts weniger als reine Erfahrung enthalten. Abgesehen davon, dass Steine von andern chronischen Bauchleiden schwer zu unterscheiden sind, leistet jene Mischung in solchen Krankheiten der Leber und Milz Hülfe, sichere und schnelle Hülfe, wo wir weder mit unsern Fingern Verhärtungen fühlen, noch Verstopfungen mit gutem Grunde nachweisen können; hingegen versagt sie wieder in chronischen Leiden jener Organe ganz ihre Hülfe, wo andre Mittel bald und sicher heilen. Alles also wol erwogen, wird die reine Summe meiner Erfahrung also lauten: Es gibt in Leber und Milz einen krankhaften Zustand, der durch die besprochene Mischung besser und sicherer als durch andere Mittel, ja der nur einzig durch diese Mischung zu heben ist.

Ueber die Wirkung derselben in Verstopfung des Pankreas und in Verhärtungen des Gekröses habe ich zu wenig Erfahrung, als dass ich mir erlauben dürfte, darüber zu sprechen.

Besondere Mittel auf die Leber.

Quassia und Quassiawasser.

Dass das Quassiaholz auf die erkrankte Leber wohlthätig einwirke, wusste ich längst. Meine Erfahrungen darüber waren aber sehr beschränkt und sehr roh, weil ich bis zum Jahre 1825 noch keine Gelegenheit gehabt hatte, eine beträchtliche Zahl solcher Leberkrankheiten zu behandeln, welche vorzugsweise unter der Heilgewalt dieses Mittels standen.

Im J. 1825 zwang mich aber die Noth, die wundervolle Wirkung der Quassia kennen zu lernen. Es zeigten sich nämlich im Frühjahre gar seltsame Fieber, die das Ausgezeichnete hatten, dass sie täglich solche Remissionen machten, welche nahe an Intermissionen grenzten. Bei einigen, jedoch bei wenigen, fingen die Anfälle jedesmahl mit leisem bald vorübergehendem Frösteln an. Eine einzige Kranke erinnere ich mich gesehen zu haben, die zweimahl tags einen solchen mit leisem Frösteln beginnenden Anfall bekam. Dieser doppelte Anfall griff sie aber so an, dass, ob sie gleich eine der stärksten Frauen ist, die ich kenne, sie den vierten Tag schon ohnmächtig wurde, da sie aus dem Bette aufstehen musste. Ein grosser

Theil der Kranken klagte über mässigen Schmerz in der Leber, andre hingegen wussten nichts von diesem Zufalle. Es stellte sich bei den meisten Durchfall ein, der den Zustand nicht verbesserte, sondern verschlimmerte. Die Kopfschmerzen waren mässig, der Durst wandelbar, der Puls so verschieden bei verschiedenen Menschen, als ich ihn noch nie bei herrschenden Fiebern bemerkte. Bei einigen, welche stark ergriffen waren, wich er wenig von der gesundheitsgemässen Geschwindigkeit ab; bei andren, welche weit weniger krank waren, war er fieberhaft beschleuniget. Anfall und Nachlass liess sich bei diesem Fieber nicht sowol aus dem Pulse, als vielmehr aus dem ganzen Befinden des Kranken beurtheilen. Der Urin war ebenfalls bei verschiedenen sehr verschieden, bei einigen trübe, bei andern strohgelb, bei andern goldgelb. Ueber üblen Geschmack, Aufstossen u. s. w., klagten äusserst wenige, und in diesen seltnen Fällen war der Zufall sehr bald zu heben, ohne dass dadurch die Krankheit auch nur um ein Haar wäre verbessert worden. Die Zunge war nicht belegt, hatte nur, wie bei den leichtesten Fiebern, in ihrer Mitte einen kleinen weisslichen Anflug.

Ich sah diese Krankheit als ein Urleiden der Leber an, und überzeugte mich bald, dass das Fieber ein rein consensuelles sei. Wozu half mir aber diese Erkenntniss? Zu gar nichts, denn ich kannte kein Mittel gegen dieses Leberleiden. Da, wo Schmerz in der rechten Seite war, konnte ich diesen wol mit dem Samen der Frauendistel heben, aber auch weiter nichts damit ausführen. Alle meine Erfahrungen, die ich je über Leberkrankheiten gemacht, zeigten sich ganz nutzlos; ich war wirklich in dieser Krankheit so unweise als ein junges Kind. Das übelste war, dass, wenn man sie nicht aufhalten konnte, später Irrereden, Schlafsucht, heftiger Bauchschmerz, Sehnenspringen, trockne Zunge und andre verdächtige Zufälle hinzutraten. Das einzige Mittel, womit diese Krankheit, zwar nicht im eigentlichen Sinne geheilt, aber doch so aufgehalten werden konnte, dass sie dem Arzte nicht unter der Hand schlimmer wurde, war das Chinin zu zwei Gran alle zwei Stunden. Wenn ich mich bei dieser Krankheit blindlings an der Form hielt, und sie als verlarvtes, bösartiges Wechselfieber behandelte, so

hatte ich zum wenigsten die Genugthuung, zu sehen, dass die Remission nach und nach in Intermission überging und die Anfälle endlich ganz ausblieben. Ich sage endlich, denn das Ausbleiben verzog sich nicht selten bis zu Ende der dritten Woche. Man muss sich aber alsdann den Kranken nicht kräftig und wohl denken; nein, er war vielmehr noch matt und bedurfte einer ziemlichen Zeit, um wieder zu Kräften zu kommen. Hatte ich es aber mit Armen und Unvermögenden zu thun, deren es doch in der ganzen Welt weit mehre gibt als der Reichen, so befand ich mich gar in der Klemme. Das Chinapulver belastete Magen und Darmkanal und erregte Durchfall, der Absod half zu gar nichts, das Fieber währte ewig. —

In dieser Zeit, die mir wahrlich sehr verdriesslich und langweilig war, wurde ich zu einem Fräulein gerufen, die ganz mässig an diesem Fieber erkrankt war; das heisst, die Anfälle, die ohne Schauder eintraten und ohne Schweiss endigten, kamen ziemlich regelmässig, und die Remissionen waren unverkennbar und ziemlich lang, Durchlauf war nicht da und erschien auch nicht im Verlaufe der Krankheit. Da ich dieses Fräulein früher gekannt und mehrmals als Arzt behandelt hatte, so war mir bewusst, dass sie in ihrer ersten Jugend aus einer Erziehungsanstalt einen Fehler der convexen Seite der Leber (Folge eines heftigen und lang anhaltenden Stickhustens) mitgebracht, gegen welchen Fehler schon mehre Aerzte ihre Kunst versucht. Da sie reich war, brauchte ich den Preis des Chinins nicht zu scheuen, und wenn ich dieses gleich nicht als wirkliches Heilmittel anerkennen konnte, so versteht es sich doch von selbst, dass ich es verordnete, weil ich nichts Besseres wusste. Ich konnte es aber leider in vierzehn Tagen nicht weiter mit dem Chinin bringen, obschon ich die Gabe verdoppelte, als dass ich das Fieber damit zur längern, deutlichern, näher an Intermission grenzenden Remission zwang, als es vor dem Gebrauche des Chinins gehabt. Das war freilich wenig für so viele Mühe und so viele Kosten. Nun fiel es mir ein, dass ich es mit diesem Fieber einmahl machen wollte, wie ich es mehrmahls mit Wechselfiebern gemacht. Wenn nämlich zuweilen Wechselfieberkranke zu mir kamen,

die die China nicht vor dem Paroxismus, sondern durch die ganze freie Zeit genommen, China, und abermahls China gegessen ohne Ende und Ziel; so hiess ich sie, ganz mit Arzeneien aufhören. Nicht immer, aber doch eben nicht selten verschwand das Fieber bloss durch das Entziehen des schon zur Gewohnheit gewordenen Chinareizes. Verschwand es nicht, so war der Körper doch durch mehrtägige Enthaltung von aller Arzenei des Chinareizes entwöhnt, und ich konnte dann das Fieber durch eine kurz vor dem Anfalle gereichte zweckmässige Gabe der Rinde gemächlich heben. Nun rechnete ich zwar bei unserm Fräulein nicht auf das Ausbleiben des Anfalls, sondern mehr auf das Entwöhnen von der Chinaeinwirkung; aber alles ging doch ganz anders als ich gedacht.

Es würde nämlich in diesem Falle etwas anstössig gewesen sein, wenn ich das bettlägerige Mädchen ganz ohne Arzenei gelassen hätte; so gab ich ihr denn eine halbe Drachme Quassiaextrakt in acht Unzen Wasser aufgelös't, und liess davon stündlich einen Löffel voll nehmen. Ich that das nicht, weil ich eben ausgezeichnete Wirkung von der Quassia erwartete (denn ich hatte diese schon neun Jahre früher auf die Probe gestellt und gefunden, dass sie damahls bei den herrschenden Fiebern, bei denen die Gallengänge krankhaft ergriffen waren, wenig leistete) ich gab sie jetzt bloss, weil ich des Anstandes wegen etwas geben musste, und weil einige geringe für die Quassia sprechende Erfahrungen aus meiner früheren Praxis, welche ich damahls aus Mangel an Gelegenheit nicht weiter verfolgen konnte, und sie deshalb, wie die Juristen sagen, *ad acta* gelegt, bei mir den Gedanken aufregten: wir kenneten das Leberorgan zu wenig, um anzunehmen, dass ein Mittel, welches auf die erkrankten Gallengänge keine merkbar wohlthätige Wirkung äussere, auch deshalb auf das innere Leberorgan oder auf dessen convexe Seite keine heilende Einwirkung äusseren könne.

Was war nun die Wirkung der Quassia? — Als die halbe Drachme Extrakt verbraucht war, war das Fieber verschwunden. Der noch etwas gereizte Puls und die Schwäche vergingen bei dem fortgesetzten Gebrauche des nämlichen Mittels nicht einbildisch, sondern augenscheinlich. Dieser Fall, ob er

gleich nicht vollkommen beweisend war, machte mir doch grosse Hoffnung, in der Quassia ein Heilmittel unserer Fieber gefunden zu haben. Ich gab sie jetzt andern Kranken, wie sie sich gerade in den verschiedenen Zeiträumen der Krankheit vorfanden, und siehe! ich überzeugte mich bald, dass ich das wahre Heilmittel gefunden.

Da nun aber, wie ich vorhin bemerkt, der grösste Theil der Kranken am Durchfall litt, welcher das Urleiden eher verschlimmerte als verbesserte, und da ich bemerkte, dass die Quassia diesen hervorrief, wo er noch nicht war, und schlimmer machte, wo er schon vorhanden: so brachte mich nicht bloss die Vermuthung, sondern anderweitige Erfahrungen, dass der auf den Geschmack stark einwirkende Grundstoff mancher Mittel nicht das eigentlich Heilende, sondern dass dieses Heilende zuweilen in einem anderen, wenig sinnlich vorwaltenden, den Geschmack fast gar nicht angreifenden Grundstoffe zu suchen sei, auf den Gedanken, von dem Quassiaholze ein geistiges Wasser bereiten zu lassen. Dieses Wasser war nun der Talisman, mit welchem ich unsre verzweifelten Fieber bändigen konnte; und da dieselben hier und in der Umgegend ein ganzes Jahr geherrscht, so habe ich Gelegenheit genug gehabt, mich von der grossen Wirksamkeit dieses einfachen Mittels zu überzeugen.*)

Wenn ich aber die heilsame Wirkung des Quassiawassers bloss bei dem besagten epidemischen Fieber erfahren hätte, so würde ich ein wahrhaft thörichtes Geschäft durch das Mittheilen meiner Erfahrungen verrichten; denn, da ich bei dreissig Jahren die Kunst geübt, ehe ich dieses Fieber zu behandeln bekommen, so könnten andre Amtsgenossen dreissig, vierzig, fünfzig Jahre ihre Kunst üben, ohne dass ihnen dieses Fieber aufstiesse, und der, dem es aufstiesse, würde von sonderlichem Glücke zu sagen haben, wenn ihm diese, dann längst vergessene Schreiberei in die Hände fiele. Die Mühe, die ich mir durch diese Mittheilung gebe, beruhet auf einem viel verstän-

*) Zu einer Unze täglich in getheilten Gaben gereicht bewirkte es gleich sichtbare Besserung. Die Anfälle wurden allmählich milder und kürzer, die Heilung erfolgte in 8 bis 10 Tagen.

digeren Grunde. Zuerst bemerke ich, dass meine Vermuthung, als ob der Sitz des Urleidens, von welchem unsre Fieber consensuell abgehangen, in dem convexen Theile der Leber gewesen, auch weiter nichts, als blosse ärztliche Vermuthung sei, welche man von dem reinen Abstrakte meiner Erfahrung wohl unterscheiden muss.

Das reine Abstrakt lautet also: es gibt in der Natur einen krankhaften Zustand der Leber, welcher durch den destillirbaren Stoff der Quassia besser und sicherer, ja meiner Meinung nach, einzig durch diesen Stoff zum Normalstande zurückgeführt wird. Dieser krankhafte, von andern krankhaften Zuständen des Leberorgans ganz verschiedene Zustand erscheint, wie mich jetzt schon eine zehnjährige Erfahrung gelehrt, nicht gar selten als chronisches Leberleiden und verursacht leicht Bauchwassersucht. Das ist dann die Bauchwassersucht, bei welcher urintreibende Mittel entweder gar nichts leisten, oder wenn sie etwas leisten, die gute Wirkung derselben nicht lange Stand hält; das ist dann eine von den Wassersuchten, bei welchen nach Anwendung drastischer Purgirmittel leicht chronischer Durchfall zurückbleibt, oder wo auch ohne gegebene Purgirmittel, chronischer Durchfall früher oder später von selbst eintritt. Diese Wassersucht ist keine Affektion des Gesammtorganismus, sondern eine consensuelle der Nieren; darum ist in manchen Fällen solcher Wassersucht die Urinabsonderung bloss vermindert, ohne dass der Urin in Farbe und Qualität verändert wäre; darum machen in solcher Wassersucht *Diuretica* den Urin, wenn er trübe und dunkel von Farbe ist, zuweilen klar und natürlich gefärbt, und vermehren die Aussonderung desselben bedeutend, ohne dass der Arzt daraus auf eine baldige Genesung des Kranken schliessen darf, denn nach ein paar Tagen geht zuweilen alles wieder den Krebsgang. Man kann wol ein consensuelles Leiden durch Einwirken auf das consensuell ergriffene Organ aufheben oder mindern, aber dieses Aufheben oder Mindern währt nur eine gewisse Zeit, oft eine gar kurze Zeit, und in den meisten Fällen glückt es gar nicht. Darum ist ein Mittel, welches durch heilendes Einwirken auf das urerkrankte Organ die consensuelle Nierenaffektion hebt, sehr schätzbar.

Man muss dieses Wasser aber nicht in grosser Menge reichen. Viermahl tags ein halber Löffel voll, mit Brunnenwasser verdünnt, ist hinreichend. Gibt man es in grösserer Menge, so sieht man die wohlthätige Wirkung desselben auf die Nieren bei weitem weniger, als wenn man es in der angegebenen mässigen, oder in noch geringerer Dosi reicht.

Doch nicht bloss Wassersucht, sondern auch andre chronische Leberleiden, welche unter mancherlei Formen auftreten, können durch dieses Mittel geheilt werden.

In einem Zeitraume von 10 Jahren ist mir die Ueberzeugung geworden, dass der eigne krankhafte Zustand der Leber, in welchem das Quassiawasser sicheres Heilmittel ist, sich durch keine bestimmte Zeichen offenbaret; ferner ist mir die Ueberzeugung geworden, dass andre akute Bauchkrankheiten in diese chronische Leberkrankheiten übergehen.

Da das Quassiawasser ein wichtiges, ja schwerlich durch andre Arzeneien ersetzbares Mittel ist, so will ich die Bereitung desselben, ob sie gleich ganz einfach, genau angeben.

Man nehme zwei und dreissig Unzen gutes, nicht von Verfälschern vorher ausgezogenes Quassiaholz und acht Unzen Quassiarinde, zerschneide und zerstosse alles wie gewöhnlich, schütte es in eine Destillirblase, giesse eine hinreichende Menge Wasser nebst zehn Unzen Alkohol darauf, lasse es 48 Stunden weichen, und ziehe davon 80 Unzen Flüssigkeit ab.

Dieses Wasser hat keinen bitteren, aber einen eignen, Geschmack und Geruch, so dass jeder, der es Einmahl gerochen und gekostet, es von allen andern Destillatis noch lange Zeit nachher unterscheiden wird.

Nun muss ich zum Schlusse noch einer seltsamen chemischen Eigenschaft des Quassiawassers Erwähnung thun, nämlich der, dass es die rothe Farbe der Cochenille tilgt. Um sich davon zu überzeugen, bereite man eine gute Cochenilletinktur, aber (wie sich von selbst versteht) ohne Alaun. Ist die Tinktur gut bereitet, so färbt eine halbe Drachme derselben, vier Unzen Quassiawasser so roth, dass es das Ansehn eines rothen Rheinweins hat. Wenn man diese Mischung 24 Stunden bei dem gewöhnlichen Wärmestande der Luft stehen lässt, so ist nach den vier und zwanzig Stunden die rothe

Farbe also verschwunden, dass nur eine schmutzige, kaum etwas ins Röthliche schielende Missfarbe überbleibt. Hat die Mischung noch vier und zwanzig Stunden länger gestanden, so ist alles Roth verschwunden, und die Mischung sieht aus wie ein dünner Aufguss von Thee. Dass hier kein Niederschlag Statt findet, sondern ein mir unerklärbares Verschwinden des färbenden Grundstoffes, davon habe ich mich überzeugt. Seihet man das Quassiawasser durch ein Tuch, so verliert es diese die Cochenille entfärbende Eigenschaft zum Theil. Da nun bekanntlich destillirte Wässer, welche ätherisches Oel enthalten, durch das Durchseihen an Oelgehalt verlieren, so könnte man auf den Gedanken kommen, ob vielleicht ein ätherisches Oel der Quassia den die Cochenille entfärbenden Stoff enthalte. Quassiawasser, welches nicht ganz kürzlich destillirt, aber übrigens sorgfältig aufbewahrt ist, entfärbt die Cochenille nicht so schnell als das ganz frische. Uebrigens kenne ich noch drei Arzeneien, welche die Cochenille entfärben, das ist: die Jodtinktur, das Kirschlorbeer- und das Bittermandelwasser. Der letzten zwei Wässer wegen kam ich auf den Gedanken, ob die Blausäure das Entfärben bewirke; da ich aber gesehen, dass ein Zusatz von der nach dem Preussischen Apothekerbuche bereiteten Blausäure keine Veränderung in der rothen Farbe der Cochenille hervorbrachte, so habe ich begriffen, dass meine Vermuthung ungegründet sei. Sollten den Scheidekünstlern die angeführten Thatsachen noch unbekannt sein, so wäre es wol der Mühe werth, dass sie selbige genauer untersuchten. Ich erinnere mich nicht, über diesen Gegenstand etwas gelesen zu haben, auch andere, bei denen ich mich erkundigt, wissen mir nichts darüber zu sagen.

Zusatz vom Jahr 1836.

Ich habe in diesem Jahre noch einmahl aus Neugierde die Entfärbung der Cochenille durch Quassiawasser versucht. Das Wasser war hinsichtlich des Geruches und Geschmacks untadelhaft, auch hatte es die gewohnte Wirkung, allein die Entfärbung der Cochenille erfolgte durch dasselbe höchst unvollkommen, obgleich der Apotheker versicherte, es sei erst vor

Kurzem bereitet. Wovon dieser Unterschied abhängt, kann ich nicht angeben. Früher nahm, wie gesagt, Herr *B.*, der jetzt nicht mehr Apotheker, sondern Rentner ist, mit dem Holze einen Theil Rinde; ob vielleicht in der Rinde der entfärbende Stoff stecken mag? ob vielleicht die jetzigen Apotheker das Holz ohne Rinde gebrauchen? — Da ich von dem, was sie bereiten gute Heilwirkung sehe, so ist mir an der Sache nichts gelegen. Ich führe den beobachteten Unterschied bloss an, damit neugierige Leser, die einmahl vergebens die Entfärbung der Cochenille versuchen möchten, mich nicht für einen unglücklichen Erblindeten halten. — Ist auch falsches Quassiaholz im Handel? — Ich muss es fast glauben, denn einst sagte mir eine Frau, eine Portion Quassiawasser, welches sie eben aus der Apotheke erhalten, habe einen, von dem früher gebrauchten Wasser ganz verschiedenen, sehr garstigen Geschmack. Da ich es kostete, fand ich, dass die Frau Recht hatte, es war wirklich ein Wasser von sehr unlustigem Geschmack und Geruch, das mit dem Quassiawasser eben so wenig Aehnlichkeit hatte als mit andern apothekarischen Wässern. Da also keine Verwechselung mit einem anderen Wasser Statt hatte, so vermuthe ich, dass es von einem falschen Quassiaholze müsse abgezogen sein.

Schellkraut. Chelidonium.

Zuerst muss ich zu meiner Schande bekennen, dass ich dieses, schon in früher Zeit als *Hepaticum* berühmte Mittel, bis zum Jahre 1827 als ein solches verachtet habe, welches ich vermeintlich längst durch ein weit vorzüglicheres ersetzt hätte. Der Grund, warum ich es geringschätzte, war, weil ich es in meiner Jugend mehrmahls in der Gelbsucht hatte anwenden sehen, ohne gewahr zu werden, dass die Gelbsucht davon vergangen wäre. Ferner waren Gelbsuchten in dem ersten Drittel meines ärztlichen Lebens sehr selten, die vorkommenden Fälle so unbedeutend, dass etwas versüsstes Quecksilber, oder der mässige Reiz eines Laxirmittels hinreichte, sie zu heben. Weiterhin hatte mehr der Zufall als die Belehrung anderer mich auf die Wirkung der Krähenaugen aufmerksam

gemacht; und da ich später bei gastrischer Constitution viel von gelbsüchtigem Volke, selbst aus entfernteren Gegenden, angelaufen wurde, so hatte ich oft genug Gelegenheit, durch den fruchtlosen Gebrauch der Mittel anderer Aerzte, in deren Verordnungen versüsstes Quecksilber, *Extractum Chelidonii* und *Aloë* feststehende Artikel waren, mein Vorurtheil zu verstärken. Im Jahre 1827 endlich wurde ich für meinen Unglauben an die Erfahrung alter Meister mit vieler Mühe, vielen Sorgen und vieler Kopfbrecherei bestraft.

Im Spätsommer des besagten Jahres fing nämlich ein sehr seltsames Fieber an, sich zu zeigen, welches ich nach einer reiflichen Untersuchung, bei der ich leider länger als mir lieb war die Rolle des Zauderers und vorsichtigen Probers spielen musste, für ein Urleiden des inneren Leberorgans erkannte. Da nun in den medizinischen Büchern mehr von Affektionen der convexen und der concaven Seite der Leber, als von der Affektion der inneren Leber die Rede ist, so könnten die Leser es seltsam finden, dass ich diesen dritten krankhaften Zustand beachte, es könnte ihnen bedünken, solches subtiles Scheiden krankhafter Zustände stehe mir, dem vermeintlich reinen Erfahrungsarzte sehr übel an.

Es ist wahr, wenn ich gezwungen wäre, die Zeichen anzugeben, durch welche diese Leberaffektion von andern Leberaffektionen in allen Fällen zu unterscheiden sei, so würde ich mich wirklich in Verlegenheit befinden. Die Natur hat zwischen den verschiedenen Krankheitszuständen eines Organs keine scharfe Grenzen gezogen. Die innere Leberaffektion lässt sich an ihrer äussersten Grenze, in ihrer vollkommensten Form ganz gut durch Sinne und Verstand von andern krankhaften Zuständen der Leber unterscheiden; nur da, wo sie durch unberechenbare Schattungen, sich andern krankhaften Zuständen nähert, werden die Zeichen immer dunkler und verschwinden endlich ganz. Die vollkommne Form der innern Leberaffektion äussert sich durch weisse, ganz ungefärbte Excremente wie bei Gelbsüchtigen, und durch gänzliche Abwesenheit aller gelbsüchtigen Zufälle. Die Haut ist und bleibt weiss, hat nicht einmahl ein schmutziges Ansehen, und der Urin ist bloss strohgelb wie bei Gesunden. Diese innere Leberaffektion ist in

solch vollkommner Form ziemlich selten; man findet ihrer von etlichen Schriftstellern Erwähnung gethan. Ich selbst habe sie fünfmahl in meinem Leben beobachtet. Hätte aber auch kein einziger Schriftsteller ihrer erwähnt, hätte ich sie selbst nur ein einziges Mahl gesehen, so würde dieses einzige Mahl das wirkliche Vorhandensein eines solchen krankhaften Zustandes eben so ausser Zweifel setzen, als ob ich sie hundert und mehre Mahle gesehen; und in Erwägung der unbestreitbaren Wahrheit, dass die Natur unberechenbare Abstufungen eines und des nämlichen krankhaften Zustandes macht, würde man auch unberechenbare Abstufungen jenes Zustandes annehmen müssen.

Ein Arzt braucht gerade keine grosse Erfahrung zu haben, um zu wissen, dass die Krankheit der Leber, die sich in ihrer vollkommensten Form als Gelbsucht äussert, unendliche Abstufungen hat, wo sie im gemeinen Leben und nach ärztlichem Sprachgebrauche nicht mehr Gelbsucht heisst. Der geringste Grad aber dieses krankhaften Zustandes äussert sich noch im Urine durch blasse Goldfarbe, und auf der Haut, besonders auf der des Gesichts, durch ein mehr oder weniger schmutziges Ansehen. Da nun bei den vorhin besprochenen Fällen die weissen Excremente unwidersprechlich beweisen, dass das Ergiessen der Galle in den Darmkanal nicht mehr Statt findet; so beweiset die gänzliche Abwesenheit der leisesten Spur gelbsüchtiger Zufälle eben so unwidersprechlich, dass hier nicht bloss eine Behinderung der Ergiessung abgesonderter Galle in das *Duodenum* vorhanden, sondern dass jenes uns unbekannte Organ, wodurch die Galle aus dem Blute bereitet wird, selbst erkrankt sei; dass gar keine Galle vorhanden, mithin auch keine eingesogen, in die Haut abgesetzt und durch den Urin ausgeleert werden könne. Wenn ich also von einer Affektion der innern Leber rede, so werden die Leser wol so gütig sein, dieses nur als einen bildlichen Ausdruck anzusehn, denn ich bescheide mich gern, dass ich eben so wenig als irgend einer meiner Amtsgenossen weiss, an welchem Orte der Leber das eigentliche Galle machende Organ sich befindet.

Nun zu unsern Fiebern. Sie begannen mit untermischtem Schauder und Wärme, und dieser Zustand hielt ungewöhn-

lich lange, zuweilen zwei bis drei Tage an. Der Kopfschmerz war mässig und verschwand in den ersten Tagen von selbst; an seine Stelle trat bei allen ein Gefühl von Schwindel oder Taumel ein, welches die Menschen mit dem Ausdruck Tollheit oder Leichtigkeit des Kopfes bezeichneten. Dieses Gefühl geht aber bekanntlich den gewöhnlichen Gallenfiebern und den Gehirnfiebern auch nicht selten vorher. Nur zweier Kranken erinnere ich mich, die heftigen, unerträglichen Kopfschmerz, gerade wie bei Gehirnfiebern, hatten. Der Puls war mässig schnell, wie bei ganz gewöhnlichen unschuldigen Fiebern, bei sehr wenigen unregelmässig. Der Durst bei dem einen zwar mehr als bei dem andern, aber im Allgemeinen doch mässig; die Zunge nicht belegt, kaum in der Mitte einen leichten weissen Anflug zeigend. Schmerz und Gespanntheit in den Präkordien war nicht vorhanden; in sehr seltnen Fällen war ein leiser Schmerz in der Lebergegend zu erkundschaften. Brustaffektionen waren sehr selten, und nur in den Fällen vorhanden, wo geringe schmerzhafte Leberleiden sich zeigten. Bei manchem Kranken bemerkte ich ein unwillkürliches Seufzen. (Um dieses zu sehn, musste man ihn aber sich selbst überlassen, nicht mit ihm plaudern. Es ist ein wichtiges Zeichen, welches uns nicht selten geheime Bauchaffektionen verräth.) Bitterer, saurer oder garstiger Geschmack, Aufstossen, Uebelsein u. s. w. war nicht vorhanden, und in dem äusserst seltenen Falle, dass ein Kranker über bittern Geschmack klagte, war dieser Zufall durch etwas *Natron* in vier und zwanzig Stunden gehoben, ohne dass die Beseitigung desselben auch nur den mindesten Einfluss auf das Befinden hatte. Der Urin war sehr verschieden, bei einigen etwas gelblich und etwas unklar, ohne dass man ihn grade trübe hätte nennen können; bei andern klar von heller Goldfarbe, wie er bei leichter Affektion der Gallengänge zu sein pflegt; bei andern ganz blassstrohgelb wie bei Gesunden. Bei manchen wurde er, während der unverkennbar eingetretenen Genesung, dunkelgelb wie bei hervorstechenden Leiden der Gallengänge. Bei aller Verschiedenheit des Urins fehlte die Harnsäure nie.

Die Muskelkräfte wurden wenig, selbst nicht im weitern Verlaufe des Fiebers bedeutend geschwächt, und wenn ich ein

paar Menschen ausnehme, die sich nicht mehr im Bette aufrichten konnten, so vermochten die meisten sich nicht bloss ohne Hülfe im Bette aufzurichten, sondern konnten, wenn man ihnen die Hand reichte, aus dem Bette steigen, ja derer waren genug, welche aussteigen konnten ohne allen Beistand.

Die Haut war weder trocken noch feucht; bei einigen brach von Zeit zu Zeit Schweiss aus, ohne dass dieses Nutzen gehabt hätte. Die Farbe des Gesichts war bei einigen ganz unverändert, bei andern schmutzig, wie sie bei leichten Affektionen der Gallengänge zu sein pflegt.

Die Paroxismen des Fiebers waren unregelmässig; sie äusserten sich durch Unruhe des Kranken und vermehrte Vollheit des Pulses, die Remissionen nicht durch verminderte Geschwindigkeit, sondern durch verminderte Vollheit des Pulses.

Den Verlauf desselben ausführlich zu beschreiben, ist wegen seiner Unregelmässigkeit ganz unmöglich, es konnte von drei bis zwölf Wochen währen, die meisten Zufälle konnten bald früh, bald spät eintreten; kurzum, es war etwas so Wandelbares in dem Verlaufe desselben, dass es wol am besten sein wird, ich führe die Zufälle, von denen es begleitet war, einzeln an, mit dem Bemerken, ob sie häufig oder selten, früh oder spät eingetreten. Diese Zufälle waren folgende.

Sehnenspringen war häufig und stellte sich nicht selten schon in den ersten fünf Tagen ein.

Trockenheit der Zunge war häufig, aber nicht anhaltend; heute war die Zunge trocken, morgen feucht, übermorgen wieder trocken u. s. w.; dieser Zufall konnte schon in den ersten sechs Tagen erscheinen. Anhaltend trockne, mit dickem Schmutze belegte Zunge habe ich gar nicht gesehen.

Irrereden war bei den wenigsten anhaltend, zeigte sich oft in den ersten acht Tagen, ja bei einem Fräulein habe ich am ersten Tage eine nahe an Irresein grenzende Aufgeregtheit des Geistes bemerkt. Wenn aber das Irresein selten anhaltend war, so konnte ich doch in seinem Wiederkehren und Verschwinden durchaus keine Regelmässigkeit entdecken; bei einigen wenigen war es anhaltend, bei zweien mit einer beständigen Neigung das Bett zu verlassen gepaart; bei manchen

war gar kein Irresein. Den bei akuten Krankheiten seltnen Fall sah ich, dass eine Frau, ohne im eigentlichen Sinne irre zu reden, sich mit religiösen Zweifeln den Kopf zermarterte. Diese Frau hatte nie vorher an solcher religiösen Verstandesirrung gelitten, mit der Krankheit verschwand selbige auch.

Durchfall war sehr häufig, so häufig, dass das Nichtvorhandensein desselben als Ausnahme von der Regel betrachtet werden konnte. Er stellte sich früh ein, zuweilen fing die Krankheit mit selbigem an; in einigen, jedoch seltnen Fällen, war er der Vorläufer der Krankheit, in den meisten währte er bis zur Genesung des Kranken. Die Excremente waren meistens hellgelb, wie Kinderdreck; bei einigen aber auch natürlich braun. Ich weiss keinen, der graue oder weisse Excremente entleert hätte. Der merkwürdigste Zufall bei diesen Fiebern war der unfreiwillige Abgang des Kothes, welcher zwar gerade nicht bei allen denen Statt hatte, die am Durchlaufe litten, aber doch bei gar vielen, und bei diesen auch nicht beständig, sondern abwechselnd, so dass sie heute das Bett beschmutzten, morgen trocken blieben u. s. w., ohne dass man in diesem abwechselnden Erscheinen und Verschwinden des lästigen Zufalls etwas regelmässig Periodisches hätte entdecken können. Uebrigens muss ich bemerken, dass der Durchlauf ganz schmerzlos war; es ging der Bauchentleerung nicht einmahl die gewöhnliche Anmahnung im Bauche vorher, die bei jedem gesunden Menschen Statt findet.

Dass beim Irresein, beim grössten Grade der Erschöpfung, in seltnen Fällen beim ersten Nachlasse des Ruhrstuhlzwanges, beim Bruche des Rückgrathes, bei Verhärtung des Mastdarms, und zwar in der letzten Zeit, unfreiwilliger Abgang des Kothes erfolgt, das ist in der Ordnung; aber dass bei vollem Verstande und bei guten Kräften der Kranke das Bett beschmutzt, ohne es selbst zu wissen, bis es geschehen, oder bis die Nässe an seiner Haut ihn daran mahnt, das war bis dahin in meiner Praxis unerhört. Bloss eines einzigen Falles erinnere ich mich aus früher Zeit, wo sich etwas Aehnliches zutrug. Damahls schon kam es mir so vor, als müsse diese unfreiwillige Entleerung auf einer eigenen consensuellen Affektion des Mastdarms beruhen, welche sich sehr übel unter eine

pathologische Kategorie bringen liesse; jetzt, da ich diesen Zufall oft genug erlebt, weiss ich auch noch nichts Klügeres darüber zu denken und zu sagen.

Schläfrigkeit stellte sich bei einigen Menschen im Verlaufe der Krankheit früher oder später ein, war aber ebenfalls, wie in den meisten Fällen das Irresein, wandelbar.

Brustleiden war selten; Husten selten, sowohl im Verlaufe, als bei der Besserung der Krankheit.

Bauchschmerzen entstanden bei manchen Kranken (aber lange nicht bei allen) in später Zeit der Krankheit, und waren zuweilen so heftig, dass sie den Arzt um das Leben des Kranken besorgt machen konnten. Ich erinnere mich des Falles, dass zwei bejahrte Aerzte in gemeinschaftlicher Berathung solche heftige Bauchschmerzen für Darmentzündung erkannten und demgemäss behandelten. Ob die Leichenöffnung ihre Erkenntniss bestätiget habe, kann ich nicht sagen. — Diese Bauchschmerzen sind aber kein ausgezeichneter Zufall der beschriebenen Fieber; denn wenn ich sie gleich nicht bei den gewöhnlichen Gallenfiebern beobachtet, so habe ich sie doch als Symptom des spätern Zeitraumes anderer Bauchfieber oft genug erlebt.

Vor dem beschriebenen Fieber hatte ein ganzes Jahr ein anderes geherrscht, welches ich für ein Urleiden der Bauchspeicheldrüse angesehen und mit dem Jod gar bald geheilt.

Da der Anfang beider Fieber sich im ersten Zeitraume ziemlich gleich war, so wurde ich auf die unbekannte Natur des beschriebenen zuerst durch das Nichtheilwirken des Jods aufmerksam. Bei der Untersuchung hatte ich also schon das voraus, dass ich wusste, ich habe es nicht mit dem Pankreas zu thun. Der Mangel aller Zeichen, die auf ein Urleiden der Milz, oder der Därme deuten, verbunden mit den wahrhaft schwachen und höchst dunklen Zeichen, die auf eine Leberaffection hinwiesen, musste mir wol den Gedanken aufdringen, dass ich es mit einem Leberleiden eigner Art zu thun habe. Aber was half mir diese Formenerkenntniss? Da bei manchen Menschen der goldfarbene Harn auf eine leise Affektion der Gallengänge schliessen liess, so wandte ich mein altes bewährtes Mittel, die *Nux vomica* an; allein, ob ich gleich von mäs-

sigen Gaben, bis zu den kleinsten abstieg, so sah ich doch dadurch den Durchfall erregt und den vorhandenen bedeutend vermehrt. Bei der Besserung, wo (wie oben gesagt) bei einigen Menschen galliger Harn auf eine gewöhnliche Affection der Gallengänge schliessen liess, leistete die *Nux vomica* ihre alten Dienste, die zaudernde Genesung ging mit raschen Schritten vorwärts. Diese Bemerkung, dass die eigentliche Affektion der Gallengänge die unverkennbare Besserung begleiten könne, musste mir wol den Gedanken aufnöthigen, der Sitz der Krankheit sei in dem Innern dieses grossen, uns vielleicht noch wenig bekannten Organs. Die Quassia, welche mir das zweite Jahr vorher solch ausgezeichnete Dienste geleistet, half durchaus nicht, Calomel versuchte ich bei Einem Kranken; allein die verdächtigen Zufälle der Krankheit, weit entfernt auszubleiben, traten beim Gebrauche dieses Mittels greller hervor als sie vielleicht sonst würden gethan haben, und ich hatte wirklich nie die eigentlich wohlthätige Wirkung unseres modischen Universalmittels müssen gesehen haben, wenn ich in ihm das Heil meiner Kranken hätte suchen wollen. Ich mag den Leser nicht länger mit Aufzählung meiner vergebenen Versuche langweilen; es ist genug, wenn ich ihm sage, dass von allen Krankheiten, die ich je erlebt, diese beschriebene, hinsichtlich der Erkenntniss, mir die allergrösste Mühe verursacht hat. Schon war ich auf dem Punkte, von meinen Untersuchungen gänzlich abzustehen und mich nothgedrungen in die für mich ekelhafte Rolle des ärztlichen Behandlers zu ergeben; da dämmerte es einst in meinem Gedächtniss auf, irgendwo gelesen zu haben, dass mit dem Schellkraute man in der Vorzeit bösartige, pestilenzialische Fieber geheilt. Beim Nachsehn fand es sich bald, dass *Ettmüller* mir in Gedanken geschwebt hatte; leider konnte ich aber beim Nachschlagen nichts mehr und nichts weniger daraus erlesen, als das, was mir erinnerlich gewesen.

In Erwägung aber, dass unsre Altvordern solche Fieber, deren sie nicht Meister werden konnten, bösartig genannt haben, und pestilenzialisch, wenn viele Menschen daran starben; in Erwägung, dass sie sowol einige Urfieber des Gesammtorganismus, als auch consensuelle Fieber, welche Be-

gleiter epidemischer Urleiden des Gehirns, des Rückenmarks, der Bauchganglien, der Leber u. s. w. sind, bösartig genannt haben; in Erwägung ferner, dass das Schellkraut weder auf ein Urgesammtleiden, welcherlei Art es auch sei, noch auf ein Urleiden des Gehirns und Rückenmarks, aber wol auf ein Urleiden der Leber passt; und ferner in Erwägung, dass die Alten, die es als Hülfe in pestilenzialischen Fiebern gepriesen, wol schwerlich mit gewöhnlichen Gallenfiebern werden zu kämpfen gehabt, denn sonst würden sie sie erkannt und also benannt haben; in Erwägung endlich, dass, wenn auch meine Meinung gegründet, und die *Nux vomica* den Vorzug in Heilung der Affection der Gallengänge verdiene, daraus noch lange nicht folge, dass das Schellkraut in der Affection des inneren Leberorgans nicht weit vorzüglichere Dienste leisten könne: in Erwägung aller dieser Bedenken, hielt ich es, wo nicht gerade für wahrscheinlich, doch für möglich, dass das *Chelidonium* Heilmittel unseres Fiebers sein könne.

Da ich kein Freund von Extrakten bin, weil von manchen Arzeneien in dieser Form gleichmässige Wirkung kaum zu erwarten ist, und weil ich auch heimlich den Verdacht hatte, ob vielleicht gerade die Extraktform und die manchmahl seltsame Zusammensetzung, in welcher ich das Schellkraut hatte geben sehen, selbiges bei mir in üblen Ruf gebracht; so liess ich eine Tinktur aus dem Safte bereiten. (Der Saft wird mit so viel Alcohol vermischt, dass er sich klärt und vor der Verderbniss bewahrt bleibt.) Diese Tinktur leistete nun wirklich alles, was man billigerweise von einem wirklichen Heilmittel erwarten kann. Nach einem ungefähren Ueberschlage nehme ich an, dass die üble Krankheit dadurch in einem Drittel der Zeit geheilt wurde, und gründlich geheilt wurde, in welcher die Natur ohne Hülfe des Arztes sie heilte, aber vielmahls unvollkommen heilte. Man muss schon zufrieden sein, in vierzehn bis achtzehn Tagen eine Krankheit zu heilen, welche ihrer Natur nach vierzig, sechzig, achtzig und mehrere Tage währen kann. Solche Affektionen der Organe haben das Unangenehme an sich, dass man selten wissen kann, wie lange sie in den Organen eingewurzelt sind, ehe sie den Men-

schen durch Erregung eines mehr oder minder starken consensuellen Fiebers ins Bette geworfen.

Man kann kühn annehmen, dass zwei Drittel der von den uns unbekannten luftigen oder irdischen Einflüssen feindlich berührten Menschen nicht ins Bett geworfen werden, sondern, allerlei Ungemach klagend, ihren Geschäften nachgehen, und dass von dem Drittel, bei denen die Krankheit als akutes Fieber erscheint, bei weitem die Mehrzahl eine längere oder kürzere Zeit fieberlos die Krankheit getragen habe. Das ist der Grund, warum einige in wenigen Tagen genesen, andere in zwei Wochen, und andere noch länger zögern. Das ist auch der Grund, warum solche Menschen, die das Fieber durch Ansteckung überkommen, eher genesen, als manche andre, welche es von selbst bekommen; denn die, welche angesteckt sind, haben das Uebel vierzehn, höchstens achtzehn Tage im Körper, ehe es zum Ausbruche kommt; indess die, so es von selbst bekommen, es drei- und viermahl länger können getragen haben.

Die Wirkung der Schellkrauttinktur war die, dass sie, vom Anfange der Krankheit an gegeben, derselben Einhalt that, also, dass der Kranke so, wie er sich mir anvertraute, zur Besserung überging. Manche üble Zufälle, welche schon gleich in den ersten Tagen sich einstellten, oder schon vorhanden waren wenn ich hinkam, waren nicht ganz zu kehren, dahin gehört der Durchfall und ein wenig Sehnenspringen, seltner das Irresein. Wo letzteres vorhanden, (und es trat in seltnen Fällen schon in den ersten acht Tagen ein) konnte man nichts Besonderes dagegen thun, es musste mit der Krankheit vergehen, denn es war ein echt consensuelles. Uebrigens war das Irresein eine höchst seltne Erscheinung seit ich das *Chelidonium* als Heilmittel anwandte. Gegen den Durchfall, der ebenfalls ein consensuelles Leiden der Därme war, konnte man, ohne die Hauptkrankheit zu verschlimmern, nichts Entscheidendes thun. War kein Durchfall vorhanden, so war eine Drachme Schellkrauttinktur, in vierundzwanzig Stunden gegeben, die passende Menge, welche mit acht Unzen Wasser und etwas Gummi vermischt stündlich zur Gabe eines

Löffels gereicht die wohlthätigste Wirkung äusserte. War aber Durchfall vorhanden, so musste man die Gabe der Schellkrauttinktur nothwendig mindern. Ein Scrupel derselben mit einer Unze arabischen Gummi, drei Drachmen Mohnöl und acht Unzen Wasser gemischt, und davon stündlich einen Löffel voll gereicht, hob entweder den Durchfall ganz, oder mässigte ihn doch sehr. In seltnen Fällen, wo er auf diese Weise nicht zu beseitigen war, liess ich ihm seinen Willen; er musste doch mit der Heilung des Urleidens verschwinden. Ueberhaupt ist der consensuelle Durchfall bei den Uraffektionen der Baucheingeweide und bei denen des Gehirns und Rückenmarks nicht so sehr zu fürchten, so bald die Affektion des Gesammtorganismus (das Fieber) rein consensueller Natur ist und der Gesammtorganismus sich mithin in dem Indifferenzzustande befindet. So wenig einen Gesunden drei-, fünf- oder mehrmalige Bauchentleerung tödtet, hätte er sie auch vierzehn und mehre Tage, eben so wenig wird dieses den Kranken tödten.*) Man muss solche consensuelle Durchläufe nicht denen gleich achten, die sich als Zufall gewissen Uraffektionen des Gesammtorganismus beigesellen und wahrhaft ein Vorwalten dieser Uraffektionen im Darmkanal sind. Ein solcher Durchlauf ist nicht bloss Zeichen der Steigerung der Uraffektion, sondern er ist auch eine, die Uraffektion verbösernde Schädlichkeit. Hier ist also ein Zirkel zwischen Ursache und Wirkung; die Uraffektion des Gesammtorganismus macht den Durchlauf, und dieser ist wieder Ursache, dass jene sich immer mehr steigert; also kann es den Arzt wol eben nicht überraschen, wenn der also ergriffene Kranke gar bald ohne Sinne

---

*) Zusatz vom Jahr 1836.

Obiges habe ich im Jahre 1829 geschrieben. Obgleich ich auch noch jetzt die Wahrheit des Gesagten anerkennen muss, so ist mir doch seitdem durch Vergleichung vieler und mehrartiger Fälle die Ueberzeugung geworden, dass der consensuelle Durchlauf, wenn er gleich nicht dem Kranken verderblich ist, doch als Zufall einer höheren Steigerung des Urorganleidens die Genesung mehr oder minder verzögert, und man ihn am besten dadurch hebt, dass man das Heilmittel auf das urerkrankte Organ in weit geringeren Gaben reicht als ich es im Jahre 1827 gethan. Am Ende dieses Artikels wird man einen diesen Gegenstand betreffenden Zusatz von 1835 finden.

und Verstand daliegt, und es ist der Klugheit gemäss in diesen Zirkel einzugreifen, wofern wir anders nicht das Leben des Kranken in die Schanze geben wollen.

Wollte man aber die bei solchen Fiebern gemachte Erfahrung auf die consensuellen Fieber und consensuellen Durchfälle der verschiedenen Uraffectionen der Einzelorgane anwenden, so würde man entweder nichts ausrichten, oder das Urleiden selbst verschlimmern. Von dem Unterschiede zwischen echt consensuellen Durchfällen, und denen von einem Reize chemischer Schärfe herrührenden, werde ich im Folgenden mehr sagen.

Jetzt noch ein Wort von den consensuellen Brustaffectionen, die sich, wie oben bemerkt, zuweilen, jedoch selten bei unsern Fiebern einfanden. Wo ich sie bemerkte, äusserten sie sich durch mässigen Seitenschmerz, kurzen Athem und Beängstigung. Die gewöhnliche Gabe (eine Drachme *Tinct. Chelid.* in vierundzwanzig Stunden) vermehrte diese Zufälle so, dass ich in einem Falle genöthigt war, die Tinktur ganz bei Seite zu setzen und einen Absod des Frauendistelsamens zu geben, welcher die Zufälle beschwichtigte. Ich setzte darauf, weil ich wol wusste, dass ich mit Frauendistelsamen allein die Krankheit nicht heben würde, einen Skrupel Schellkrauttinktur zu dem Absod, da ging die Sache gut, und ich fand hernach, dass bei consensuellen Brustleiden, eben so wie beim consensuellen Durchfalle ein Skrupel Schellkrauttinktur die höchste Gabe sei, die man, in stündlichen Portionen vertheilt, innerhalb vierundzwanzig Stunden mit Vortheil geben könne. Ueberhaupt muss man mit dem Schellkraute nicht zu freigebig umgehen, wenn man seine wahrhaft wohlthätige Wirkung sehen will. Ich habe einmahl versucht, einen alten, verschlissenen, wassersüchtigen Mann, dessen Wassersucht von einem alten Leberleiden herrührte, sich aber nicht als Gelbsucht äusserte, durch die Schellkrauttinktur ans Harnen zu bringen. Den beabsichtigten Zweck konnte ich nicht eher erreichen, bis ich die Gabe der Tinktur unter einen halben Skrupel für den Tag verringerte und diesen halben Skrupel in stündliche, kleine Portionen vertheilte.

Einst kam ein geringer Mann vom Rheine zu mir, der

die Gelbsucht im hohen Grade hatte. Auf meine Frage, ob er schon Arzenei gebraucht, antwortete er: bloss ein Hausmittel habe er gebraucht, nämlich den Saft von Schellkraut, viermahl tags einen Fingerhut voll. Sein Uebel sei aber, statt besser zu werden, schlimmer geworden; denn seit vierzehn Tagen, wo er dieses Mittel gebraucht, sei das Hellgelb seiner Haut in Dunkelgelb verändert, und die Spannung in der Oberbauchgegend so sehr vermehrt, dass er dem Handel nicht mehr traue und deshalb meine Hülfe begehre. Ich gab diesem Manne eine Unze Schellkrauttinktur, und liess ihn fünfmahl tags funfzehn Tropfen jedesmahl nehmen. Als die Unze verzehrt war, kam er abermahls zu mir, und ich hörte von ihm, dass der freie Erguss der Galle in den Darmkanal wieder hergestellt sei, denn seiner Aussage nach waren seine Excremente wieder braun. Ich gab ihm jetzt noch eine Unze Tinktur mit der Vorschrift, nur viermahl tags davon zu gebrauchen, bis die gelbe Farbe der Haut ganz verschwunden sein würde. Die gänzliche Herstellung ist auch ohne weitern Anstoss erfolgt. — Dieser Fall, der übrigens nichts Merkwürdiges enthält, ist darin lehrreich, dass er beweiset, die wohlthätige Wirkung des Schellkrautes sei nur dem Arzte sichtbar, der es in passender Gabe anzuwenden versteht.

Ich bin später auf chronische Lebererkrankungen gestossen, die ich mit zwei oder drei Tropfen Tinktur, vier- oder fünfmahl tags gereicht, heilen musste. Im Sommer 1835 herrschten hier im Lande Schellkrautleberkrankheiten, bei denen im Allgemeinen ein halber, höchstens ein ganzer Skrupel die passliche Taggabe war, welche Taggabe aber, mit Wasser verdünnt, in 16 Portionen vertheilt werden musste. Eine erwachsene Jungfrau, welche, nebst consénsuellem lebhaften Fieber, heftigen Husten und Durchlauf mit Stuhlzwang hatte, heilte ich in fünf Tagen dadurch, dass ich ihr viermahl tags nur einen einzigen Tropfen der Tinktur mit einer halben Tasse Wasser verdünnt gab. Jedoch bemerke ich dabei, dass ich den Stuhlzwang, weil er ein sehr peinlicher und lästiger Zufall ist, gleich anfänglich durch Einreiben der Belladonnasalbe an den After beschwichtigte.

Da ich in der Folge mehrmahls auf die Wirksamkeit kleiner

Arzeneigaben aufmerksam machen werde (ohne jedoch die grösseren zu verwerfen), so könnten die Leser denken, ich neige in diesem Punkte zur Homöopathie. Abgesehen davon, dass meine kleinsten Gaben in Vergleich mit denen des Herrn Hahnemann wahre Riesengaben sind, bin ich weit entfernt, zu behaupten, die Zeit, in der ich lebe, könne keinen Einfluss auf mich gehabt haben. Eins weiss ich aber bestimmt anzugeben: *Helmont* ist derjenige, der zuerst den Gedanken, kleine Arzeneigaben können grosse Heilwirkung haben, mir in die Seele geworfen *); die Wichtigkeit desselben wurde mir jedoch erst klar, seit ich einsehen lernte, wie nothwendig zur Heilung vieler Krankheiten, namentlich der akuten Fieber, die Erforschung des urergriffenen Organs sei, und seit ich meine früheren rohen Ansichten von Urorganerkrankungen durch fleissige Beobachtung naturgemäss berichtiget hatte **).

Verbindung des salzsauren Kalkes mit der Schellkrauttinktur.

Diese Verbindung ist also: ℞ *Liq. calcariae muriat.* ℥ii *Tinct. chelidonii* ʒi. m. Ich habe mich überzeugt, dass es eine Lebererkrankung in der Natur gibt, die einzig unter der Heilgewalt dieser Mischung stehet. Hier das Geschichtliche.

Bis zum Juni 1830 hatten eine ziemliche Zeit solche Leberkrankheiten geherrscht, die unter der Heilgewalt der

---

*) *Opera omnia pag.* 552 in dem Kapitel, welches die Ueberschrift **Butler** hat.

**) Erst spät, nämlich, da ich dieses Werk schon ganz vollendet, habe ich Hohenheims chirurgische Schriften aufgetrieben, bin aber wirklich darin, durch des Mannes Ansicht über die Arzeneigaben, auf eine erfreuliche Weise überrascht worden. Im ersten Kapitel dieses Buches sprach ich schon davon in einer Anmerkung; jetzt bitte ich aber diejenigen Leser, welche Hohenheims chirurgische Werke besitzen, oder sie sich verschaffen können, das eilfte Kapitel des fünften Buches *De causis et origine luis Gallicae* mit Aufmerksamkeit zu durchlesen; wenn sie dieses gethan, werden sie wol nicht mehr von homöopathischen Arzeneigaben sprechen, sondern sie werden begreifen, dass die Wahrheit — unwäg- und unmessbare Arzeneigaben können, wenn das durch Krankheit veränderte Verhältniss des Körpers zur Aussenwelt sich dazu eigene, wundervolle Heilwirkung äussern — mit der sogenannten homöopathischen Theorie gar nicht in Berührung kommt.

Brechnuss standen. In dem besagten Monate wurde ich zu einem Manne gerufen, der, nach den Zufällen zu schliessen, an der nämlichen, bis dahin landgängigen Krankheit zu leiden schien. Das Fieber war mässig, machte täglich deutliche, jedoch unregelmässige Remissionen. Der Harn war dunkelgelb, der Durst mässig, der Kopfschmerz erträglich, kein Zeichen abnormer Gallenabsonderung vorhanden. Kurz, die ganze Symptomengruppe hatte durchaus nichts Stürmisches oder Verdächtiges. Ich gab ein Präparat der Brechnuss, welche sich, wie gesagt, damahls schon eine ziemliche Zeit als sicheres Heilmittel bewährt hatte. Trotz der scheinbaren Gutartigkeit des Fiebers, wollte es aber doch dem Mittel nicht weichen, sondern wurde nach und nach bedenklicher. Dass es ein Leberfieber sei, dafür sprach der gelbe Harn und die Abwesenheit aller Zufälle, die auf ein anderes erkranktes Organ hätten deuten können. Dass keine abnorme abgesonderte scharfe Galle im Magen, oder Darmkanal sei, bewies die Abwesenheit aller bekannten, so etwas verrathenden Bauchleiden. Da es nun keine Brechnussleberkrankheit war, so musste ich die Natur derselben weiter durch Proben untersuchen. Alle diejenigen Lebermittel, deren Wirkung ich so genau kenne, wie der Tischler seinen Hobel, wie der Bildhauer seinen Meissel, versuchte ich nach und nach, allein leider vergebens. Allmählig, ganz allmählig zeigten sich verdächtige Zufälle, als von Zeit zu Zeit ein wenig Fabeln, ein wenig Durchlauf, ein wenig Sehnenspringen; aber, nicht wie bei manchen andern Fiebern (wenn wir ihr wahres Heilmittel nicht kennen), eine unversehene stürmische Verschlimmerung. Die Erwägung aller Umstände und die Erprobungen mussten mir wol am Ende den Glauben aufdringen, ich habe es mit einer neuen, das heisst, mir noch nicht vorgekommenen Lebererkrankung zu thun. Es ist wahrlich eine schwere Aufgabe, die Natur einer solch unbekannten Krankheit zu ergründen. Ich untersuchte jetzt aufs neue mit meiner Hand den Bauch des Kranken, ob ich vielleicht etwas entdecken möchte, was mir früher entgangen, oder sich seitdem erzeugt. Ich fand aber nichts, als nur in der rechten Seite der Magengegend einen Fleck, der für den Druck meiner Finger empfindlicher

war als der übrige Bauch. Sollte, dachte ich, der Magen consensuell ergriffen, und das Consensuelle zum Urleiden dieses Organs werden wollen, oder vielleicht gar schon geworden sein? — Mein Verstand konnte in dieser Sache gar nicht entscheiden, aber wol der Versuch, der, weil ich nicht mit feindlichen Mitteln probe, gefahrlos sein musste.

Ich liess also den Kranken ein gutes Magenmittel, den salzsauren Kalk nehmen, und zwar ganz ohne alle Vermischung, als nur mit der des Wassers; es erfolgte aber auch keine Besserung. Ich schloss daraus, die consensuelle Affection des Magens könne noch nicht zum Urleiden geworden sein; ob sie aber nicht auf dem Wendepunkte stände, zum Urleiden zu werden, das musste ich erkennen können, wenn ich ein Lebermittel gleichzeitig mit dem Magenmittel gab. Ich wählte die Schellkrauttinktur, ohne gerade für diese Wahl wichtige Gründe zu haben, denn ich hatte ja schon alle mir durch Erfahrung bekannte Lebermittel umsonst gebraucht; höchstens konnte ich sie deshalb wählen, weil ich die Lebererkrankung nicht für eine Erkrankung des Organs ansah, welches in der Leber die Galle absondert. Durch den gleichzeitigen Gebrauch des salzsauren Kalkes und kleiner Gaben Schellkrauttinktur wurde die Besserung sichtbar befördert. Die Heilwirkung war, wie es sich hernach auswies, keine eingebildete, die Heilung keine zufällige; aber der Gedanke, der mich bestimmt, beide Mittel gleichzeitig zu geben, war, wie es sich auch hernach, und zwar gar bald auswies, grundfalsch.

Eine Frau, welche ich gleichzeitig mit jenem Manne zu behandeln hatte und sie eben so wenig heilen konnte, hatte zwar vorwaltendere Zeichen der Leberaffection, allein keine Empfindlichkeit der Magengegend für den äusseren Druck, also konnte ich auch nicht vermuthen, dass bei ihr, wie bei jenem Manne, der Magen gleichzeitig mit der Leber erkrankt sei. Der Gedanke, der mich bei dem Manne bestimmt, die zwei besagten Mittel gleichzeitig zu geben, hatte als eine blosse Vermuthung, für mich keinen Werth. Aus der nackten Thatsache, dass der Mann sichtbar durch die beiden gleichzeitig gebrauchten Mittel genesen sei, konnte man auch vermuthen, er habe an einer besonderen Lebererkrankung gelitten, welche

nur durch den gleichzeitigen Gebrauch beider heilbar gewesen. Diese Vermuthung bestimmte mich, beide Mittel auch gleichzeitig der Frau zu geben, und siehe! sie waren bei dieser eben so heilsam.

Nun kamen nach und nach mehre Kranke der Art; ich machte, der Gemächlichkeit wegen, aus beiden Mitteln die oben erwähnte Zusammensetzung, und liess im Allgemeinen davon 15 Tropfen, mit einer halben Tasse Wasser verdünnet, fünfmahl tags nehmen. Jetzt war ich Meister der Krankheit, das heisst, ich brachte sie aus dem ersten Zeitraume gleich in den der Genesung; vielmahls überraschend schnell, zuweilen langsamer, aber doch vom Anfange an sie verbessernd. Wer das Leberübel lange getragen, ehe es ihn ins Bett geworfen, der genas langsamer als der, den es gleich so stark angriff, dass er Hülfe suchte. Dieses Verhältniss findet sich aber bei allen herrschenden Organkrankheiten.

In dem nämlichen Sommer habe ich auch viel Menschen geheilt, die nicht akut, sondern chronisch von der nämlichen Leberkrankheit ergriffen waren. Weder bei den akuten noch chronischen Kranken fand ich weiter die Empfindlichkeit des Magens für den äusseren Druck, den ich bei dem ersten Kranken entdeckt. Also war meine erste Vermuthung eines gleichzeitigen Ergriffenseins des Magens offenbar falsch, und doch hatte mich diese falsche Vermuthung zu der Erkenntniss der verborgenen Natur dieser dunklen Krankheit geleitet. Ich bedaure nichts mehr, als dass ich dem Leser keinen einzigen allgemeinen, ausgezeichneten Zufall angeben kann, der zu einer künftigen Wiedererkennung dienen könnte. Bei aller Aufmerksamkeit habe ich keinen entdeckt, und das Aufzählen solcher Symptome, welche, wo nicht allen, doch gar vielen Fiebern gemein sind, ist für die künftige Wiedererkennung ganz zwecklos.

Im Sommer 1834 erschien die nämliche Krankheit abermahls hier im Lande und jenseits der Grenze, auf dem niederländischen, oder dem belgischen Gebiete. Aus Mangel aller Erkennungszeichen musste ich sie abermahls durch Probemittel erkennen. Die Erprobung war aber jetzt gemächlicher als im Jahr 1830, denn ich wusste jetzt, dass in der Natur eine

solche Leberkrankheit sei, welche unter der Heilgewalt des mit dem salzsauren Kalke gemischten Schellkrautsaftes stehe. Die Erkenntniss hing also nicht mehr, wie früher, von einer dunklen Vermuthung und glücklichem Zufalle ab, sondern von meinem nüchternen, probenden Verstande. Mehre Menschen aus dem Belgischen haben damahls Hülfe bei mir gesucht und auch gefunden, denen ihre Aerzte gleich anfangs Brechmittel gegeben. Durch die Brechkur waren sie in einen quinenden Zustand gerathen. Ein junger, gut unterrichteter und recht verständiger Belgischer Kollege gestand es mir ehrlich, dass die Lehre seiner universitätischen Meister, in Betreff der heilsamen Wirkung der Brechmittel, sich sehr schlecht bei dieser herrschenden Krankheit bewährt habe.

Krähenauge. Nux vomica.

Dieses Mittel habe ich als Lebermittel so lange gebraucht, so oft und vielfach bewährt gefunden, dass ich es als ein die erkrankten Gallengänge zum Normalstande zurückführendes sehr hoch halte. Wir können uns zwei Formen von Gallenkrankheiten denken: behindertes Ergiessen abgesonderter Galle in den Zwölffingerdarm, und den entgegengesetzten Zustand, übermässige Absonderung und Ergiessung der Galle in den Darmkanal. Der erste Krankheitszustand stellt sich dem Arzte als Gelbsucht dar, der andre, (weil die vermehrte Absonderung auch gewöhnlich eine chemisch eigenschaftliche Veränderung der Galle verursacht) als Gallenfieber, Gallenkolik, Erbrechen, Durchfall u. s. w. Diese beiden Zustände sind sehr gut in ihren abgewandten Enden von einander zu unterscheiden, aber in ihren zugewandten Enden, wo sie sich durch unmerkliche Schattungen einander nähern, sind sie wahrlich nicht so ganz leicht von einander zu unterscheiden. Darum ist es gut, dass wir in der *Nux vomica* ein Mittel haben, welches auf beide Zustände passt. Vom Jahre 1816 bis 19, wo Gallenfieber hier herrschten, hat mir die *Nux vomica* herrliche Dienste geleistet. Ich bemerke aber, dass ich diese Fieber, in ihrem ersten stürmischen Zeitraume, welcher unwidersprechlich von dem Reize chemisch bestimmbarer Schärfe auf den Darmkanal

herrührt, nicht nach Stollischer Weise mit Brech- und Laxirmitteln, sondern durch eine verbesserte Neutralisirweise vorstollischer Meister behandelt habe. Die im Magen und den Därmen vorhandene Schärfe war sauer, und ist wol bei solcher Krankheit immer sauer gewesen so lange die Welt steht; denn wenn ich gleich zugebe, dass sich in verhärteten Drüsen, auf der Haut und in andern Gebilden solche fressende und ätzende Schärfen krankhaft erzeugen, welche wir nicht unter die Kategorie der Säuren und Laugensalze reihen können, so wenig als die scharfen Stoffe mancher Pflanzen und einiger Metalle; so hat doch noch kein die ausleerende Methode schützender Arzt ähnliche unneutralisirbare scharfe Stoffe im Darmkanal nachgewiesen, zum wenigsten nicht im ersten Zeitraume der Gallenfieber. Die Erfahrung mehrer klugen, vor Stoll lebenden Aerzte hat aber zur Genüge die wohlthätige Wirkung absorbirender Mittel in diesen Fiebern dargethan; also ist es doch wol wahrscheinlich, dass in der langen Zeit, da diese Methode im Schwange war, die scharfen Stoffe im Darmkanal sauer gewesen. Was mich betrifft, so habe ich häufig Gelegenheit gehabt, beim freiwilligen Erbrechen (welches bekanntlich nichts Seltnes bei diesen Fiebern ist), mich durch die Aussage der Kranken und durch chemische Erkennungsmittel zu überzeugen, dass die im Darmkanal vorhandnen Stoffe wirklich saurer Natur sind.

Wozu nun also den Menschen mit Brechmitteln plagen? ihn, wenn er vielleicht, ohne dass wir es wissen oder wissen können, Gallensteine beherbergt, oder geheime Verhärtungen in Leber oder Milz hat, kranker machen als er vorher gewesen, Zufälle hervorrufen, die wir uns nicht erklären können, den Verlauf der ganzen Krankheit stören, selbige in die Länge ziehen, und das Leben in Gefahr stellen? Wenn der Magen auch noch so voll saurer Stoffe ist, so lässt sich diese Säure ja eben so gemächlich im Magen neutralisiren als in einem Glase; ja wenn es darauf ankommt, so kann man schneller die Säure im Magen neutralisiren als durch Brechweinstein oder Brechwurzel ausleeren.

Die die Ausleerungsmethode schützenden Aerzte machen viel Aufhebens von der krampfstillenden Wirkung des Brech-

weinsteins und der Brechwurzel. Einen deutlichen Begriff kann ich mir von dieser vorgeblichen Eigenschaft nicht machen; so viel weiss ich aber durch Beobachtung, dass Brechweinstein, selbst Goldschwefel, und wahrscheinlich auch andre Antimonialbereitungen, die gesundheitsgemässe Bewegung der Gallengänge mindern; also werden sie die krankhaft vermehrte Bewegung derselben auch recht gut zum Normalstande zurückführen, und die von jener vermehrten Bewegung abhangende, übermässige Gallenaussonderung mässigen können, selbst wenn sie nicht einmahl in der Brechgabe gereicht sind. Ich habe mehrmahls bei Menschen, deren Leber zwar etwas reizbar, aber übrigens nicht krank war, von vier Gran Goldschwefel innerhalb vierundzwanzig Stunden gegeben, um einen Husten zu heilen, grauen Abgang erfolgen sehen. Ich sah einst ein schönes Fräulein, der ein *Medicochirurgus*, weil sie sich den Magen mit Speise überladen hatte, ein Brechmittel aufschwatzte, gleich nach dessen Wirkung gelbsüchtig werden. Heute hatte sie das Brechmittel genommen, und morgen früh sagte ihr ihr Spiegel die unerfreuliche Neuigkeit, sie sei gelb. Freilich war diese Gelbsucht keine ernsthafte Krankheit; wenn sie sich gleich nicht ganz so hurtig hob als sie gemacht war, so war doch der antagonistische Reiz eines leichten Abführungsmittels hinreichend, diese Regelwidrigkeit der Gallengänge in ein paar Tagen zu heben. Der Brechweinstein, dem die Gastriker vorzügliches Lob beilegten, heilt also nicht bloss die Gallenfieber durch Ausleeren der scharfen Galle, sondern zugleich dadurch, dass er, die krankhaft vermehrte Aktion der Gallengänge mindernd, der übermässigen Gallenergiessung Grenzen setzt.

Nun muss der Leser aber wol bedenken, dass die Laugensalze nicht bloss die vorhandene Säure neutralisiren, sondern dass sie auch die nämliche Wirkung auf die Gallengänge haben, als das *Antimonium;* das heisst, in sofern sie als Laugensalze auf den Magen wirken, aber nicht in sofern sie Mittelsalze mit der Säure bilden. Wenn also jemand diese Laugensalze in zu kleinen Portionen gibt, so wird er wol eine mehr oder minder wohlthätige Wirkung davon sehn, aber doch nicht die eigentliche wahre. Ich gebe von dem *Natro carbonico* in

vierundzwanzig Stunden eine halbe Unze, aufgelöst in acht Unzen Wasser, und lasse diese Auflösung, zur Deckung des etwas üblen Geschmacks, mit einem Skrupel Traganth mischen. Im Allgemeinen sind drei solcher Portionen hinreichend, den üblen Geschmack, die Vollheit der Präcordien und das Fieber zu heben, wenn dieses bloss und allein von dem Reize der Säure auf den Darmkanal und von der vermehrten Aktion der Gallengänge abhängt. Von dem *Ammonio carbonico* gebe ich in eben dieser Mischung zwei Drachmen in vierundzwanzig Stunden. Magnesia habe ich auch gebraucht, und zwar zu einer Zeit, wo die Neigung der Körper zu Verstopfung grösser war als zu Durchfall. Eine halbe Unze gebrannte Magnesia, mit acht Unzen Wasser zum Schütteltranke gemacht, ist die brauchbarste Form. Wenn der Kranke davon drei Portionen verbraucht hat, ist er gewöhnlich geheilt. Mit der Magnesia erreicht man einen doppelten Zweck; indem sie nämlich mit der Säure ein Laxirsalz bildet, führt sie einen Theil nicht neutralisirter Säure durch den Stuhlgang ab. Es ist unglaublich, bis zu welchem Grade ätzender Schärfe die Darmsäure gesteigert werden kann. Mehrmahls habe ich gesehen, dass der After nach zwei bis drei flüssigen Stühlen schon wund und sehr schmerzhaft war, entweder durch Schrunden zwischen den Hautfalten der Mastdarmmündung, oder durch kleine, nadelkopfgrosse, helle, weisse Bläschen. Die Magnesia wirkt in verschiedenen Körpern sehr ungleich. Einige laxiren nach der ersten halben Unze, andre, wenn die zweite halbe fast verbraucht ist. Bei einigen wenigen, deren Därme vielleicht sehr reizbar sind und die eine grosse Menge Säure bei sich haben, wirkt sie alsobald stürmisch, selbst zu heftig angreifend; weshalb ich, wo ich so etwas befürchte, lieber erst vierundzwanzig Stunden *Natron* gebe und den folgenden Tag Magnesia. Sonderbar ist es, dass die gebrannte Magnesia, ehe sie laxirend wirkt, ein Kochen und Lärmen im Bauche macht, als ob Frösche darin ihr Wesen trieben.

Bei dem von selbst eintretenden Durchlaufe, der im ersten Stadio der Gallenfieber zu gewissen Zeiten nicht selten ist, thut *Ammonium*, oder *Natron* gute Dienste. Da beide mit der Darmsäure kein Laxirsalz bilden, so stillen sie den Durch-

lauf durch Neutralisiren der Säure, in sofern dieser nämlich bloss von dem Reize der Säure abhängt. Zwischen der Wirkung des *Ammonium*, des *Natron* und der Magnesia im ersten Stadio der Gallenfieber sehe ich keinen Unterschied, und weiss keine Vortheile des Gebrauchs anzugeben als die wenigen, welche ich schon angegeben. Bei schmerzhafter Affektion der Leber im ersten Zeitraume würde ich lieber das *Ammonium* meiden und das *Natron* gebrauchen, weil ich mir vorstelle, jenes könne die schmerzhafte Affektion der Leber vielleicht vermehren. Es kann aber auch sein, dass ich mich hierin irre, dass meine Vorsicht auf einem ungegründeten Vorurtheile beruhet.

Ehe ich nun vom Gebrauche der Krähenaugen handle, muss ich noch vorher Eins bemerken. Die Anhänger *Stoll's* rühmen sich, dass sie zuweilen die Gallenfieber mit einem einzigen Brechmittel heben und gleichsam in der Geburt ersticken können. Das ist vollkommen wahr; aber bei der Neutralisirmethode hat man fünf Fälle gegen einen bei der ausleerenden, dass man in einem einzigen Tage das Fieber hebt. Wenn diese Fieber nun gehoben werden, es sei in einem einzigen Tage, oder was häufiger vorfällt, in drei bis vier Tagen, es sei durch Ausleeren, oder durch Neutralisiren, so kann man sicher sein, es bloss und einzig mit einer vermehrten Aktion der Gallengänge zu thun gehabt zu haben.

Bei solchen epidemischen Fiebern ist aber nur ein Theil der Kranken so leicht ergriffen. Bei einem andern, und zwar nicht kleinem Theile, sind nicht bloss die Gallengänge affizirt, sondern auch die Leber selbst ist erkrankt. Wenn man also die krankhaft vermehrte Aktion der Gallengänge gemindert, der Erzeugung neuer Säure vorgebauet und die vorhandene neutralisirt oder ausgeleert hat, so äussert sich jene Affektion der Leber selbst (welche höchst wahrscheinlich neben der vermehrten Aktion der Gallengänge schon bestand, aber im ersten stürmischen Stadio unmöglich sinnlich erkennbar vorwalten konnte) als eine an *Intermittens* grenzende *Remittens*. Der krankhafte Zustand der Leber, von dem dieses Fieber abhängt, ist weder durch ausleerende Mittel, noch durch laugensalzige zu heben. Hier leistet nun die *Nux vomica* alles, was man

wünschen kann. Die Tinktur der *Nux vomica* ist (wie dieses auch schon längst von andern bemerkt worden) dem Extrakte weit vorzuziehn. Die Gabe war vom Jahre 1816 bis 19 fünfmahl tags fünfzehn Tropfen.

Dieser zweite Zeitraum der Gallenfieber, welcher mehr in einer verminderten Gallenabsonderung, als in einer vermehrten zu bestehen scheint, erfordert in der Behandlung bei manchen Menschen einige Vorsicht. Bei einigen nämlich erscheint nach mehrtägigem Gebrauche der Krähenaugentinktur, bei sichtbarer Abnahme des Fiebers und bei unverkennbarer Besserung, auf einmahl bitterer Geschmack, Vollheit des Magens, vermehrte Unbehaglichkeit gleich nach verschluckter Krähenaugentinktur. Diese Zeichen sind ein Beweis, dass verhaltene Galle sich aufs neue in den Magen ergossen hat. Man muss jetzt abermahls Laugensalz geben; aber nun kommt es darauf an, vorsichtig zu sein. So bald nämlich der üble Geschmack und die Vollheit des Magens beseitiget sind, muss man augenblicklich mit dem Gebrauche des Laugensalzes aufhören. Hier handelt es sich nicht darum, (wie im ersten Zeitraume) eine grosse Menge saurer Stoffe, womit der ganze Darmkanal erfüllet war, zu neutralisiren, sondern hier handelt es sich bloss darum, eine geringe Portion saurer Galle unschädlich zu machen, die wahrscheinlich durch das Nachlassen krankhafter Zusammenziehungen der Gallengänge oder der Gallenblase sich nachträglich in den Zwölffingerdarm ergossen hat. Wenn es klug ist, diese geringe Portion scharfer Galle unschädlich zu machen, so würde es doch sehr unklug sein, mehr Laugensalz zu geben als gerade zum Neutralisiren der vorhandenen Säure nöthig ist; denn das Mehr wirkt, wie ich oben bemerkt, spezifisch auf die Gallengänge und mindert ihre Bewegung. Diese Wirkung war im ersten Stadio wohlthätig und direkt heilend, bei der nachträglichen Gallenergiessung aber ist sie nachtheilig. Wozu soll es führen, die schon zum Normalstande zurückgebrachte Aktion der Gallengänge noch mehr zu mindern? Sobald man das, was gut ist, verbessern will, verdirbt man es gewöhnlich; darum muss man das Laugensalz in solcher Gabe reichen, dass es nichts mehr thun kann, als chemisch auf die Säure einwirken. So gegeben wirkt es

wohlthätig, und aus der sichtlich fortschreitenden, raschen Besserung, die einer solchen nachträglichen Gallenergiessung folgt, kann man sich dann überzeugen, dass diese zweite Gallenergiessung ein ganz anderes Ding sei, als die des ersten Zeitraumes.

Die Vorsichtsmassregel, die ich hier in Betreff des Laugensalzes empfehle, passt auch ganz auf die Gelbsucht und auf die vielen Abstufungen dieser Krankheit, welche weder im gemeinen Leben, noch in der ärztlichen Krankheitslehre einen besondern Namen bekommen haben.

Bei der ausgebildeten Gelbsucht bin ich zuerst auf die Eigenschaft des Laugensalzes, die Aktion der Gallengänge zu mindern, aufmerksam geworden. Hier trifft es sich bekanntlich auch zuweilen, dass, wenn die freie Ergiessung der Galle in den Zwölffingerdarm durch zweckmässige Mittel wieder hergestellt wird, dann zugleich mit dieser günstigen Veränderung Unbehaglichkeit in den Präcordien, und eine Vermehrung dieser Unbehaglichkeit nebst häufigem Aufstossen gleich nach dem Einnehmen der vorher ganz wohlthuenden Mittel sich zeigt. Wenn ich hier Natron reichte, so verschwanden diese Zufälle. Sobald ich aber aus übel berechneter Vorsicht selbiges etwas länger gebrauchen liess, als genau zur Entfernung jener Zufälle nöthig war, so sah ich zu meinem Verdrusse, dass die kaum zum Normalstande zurückgeführte Aktion der Gallengänge sich krankhaft verminderte, der Harn dunkler gefärbt und der Koth wieder grau wurde. Anfänglich schrieb ich diesen Rückgang zufälligen, mir unbekannten Umständen zu; die Folgezeit hat mich aber gelehrt, dass er bloss dem Uebergebrauche des Natron zuzuschreiben ist.

Ausser dem *Antimonio* und den Laugensalzen gibt es bekanntlich noch manche andre Arzeneisubstanzen, welche die Aktion der Gallengänge mindern, selbst gesunden Menschen, die etwas reizbare Gallengänge haben, grauen Abgang verursachen. Zu diesen gehört unter andern der Mohnsaft, weshalb ihn auch *Sylvius* beim Gallenfieber anwendet, obgleich er sich auf seine Weise eine ganz andere, uns heut zu Tage wenig ansprechende Erklärung von dessen guten Wirkung macht. Laxirmittel, als mässige Reize auf den Darmkanal angewandt,

vermehren die Thätigkeit der Gallengänge; wird aber der Darmkanal etwas feindlicher von den Laxirmitteln angegriffen, so bewirkt dieser Reiz eine Verminderung der Gallenergiessung in den Zwölffingerdarm; (welche letzte freilich eben so gut durch eine Zusammenziehung der Einmündung des gemeinschaftlichen Gallenganges in den Zwölffingerdarm, als durch eine verminderte Thätigkeit der Gallengänge überhaupt kann bewirkt werden). Die gute Wirkung der Laxirmittel beim Gallenfieber, welche die ausleerenden Aerzte, nächst den Brechmitteln, besonders rühmen und den Kranken stark damit zusetzen, beruhet nicht bloss auf die Ausleerung schädlicher Stoffe, sondern, auch hauptsächlich mit, auf der, die krankhaft vermehrte Thätigkeit des gallenabsondernden Organs mindernden Darmreizung, welche die Laxirmittel verursachen. Wäre dieses nicht so, so würde auch die Heilung der Gallenfieber durch Darmausleerungen unmöglich sein; oder wir müssten den Bauch des Menschen als eine blosse Schundgrube ansehn, die wir nur zu fegen brauchten, um den Kranken zu heilen. Da nun aber die Stärke eines Darmreizes etwas sehr Relatives ist, und die Wirkung theils von dem Grade der Reizbarkeit des Darmkanals, theils von der der Gallengänge abhängt; so ist leicht einzusehn, dass das nämliche Mittel in verschiedenen Körpern ganz verschiedene, unmöglich vorher zu berechnende Wirkung haben und diese antagonistische Heilart, wie alle andre antagonistische Heilarten, unsicher sein müsse. Sollte nun aber jemand an der die Thätigkeit der Gallengänge mindernden Wirkung eines ernsthaften Darmreizes zweifeln, so erinnere ich diesen nur an das Vorläuferstadium jener Ruhren, welche den ganzen Darmkanal ergreifen, (die Mastdarmruhr hat keine Vorzeichen; sie überfällt plötzlich). Grauer Koth ist ja das sicherste Zeichen der nahenden Ruhr. Zu solcher Zeit ist die erkennbare Darmreizung noch anscheinend so mässig, dass kaum drei oder vier breiige, kothige Stühle in vierundzwanzig Stunden erfolgen, und ein Unerfahrner kaum etwas Böses ahnen sollte. Bei dem einfachen Durchfalle, welcher zuweilen auf eine Erkältung des Körpers folgt, kann man sich auch von der Einwirkung eines Darmreizes auf die Gallengänge überzeugen, besonders bei etwas reizbaren Le-

bern und wenn der Durchfall schon ein paar Tage angehalten.

Es fragt sich jetzt: welches ist der wohlthätige, heilende Grundstoff in der *Nux vomica?* Die Leser werden unbedenklich sagen: das Strychnin ist es. Indessen, werthe Leser! die Sache ist noch so ganz ausgemacht nicht. Dass das Strychnin Wirkung auf den Körper habe, ist keinem Zweifel unterworfen; ob aber die unmittelbar wohlthätige Wirkung der *Nux vomica* auf Leber und Darmkanal von dem Strychnin, oder von einem andern nicht bittern Grundstoffe abhange, darüber müssen noch nähere Untersuchungen angestellt werden. Was ich darüber erfahren, werde ich, so unvollkommen es auch ist, treu dem Leser mittheilen.

Vor mehren Jahren, da hier Gehirnfieber herrschten, ich die wohlthätige Wirkung des Tabaksgeistes auf das erkrankte Gehirn und Rückenmark erprobte und mich überzeugte, dass der Extraktivstoff des Tabaks in seiner Wirkung von dem durch Weingeist ausziehbaren und destillirbaren Stoffe verschieden sei, kam ich auf den Gedanken, auch einen Krähenaugengeist bereiten zu lassen. Ich war nämlich auf Fälle gestossen, wo der bittere Stoff der Krähenaugen von dem Kranken übel vertragen wurde, obgleich ich nach meiner Erfahrung urtheilen musste, dass gerade in den Krähenaugen das Heil des Kranken stecke. Wenn man also, dachte ich, den eigentlich wohlthätigen Grundstoff durch die Destillation von dem bittern scheiden könnte, so müsse das eine gar gute Arzenei werden. Der Geist war bald destillirt, aber er fiel so geschmacklos aus, dass ich, auch bei dem besten Glauben, nicht wol besondere Tugenden in ihm suchen konnte; er blieb also unbenutzt in der Apotheke stehen. Lange Zeit nachher sollte ich eine geringe Frau von einer sehr heftigen Kolik befreien; allein, ob ich gleich mein Bestes that, so wollte sich das Ding doch so übel machen, dass die Frau, an ihrer Genesung verzweifelnd, sich zum Tode anschickte und den Notar und Geistlichen rufen liess. Ein Trank von Krähenaugentinktur mit stinkendem Asant, den ich selten vergebens in einer solchen Kolik anwende, hatte hier auch seine Hülfe versagt. In diesen verzweifelten Umständen fiel mir mein verachteter Krähen-

augengeist wieder ein. Weil ich aber selbst keinen Glauben daran hatte, nahm ich die Gabe etwas reichlich, nämlich eine Unze mit sieben Unzen Wasser gemischt, und liess die Kranke von dieser Mischung jede halbe Stunde einen Esslöffel voll verschlucken. Nachdem drei Löffel voll verbraucht waren, liess die Heftigkeit des Schmerzes nach, und nach verbrauchter Hälfte des Trankes war jede Spur des gefahrdrohenden Uebels verschwunden. Seit ich diese Erfahrung gemacht, haben mehre Jahre Gehirnkrankheiten und solche Bauchkrankheiten geherrscht, bei denen weder die Tinktur noch der Geist der Krähenaugen hülfreich sein konnte. Ich hatte also nur selten Gelegenheit, mich zu überzeugen, dass der Geist der Krähenaugen in solchen Fällen von Leber- und Darmleiden hülfreich sei, in welchen die Tinktur nicht bloss vergebens, sondern selbst mit Verschlimmerung gebraucht wurde. Im Jahre 1829 habe ich endlich hinreichende Gelegenheit gefunden, mich von der Wahrheit meiner früheren Erfahrungen zu vergewissern. Es zeigte sich nämlich im Frühjahr des besagten Jahres, nachdem fast ein Jahr lang vorher ein Urleiden des *Plexus coeliaci* geherrscht, welches mit Bittermandelwasser musste geheilt werden, eine Leberkrankheit, die mit den früher erlebten wol einige Aehnlichkeit hatte, aber doch auch wieder himmelweit von ihnen verschieden war. Die Gallengänge waren allerdings krankhaft ergriffen; das konnte man aus dem galligen Harn sehen, der zuweilen bloss goldfarbig, öfter aber dunkelbraun war. Schmerzen in der rechten Seite und in der Herzgrube waren auch häufig Gefährten dieser Krankheit. Erschien sie als akutes Fieber, so war ihr Auftreten bei weitem nicht so stürmisch als das des gewönlichen Gallenfiebers. Der Kopfschmerz war mässig und verschwand in ein paar Tagen bei dem Gebrauche dienlicher Mittel. Bei denen, welche sich erbrachen, konnte man sich überzeugen, dass der Magen und das Duodenum keine krankhaft scharfe Stoffe enthielten. Ueberhaupt bestand die Affektion der Gallengänge bei diesem Fieber offenbar nicht in einer vermehrten Thatigkeit derselben, eben so wenig in einer vermehrten und qualitativ veränderten Gallenabsonderung, sondern es war vielmehr eine Affektion, welche zu den unzähligen Abstufungen der Gelbsucht gehörte.

Wirkliche Gelbsuchten habe ich den ganzen Sommer nur zwei zu behandeln gehabt.

Bei den ersten neuen Fieberkranken, die ich im Frühjahre sahe, war Durchlauf, und bei ein paar heftiger Durchlauf der hervorstechende Zufall. Es war ein von der Affektion der Leber geradezu abhangender consensueller Durchfall. Ein wenig bitterer Geschmack bestimmte mich, das Natron anzuwenden; allein, obgleich der bittere Geschmack dadurch verschwand, so wurde doch der Durchlauf vermehrt; zum Beweise also, dass dieser geringe bittere Geschmack nicht von zu berücksichtigenden sauern Stoffen herrührte; denn bei den frühern Fiebern hörte der von sauren Stoffen entstandene Durchfall beim Gebrauche des Natrons gar bald auf.

Ich versuchte jetzt das Schellkraut, überzeugte mich aber bald, dass es das wahre Mittel nicht sei. Der Durchlauf wurde dadurch vermehrt, der dunkle, gallige Harn noch dunkler; und wenn ich auch die Schellkrauttinktur in ganz geringer Gabe reichte, mit arabischem Gummi und Oel vermischt, so wurden doch die besagten Zufälle und das ganze Befinden des Kranken eher schlimmer als besser.

Die Krähenaugentinktur that etwas bessere Dienste; der Kranke fühlte sich erleichtert bei dem Gebrauche, auch wurde der Harn blasser, aber der Durchlauf vermehrte sich, selbst wenn ich die Tinktur in gar geringen Gaben reichte. Alles wol erwogen, schien es mir am klügsten, den Krähenaugengeist zu geben, und ich überzeugte mich auch bald, das wahre wohlthätige Heilmittel gefunden zu haben. Nun sann ich darauf, ob nicht der wohlthätige Grundstoff aus den Krähenaugen noch besser durch Wasser mit einem schwachen Zusatze von Weingeist auszuziehen sei, als durch blossen Weingeist. Ich hatte mich auch in meiner Vermuthung nicht geirrt; denn das geistige Wasser, von solcher Stärke bereitet, dass ein Pfund Krähenaugen auf vier Pfund des Destillats kommt, leistete wirklich alles, was man von einem guten Heilmittel verlangen kann. Der Leser muss aber nicht denken, als könne man dieses Wasser, weil es wenig Geschmack hat, in starken Gaben reichen. Abgesehen davon, dass Krankheiten erscheinen können, in welchen grosse Gaben vielleicht treffliche Dienste leisten, wird

man die beste Wirkung sehen, wenn man nicht über zwei Drachmen in vierundzwanzig Stunden gibt. In den meisten Fällen habe ich nur fünfmahl tags dreissig Tropfen gereicht, welches ein wenig mehr als eine Drachme ausmacht. Die Fieber nun, von denen ich eben spreche, veränderten, wie es zum Sommer kam, ihre Zufälle, ohne jedoch ihre Natur zu verändern. Mit dem Durchfalle hatte man nun nicht zu fechten, aber man hatte es mit einer seltsamen Verbindung zu thun, welche sie mit den gewöhnlichen Sommerwechselfiebern eingingen. Bei einigen Menschen entstand aus dieser Verbindung offenbar eine zusammengesetzte Krankheit. Bei den meisten aber wurde daraus eine einfache, nämlich eine Leberaffektion mit einer consensuellen, die unvollkommene Form eines Wechselfiebers annehmenden Affektion des Gesammtorganismus. Unter zehn Menschen, die angeblich mit bösen Wechselfiebern behaftet waren, genasen gewiss sieben bloss durch das Wasser der Krähenaugen. Sich selbst überlassen, fingen diese Fieber oft als *Tertiana*, seltner als *Quotidiana* an. Die Intermission war nie ganz rein, und statt dass bei einfachen Wechselfiebern die Intermissionen immer reiner werden, geschah hier gerade das Gegentheil; nach acht, oder nach zehn Tagen ging die *Tertiana* in *Quotidiana* über und die unreine *Quotidiana* wurde gar bald zu einem Fieber, das mit dem Wechselfieber gar wenig Aehnlichkeit hatte. — Bei einigen entstand aus der Verbindung des *Morbi stationarii* mit den Sommerfiebern, wie eben gesagt, ein zusammengesetzter Zustand. Hier konnte ich mit dem Krähenaugenwasser wol die Leber zum Normalstande bringen, aber nicht das Wechselfieber heben; dieses wurde aber durch Heilung des Leberleidens rein in seiner *Intermission*, und eignete sich also besser zum Unterdrücken durch die Rinde. Bei einigen fing das Fieber als *Continua remittens* mit vorwaltendem Leberleiden an, und wenn auf den Gebrauch des Krähenaugenwassers Besserung eintrat, so erschien ein Wechselfieber in reiner Form, welches nicht mit Krähenaugen konnte vertrieben werden. Bei dem Unterdrücken solcher Wechselfieber richte ich mich nach dem Harne der fieberfreien Zeit; ist dieser dem gesundheitsgemässen gleich, so kann man es frei unterdrücken. Aber, wie gesagt, nach einem ungefähren,

doch gewiss nicht unrichtigen Ueberschlage, konnte ich von zehn angeblichen Wechselfiebern, sieben bloss mit dem Krähenaugenwasser heilen.

Von den zwei einzigen Gelbsüchtigen, welche ich in diesem Sommer zu behandeln hatte, ist noch merkwürdig zu berichten, dass eine dieser Gelbsuchten unter der Heilgewalt des Krähenaugenwassers, die andre unter der, der Schellkrauttinktur stand. Der erste Fall ereignete sich bei einer in der zweiten Hälfte der Schwangerschaft sich befindenden jungen Frau. Ein Erbrechen, welches zwar nicht heftig war, wodurch aber doch alle Nahrungsmittel und Getränke, sobald sie in den Magen kamen, ausgeworfen wurden, und welches nicht von der Schwangerschaft, sondern von der Leberaffektion herrührte (denn sie hatte es vor Eintritt der Gelbsucht nicht gehabt) stillte ich erst mit Wismuth, und es stillte sich leicht. Darauf gab ich fünfmahl tags fünfzehn Tropfen Krähenaugenwasser. Die Wirkung war so gut, dass ich schon nach vierundzwanzig Stunden aus der Farbe des Harnes die Besserung erkannte. Die Heilung folgte auch regelmässig und schnell, denn die Gelbsucht war ganz neu. Die zweite Kranke war ebenfalls eine junge Frau und die Krankheit neu. Darin fand sich ein Unterschied, dass diese Frau nicht schwanger war, sich nicht erbrach, und ihrer Aussage nach, bei zwei Monaten allerlei Bauchbeschwerden, jedoch mehr lästige als schmerzhafte gehabt. Sie verbrauchte zwei Unzen des Krähenaugenwassers und die Gelbsucht wurde eher schlimmer als besser. Darauf gab ich Schellkrauttinktur; die Besserung erfolgte bald und schritt regelmässig bis zur vollkommnen Heilung fort.

Was ist nun das Abstrakt meiner Erfahrung über Krähenaugen und Schellkraut? — Es gibt bestimmt zwei krankhafte, aber nicht durch Zeichen unterscheidbare Zustände in der Leber, deren einer unter der Heilgewalt des Chelidoniums, der andere unter der der Krähenaugen stehet. Diesen Satz halte ich für wahr; allein die Frage, ob die Krähenaugenleberkrankheit zweierlei Art sei, also, dass eine unter der Heilgewalt des flüchtigen, destillirbaren Grundstoffes, die andere unter der, des bitteren, unflüchtigen stehe, diese Frage halte ich bis jetzt für unbeantwortbar, und zwar aus folgenden Grün-

den. Wenn man Mohnsaft mit einem Abführungsmittel verbinden wollte, so würde, je nachdem der Grad der Reizbarkeit des Darmkanals sich verhielte, entweder die Wirkung des Mohnsaftes oder die des Laxirmittels vorwalten. Eben so verhält es sich auch wahrscheinlich mit allen Mitteln, welche einen doppelten Grundstoff haben. Im Jahe 1816 und in einigen folgenden Jahren ist vielleicht die Reizbarkeit der Leber und des Magens weit geringer gewesen. Der bittere Grundstoff der *Nux vomica* kann damahls die Heilwirkung des flüchtigen bloss nicht beeinträchtigt haben, der flüchtige aber gerade der eigentlich heilende gewesen sein. Später wirkte bei einer erhöhten Reizbarkeit des Epigastriums der bittere Grundstoff feindlich, die Wohlthätigkeit des flüchtigen ganz oder zum Theil aufhebend, und musste deshalb von dem flüchtigen geschieden werden. So kann die Sache sein, sie kann aber auch anders sein. Früher kann der bittere unflüchtige Grundstoff, später der unbittere flüchtige Heilmittel gewesen sein. Wer kann es wissen? — Könnte ich zehn oder zwölf Jahre wieder zurückgehen, so wollte ich bald Gewissheit in dieser Sache haben; aber jetzt muss ich warten, bis einmahl wieder solche Leberkrankheiten herrschen, bei welchen die Krähenaugentinktur heilsam ist, dann lässt sich das Ding leicht schlichten.*)

---

*) Vom Jahre 1839.

Endlich bin ich zu der Ueberzeugung gelangt, dass beide Präparate der Brechnuss, die Tinctur und das Wasser, gegen zwei verschiedenartige Leberkrankheiten Heilmittel sind. Im Sommer des Jahres 1838 war der *Morbus stationarius* eine Leberkrankheit, welche unter der Heilgewalt des Brechnusswassers stand. Im Sommer 1839 veränderte sie so ihre Natur, dass sie unter die der Tinktur trat. Bei dieser letzten Krankheit war nur in seltenen Fällen, selbst wenn sie als akutes Fieber erschien, regelwidrige Gallenabsonderung vorhanden. Das Fieber war *Continua remittens* und zwar mit recht deutlichen Remissionen, jedoch nicht mit solchen, dass man sie an Intermissionen grenzende hätte nennen können. Die Exazerbationen kamen meist früh nachmittags, seltener vormittags. Der Harn war meist trübe und gelb, selten braun und klar. Seitenstechen war sehr gemein. Der Gesammtorganismus befand sich im Indifferenzstande, sowol bei der akuten als bei der chronischen Form; man brauchte also nur die kranke Leber gesund zu machen, so machte man den ganzen Menschen gesund.

Ich habe mich nun vollkommen überzeugt, dass das Brechnusswasser

Seit 1829 bis 1835 habe ich häufig Gelegenheit gehabt, das Krähenaugenwasser bei herrschenden Krankheiten zu erproben; alles aber der Länge nach zu erzählen, würde zu weitläuftig und zu wenig belehrend sein, ich werde also nur einiger praktischen Listen gedenken, deren man bei dem Gebrauche desselben nicht entbehren kann.

Beim consensuellen Husten, der von einer Urerkrankung der Leber herkommt, muss man es nie stärker als zu 15 Tropfen für die Gabe fünfmahl tags reichen, und jedesmahl mit einer halben Tasse Wasser vermischt. Solcher Husten chronischer Art siehet man bei gastrischen Zeitläufen viele. Nicht selten ist der Husten der einzige Zufall, durch den sich die Lebererkrankung verräth; also ist es auch niemand zu verdenken, dass er denselben für einen blossen Katarrahlhusten hält. Die meisten Menschen aus der mittlen und unteren Volksklasse suchen erst dann Hülfe, wenn sichtbare Abmagerung des Körpers, und eine gar zu lange Dauer ihnen den Husten verdächtiget. Gewöhnlich ist er trocken, nur mit geringem Auswurfe eines klaren Schleimes gepaaret; zuweilen werfen aber die Leute viel aus, und der Schleim ist dick und gelblich. Dieser Unterschied wird wol von der verschiedenen Eigen-

---

nicht die mindeste Heilwirkung in dieser Leberkrankheit äusserte, weder in kleinen noch in grösseren Gaben gereicht; aber die Tinktur leistete alles, was man verlangen konnte. Jedoch, welche Verschiedenheit, hinsichtlich der Heilgabe, zwischen dieser Leberkrankheit und jener, die in den Jahren 16 bis 19 herrschte! Damahls gab ich 15 Tropfen 5 mahl tags, also 75 Tropfen als Taggabe; bei der jetzigen Krankheit bestand die Taggabe in 5 bis 10 Tropfen, die ich bei starkem Seitenstechen und starkvorwaltenden consensuellen Brustleiden mit 8 Unzen Gummiauflösung gemischt stündlich löffelweise nehmen liess; je stärker jene Zufälle waren, um so geringer musste die Gabe sein. Wenn die Leberkrankheit nicht als akutes, sondern als schleichendes Fieber auftrat, gab ich 5 mahl tags zwei Tropfen in einer halben Tasse Wasser, und weil sich zwei Tropfen nicht gut tröpfeln, sondern leicht mehr Tropfen aus dem Fläschchen laufen, dieses Mehr aber das spannende, oder zusammenschnürende Gefühl in dem Epigastrio eher vermehrte als verminderte, so bin ich auf den ganz einfachen Gedanken gekommen, den Kranken, oder ein verständiges Glied der Familie alle Morgen die ganze Taggabe, zehn Tropfen, mit drittehalb Tassen Wasser mischen zu lassen, wovon dann der Kranke fünf mahl tags eine halbe Tasse nahm. Dieses ging sehr gut, weil sich 10 Tropfen besser zählen als zwei.

thümlichkeit der Körper und von dem verschiedenen Grade der Reizbarkeit ihrer Lungen abhangen. Solche, die früher oft mit Katarrhalhusten geplagt, die Heilung desselben bloss der Natur überlassen haben, behalten, wenn die Natur langsam in ihrer Heilung gewesen, gewöhnlich eine krankhafte Reizbarkeit der Lunge. Wird nun diese Lunge später durch ein Urleberleiden consensuell zum Husten aufgeregt, so siehet man Erscheinungen, die man an minder reizbaren Lungen nicht siehet.

Im Allgemeinen kann man annehmen, dass tiefes Einathmen, Tabaks-, Holz-, oder Kohlenrauch den consensuellen Husten nicht aufregt. Es gibt aber Ausnahmen von der Regel, die, wie der Schleimauswurf, von dem eigenthümlichen Grade der Reizbarkeit der Lungen abhangen. Man muss also nicht von solchen Ausnahmen flugs auf ein Urleiden der Lunge schliessen, gleich an Knoten, Eiterbeulen und Geschwüre denken. Solche vorwitzige Schlüsse haben wahrlich manchen Kranken Leib und Leben gekostet; diese Kranken waren nicht lungensüchtig, da sie zum Arzt kamen, aber sie wurden es, weil der Arzt sie dafür hielt und nach dieser falschen Ansicht die Heilung versuchte.

Uebrigens muss sich aber keiner vorstellen, als liesse sich ein alter consensueller, von einer Lebererkrankung abhangender Husten in vier oder fünf Tagen durch das Krähenaugenwasser heben. Solch alte Dinge heben sich nicht so schnell; ich bin schon zufrieden, wenn ich bald Besserung sehe, denn was bessert, das wird gewöhnlich durch den fortgesetzten Gebrauch des Mittels, welches die Besserung eingeleitet, ganz gut.

Ich habe seit 1829 gar manche Menschen vom consensuellen Husten durch das einfache Krähenaugen- oder Brechnusswasser befreiet, welche schon vergebens die schulrechte Kunst in Anspruch genommen. Meine Meinung ist aber nicht, als könne man zu jeder Zeit alle consensuelle, aus der urerkrankten Leber spriessende Husten durch das nämliche Mittel heilen; ich gebe vielmehr meinen jüngeren Lesern folgenden Rath. Sie müssen bei allen vorkommenden consensuellen Husten sich zuerst in der Wahl des Heilmittels nach der

epidemischen Constitution richten (ich nehme diesen Ausdruck im reinerfahrungsärztlichen Sinne), und consensuelle Husten, wenn Schellkrautkrankheiten landgängig, durch geringe Gaben Schellkrauttinktur, wenn Brechnussleberkrankheiten landgängig, durch Krähenaugenwasser angreifen u. s. w. Allerdings verändern solche Lebererkrankungen und die davon abhangenden Husten, wenn sie lange in einem Körper genestet, zuweilen ihre Natur; aus der Schellkrautkrankheit kann eine Frauendistel-, oder Quassiakrankheit werden, und umgekehrt, auch aus dieser jene; das muss man wol bedenken, aber doch nicht die Ansnahme mit der Regel verwechseln.

Nun noch ein Wort vom consensuellen Durchlaufe. Wo dieser von einer Urerkrankung der Leber abhängt, müssen alle Lebermittel in ganz kleinen Gaben gereicht werden. Da das Brechnusswasser wenig Geschmack hat, so dachte ich anfangs, bei dessen Gebrauch sei diese Vorsicht nicht so sehr nöthig. Das war aber eine Bethörung, die mir noch von der Schule anhing; im Jahre 1829 wurde ich davon geheilt. Ich wurde zu einem Manne gerufen, der von dem damahls herrschenden Leberfieber ungewöhnlich heftig ergriffen war, und schon am zweiten Tage der Krankheit, wo ich ihn sah, den Beginn eines consensuellen Durchlaufes hatte. Ich verschrieb ihm einen Trank von einem Skrupel Traganth, acht Unzen Wasser und zwei Drachmen Brechnusswasser, davon nahm er stündlich einen Löffel. Am folgenden Tage war der Durchlauf vermehrt; ich verminderte das Krähenaugenwasser um die Hälfte. Am anderen Tage war der Durchlauf noch wie er gewesen; ich verminderte die Drachme um einen Skrupel, der Durchlauf blieb. Nun setzte ich nur einen einzigen Skrupel zu den acht Unzen Gummiwasser, und siehe! der Durchlauf hörte gleich auf und die Genesung erfolgte rasch.

Seitdem habe ich da, wo ich es mit verständigen Leuten zu thun hatte, diesen das Brechnusswasser pur verschrieben, und sie davon 4 oder 5 mahl tags 6 bis 7 Tropfen in einer halben Tasse gemeinem Wasser nehmen lassen, und zwar mit überraschend günstigem Erfolge. Rohen, oder leichtsinnigen Menschen, die zum Tropfenzählen nicht taugen, gebe ich ihre Taggabe in einer Flasche mit Gummiwasser.

Zusatz vom Jahr 1836.

Eine 1836 herrschende Leberkrankheit stand vom Anfange des Jahres bis zum Monat Junius unter der Heilgewalt des Frauendistelsamens, trat dann aber unter die des Safrans. Ueber die Heilwirkung des Safrans auf die Leber ist unsere Literatur (so weit ich sie als Ungelehrter kenne) arm; man hat mehr von seiner Wirkung auf die Brust und auf den Kopf gefabelt, als seine Leberheilkraft ergründet. Da ich nun vor mehr denn 30 Jahren ihn nutzlos in Brust- und Kopfleiden gebraucht, so war er bei mir ganz in Veracht gekommen. Der gemeine Mann mag denselben zuweilen heilsam in der Gelbsucht befunden haben, denn vor vielen Jahren erzählte mir eine achtbare Frau, sie sei einst von der Gelbsucht, welche ein verständiger und erfahrener Arzt seit zwei Monaten vergebens bekämpft, durch einen Aufguss des Safrans bald befreiet worden, und dieses Mittel habe ihr ein schlichter Landmann gerathen. — Mich hat aber weder diese Erzählung, noch *Crollius*, der in seiner Schrift — *De signaturis internis rerum* — den Safran als Gelbsuchtheilmittel angibt, auf die Leberheilkraft desselben aufmerksam gemacht, sondern einzig folgender Zufall.

Zu der Zeit, da der Frauendistelsamen anfing seine Heilwirkung zu versagen, ich also andere Hülfe suchen musste, bestimmten mich einige Erscheinungen der Krankheit, das Quassiawasser zu versuchen. Ich sah von diesem zwar wirkliche Heilwirkung, aber doch nicht eine so rasche, als ich sie verlangte, und als sie, nach meinen früheren Beobachtungen über dessen Wirkung zu urtheilen, hätte sein müssen, wenn die Krankheit eine echte Quassialeberkrankheit gewesen wäre. Da ich aber nichts besseres wusste, so blieb ich vorläufig dabei. In dieser kurzen Zwischenzeit der Halberkenntniss bekam ich hier im Orte einen 60jährigen Mann zu behandeln, den die Krankheit als akutes Fieber mit consensuellem schmerzhaften Brustleiden, Husten und blutigem Auswurf ergriffen hatte. Das Quassiawasser verbesserte allerdings den krankhaften Zustand, aber die Besserung machte sich doch langsam. Nach acht Tagen fragt mich der Kranke, ob ich dem Quassiawasser,

selfieber sind bloss Zufälle einer Milzaffektion; wenn Bauchkrankheiten herrschen, siehet man zuweilen Milzfieber. Aber das eine Jahr unterscheidet sich sehr darin von dem andern; ich habe wol in einem ganzen Jahre, wo Leberkrankheiten herrschten, kein einziges Milzfieber zu behandeln gehabt, und dann wieder, bei herrschenden Leberkrankheiten, Milzfieber von Zeit zu Zeit einzeln dazwischen laufen sehen. Gehirnleiden, unter der Form von Manie und Melancholie, Augenaffektionen, als *Diplopie*, *Amblyopie*, chronische Entzündung, habe ich bis jetzt wol der Leber, aber nicht der Milz entsprossen beobachtet. Hätte ich eine epidemische Milzkrankheit erlebt, so würde ich mehr von diesem Organe zu sagen wissen; da ich aber eine solche epidemische Krankheit nicht erlebt habe, so kann das, was ich über Milzmittel zu sagen habe, nur unvollkommen sein.

Holzkohle.

Dieses Mittel habe ich schon sehr lange gebraucht und in diesem langen Zeitraume nicht wenig Menschen damit geholfen, ohne dass ich mich der Zweifel entschlagen konnte, ob es auch wol wirklich als *Splenicum* wirke. Lange habe ich die Sache unentschieden gelassen; jetzt scheint sie mir zwar noch nicht über alle Zweifel erhoben, aber doch so weit gediehen, dass sie mittheilbar ist. Wenn man von einem Eigenmittel auf ein erkranktes Organ sprechen und andern es empfehlen will, so muss man vor allen Dingen es in solchen Fällen erprobt haben, wo über das affizirte Organ kein Zweifel obwalten kann. Der einzige Fall von Milzaffektion, der wenig Zweifel über das affizirte Organ zulässt, ist derjenige, der durch Schmerz sich an dem Orte offenbaret, wo die Milz bei Gesunden liegt. Ganz strenge genommen, ist auch dann noch keine vollkommne Sicherheit, denn ich erinnere mich eines Falles (aber auch nur eines einzigen), wo bei einer Gelbsucht der Schmerz nicht im rechten Hypochondrio, sondern ganz im linken, nahe dem Rückgrathe war. Wäre hier nicht die Leberaffektion durch andere Zeichen unverkennbar gewesen, so würde der Ort des Schmerzes den Arzt in die Irre geführt haben. Abgesehen aber von dieser kleinen Unsicherheit, ist

doch wol die von mir angegebene Krankheitsform gerade die, welche den wenigsten Zweifel über das affizirte Organ zulässt. *) Nun, in solchen Fällen habe ich die Holzkohle gebraucht, aber nur Erleichterung des Schmerzes, nicht vollkommne Heilung damit bewirken können. Auf die Weise fehlt mir der beste Beweis für die Heilwirkung der Kohle auf die erkrankte Milz.

Positive Zeichen sind bei Milzleiden oft so unbedeutend, dass sie, für sich genommen, nichts sagen. Was bedeutet z. B. ein flüchtiger, von Zeit zu Zeit sich einstellender Stich im linken Hypochondrio, den der an chronischem Husten leidende Kranke zuweilen vor Entstehung des Hustens, welchen ich heilen soll, empfunden hat, und den er jetzt wirklich nicht mehr empfindet? An sich nichts; es kann ja ein Wind gewesen sein, der sich in der Biegung des Colons verhalten. Aber bei der Abwesenheit aller Zeichen von Leberaffektion, bei dem Nichtvorhandensein aller muthmasslichen Gründe für ein Urleiden der Lunge, ist solch ein unbedeutendes Zeichen von grosser Wichtigkeit, nicht für den disputirenden Arzt, sondern für den Heilmeister. In solchen Fällen nun, wo das Kranksein der Milz zwar mehr oder minder deutlich, aber nicht aller Zweifelei enthoben ist, habe ich die Kohle in consensuellen Brustaffektionen gegeben, und damit nicht bloss unbedeutende Husten geheilt, sondern auch solche ernsthafte, welche von erfahrnen Aerzten mit kräftigen Mitteln vergebens bekämpft waren. Sollte jemand sagen, die Kohle sei ein Lungenmittel, so rathe ich ihm, selbige als solches zu versuchen. Ich habe schon vor gar langer Zeit den nämlichen Gedanken gehabt, bin aber gar bald davon zurückgekommen. In neuer Zeit ist die Holzkohle als *Hepaticum* angegeben; ich habe darüber keine verneinende Erfahrungen gemacht und keine bejahende. Man soll auch, wie ich gelesen, den Gänsen dadurch die Leber vergrössern, dass man ihnen Holzkohle unter das Futter mengt. — Vorausgesetzt, dass dieses wahr sei (ich habe

*) In der Folge werde ich zeigen, dass man sich nicht bloss bei schmerzhafter, sondern selbst bei handgreiflicher Milzerkrankung täuschen, und leicht das consensuelle Leiden für Urleiden nehmen könne.

es nie selbst versucht), so scheint mir solche an Gänsen gemachte Erfahrung, die Meinung, als sei die Kohle ein gutes *Hepaticum*, eben nicht sonderlich zu bewahrscheinigen; denn abgesehen davon, dass der Mensch keine Gans ist, würde ich ein Mittel, welches die gesunde Leber anschwellen macht, nicht gerade für ein solches halten, welches die erkrankte gesund zu machen im Stande sei.*)

Das anhaltende, des Nachts sich verbösernde Asthma, ist ein nicht häufig vorkommendes Uebel. Es kann, eben so gut

---

*) Dass die Leber der Gänse durch den Genuss der Holzkohle vergrössert werde, habe ich oft gehört und zweimahl im Hufelandischen Journal gelesen, aber an der Wahrheit dieses Vorgebens gezweifelt, weil *Baptist Porta*, der über diesen Gegenstand schreibt, (*Magia naturalis pag.* 510) gar nicht der Kohle erwähnt. Ich besitze auch ein altes Kochbuch, dessen Verfasser ich nicht nennen kann, weil mein Exemplar seinen Titel verloren: über jeder Blattseite stehen aber die Worte: *De arte magirica liber.* Es ist also ein echt gelehrtes, lateinisches, mit vielen griechischen Wörtern durchspicktes Kochbuch, das vom sechzehnten Jahrhundert sein muss, weil der Verfasser von *Erasmus* als von seinem Zeitgenossen spricht. In demselben ist nun auch von dem künstlichen Grossmachen der Gänselebern die Rede, aber der Kohle wird nicht gedacht. Vergleiche ich das, was in beiden Büchern darüber gesagt ist, mit einander, so führt sich die ganze Mästkunst darauf zurück, dass man den Thieren solche Nahrung gibt, welche sie leicht verdauen: dadurch einzig, und nicht durch Kohlenbeimischung, werden ihre Lebern und ihre Leiber ungeheuer fett; welches sie in dem Grade nie durch schwerverdauliche Nahrung werden. Seit etlichen Jahren wohnt hier eine Frau, die die Kunst, den Gänsen grosse Lebern zu machen, aus dem Grunde versteht. Diese schickte mir einst eine Leber von 28 Loth, welche von einer kleinen Gans war. Um mich zu überzeugen, durch welchen Stoff eigentlich die Leber so vergrössert sei, an der ich doch weder durch das Gesicht, noch durch das Gefühl etwas Krankhaftes erkennen konnte, liess ich sie, ohne alle Zuthat, bloss mit ein wenig Salz in einem Topfe braten. Ich wurde gewahr, dass sie nur durch Fett so schwer und gross geworden; denn obgleich sie, durch das Braten, desselben schon eine grosse Menge verloren, war sie doch kaum vor Fett zu geniessen, hatte aber übrigens einen vollkommen reinen Geschmack. Die Frau stopft die Gänse mit Mehlnudeln nach einer gewissen Ordnung; die ganze Heimlichkeit besteht darin, dass sie die Nudeln erst garkocht, bevor sie sie den Gänsen giebt; sie behauptet, durch rohe Nudeln könne nie der Zweck erreicht werden. Sie hat mich auch sichtlich überzeugt, dass durch diese Mästung nicht bloss die Leber, sondern das ganze Thier ungeheuer fett wird.

als der Husten, consensueller Natur sein und von einer Milzaffektion abhangen. Ich habe vor noch nicht langer Zeit einen belehrenden Fall der Art erlebt. Ein Mann, der von Jugend an einen nässenden Flechtenausschlag über den ganzen Leib gehabt, welcher Ausschlag, vergebens mit Arzeneimittel bekämpft, sich von selbst im männlichen Alter verloren, aber eine garstige, fischhautähnliche Epidermis zurückgelassen hatte, fing an, über Spannung im linken Hypochondrio, welche zuweilen in einen unbedeutenden, dumpfen, bald vorübergehenden Schmerz abartete, zu klagen. Diese Beschwerde war es aber nicht, sondern eine lästige Kurzathemigkeit war es, weshalb er meinen ärztlichen Beistand in Anspruch nahm. Ich wurde bald gewahr, dass er die Spannung im Hypochondrio schon weit länger als das Asthma gehabt, urtheilte also, dass er an einer Affektion der Milz leide, welches um so wahrscheinlicher war, weil er früher nie auch nur den geringsten Fehler der Lunge gehabt. Diesem Manne nun gab ich nicht die Kohle, sondern ein anderes Mittel, von welchem ich hernach sprechen werde, und sein Uebel besserte sich zusehens. Wie es auf einen gewissen Punkt der Besserung gekommen, wurde er von einem damahls herrschenden Leberfieber hart ergriffen, welches bei ihm mit bedeutenden consensuellen Brustleiden verbunden war. Diese Brustleiden bestanden aber nicht in den vorigen asthmatischen Zufällen, sondern in Seitenstechen mit Husten und blutigem Auswurfe. Er genas; aber kaum war er so weit, dass er den ganzen Tag ausser dem Bette sein konnte, so fing das alte Asthma an, mit erneuerter Gewalt aufzutreten. Ich fürchtete, das Leberübel möchte noch nicht gründlich gehoben sein, und gab zur Vorsorge ein gutes Lebermittel, aber das Asthma blieb. Jetzt gab ich ihm das *Splenicum*, bei welchem vor der akuten Krankheit das Uebel augenscheinlich gebessert war; aber dieses Mittel, nach welchem der Kranke selbst, als nach einer bewährten Hülfe verlangte, leistete jetzt gar nichts. Asthma und Husten blieb, und statt dass er nach überstandener Krankheit sich hätte durch nächtliche Ruhe erholen sollen, trieb ihn das Asthma allnächtlich zum Bette hinaus. Jetzt gab ich ihm die Kohle, diese veränderte bald die Scene. Husten und Asthma min-

derten, letztes verschwand bald ganz, so, dass der Mann seine Freunde, die ihn für verloren gehalten, in einer Entfernung von einer bis zwei Wegstunden zu Fusse heimsuchen konnte. Aber jedes Asthma, das aus der Milz entstehet, weicht nicht der Kohle. Solche Schmerzen des Magens, welche beim Nachlasse sich im linken Hypochondrio verloren und die ich für Milzaffektionen hielt, habe ich einzelne Mahle mit der Kohle gehoben, öfterer jedoch mit andern Milzmitteln.

Consensuelle von einem Urmilzleiden abhangende Affektion der Nieren mit der daraus folgenden Wassersucht versuchte ich noch nicht mit der Kohle zu heilen, weil ich in solchen Fällen bis jetzt mit andern Mitteln ausreichen konnte, und es für Unrecht halte, aus blosser Neugier Versuche zu machen.

Meerzwiebel.

Dieses Mittel habe ich in meiner Jugend gebraucht wie es viel andere Aerzte gebrauchen, als Brustmittel und Urintreibendes. Da ich aber diese Zwiebel als eine höchst unsichere Hülfe erkannte, welche man vielmahl anwenden kann, ohne kaum Einmahl Heil davon zu sehen; so kam sie bei mir ganz in Verachtung. Seit 20 Jahren, wo ich mich um die Affektionen einzelner Organe mehr bekümmerte, die Nothwendigkeit begriff, gute und sichere Eigenmittel auf dieselben kennen zu lernen, und es bei mir wirklich um die Milzmittel sehr windig aussah, las ich einst in einem alten Galeniker (ich weiss wirklich nicht mehr, in welchem), dass die Meerzwiebel ein gar gutes *Splenicum* sei.*) Alles wohl erwogen, was ich früher selbst erfahren, schien mir der Gedanke des Alten ein verständiger Gedanke, ich brauchte von der Zeit an die Meerzwiebel als *Splenicum*, und habe sie auch nicht wieder verlassen.

Wenn ich vorhin sagte, ich sei in Betreff der Holzkohle noch etwas zweifelhaft, ob sie wirklich auf die erkrankte Milz

---

*) *Dioskorides* rechnet sie auch zu den Milzmitteln. Der hat aber so viele Arzeneien als Organmittel angegeben, dass ein ganzes Menschenleben nicht ausreichen würde, nur die Hälfte derselben zu erproben.

heilend einwirke; so kann ich von der Meerzwiebel gerade das Gegentheil versichern. Ich habe sie in solchen schmerzhaften Milzleiden bald und sicher hülfreich befunden, wo wahrlich nicht der geringste Zweifel auch dem grössten Zweifler aufsteigen konnte, ob wol wirklich die Milz das schmerzhaft urergriffene Organ sei.

In solchen dumpfen Schmerzen, die auf der Grenze der *Regionis epigastricae* und *hypochondriacae sinistrae* sich äussern, wo alle Zeichen der Leberaffektionen fehlen, wo also ein etwas unsicheres positives und mehre negative Zeichen für die Milzaffektion sprechen, habe ich sie mit Nutzen als Heilmittel angewendet. Auch in jenen angeblichen Magenschmerzen, welche sich durch das Liegen auf der linken Seite mehr oder minder beschwichtigen liessen, und welche, aller Wahrscheinlichkeit nach, von einer Uraffektion der Milz abhingen, habe ich sie mit ausgezeichnetem Nutzen gebraucht. Endlich habe ich sie auch in einem einzigen Falle von anhaltendem Asthma mit nächtlicher Verschlimmerung, welches von der erkrankten Milz abhing, und in welchem die Kohle nicht helfen wollte, mit gutem Nutzen angewandt; da aber die Milzverstopfung sehr alt war, so sieht es um die gründliche Heilung misslich aus.

Was die von Milzaffektion abhangende Wassersucht betrifft, so werde ich in jüngeren Jahren, ohne selbst über die Natur mancher Wassersuchten im Reinen zu sein, wahrscheinlich die Meerzwiebel in der Milzwassersucht gegeben haben. Das mögen wol solche Wassersuchten gewesen sein, in denen ich sie heilsam befunden; mit Bestimmtheit kann ich aber darüber nichts sagen. Seit ich mich mit grossem Fleisse darauf gelegt, bei allen Krankheiten das urergriffene Organ auszukundschaften (vorausgesetzt, die zu heilende Krankheit bestehe nicht in einer Uraffection des Gesammtorganismus), habe ich sie noch nicht in der Milzwassersucht gebraucht, weil ich ihrer nicht bedurfte, welches ich in Folgendem dem Leser deutlicher auslegen werde.

Was nun die Gabe der Meerzwiebel betrifft, so habe ich sie früher immer in Substanz, zu ein bis zwei Gran viermahl tags, häufiger aber zu ein als zu zwei Gran gegeben: seit aber die Tinktur offizinell ist, mich dieser vorzugsweise bedient.

Im Jahre 1829, wo, wie früher gesagt, Leberkrankheiten herrschend waren, erschienen Milzleiden häufiger, als sonst bei ähnlichen epidemischen Leberkrankheiten, und hier habe ich Gelegenheit genug gehabt, die gute Wirkung der Tinktur zu erproben. Ich gebe sie zu fünfzehn bis dreissig Tropfen fünfmahl tags. Da nun aber die Meerzwiebel, man mag sie in Substanz, oder in Tinktur geben, einigen Menschen den Stuhlgang ein wenig vermehrt, so könnte ein Zweifler auf den Gedanken kommen, sie hebe schmerzhafte Milzleiden bloss durch einen antagonistischen Reiz auf die Därme, sei also kein *Splenicum*, sondern habe nicht mehr Werth als jedes andere Laxirmittel. Dass durch eine künstliche Vermehrung der Darmbewegung schmerzhafte Milz-, Leber- und Magenleiden, wo nicht gehoben, doch beschwichtiget und der Schmerz dadurch könne gestillet werden, ist wahr. Dass aber die Meerzwiebel nicht als antagonistischer Darmreiz, sondern als Milzmittel wirke, beweiset die Erfahrung, dass sie nicht nur bei solchen Kranken schmerzhafte Milzaffectionen hebt, bei welchen sie auf den Stuhlgang wirkt, sondern eben so wol bei denen, bei welchen sie nicht diese Nebenwirkung hat. Ueberhaupt wirkt sie bei den wenigsten Menschen auf den Abgang, und wo sie es that, habe ich bloss durch Verminderung der Gabe der zwecklosen Darmausleerung Einhalt thun können. Ich erinnere mich eines vor Kurzem beobachteten Falles, wo die *Tinc. Squillae* auf sehr heftiges schmerzhaftes Milzleiden die wohlthätigste Wirkung äusserte; ich musste aber, wegen des Durchfalles, die Gabe bis auf fünf Tropfen fünfmahl tags vermindern.

Eichelnwasser.

Dieses Mittel habe ich auf eine wunderliche Weise kennen gelernt. Vor vielen Jahren (ich erinnere mich nicht mehr genau der Zeit) fragte mich ein Zimmermanns-Gesell, der früher in Crefeld gearbeitet, wegen chronischer Bauchschmerzen um Rath. Seiner Aussage nach hatte er lange bei dem Hofrath Schneider in Crefeld arzeneiet; da ihm der nicht helfen können, hatte er ihm gerathen, sich an den Professor Günther in Duisburg zu wenden; zehnmahl war er dorthin gewandert,

aber eben so vergebens. Nachdem ich diesem Manne ebenfalls vergebens das verordnet, womit ich andern Menschen in anscheinend ähnlichen Fällen geholfen, so rieth ich ihm, da ich sah, dass er ein geschickter Tischler war und auch ein wenig in die Stellmacherei pfuschte, sich bei einem Landedelmanne als Tischler zu verdingen; denn ich urtheilte, die Kost am Bedientenüsche des Edelmannes werde seinem schmerzhaften Bauche besser zusagen als der Speck, das Schwarzbrot und die Kartoffeln des Zimmermeisters. Nun wohnte der Bauchkranke manches Jahr bei dem Edelmanne und ich hörte weiter nichts von ihm. Endlich heirathet er dort mit einem Kammermädchen und lässt sich in hiesiger Stadt als Tischler nieder. Einst bin ich bei seiner erkrankten Frau, mir fällt jene alte Geschichte wieder ein, und ich frage ihn, wie es doch jetzt um sein früheres Bauchübel stehe. — Gut, antwortet er, er sei schon mehre Jahre davon befreit. Nun erzählt er mir Folgendes. Es sei einst ein *Medicochirurgus* auf den Edelhof gekommen, den habe er um Rath gefragt und folgenden Rath von selbigem erhalten. Er solle Eicheln schälen, mit einem Messer schaben, das Schabsel auf Branntwein setzen, einen Tag ziehen lassen, und dann etliche Mahle tags von diesem Branntwein ein Gläschen trinken. Er habe den Rath befolgt, gleich Linderung der Schmerzen gefühlt, und sei in kurzer Zeit von seinem langen Elende befreit worden.

Den *Medicochirurgum* hatte ich ein einziges Mahl in meinem Leben gesprochen, ihn aber als einen gar zu rohen Empiriker kennen gelernt, als dass ich von ihm selbst, hätte ich ihn befragen wollen, einige verständige Aufklärung über diese Sache hätte erwarten können. Wahrscheinlich würde er mir nichts mehr und nichts weniger gesagt haben, als was ich von dem Tischler gehört, nämlich, Eichelnschabsel auf Branntwein gesetzt sei gut gegen Bauchschmerzen; wäre es hoch gekommen, so würde er mir wol den Arzt, oder den Bauer, oder die alte Frau genannt haben, von der er das Hausmittel gelernt.

Da mir nun aber mit solcher Kunde wenig gedient und ich in dem Zeitraume, worin diese Geschichte spielt, weit listiger geworden war; so fragte ich den Tischler aufs neue aus, über die Art des ehemaligen Schmerzes, besonders über

die Gegend des Bauches, wo sich bei dem Nachlasse heftiger Anfälle der Schmerz zuletzt verhalten. Er besann sich keinen Augenblick, sondern zeigte gleich auf die Stelle des Bauches, die dem linken Hypochondrio am nächsten ist. Nun hatte ich starke Vermuthung, dass der Bauchschmerz Offenbarung eines Urleidens der Milz gewesen; diese Vermuthung wurde noch durch die Erinnerung verstärkt, dass dem Manne die bewährtesten schmerzstillenden Darm- und Lebermittel auch nicht den geringsten Dienst geleistet.

Um mit der Sache bald aufs Reine zu kommen, liess ich gleich eine Eichelntinktur bereiten und gab davon fünfmahl tags einen Theelöffel voll mit Wasser vermischt, einem fast verschlissenen Branntweinsäufer, von dem ich wusste, dass er lange an der Milz gelitten und von Zeit zu Zeit schmerzhaft gelitten, der jetzt den Bauch voll Wasser hatte und dem die Füsse bis an die Knie wassersüchtig geschwollen waren. Meiner Meinung nach musste, wenn die Eichelntinktur heilend auf die Milz einwirkte, auch die consensuelle Nierenaffektion und die davon abhangende Wassersucht besser werden.

Ich sah sehr bald, dass ich richtig gerechnet; die Urinabsonderung vermehrte sich augenscheinlich. Aber der Kranke klagte, nach jedesmahligem Einnehmen spüre er eine Beengtheit der Brust. Ich schrieb dieses dem zusammenziehenden Stoffe der Eicheln zu, und denkend, der eigentlich heilende Grundstoff werde wol ein flüchtiger sein, liess ich die Tinktur destilliren. Dieser Eichelngeist bewirkte keine Beengung mehr und die Urinabsonderung vermehrte sich noch merklicher; die Spannung in den Präkordien minderte nach und nach, und dieser unverbesserliche Säufer genas vollkommen, ganz wider Vermuthen aller derer, die ihn kannten, und, aufrichtig gesprochen, auch wider mein Vermuthen.

Nachdem ich nun den Eichelngeist auf eine harte Probe gestellt, und zwar bei einem Falle, den ich schon früher genau kannte, wo es unmöglich war, in der Erkenntniss des Urleidens zu irren; so ging ich weiter, und wendete ihn nach und nach in allerlei Milzleiden an, theils in schmerzhaften, theils in schmerzlosen, theils in deutlich erkennbaren, theils in bloss vermuthlichen. Die Ueberzeugung wurde mir mit der Zeit,

dass er ein durch kein anderes zu ersetzendes Heilmittel sei. Vorzüglich ist er von grossem, nicht hoch genug anzuschlagenden Nutzen in der Milzwassersucht.

Später habe ich gefunden, dass der flüchtige Heilstoff der Eicheln durch Wasser mit einem Zusatze von Alkohol noch besser ausgezogen werde *). Vielleicht würde blosses Wasser den wohlthätigen Grundstoff am besten ausziehen; aber blosses Wasser ist dem Verderben unterworfen, gibt also unsichere Heilungen; abgesehn davon, dass dergleichen verderbliche Arzeneien eine grosse Plage für den Apotheker sind.

Die Gabe des geistigen Eichelnwassers (ich habe mich desselben in den letzten Jahren ausschliesslich bedient) ist, viermahl tags ein halber Esslöffel voll mit gemeinem Wasser vermischt. Der Geschmack ist unbedeutend, mancher würde sagen, es habe gar keinen Geschmack; der Zweifler braucht aber nur eine Mischung von eben dem Verhältnisse Alkohol und Wasser zu kosten, so wird er sich wol überzeugen, dass das Eichelnwasser einen eigenen Geschmack hat.

Zweier besonderen Wirkungen desselben muss ich noch Erwähnung thun. Einige, aber w e n i g e Menschen, bemerken gleich nach dem Einnehmen ein eigenes, kaum eine oder zwei Minuten anhaltendes Gefühl im Kopfe, welches angeblich der Berauschung ähnlich sein soll.

Bei einigen, besonders solchen, welche an alten Milzverstopfungen leiden, entsteht nach einem zwei- oder dreiwöchentlichen Gebrauche ein Durchfall, der wohlthätig auf das Befinden wirkt; er hält selten über einen Tag an, und ist nicht angreifend, sondern mässig. Man braucht deshalb das Eichelnwasser weder auszusetzen, noch die Gabe zu vermindern. Ich könnte manche belehrende Fälle von Milzwassersucht und andern Milzleiden beifügen, in welchen der flüchtige Grundstoff der Eicheln heilsam gewesen, da ich aber dem Leser noch gar vieles zu sagen habe, so darf ich in Einem Punkte nicht zu weitläuftig sein; überdies scheint mir das, was ich schon gesagt, für verständige Aerzte genug. Einige

*) Die *Aqua glandium* wird so bereitet, dass ein Pfund geschälte und gestampfte Eicheln auf ein Pfund des Destillats kommt.

Kleinigkeiten muss ich aber noch dem Leser bemerken. Die akuten Milzfieber, welche bei herrschenden Leberfiebern mit unterlaufen, behandelt man am besten mit dem Eichelnwasser, zum wenigsten lautet meine Erfahrung also. Ferner bin ich überzeugt, dass die drei *Splenica*, von welchen ich gesprochen, auf drei verschiedene, krankhafte Zustände der Milz als Heilmittel passen; weiter weiss ich aus meiner Erfahrung recht gut, dass die Eicheln auf die meisten vorkommenden Milzaffektionen passen; und endlich sind mir keine bestimmte Zeichen bekannt, durch welche man jene drei krankhaften Zustände der Milz mit Sicherheit unterscheiden könnte.

Es gibt noch andere Milzmittel, denen ich auch Heilwirkung auf dieses Organ zugestehen muss; ich habe sie aber nicht so oft gebraucht, als jene, weil die Krankheitszustände, in denen sie vorzüglich heilend wirken, mir seltener vorgekommen. Die von mir versuchten sind: *Galiopsis grandiflora*, ein berühmtes Milzmittel der alten Zeit, welches nicht zu verachten ist. — *Rubia tinctorum;* in dieser habe ich auch die ihr zugeschriebenen Kräfte anerkennen müssen; da ich sie aber nicht oft genug angewendet, kann ich auch nichts Genügendes darüber sagen.

Wachholderbeeren.

Auch diese sind ein gutes Milzmittel, welches ich den geringen Leuten oft in Milzleiden gerathen, und zuweilen guten Erfolg davon gesehen. Man muss die Beeren zerstossen, eine Hand voll mit vier Tassen kochendem Wasser lang ziehen lassen, wenn man Wirkung davon sehen will. Es ist mir wahrscheinlich, dass nicht das ätherische Oel, sondern ein unflüchtiger Grundstoff der Beeren als *Splenicum* wirkt.

Bernsteinöl.

Dieses ist ein gutes Milzmittel. Man muss es in kleinen Gaben reichen, und weil sich die Menschen beim Tröpfeln leicht verschütten, so thut man am besten, wenn man es mit einer andern Flüssigkeit mischt. Ich lasse es mit Eichelnwasser,

früher mit Eichelngeist, zusammensetzen. Auf sechs Unzen Eichelnwasser setze ich einen halben, oder einen ganzen Skrupel Oel. Es vermischt sich nicht chemisch, aber wenn man das Gemisch gut umschüttelt, so erreicht man seinen Zweck damit; der Kranke bekommt nicht mehr von dem Oel in den Magen als man haben will. In der Zusammensetzung ist übrigens keine besondere Heimlichkeit, zum wenigsten habe ich keinen hinreichenden Grund, so etwas anzunehmen. Das Bernsteinöl leistet bei schmerzhaften Milzaffektionen, zu welchen sich solche krämpfige Zufälle gesellen, dergleichen die hysterischen Frauen und Hypochondristen klagen, sehr gute Dienste. Ein einziges Mahl habe ich gesehen, dass der Geruch desselben einer Frau hysterische Krämpfe verursachte; das ist aber eine seltne Ausnahme von der Regel. Oswald Crollius legt grossen Werth auf das Reinigen des Bernsteinöls; was er aber darüber sagt, ist nicht wahr. Das gereinigte Oel leistet bei weitem nicht so gute Dienste als das ungereinigte. Ueberhaupt ist Crollius der ehrlichste und aufrichtigste aller Jatrochemiker, aber ein Mann von wenigem Verstande.

Schierling. Conium maculatum.

Der verstorbene Professor *Günther* zu *Duisburg* pflegte gegen chronischen Husten Pulver zu geben, die aus einem Gran Schierling und zehn Gran oder einem Skrupel Eichenmistel bestanden. Einst hatte er einen alten Herrn dadurch geheilt. Einer meiner Kollegen, ein alter verzweifelter Skeptiker, der lange vergebens an dem Herrn geflickt, stellte die Heilung nicht in Abrede, schrieb sie aber auf den Zufall, auf den besonderen Glauben, den der Kranke an *Günther* gehabt, nicht auf die Wirkung der Pulver. Ich konnte aber unmöglich seiner Meinung sein; denn obgleich ich selbst damahls noch wenig Erfahrung über den Schierling hatte, kannte ich doch *G.* als einen verständigen Arzt, der einfach verordnete, also die Heilwirkung seiner Mittel wol kennen musste. Einst befand ich mich mit *Günther* bei einem Kranken, über welchen, weil er sichtlich dem Tode nah, wenig zu verhandeln war. Ich bat ihn im Laufe des Gespräches, mir seine Ansicht

in Betreff des Schierlinggebrauches mitzutheilen. Er war dazu willig; indem er aber seine Auslegung anhub, wurden wir durch die überlästigen Freunde des Kranken unterbrochen, so, dass ich nichts anders gewahr wurde, als das Einzige, er lege grossen Werth auf die Heilwirkung des besprochenen Mittels. Ich hatte mehrmahls Kranke vom consensuellen Leberhusten ohne Mühe befreiet, die, wie ich aus den mitgebrachten Recepten ersah, den Schierling vergebens gebraucht, und daraus geschlossen, er könne unmöglich ein sicheres Lebermittel sein. Ich hatte früher ein paarmahl den Schierling in schmerzhaften Milzleiden nutzlos gebraucht, daraus aber, weil ich noch dumm war, zu voreilig geschlossen, er sei kein Milzmittel. Jetzt, da ich etwas klüger geworden, und begriff, dass die Natur mehre Arten der Milzerkrankung hervorbringen könne, sah ich auch ein, dass der Schierling in der einen Art der Erkrankung nutzlos, in der anderen ausgezeichnet heilsam sein könne. Ich wendete ihn also jetzt einmahl bei dem consensuellen Husten an, der von einer Urerkrankung der Milz abhing. Dieser ist schwer zu heilen; alle Lungenmittel leisten nichts darin. Von den Bauchmitteln war der Frauendistelsame das einzige, von dem ich mitunter Hülfe gesehen. Ich stellte jetzt den Schierling auf eine entscheidende Probe; ich gab ihn nämlich in Fällen, wo mich der Frauendistelsame in Stich gelassen; und siehe! ich sah die herrlichste und überraschendste Heilwirkung von ihm. Seitdem habe ich ihn nie wieder verlassen, und weil ich keine unbillige Foderungen an ihn mache, hat er mich auch nicht verlassen. Ich habe oben gesagt, *Günther* habe ihn in Verbindung mit der Eichenmistel gegeben, darin steckt aber keine besondere Heimlichkeit; ich habe ihn eben so wirksam befunden, wenn er mit Milchzucker oder mit Süssholz, als wenn er mit Eichenmistel zusammengerieben war.

Weinsteinsaure Bittersalzerde. Magnesia tartarica.

Es wird den Lesern wol wenig daran liegen, zu erfahren, wie ich zu diesem Mittel gekommen. Ich sage ihnen also bloss, ich habe es weder einem Amtsbruder abgestohlen, noch hat es mir einer freundschaftlich mitgetheilt, noch habe ich es

in einem Buche gefunden. Es ist aber offenbar eine Arzenei, durch welche man ein Milzleiden heben kann, welches durch andere mir bekannte Milzmittel nicht zu heben ist. Ich bekenne jedoch, dass ich es erst vor vier Jahren kennen gelernt, und wenig angewendet habe, weil mir die Gelegenheit dazu gefehlt. Da ich aber schmerzhafte Milzerkrankung damit gehoben, welche anderen Mitteln nicht gehorchte, so schliesse ich daraus, es müsse in der Natur eine Milzkrankheit sein, welche vorzugsweise unter der Heilgewalt dieses Mittels stehe. Weil diese Krankheit mir, im Verhältniss zu anderen Milzkrankheiten, wenig vorgekommen, daraus folgt nicht, dass sie künftig eben so selten sein wird.

Ich habe das Mittel noch nicht in solchen Milzkrankheiten gegeben, die sich durch consensuellen Husten, oder durch Wassersucht offenbaren, und zwar aus dem Grunde, weil ich mit anderen mir länger bekannten Mitteln ausreichte. Ich mache Versuche mit neuen Arzeneien nur da, wo mich die alten im Stiche lassen.

Was die Bereitung der *Magnesiae tartaricae* betrifft, so macht man sie begreiflich am gemächlichsten durch die gerade Verbindung der Bittersalzerde mit der reinen Weinsteinsäure. Wohlfeiler würde man sie im Grossen bereiten, wenn man einer Auflösung des Weinsteins so viel Bittersalzerde zusetzte, dass die vorwaltende Säure des Weinsteins dadurch neutralisirt würde. Die Scheidung beider Salze, der *Magnesiae tartaricae* und des *Kali tartarici* hat keine Schwierigkeit; denn erste ist schwer, letztes leicht löslich, mithin muss erste auf den Grund fallen und letztes in der Brüh bleiben. Schüttet man die das *Kali tartaricum* enthaltende Flüssigkeit ab, und wäscht die *Magnesia tartarica* rasch mit frischem Wasser, so wird sie rein genug sein.

Die Mittelgabe des Mittels ist vier- bis fünfmahl tags ein Skrupel. Es hat in dieser Gabe keine laxirende Wirkung. Sollte man aber auf sehr reizbare Därme stossen, die durch diese Gabe zur vermehrten Bewegung aufgeregt würden, so muss man weniger geben, denn ich habe bemerkt, dass das Laxiren die Heilwirkung nicht fördert.

Helmont lässt Krebssteine in Wein kochen, und will das

in Milzerkrankung heilsam befunden haben. Ich kann nicht darüber urtheilen, denn ich habe es nicht erprobt, weil ich *Helmont* nicht traue.

Nun muss ich noch von ein paar äusserlichen Mitteln sprechen.

Cicuta.

Ist schon ein altes äusserliches Milzmittel. Ich habe es einst bei *Jo. Heurnius* gefunden, der bekanntlich in der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts wirkte und Professor zu Leiden war. Seine Vorschrift lautet also: *Accipe Cicutae* M. iv *Ammoniaci* ℔ß *infunde aceto acerrimo dies octo: deinde bulliat dum ammoniacum solvatur, hinc per pannum fortem lineum valide exprimatur, iterum expressus liquor ebulliat quinquies, et adjecta cera cum oleo amygdal. f. unguentum. — Hoc sit pro secreto; nam omnem duritiem mollit.*

Mir scheint, man ist am geschwindesten fertig, wenn man *Extr. cicutae* mit dem gebräuchlichen Ammoniakpflaster mischen lässt. Ich habe es mehrmahls bei schmerzhaften chronischen Milzleiden mit Nutzen gebraucht.

Acidum pyrolignosum.

Auch dieses versuchte ich in den letzten Jahren mit noch günstigerem Erfolge bei schmerzhaften ganz unzweifelhaften chronischen Milzleiden. Man muss es zwei-, auch wol dreimahl tags sanft, aber eine halbe Stunde lang in das ganze linke Hypochondrium einreiben lassen.

Vereiterung der Milz habe ich, wo mir recht ist, nur zweimahl in meinem Leben beobachtet.

Der erste Fall betraf einen ganz mageren, bejahrten, lange kränkelnden Schneider, der gegen sein Milzübel nie arzeneiet hatte. Da ich ihn sah, ragte die Milz weit unter den Rippen hervor, war nicht bloss hart, sondern auch ungeheuer knorrig. An der oberen Seite fühlte ich eine Fluctuation, die aber etwas tief stak. Ich gab allerdings dem armen Manne den Trost, seine im Vereitern begriffene und ihn sehr schmerzende Milz werde sich mit der Zeit nach aussen öffnen, und er könne

dann genesen. Er hat aber diese Zeit nicht erlebt; ja hätte er sie erleben können, es würde ihm doch zu nichts, als zur Verlängerung seiner Leiden gedient haben; denn in einem so knorrig verhärteten Eingeweide erzeugt sich nicht leicht eine reine, runde Eiterbeule, sondern weit eher ein Verschwären, das vielhöhlige Unterminung, Fistelgänge und solch unheimliche Dinge macht, die doch zuletzt den Tod des Leiders herbeiführen.

Der zweite Fall betraf ein 12jähriges Mädchen. Bei ihr hatte sich in der sehr vergrösserten Milz, die sich aber mehr straff gespannt, als hart anfühlte, eine Eiterbeule erzeugt. Sie musste lange und schmerzhaft gelitten haben, denn sie war zum Gerippe abgemagert. Da ich deutliche Fluktuation fühlte, legte ich auf die fluktuirende Stelle Wachssalbe mit Kupferoxyd gemischt. Die Oeffnung der Eiterbeule wurde dadurch in einigen Tagen befördert und eine grosse Menge Eiter entleert, der keine verdächtige Eigenschaften zeigte. Nach der Entleerung hörte der Schmerz ganz auf, die Eiterbeule heilte in kurzer Zeit, ohne wundärztliche Hülfe von selbst aus, und das Mädchen gewann gar bald wieder Fleisch und Kräfte. Sie ist jetzt eine derbe, kernhafte Dirn, der gewiss niemand ansehen wird, dass ihr früher die Milz verschworen.

Die Kunst kann sehr wenig bei solchen Fällen thun; darum handelt, meines Erachtens, der Arzt am klügsten, der die Natur in ihrer Heiloperation am wenigsten stört.

Bauchspeicheldrüsenmittel.

Die Zeichen, durch welche wir eine Affektion des Pankreas erkennen, sind höchst unsicher, indem sie auch auf krankhafte Zustände der Leber, der Milz und des *Plexus coeliaci* mehr oder minder passen. Die Erkenntniss wird aber dadurch vorzüglich erschwert, dass die Affektion des Pankreas zuweilen wirklich schmerzhafte consensuelle Leiden des Magens, der Leber, der Milz, oder der Brust macht und uns so irre leitet. Zweimahl habe ich bei der *Angina pectoris* starke Vermuthung auf ein Urleiden des Pankreas gehabt, obgleich ich damahls noch nicht gelesen hatte, dass man sichtbare Fehler

in Milzerkrankung heilsam befunden haben. Ich kann nicht darüber urtheilen, denn ich habe es nicht erprobt, weil ich *Helmont* nicht traue.

Nun muss ich noch von ein paar äusserlichen Mitteln sprechen.

Cicuta.

Ist schon ein altes äusserliches Milzmittel. Ich habe es einst bei *Jo. Heurnius* gefunden, der bekanntlich in der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts wirkte und Professor zu Leiden war. Seine Vorschrift lautet also: *Accipe Cicutae* M. iv *Ammoniaci* ℔ß *infunde aceto acerrimo dies octo: deinde bulliat dum ammoniacum solvatur, hinc per pannum fortem lineum valide exprimatur, iterum expressus liquor ebulliat quinquies, et adjecta cera cum oleo amygdal. f. unguentum. — Hoc sit pro secreto; nam omnem duritiem mollit.*

Mir scheint, man ist am geschwindesten fertig, wenn man *Extr. cicutae* mit dem gebräuchlichen Ammoniakpflaster mischen lässt. Ich habe es mehrmahls bei schmerzhaften chronischen Milzleiden mit Nutzen gebraucht.

Acidum pyrolignosum.

Auch dieses versuchte ich in den letzten Jahren mit noch günstigerem Erfolge bei schmerzhaften ganz unzweifelhaften chronischen Milzleiden. Man muss es zwei-, auch wol dreimahl tags sanft, aber eine halbe Stunde lang in das ganze linke Hypochondrium einreiben lassen.

Vereiterung der Milz habe ich, wo mir recht ist, nur zweimahl in meinem Leben beobachtet.

Der erste Fall betraf einen ganz mageren, bejahrten, lange kränkelnden Schneider, der gegen sein Milzübel nie arzeneiet hatte. Da ich ihn sah, ragte die Milz weit unter den Rippen hervor, war nicht bloss hart, sondern auch ungeheuer knorrig. An der oberen Seite fühlte ich eine Fluctuation, die aber etwas tief stak. Ich gab allerdings dem armen Manne den Trost, seine im Vereitern begriffene und ihn sehr schmerzende Milz werde sich mit der Zeit nach aussen öffnen, und er könne

dann genesen. Er hat aber diese Zeit nicht erlebt; ja hätte er sie erleben können, es würde ihm doch zu nichts, als zur Verlängerung seiner Leiden gedient haben; denn in einem so knorrig verhärteten Eingeweide erzeugt sich nicht leicht eine reine, runde Eiterbeule, sondern weit eher ein Verschwären, das vielhöhlige Unterminung, Fistelgänge und solch unheimliche Dinge macht, die doch zuletzt den Tod des Leiders herbeiführen.

Der zweite Fall betraf ein 12jähriges Mädchen. Bei ihr hatte sich in der sehr vergrösserten Milz, die sich aber mehr straff gespannt, als hart anfühlte, eine Eiterbeule erzeugt. Sie musste lange und schmerzhaft gelitten haben, denn sie war zum Gerippe abgemagert. Da ich deutliche Fluktuation fühlte, legte ich auf die fluktuirende Stelle Wachssalbe mit Kupferoxyd gemischt. Die Oeffnung der Eiterbeule wurde dadurch in einigen Tagen befördert und eine grosse Menge Eiter entleert, der keine verdächtige Eigenschaften zeigte. Nach der Entleerung hörte der Schmerz ganz auf, die Eiterbeule heilte in kurzer Zeit, ohne wundärztliche Hülfe von selbst aus, und das Mädchen gewann gar bald wieder Fleisch und Kräfte. Sie ist jetzt eine derbe, kernhafte Dirn, der gewiss niemand ansehen wird, dass ihr früher die Milz verschworen.

Die Kunst kann sehr wenig bei solchen Fällen thun; darum handelt, meines Erachtens, der Arzt am klügsten, der die Natur in ihrer Heiloperation am wenigsten stört.

Bauchspeicheldrüsenmittel.

Die Zeichen, durch welche wir eine Affektion des Pankreas erkennen, sind höchst unsicher, indem sie auch auf krankhafte Zustände der Leber, der Milz und des *Plexus coeliaci* mehr oder minder passen. Die Erkenntniss wird aber dadurch vorzüglich erschwert, dass die Affektion des Pankreas zuweilen wirklich schmerzhafte consensuelle Leiden des Magens, der Leber, der Milz, oder der Brust macht und uns so irre leitet. Zweimahl habe ich bei der *Angina pectoris* starke Vermuthung auf ein Urleiden des Pankreas gehabt, obgleich ich damahls noch nicht gelesen hatte, dass man sichtbare Fehler

des Pankreas nach dem Tode bei solchen Kranken gefunden. Die Leichenöffnung habe ich aber nicht machen können.

Zu der Zeit, da zuerst das Jod in die Medizin kam, hatte ich einen starken Landmann zu behandeln, der über dumpfe, nicht durch Druck sich vermehrende Schmerzen in der Tiefe der Magengegend klagte, welche Schmerzen nicht nach der Mahlzeit zunahmen. Mit diesen Schmerzen war Mangel an Esslust, bedeutende Abmagerung und grosse Mattigkeit verbunden. Die Gesichtsfarbe war schmutzig, der Puls wenig gereizt. Uebrigens war das Uebel noch von ganz abwechselnden Zeichen begleitet; bald glaubte ich mit der Leber zu thun zu haben, bald mit der Milz, bald mit dem Pfortadersystem, bald mit dem *Plexu coeliaco*. Mehr als Einmahl war der dumpfe, tief liegende Schmerz in der Mitte der *Regionis epigastricae* verschwunden, und sass im rechten, oder im linken Hypochondrio. Einst sass er in der linken Seite, die Harnabsonderung minderte, der Bauch füllte sich mit Wasser. Nun glaubte ich nichts sicherer, als, ich habe es mit einem Urleiden der Milz und mit einer von diesem abhangenden consensuellen Nierenaffektion zu thun. Ich gab Eichelngeist, den ich damahls noch Statt des Wassers gebrauchte. Die Harnabsonderung vermehrte sich, der Bauch wurde leer von Wasser, der Schmerz verschwand aus dem linken Hypochondrio und war — wieder auf dem alten Flecke. So wurde mir denn wol endlich die Ueberzeugung aufgezwungen, dass ich es mit dem erkrankten Pankreas, also mit der Krankheit eines Organs zu thun habe, auf welches ich kein sicheres Eigenmittel kannte. Ich rieth dem Kranken, sich zu meinem ältesten und erfahrendsten Amtsgenossen, dem Professor Günther in Duisburg zu begeben und zu sehen, ob der vielleicht Rath wisse. Der Kranke wollte aber leider nicht von mir weichen, und ich musste wider Willen das verzweifelte Ding noch einmahl angreifen.

Eine Zeitlang vorher war das Jod als Kropfmittel in die Medizin eingeführt. Ich hatte mich schon von der Wichtigkeit dieser Arzenei und von ihrer eben so schnellen als wohlthätigen Wirkung bei Anschwellung der Mandeln und Speicheldrüsen überzeugt. Die Aehnlichkeit dieser Organe mit der Bauchspeicheldrüse brachte mich auf den Gedanken, das be-

sprochene Mittel bei unserm Kranken anzuwenden. Ich gab die einfache Tinktur, zu zehn Tropfen, dreimahl tags. Der Erfolg war gut; alle Zufälle minderten sich nach und nach; die Besserung erfolgte langsam, aber ganz regelmässig fortschreitend. Der Kranke gelangte zu seiner Gesundheit und ist seitdem auch gesund geblieben.

Weil nun aber das Erkranken des Pankreas nicht häufig vorkommt, so hatte ich wenig Gelegenheit, das Jod auf ähnliche Proben zu stellen. Im Jahre 1826, im Spätsommer, fing hier eine Krankheit an zu herrschen, bei welcher die Leute einstimmig über Schmerz und andere unangenehme Gefühle in der Herzgrube klagten. Der Schmerz vermehrte sich bei einigen nach der Mahlzeit, bei andern nicht. Nach dem Gefühle der meisten lag er in der Tiefe des Oberbauches, auch klagten nicht wenige über Schmerz des Rückens, welcher Schmerz mit dem vermeintlichen Magenschmerz in gleicher Höhe des Rückens sich äusserte. Uebrigens war der Schmerz nicht heftig, bei vielen schien es ein Mittelding zwischen Schmerz und unbehaglichem, unheimlichem Gefühle zu sein. Einigen konnte man auf den Magen drücken, ohne dass es ihnen hinderlich war; andern war es hinderlich; letzteren war wahrscheinlich der Magen consensuell ergriffen. Die übrigen Begleiter des fieberlosen Zustandes waren: eine Unbehaglichkeit und Mattigkeit im ganzen Körper, Mangel der Esslust, unruhiger Schlaf, trüber Harn, und im Falle der Zustand schon ein paar Wochen gewährt, sichtbare Abmagerung. Beim fieberhaften Zustande waren die nämlichen Zufälle nebst den gewöhnlichen Zeichen des Fiebers, welche nichts Besonderes darboten und welche ich deshalb übergehe. Der trübe Harn *(urina jumentosa)* war ein hervorstechendes, beständiges Zeichen. Ich will damit gerade nicht behaupten, dass nicht hin und wieder bei einem einzelnen Fieberkranken dieses Zeichen vermisst sein sollte; aber ich habe doch selten ein solch beständiges bei einer herrschenden Krankheit gesehen.

Da früher, bis dahin, jene Leberkrankheit geherrscht hatte, welche unter der Heilgewalt der Quassia stand, und ich, weil die jetzige sehr wenig Auszeichnendes hatte, sie anfangs für die vorige nahm, so wurde ich durch das Nichtwirken des Quassia-

wassers zuerst auf die eigene Natur dieser Krankheit aufmerksam gemacht. Zweifelhaft, mit welchem neuen Feinde ich es zu thun haben möchte, sah ich mich gezwungen, die Rolle des Zauderers zu spielen, mehre Kranken zu beobachten, ohne entscheidend einzugreifen. Ich wurde bald durch Vergleichung mehrer Fälle gewahr, dass das urergriffene Organ in der Mitte der *Regionis epigastricae* liegen müsse; denn bei einigen, wo Leber oder Milz angegriffen schien, förderte das Einwirken auf eines dieser Organe die Heilung auch nicht im geringsten. Hiebei muss ich bemerken, dass das Fieber bei denen, welche fieberten, echt consensueller Art und hinsichtlich seiner Form *Continua remittens* war, aber sich der *Intermittens* durchaus nicht näherte. Bei einigen Kranken, jedoch bei wenigen, äusserte sich in den ersten Tagen eine eigene Brustaffektion, welche in einem Gefühle von Beängstigung bestand; von scharfen Stoffen im Magen rührte dieser Zufall aber nicht. Bei dieser Krankheit fand sich auch keine Spur von dergleichen auszuleerenden oder zu neutralisirenden Stoffen. Anhaltendes Irresein habe ich, als wirklichen Zufall der Krankheit, nur bei einem einzigen und zwar bei einem Jünglinge beobachtet. Ein Mann, bei dem das Irresein an Manie grenzte, und von welchem man behauptete, dass bei ihm die Krankheit auf diese Weise begonnen, hatte, ich weiss nicht, welche Arzenei genommen; mithin konnte seine Tollheit eben so gut eine Wirkung der genommenen Mittel, als der Krankheit oder der vereinten Wirkung beider sein, war also nicht als echter Zufall der Krankheit anzusehen.

Wenn man nun der Krankheit, sonderlich der mit Fieber verbundenen nicht Einhalt zu thun vermochte, so gesellten sich nach und nach andere Zufälle hinzu, als: trockne Zunge, Durchfall, (der aber nicht heftig war) geringes, nicht anhaltendes Irrereden, später unverkennbare Affektion der Gallengänge, und in noch späterem Zeitraume Bauchschmerz. Die Krankheit war, ihrer Natur nach, langweilig, sehr langweilig; die Zeit ihrer Dauer aber nicht zu bestimmen. Ich hatte dieses Mahl das Glück, bei meiner Untersuchung sehr belehrende Fälle zu treffen. Bei solchen wahrhaft verborgenen Krankheiten kommt das Erkennen oder das Nichterkennen aufs bare

Glück an. Drei Krankheitsfälle können zuweilen so belehrend sein, dass sie dem Arzte, wenn er nicht ganz vernagelt ist, die Erkenntniss aufzwingen; ein anderes Mahl kann er fünfzehn, zwanzig Fälle behandelt haben, und noch eben so unwissend sein als im Beginne.

Alle Zufälle (später eintretende und anfängliche) nebst der positiven und negativen Wirkung der gereichten Mittel zusammen berechnend, glaubte ich, hinreichende Gründe zu haben, die besprochene Krankheit als ein Urleiden des Pankreas anzusehn, und dem gemäss zu behandeln. Ich gab also dreissig Tropfen Jodtinktur mit acht Unzen Wasser und einem Skrupel Traganthgummi gemischt, und liess davon stündlich einen Löffel voll nehmen. Sehr bald sahe ich, dass ich richtig gerechnet hatte; die Krankheit wich diesem Mittel so überraschend geschwind, dass ich, so lange ich Arzt bin, noch nie eine ernsthafte Krankheit eines Einzelorgans so schnell habe weichen sehen. Ich glaube sicher, dass man zur Heilung eines solchen Fiebers nicht mehr Tage nöthig hatte, als es, seiner Natur nach, Wochen würde gewährt haben. Diese Krankheit hat ein rundes Jahr geherrscht, und dann der Leberkrankheit, welche unter der Heilgewalt des Schellkrauts stand, Platz gemacht.

Nun möchten aber die Leser denken, ich führe sehr schlechte Beweise für die Behauptung, dass die beschriebene Krankheit in einem Urleiden des Pankreas bestanden habe; mithin sei meine Erfahrung über die Heilwirkung des Jod auf das Pankreas auch ganz werthlos. Freilich sind die Zeichen der Affektion des Pankreas, wie solches auch schon andere verständige Aerzte erkannt haben, sehr unsicher; es würde also von wenigem Verstande zeigen, wenn ich die herrliche Wirkung des Jod bei der beschriebenen Krankheit als eine gültige Probe seiner Heilwirkung auf den Pankreas ansehen, und den Lesern einen *Circulum in demonstrando* für einen guten Beweis verkaufen wollte. Alles, was ich darüber gesagt, ist höchst unvollkommen; aber wer in solch dunkle Dinge mit Gewalt Licht bringen will, der kann dieses nicht immer thun, ohne die Wahrheit aufzuopfern.

Damit die Leser sich überzeugen, dass ich ihnen die herr-

liche Wirkung des Jod bei unsern Fiebern nicht als einen vollgültigen Beweis seiner pankreatischen Heilwirkung aufzudringen gesonnen sei; so bemerke ich, dass das Jod das beste Mittel ist, das Erbrechen zu hemmen, dass es eins der besten Mittel ist, heftige Kolikschmerzen zu stillen, und dass es dieses eben so schnell thut als der Mohnsaft. Daraus könnte man nun mit einiger Wahrscheinlichkeit folgern, dass es auf die Bauchnervenknoten, namentlich auf den *Plexus coeliacus* geradezu wohlthätig einwirke; und aus seiner guten Wirkung bei unserm Fieber könnte man dann abermahls folgern, dieses Fieber habe consensuell von einer Affektion des *Plexus coeliaci* abgehangen. Wer gibt uns Licht in dieser Dunkelheit? — Obgleich einige wahrscheinliche Gründe, namentlich die Uebereinstimmung der schnellen Heilung unseres Fiebers mit jener der Speicheldrüsenaffektion, mir den Glauben aufgeschmeichelt, als habe ich unter der Form des besprochenen Fiebers eine wahrhafte Urkrankheit des Pankreas geheilt, so lässt doch mein Verstand die Sache unentschieden und übergibt sie der Zeit, die vieles Unreife zur Reife bringt. Vielleicht erlebe ich noch die Gelegenheit, das jetzt Unentscheidbare näher zu erforschen; sterbe ich aber, ehe die Gelegenheit sich dargeboten, so wünsche ich, dass sie in reichem Masse solchen Amtsgenossen werde, welche Sinn für dergleichen Forschungen haben.

Zusatz.

Obiges schrieb ich im Jahre 1829. Jetzt, im Sommer 1835, setze ich folgende Bemerkungen hinzu. Ich habe mich überzeugt, dass die chronische Erkrankung des Pankreas weit häufiger ist, als man gewöhnlich glaubt. Hinsichtlich der Erkennungszeichen dieser Erkrankung bin ich aber in den sechs Jahren um kein Haar klüger geworden. Da die Gallengänge zuweilen consensuell ergriffen werden, so kann der Harn in solchen Fällen so dunkel gefärbt sein, wie bei Urlebererkrankungen; und da bekanntlich Urlebererkrankungen sich häufig durch Schmerz und Druck in der Magengegend äussern, so kann man in die Täuschung fallen, die eine Erkrankung für die andere zu nehmen. In diesem dunklen Handel bleibt nichts anders über, als das Jod selbst als Erkennungsmittel der Pan-

kreaserkrankung zu gebrauchen. Zu dem Ende muss man sich aber überzeugen, dass es nicht auf Leber und Milz heilend einwirkt; denn ohne diese Ueberzeugung würde es wahrlich ein sehr schlechtes Erkennungsmittel der Pankreaserkrankung sein. Ich bin durch vergleichende Beobachtung zu dieser Ueberzeugung gelangt; es würde aber eine ausführliche Erzählung dieser Beobachtungen den Leser wenig unterhalten. Ich warne nur jeden, der, mir nicht glaubend, solche Beobachtungen und Versuche selbst machen will, Pankreaserkrankung nicht für Lebererkrankung anzusehen. Sobald er sich dieser Täuschung hingibt, wird er des Glaubens werden, das Jod sei ein gar treffliches Leberheilmittel; und das ist nicht wahr.

Im Anfang des Jahres 1835, vielleicht auch schon am Ende des vorhergehenden (ich kann das so genau nicht wissen, denn der Dezember 1834 war ausnehmend gesund, ich selbst aber unwohl) fing die Pankreaskrankheit wieder an zu herrschen, und äusserte sich bald als akutes Fieber, bald als chronisches Leiden unter mancherlei Form. Sie herrschte aber nur reichlich vier Monate und machte dann einer Schellkrautleberkrankheit Platz. Auch jetzt fand ich, dass der trübe Harn das allgemeinste Zeichen war. Bei der akuten Form fehlte er fast nie und bei der chronischen selten. Eine Bemerkung hatte ich aber jetzt zu machen Gelegenheit, die ich im Jahre 1826 nicht gemacht, dass nämlich bei einigen an dem akuten Pankreasfieber Leidenden die Nieren consensuell ergriffen wurden, und dass das consensuelle Ergriffensein dieser Organe zum Urleiden derselben zu werden drohte. Ich erkannte die consensuelle Erkrankung und deren Uebergang zur Urerkrankung aus dem braunen Harn, der bei der unverkennbaren Besserung nicht heller von Farbe werden wollte. Ein Aufguss der Goldruthe hob diese Unregel in zwei, auch wol in einem Tage. Hebt man sie nicht, so bleibt der Kranke in einem quinenden Zustande, und ist dann die heilende Natur nicht so gefällig, der Unweisheit des Arztes beizuspringen, so kann Wassersucht daraus entstehen. In der Folge werde ich wol Gelegenheit finden, von dieser bei allen Bauchorgankrankheiten sehr wichtigen Sache mehr zu sagen.

In den vier Monaten, da die Krankheit herrschte, habe ich

nicht wenig Menschen durch die Jodtinktur vom chronischen Husten befreiet. Er war ein echt consensueller, von der Urpankreaskrankheit abhangender. Da die meisten Menschen ihn anfänglich für einen Katarrhalhusten hielten, so suchten sie nicht eher Rath, bis sichtbare Abmagerung, Mangel an Esslust, Missfarbe und kurzer Athem ihnen denselben verdächtigte.

Die meisten, sowol akut als chronisch Ergriffenen, gaben ein eigenes Gefühl in der Magengegend án, welches sie aber lange nicht alle Schmerzen nannten, sondern häufiger ein beengendes, oder ein drückendes Gefühl, auch wol ein Gefühl als ob ihnen die Präkordien mit einem Bande zusammengeschnürt wären. Manche hatten auch dabei, gleich den Hysterischen oder Hypochondrischen, ein Gefühl, als ob ihnen ein Brocken im Halse stäke; andere klagten über ein Hinderniss beim Schlingen, ohne dass ich in ihrem Schlunde etwas Regelwidriges erschauen konnte. Bei manchen, welche über saures Aufstossen und über ein brennendes Gefühl im Magen klagten, rührte dieser Zufall bloss von der unpasslichen Wahl ihrer Nahrungsmittel her. Man konnte denselben gar bald durch etwas Natron, oder Bittersalzerde beseitigen und dem Kranken augenblicklich Erleichterung verschaffen, aber heilen konnte man ihn dadurch nicht, sondern einzig durch das Jod.

Die Krankheit äusserte sich damahls vorzüglich hier und auf Belgischem Grunde, weniger in anderen Gegenden meines Wirkungskreises, in denen es vielmehr sehr gesunde Zeit war.

Heilmittel auf den Plexus coeliacus.

Zu einer Zeit, da ich mit Urleiden des Gehirns und des Rückenmarkes zu kämpfen hatte, legte ich mir die Frage vor, was ich wol machen wolle, wenn eine Erkrankung des *Plexus coeliaci* landgängig werden sollte. Ich wusste diese Frage nicht zu beantworten, und wenn ich gleich gern im Frieden mich auf den Krieg gerüstet und ein gutes Organheilmittel auf den *Plexus coeliacus* gesucht hätte, so fehlte mir doch fast ganz die Gelegenheit zu solcher Forschung.

In der Mitte des Sommers 1828 zeigte sich mir die erste Spur eines neuen Fiebers, welches obgleich mit wenigen Zu-

fällen gepaaret, sehr böse und langweilig war. Bis dahin hatte fast ein Jahr lang die früher beschriebene Schellkrautleberkrankheit geherrscht. Diese war, wie die Leser wissen, sehr häkelig und erforderte viel Aufmerksamkeit; seit ich aber ihr Heilmittel kennen gelernt, hatte die Gewohnheit mich mit ihr befreundet. Jetzt musste ich bei der neuen Krankheit wieder auf die Rolle des Heilmeisters verzichten, und die unangenehmere des blossen Beobachters und Probirmeisters übernehmen.

Ich habe kaum je eine Krankheit gesehen, welche im Allgemeinen so wenig hervorstechende Zufälle hatte. In den ersten zwei Tagen wechselten Kälte und Wärme ein wenig ab, und ein mässigerKopfschmerz verschwand gewöhnlich schon nach zwei Tagen. Der Durst war mässig, Puls mässig schnell und voll, das Fieber *Continua remittens*, nicht an *Intermission* grenzend. Im weitern Verlaufe entstand mässiger Durchfall, der bis zur vollkommnen Genesung blieb, aber nichts Kritisches an sich hatte. Bei einigen erschienen Schmerzen in der rechten, bei andern in der linken Seite, ja bei einem und demselben Kranken waren sie abwechselnd heute rechts, morgen links.

Im Anfange hatten die meisten Menschen ganz mässigen Schmerz in der Mitte der *Regionis epigastricae;* bei einigen erschien am Ende der Krankheit starker Schmerz im Unterbauche. Der Harn war klar, fast dem gesunden ähnlich, nur zuweilen im Verlaufe der Krankheit wurde er ein wenig trübe, zuweilen ein wenig goldfarbig. Bei einigen, aber wenigen, fing im Verlaufe der Krankheit das Fieber an, ein wenig an *Intermittens* zu grenzen, ohne dass die Anfälle mit Schauder eintraten; ein wenig Irrereden, was alsdann bei der Exazerbation sich einstellte, war ganz belanglos. Anhaltendes Irresein in der ersten Periode, habe ich nur zweimahl, so wie auch ein paarmahl anhaltendes Kopfweh beobachtet. Die Zunge war rein, kaum in der Mitte einen weisslichen Anflug habend, und blieb auch also im Verlaufe. Trockene Zunge habe ich nicht, auch bei denen nicht beobachtet, welche ich behandeln musste, bevor ich das Heilmittel kannte. Manche Menschen klagten sehr über Schmerzen in den Füssen, welche mehr in den Nerven, als in den Muskeln ihren Sitz zu haben schienen, denn die Bewegung der Füsse war nicht dadurch behindert.

Die Klage über Rückenschmerz war auch ziemlich gemein, jedoch nichts ausgezeichnet Heftiges dabei.

Eine wahrhaft seltsame Erscheinung erlebte ich bei diesem Fieber, nämlich, allen denen, welche Würmer im Bauche hatten, gingen diese von unten und oben weg; wäre ich einbildisch, so könnte ich davon, wie einst *van der Bosch*, eine *Historiam constitutionis epidemicae verminosae* schreiben. Ueble Zufälle habe ich von dem Aufruhre der Würmer nur in einem einzigen Falle gesehen, und zwar bei einem erwachsenen Mädchen.

Die beschriebene Krankheit hat mir viel Mühe gemacht. Da sie, hinsichtlich ihrer Zufälle, einige Aehnlichkeit mit der Affektion des Pankreas hatte (ausgenommen den trüben Harn), so fiel ich zuerst darauf, das Jod zu geben. Allein dieses, obgleich es nicht feindlich auf den Kranken einwirkte, war doch nicht Heilmittel; also musste ich, in meiner Vermuthung getäuscht, auf andern Rath sinnen. Das vergebene Einwirken auf Leber, auf Milz und auf Pankreas drang mir zuletzt nothwendig den Gedanken auf, dass ich mit einem Urleiden des *Plexus coeliaci* zu thun habe. Da ich, wie oben gesagt, schon früher an die Möglichkeit eines epidemischen Urleidens dieses Organs gedacht und einige schwache, freilich auf sehr unvollkommene Versuche sich stützende Vermuthung hatte, dass das Bittermandelwasser ein Eigenmittel auf den erkrankten *Plexus coeliacus* sein könne: so wendete ich dieses Wasser an, und sah sehr bald, dass ich das wahre Heilmittel getroffen. Ich gab davon eine Unze in vier und zwanzig Stunden, und zwar in einem schleimigen Tranke von 8 Unzen, von welchem der Kranke stündlich einen Löffel nahm. Die Leser könnten aber vielleicht denken, als sei die Heilung dieser Krankheit durch das Bittermandelwasser eben so rasch gegangen, als die Heilung der vorigen durch das Jod; aber daran fehlte wahrlich viel. Einige der ersten Fälle, welche sehr schnell und gut verliefen, flössten mir die thörichte Hoffnung ein, dass das also geschehen könne; hinten nach musste ich mich selbst der Unweisheit bezichtigen, solch eiteler Hoffnung auch nur einen Augenblick Raum gegeben zu haben. Hätte ich meine Beobachtungen über Urgehirnleiden in Erwägung gezogen, hätte ich bedacht, wie hier bei einigen Menschen die consensuellen Leber- oder

Milzleiden zu Urleiden dieser Organe wurden, und wie da, wo dieses geschehen, an keine Heilung des Gehirns zu denken war, wenn nicht jene Bauchaffektionen beseitigt wurden; hätte ich, sage ich, diese Erfahrungen wohl in Erwägung gezogen, so wäre es leicht gewesen, vorher zu wissen, dass bei einem Urleiden des *Plexus coeliaci* die nämlichen Verhältnisse und in noch weit höherem Grade eintreten mussten. Das geschah denn auch wirklich; ein Theil der Menschen genas bald und ohne Anstoss durch Bittermandelwasser, bei andern wurde die Leber, oder die Milz, oder die Nieren consensuell ergriffen, und wenn ich dem Urwerden dieser consensuellen Leiden nicht vorbeugte, so zog sich die Krankheit in die Länge.

Ich bin ein grosser Freund von einfachen Mitteln; man kommt weiter damit als mit zusammengesetzten. Wer aber bei unserer Krankheit, aus Vereinfachungssüchtigkeit, bloss Bittermandelwasser hätte reichen wollen, oder bei der consensuellen Leber- oder Milzaffektion bloss die Eigenmittel auf diese Organe, der würde den Zweck der Medizin, möglichst schnelle und sichere Heilung, in manchen Fällen verfehlt haben.

Ich habe es also gehalten. Bittermandelwasser war das Hauptmittel auf das urergriffene Organ; sobald ich aber aus dem Harne, oder aus andern wahrscheinlichen Zeichen merkte, dass Leber, oder Milz, oder Nieren consensuell und nur einigermassen ernsthaft ergriffen wurden, verband ich das Eigenmittel auf das consensuell ergriffene Organ mit dem Bittermandelwasser und beugte so dem Urwerden des Consensuellen vor. Bei einzelnen Kranken, bei denen alte Leber- oder Milzleiden durch diese Krankheit aufgerührt wurden, zog sich die Sache bei aller Vorsicht doch noch etwas in die Länge. Dieses ist bei allen gastrischen Fiebern der Fall; darum lernt man durch solche Epidemien nicht bloss akute Fieber, sondern auch allerlei chronische Bauchleiden behandeln; ja man lernt zu einer solchen Zeit in ein paar Jahren mehr von solchen Dingen als sonst in einem halben Menschenleben. In allen Krankheiten können consensuelle Leiden zu Urleiden werden. Warum dieses aber leichter und häufiger bei dem letztbeschriebenen Fieber geschah als bei andern Krankheiten, welche ich je erlebt, davon weiss ich keinen wahrscheinlichen Grund anzugeben.

Eins weiss ich gewiss, auf diesem Wege werden die antagonistischen Selbstheilungen der Natur vollbracht. Das urergriffene Organ macht in einem andern Organe consensuelles Leiden. Dieses consensuelle Leiden wird auf eine übel zu erklärende Weise zum Urleiden, und wenn dieses zum Urleiden gewordene Mitleiden bis auf einen gewissen Grad gesteigert ist, so kehrt das anfänglich haupterkrankte Organ zum Normalstande zurück. Diese Selbstheilungen der Natur sind aber höchst unsicher, höchst langweilig und höchst unvollkommen; denn es ist doch bei Lichte betrachtet, weiter nichts, als eine Veränderung der Krankheit; darum scheinet es mir am klügsten zu sein, solchen antagonistischen Selbstheilungen auf die angegebene Weise vorzubeugen. Kluge Männer haben schon längst bemerkt, dass Leichenöffnungen den mit der Untersuchung einer akuten herrschenden Krankheit beschäftigten Arzt leicht gänzlich in die Irre führen können; sie können ihn nämlich verleiten, ein sichtbar verändertes Organ als den Ursitz der Krankheit anzusehen, da doch das urergriffene leicht ein ganz anderes ist. So wenig Leichenöffnungen richtigen Aufschluss über die Natur solcher Krankheiten geben, eben so wenig Aufschluss geben auch die Nachkrankheiten; denn diese Nachkrankheiten hangen meistens von dem zuletzt ergriffenen Organe ab, durch dessen Krankmachen die Natur die antagonistische Heilung des ur- und haupterkrankten Organs bewirkt hat. Ich habe in den letzten Jahren mehre Kranke aus der geringen Volksklasse, die in Holland krank gelegen und angeblich hergestellt zurückkamen, behandelt, aber mir nie erlaubt, über die Natur der dort herrschenden Krankheit zu urtheilen. Unter andern erinnere ich mich, dass ich, in einem niederländischen Grenzstädtchen mich befindend, von geringen Leuten angesprochen wurde, ihrer ihnen aus dem Inneren von Holland zurückgeschickten Tochter ärztliche Hülfe zu leisten. Als ich hinkam, erkannte ich zu meinem Erstaunen in dem unglücklichen siechen Wesen ein Mädchen, welches noch vor wenig Jahren bei einem meiner Bekannten gedient, und sich damahls durch Schönheit, Sittsamkeit und ein eigenes bescheidenes Vorkommen auszeichnete. Ihrer Aussage nach, hatte sie im Innern von Holland an dem herrschenden bösen Fieber zwölf Wochen krank und unter

diesen zwölf Wochen ein paar ohne Besinnung gelegen; da sie aber bei sehr guten Menschen gewohnt, hatte es ihr weder an Pflege, noch ärztlichem Beistande gefehlt. Jetzt war ihre Schönheit ganz dahin; sie war sehr mager, blass, hustete viel und warf aus, hatte schleichendes Fieber mit nächtlicher Verschlimmerung, Mangel an Esslust, unruhigen, nicht erquickenden Schlaf, Schmerz im linken *Hypochondrio;* der Bauch war voll Wasser, die Füsse bis an die Knie geschwollen. Da ich diesen Zustand für eine Milzaffektion hielt, Wassersucht, Husten und andere Zufälle für Folge derselben, so gab ich ihr bloss Eichelngeist, den ich damahls, statt jetzt das Wasser, gebrauchte. Bei der Erkenntniss des Uebels konnte nicht leicht Täuschung obwalten, also erfolgte auch die Heilung durch das gegebene Mittel regelmässig und ohne Unterbrechung. Wie die Kranke vollkommen hergestellt war, wurde sie weit fetter als sie vorher gewesen. Wie ist es nun möglich, bei solch einem Falle auch nur die leiseste Vermuthung über die Natur der in Holland herrschenden Krankheit zu haben? Würde es nicht thöricht sein, zu sagen, die ganze zwölfwöchentliche Krankheit habe in einer Affektion der Milz bestanden? — Von dieser Abschweifung kehre ich nun wieder zu unserer Krankheit zurück. Von allen Bauchkrankheiten, welche ich je erlebt, kenne ich keine, welche, sich selbst überlassen, solche üble Folgen gehabt hätte als die eben beschriebene. Einigen war die Milz ergriffen, andern die Leber, einigen, jedoch wenigen, die Nieren, andern, aber ebenfalls sehr wenigen, die Lungen. Nie habe ich so viel Wassersuchten zu behandeln gehabt, als nach dieser Krankheit; aber es war nicht immer einerlei Art der Wassersucht, sondern bald *Hydrops hepaticus,* bald *splenicus.* Ich musste sie entweder mit Quassia- oder mit Eichelnwasser heilen. Nur einen einzigen von allen Wassersüchtigen habe ich gesehen, bei dem die Krankeit in einer Uraffektion des Gesammtorganismus bestand. Die Leser müssen aber nicht glauben, als sei die Wassersucht bloss Folge schwerer Krankheit und langer Bettlägerigkeit gewesen; ach nein, der grösste Theil derer, welche Hülfe bei mir suchten, war von der Krankheit nicht einmahl ins Bett geworfen worden, sondern hatte sich eine Zeitlang in einem zwischen Krankheit

15 *

und Gesundheit schwebenden Zustande befunden. Wenn zu jener Zeit Leute zu mir kamen, die über kurzen Athem klagten, so konnte ich fast mit Sicherheit vermuthen, dass sie den Bauch voll Wasser hatten, und bei der Untersuchung traf es sich äusserst selten, dass meine Vermuthung nicht zur handgreiflichen Gewissheit geworden wäre. Bei diesen üblen Folgen der Krankheit brauchte man gar nicht mehr auf das anfänglich ergriffene Organ zu sehen, dieses hatte die Natur schon auf ihre eigne antagonistische Weise geheilt.

Nun will ich noch einige Sonderbarkeiten der beschriebenen Krankheit anführen, die, da sie selten vorkamen, sich nicht wohl in das allgemeine Bild der Krankheit einfugen lassen.

Bei einigen wenigen Menschen wurde im Verlaufe der Krankheit der Mastdarm ergriffen, dass sie Stuhlzwang bekamen und blutgestreiften Schleim entleerten. Bei einigen wenigen wurden die Nieren im Verlaufe so seltsam affizirt, dass der ausgeleerte Urin einen wahrhaft aashaften Geruch verbreitete, dabei aber reich an Harnsäure war. Zwei Menschen habe ich gesehen, die beim ersten Eintritte des Fiebers halb besinnungslos waren, beide erbrachen sich; bei dem einen war das Erbrechen so heftig, dass ich Mühe hatte es zu stillen. Trotz diesem stürmischen Anfange, hatte die Krankheit aber keinen übleren Verlauf als gewöhnlich. Bei einem Mädchen fing das Fieber mit Blutbrechen an, ohne dass dieses Blutbrechen einen schlimmen Einfluss auf die ganze Krankheit gehabt hätte. Vier Menschen hatte ich zu behandeln, welche im Verlaufe der Krankheit Darmblutung bekamen; zwei davon starben. Im Allgemeinen siehet man Darmblutungen bei Fiebern nicht gern. Ich habe aber bei dem jetzt beschriebenen den Fall erlebt, dass eine alte verschlissene Frau mit verdorbenen Lungen, bei welcher sich das Fieber auf die gegebene Arzenei übel bessern wollte, nach einigen reichlichen Ausleerungen von geronnenem Blute sich zwar allerdings sehr matt fühlte, so dass ihre Kinder glaubten, sie würde sterben, aber doch wieder beikam und genas. Hier war die Blutung nicht kritisch, aber doch wohlthätig; denn nach derselben leistete die Arzenei die erwartete, wohlthätige Wirkung, welche sie vorher nicht leisten wollte.

Einer der tödtlich abgelaufenen Fälle bietet durchaus nichts Merkwürdiges dar, denn er betrifft eine ziemlich bejahrte Jungfrau mit alten Abdominalleiden; die würde auch wol ohne Blutung an dieser und an jeder anderen ernsthaften Krankheit gestorben sein. Der zweite Fall aber ist mir deshalb merkwürdig gewesen, weil ich hier, in Betreff des tödtlichen Ausganges, auch nicht die leiseste Vorahnung haben konnte. Eine Frau in den besten Jahren hatte, was das Fieber betrifft, durchaus keine ausgezeichnete Zufälle, ausser dass der Kopfschmerz, der bei diesem Fieber in ein paar Tagen verschwand, bei ihr anhielt. Der Durchfall war mässig. Die Krankheit blieb, ohne zu verschlimmern, ohne verdächtige Zufälle, vierzehn Tage auf demselben Punkte. Freilich war dieses Bleiben auf dem nämlichen Punkte, zu einer Zeit, wo sie in voller Besserung hätte begriffen sein müssen, verdächtig genug; allein wer konnte wissen, woran sich die Sache hakte? Eines Morgens klagte sie über ganz mässigen Schmerz im rechten Hypochondrio. Nach acht und vierzig Stunden ungefähr, wo dieser Schmerz nicht besser und nicht schlimmer geworden war, ging ihr ein halber Nachttopf voll geronnenes Blut ab, dem bald noch eine gute Menge folgte. Ein paar Stunden darauf hatte sie eine Entleerung von einer grauen, sehr übel riechenden Masse, die gerade aussah, als ob Eiter mit Schleim zusammen gerührt wäre. Was es für ein Stoff gewesen, weiss ich nicht; so viel sah ich aber bald, dass die Kranke gleich nach dieser Entleerung sich zum Tode anschickte.

Der zweite Fall mit gutem Ausgange, hat auch etwas Merkwürdiges, nämlich zwei, wahrscheinlich selten zusammentreffende Zufälle. Ein wahrhaft schönes Mädchen, auf der Grenze zwischen Kind und Jungfrau, hatte das Eieber anscheinend in geringem Grade, klagte wenig in den Präcordien, hatte keinen Durchfall, fing gegen den sechsten Tag an, über ganz mässigen Schmerz in der rechten Seite zu klagen, die Bauchexcremente wurden ganz weiss, ohne dass die reine Hautfarbe nur im mindesten gelblich oder erdfarbig, ohne dass der klare Harn auch nur im mindesten krankhaft gefärbt wurde. Am achten bat mich die Mutter, das Kind abends zu besuchen, weil es über Beängstigung klage. Kaum war ich dort,

so bekam die Kranke Oeffnung, wurde halb ohnmächtig und die dünnen Excremente liefen ins Bett; die Mutter entdeckte, dass das Bett voll Blut sei. Das schien freilich übel; indessen war es unmöglich, abends beim Kerzenlichte die Sache richtig zu beurtheilen. Den andern Morgen ergab sich, dass der ausgesonderte Stoff dunkelgrau von Farbe, wie Strassenkoth, und mit dicken blutigen Streifen durchmischt war. Ich begriff jetzt, dass das Blut aus einer hohen Gegend des Darmkanals, aus dem Zwölffingerdarme, oder aus dem oberen Theile des Leerdarmes kommen müsse. Wäre die Darmbewegung nicht, aus mir unbekannten Ursachen, plötzlich vermehrt worden, wäre die Entleerung am folgenden, oder am dritten Tage geschehen, so würde man die dicken blutigen Streifen in der grauen Masse nicht mehr haben sehen können. Wenn Blut, das in der höheren Gegend des Darmkanals nah am Magen, ergossen ist, in der Stuhlausleerung als Blut erscheinen soll, so muss eine bedeutend vermehrte Darmbewegung Statt finden. Bei der gewöhnlichen wird das Blut im Darmkanale eben so, wie die Nahrungsmittel, ganz umgeändert und erscheint in dem ausgeleerten Darmkothe nicht als Blut. Was bei normaler Darmbewegung als dunkelrothes, geronnenes Blut erscheint, das kann unmöglich aus den höheren Regionen der Därme, das muss aus dem *Recto* oder *Colo* kommen, vorausgesetzt, dass die *Flexurae coli* nicht mit Leber, Milz oder Zwerchfell verwachsen sind, in welchem Falle freilich Leber-, Milz- und Lungenabszesse sich in den Grimmdarm entleeren, und ebenfalls dabei Blutungen Statt finden können, die nicht im Darme selbst erzeugt sind; von welchen Seltenheiten wir aber jetzt nicht reden wollen.

Der angeführte Fall ist deshalb merkwürdig, weil hier zwei Umstände zusammentreffen, welche, aller Wahrscheinlichkeit nach, selten zusammentreffen, das war nämlich, behinderte Gallenergiessung in den Darmkanal und Darmblutung. Beim Blutbrechen, wo, zwar nicht immer, aber doch in den allermeisten Fällen eine gute Menge Blut nach unten geht, wird dieses Blut (vorausgesetzt dass kein Durchfall vorhanden sei) nicht als Blut durch den Stuhlgang entleert, sondern als kohlschwarzer, dintenartiger Koth, der einen ungeheuer aashaften

Gestank verbreitet. Bei unserer Kranken, bei welcher der Einfluss der Galle in den Darmkanal gehemmt war, fand solch schwarze, dintenartige, aashafte Ausleerung nicht statt; man sollte also daraus schliessen, dass bei Darmblutungen, zur Bildung des kohlschwarzen, aashaften Kothes, die freie Ergiessung der Galle nothwendige Bedingung sei.

Unsere Kranke wurde gleich nach dieser Ausleerung wieder hartleibig, wie sie vorher gewesen. Ich war nun sehr neugierig, welchen Einfluss diese Blutentleerung auf die Leber haben möchte, musste aber meine Neugier drei Tage lang mässigen, so lange nämlich währte es, ehe das in den Därmen zersetzte Blut als grauer Koth abging (die blutigen Adern waren aber nicht mehr darin zu erkennen). Nach drei Tagen, da diese Masse entleert war, überzeugte ich mich, dass der Zustand der Leber noch derselbe sei, denn der Koth war, wie vor der Blutung, ganz weiss. Kritisch kann man diese Darmblutung nicht nennen, aber wohlthätig war sie dennoch; denn eine Mischung von Bittermandelwasser und Schellkrauttinktur, von welcher ich in den ersten Tagen wenig Wirkung sah, und mir den Kopf zerbrach, woran sich die Sache haken möchte, that jetzt so gute Wirkung, dass das Mädchen, trotz dem beschriebenen Abenteuer, bald genug wieder auf den Beinen war. Die ganze Krankheit hatte nahe an zwanzig Tage gewährt; das ist freilich lange genug, aber wo bei akuten Fiebern solche Zwischenspiele gegeben werden, da muss man leise auftreten. Ein Arzt, der sich bei solchen Fällen gar zu sehr sputet, kommt auch wol am spätesten zum Ziele. Dass diese Krankheit nicht ursprünglich in der Leber ihren Sitz hatte, davon war der beste Beweis, dass das Mädchen vom akuten Fieber genas, den ganzen Tag aufsass, im Zimmer herumging, einen nicht zu stillenden Hunger hatte, und dass bei diesen Umständen die Excremente weiss wie bei Gelbsüchtigen waren, ohne dass jedoch die Hautfarbe und der Harn auch nur im mindesten auf Gelbsucht gedeutet hätten. Sobald das Fieber und alle widrige Gefühle in der Oberbauchgegend verschwunden waren, habe ich bloss Schellkrauttinktur gegeben, und diese noch weit länger nachgebrauchen lassen, als es des weissen Abganges wegen nöthig gewesen sein würde; denn nicht bloss die Darm-

blutung, sondern auch ein zornmüthiges Wesen, welches das Mädchen schon lange vorher angenommen hatte, liess wol auf ältere Verstopfungen schliessen; darum war es der Klugheit gemäss, das Leberheilmittel noch lange nachgebrauchen zu lassen. Merkwürdig ist noch bei diesem Falle, dass das Mädchen gleich nach überstandener akuter Krankheit, trotz der noch ganz gestörten Gallenabsonderung, einen kaum zu stillenden Hunger hatte.

Die Darmblutungen, welche sich bei akuten und chronischen Krankheiten zuweilen ereignen, sind immer verdächtig; ob sie aber tödlich sein werden, das lässt sich in manchen Fällen nicht allein nicht mit Sicherheit, sondern nicht einmahl mit Wahrscheinlichkeit vorhersagen; denn wer kann wissen woher solche Blutungen kommen? Es ist mir wahrscheinlich, dass sie sich meist aus geborstenen Blutaderanschwellungen ergiessen. Wie dieses geschiehet, sehen wir zum wenigsten an äusserlichen Theilen. Ein einziges Mahl habe ich eine kleine Blutaderanschwellung auf der Spitze der Nase bersten sehen; weil der Mann, (dessen Arzt ich übrigens nicht war) an einem typhösen Fieber krank lag, welches Blutverlust übel vertrug, so war der Tod die Folge der äussern Nasenblutung. Je nachdem die Blutaderanschwellungen weit oder enge sind, können geringere oder stärkere, ja schnell tödtliche Blutungen entstehen. Ich hatte einst einen jungen Mann aus der geringeren Volksklasse am gastrischen Fieber zu behandeln, der schon mehre Jahre eine sehr ungesunde Farbe gehabt. Das Fieber wollte sich auf die gegebenen Mittel sehr übel schicken; weshalb ich einige Vermuthung hatte, dass es in dem Bauche des Kranken nicht geheuer sein möchte. Da ich aber sah, dass er langsam besserte, des Fiebers los wurde, den ganzen Tag ausser dem Bette sein konnte (ohne jedoch das Haus zu verlassen) und gute Esslust bekam, so vergass ich meine frühere Vermuthung gar bald. Ich hatte ihn, als einen Genesenen, mehre Tage nicht gesehen, da wurde ich eines Abends spät zu ihm gerufen, mit der Bedeutung, er habe einen Ueberfall bekommen. Wie ich ihn sahe, lag er halb besinnungslos, es war ihm so viel Blut durch den After abgegangen, dass man hätte glauben sollen, in seinem Bette sei ein Stück Vieh

geschlachtet. Im Bauche kollerte es ihm, er klagte über nichts, denn er war, wie gesagt, halb besinnungslos, gegen Morgen starb er.

Von dieser Abschweifung kehre ich wieder zum Bittermandelwasser als Eigenmittel auf den erkrankten *Plexus coeliacus* zurück. Man könnte sagen, es sei schwer zu beweisen; dass das zuletzt beschriebene herrschende Fieber in einem Kranksein des *Plexus coeliaci* bestanden; mithin sei der Beweis der Behauptung, Bittermandelwasser sei Heilmittel des kranken *Plexus coeliaci*, ganz unstatthaft. So viel weiss ich sicher, das beschriebene Fieber bestand nicht in einer Affektion des Gesammtorganismus, nicht in einem Urleiden der Milz, des Pankreas, der Leber, des Magens, der Därme; mithin wird es wol in einer Affektion des *Plexus coeliaci* bestanden haben. Ich gebe jedoch gern zu, dass dieses eine etwas kühne Vermuthung sei. Wer aber alle Zufälle der Krankheit, die consensuell ergriffenen Organe und die Folgen der Krankheit wol erwägt, der wird bekennen müssen, dass die Behauptung, ein anderes Organ sei urergriffen gewesen, noch weit kühner und grundloser sein würde. Was ich beim Pankreas gesagt, muss ich wiederholen, ich kann nicht mehr geben als ich habe.

Wollte ich der Vertheidiger und Lobredner der alten scheidekünstlerischen Aerzte sein, so würde ich mich schon jetzt in sehr grosser Verlegenheit befinden. Da ich aber bloss die Anwendbarkeit und Nützlichkeit ihrer Lehre am Krankenbette untersucht habe, und diese Untersuchung ganz unparteiisch meinen Amtsgenossen mittheile; so ist mir gar nicht anstössig, dass die Schwäche dieser, nach reiner Erfahrung strebenden Lehre, bei mehren Krankheiten offenbar am Tage liegt. Wo ist aber die Lehre, die in den beschriebenen Krankheiten nicht weit grössere Schwächen verrathen würde?

Wenn wir als wahr annehmen, dass das Bittermandelwasser eigenes Heilmittel des erkrankten *Plexus coeliaci* sei, so ist doch dieses Nervengewinde ein so sehr zusammengesetztes Organ, dass man schwerlich darauf rechnen darf, dass jede Krankheit desselben einem und dem nämlichen Mittel weichen werde. Denken wir nun vollends an die andern Nervengewinde des

grossen sympathischen Nerven, erwägen, dass jedes dieser einzelnen Organe erkranken kann, und dass von diesem Erkranken, der Himmel weiss, welche seltsame Fieber und wunderliche, ja tödtliche Zufälle abhangen können, welche zu heben wir nicht im Stande sind, wenn wir nicht das urerkrankte Organ erkennen, und ein Eigenmittel auf dieses erkrankte Organ wissen: so müssen wir bekennen, dass, da, so viel ich weiss, solche Eigenmittel bis jetzt noch nicht bekannt worden, wir noch weit, sehr weit von der wahrhaften Heilmeisterschaft entfernt sind *).

Magenmittel.

Es gibt gar viele Arzeneien, die den Namen haben, als ob sie den erkrankten Magen gesund machen könnten; wenn man die Sache aber näher untersucht, so bleibet nicht viel Wahres daran. Ich habe es im Magen, ich habe es vor dem Herzen, das sind gewöhnliche Klageformeln. Bei Lichte besehen hat der Eine eine Krankheit der Leber, der Andere eine der Milz, der Dritte des Pankreas, der Vierte der Nieren, der Fünfte des Pfortadersystems, der Sechste des Gesammtorganismus; und der arme Magen ist unschuldig, er leidet nur mit. Der Magen ist der wahrhafte Sündenbock, der die Fehler aller andern Organe auf sich nehmen muss, auch wird er bass dafür geschoren; bald soll er vermeinte Unreinigkeiten entleeren und wird mit allerlei feindlichen Mitteln zu convulsivischen Bewegungen gereizt; bald soll er zu schwach

---

*) In den 20 Jahren, seit ich der geheimärztlichen Lehre folge, sind mir zweimahl sporadische ansteckende Fieber vorgekommen, deren Natur ich, trotz aller angewendeten Mühe, nicht erkennen konnte. Die verneinenden Erprobungen gaben mir wol die an Gewissheit streifende Wahrscheinlichkeit, dass die ganze Zufallsgruppe von dem Urergriffensein eines der Bauchganglien consensuell abhangen müsse; wozu diente das aber? Zu gar nichts. Ja, hätte ich das urergriffene Ganglion erkannt, aber kein Heilmittel darauf gewusst, so würde ich auch um kein Haar weiter gewesen sein. Diese sporadischen ansteckenden Fieber, die etliche Häuser in einer benachbarten Gemeinde heimsuchten, hatten mit dem *Morbo stationario* nichts gemein. Ich war aber froh, dass sie nicht weiter umgriffen, denn sie waren nicht bloss gefährlich, sondern auch von langer Dauer; die Natur heilte sie nur durch gänzliche Erschöpfung des Organismus.

sein und wird mit schauderhaft bittern Mitteln erfüllet, mit scharfen Substanzen geäzt, mit Wein überschwemmt, oder mit starkem Branntwein versengt.

Ist es leicht zu wissen, ob der Magen urerkrankt sei? Ich sollte denken, das sei in vielen Fällen sehr schwer; ja ich kenne fast kein Zeichen, durch welches das Urleiden von dem Mitleiden mit Sicherheit zu unterscheiden wäre. Die Leiden des Magens, die mit dem allgemeinen Namen Magenschmerz belegt werden, welche vom leisen Murren bis zum heftigsten Magenkrampfe unzählbare Abstufungen haben, sind in den meisten Fällen consensueller Art und können nur durch Heilung des urergriffenen Organs gründlich gehoben werden. Das Beschwichtigen derselben durch betäubende Mittel glückt nicht immer, wird nicht selten nur durch grosse Gaben erzwungen und hat keinen Bestand.

Hungerlosigkeit nach Krankheit ist in den seltensten Fällen Fehler des Magens, sondern sie ist bloss Zeichen, dass die Hauptkrankheit noch nicht gänzlich gehoben sei. Wenn es möglich wäre, durch bittere und gewürzhafte Mittel die Esslust zu erwecken, so würde doch der Arzt seinen Vortheil als Künstler schlecht kennen, wenn er nach einer gehobenen Krankheit von diesen Mitteln Gebrauch machen wollte; er würde sich ja muthwillig des besten Zeichens berauben, aus welchem er die Vollständigkeit und Gründlichkeit seiner Heilung beurtheilen kann.

Fehler der Verdauung, welche selbst bei starkem Hunger Statt haben können, und welche durch widrige Gefühle, die von dem Kranken nicht unter die Kategorie des Schmerzes gereiht werden, sondern durch andre Zufälle, als da sind, Sodbrennen, Aufstossen, Wiederkäuen u. s. w. sich offenbaren, sind auch in den wenigsten Fällen Urleiden des Magens, sondern häufiger Fehler der Leber, der Milz, oder des Pfortadersystems, und werden in diesen Fällen weit gründlicher und sicherer durch Einwirken auf das urerkrankte Organ, als durch Einwirken auf den Magen gehoben.

Krankheit des Magens, die sich durch Erbrechen kund gibt, und die nicht selten mit Säure des Magensaftes, oder mit Schmerz des Magens verbunden erscheint, ist, meiner

Erfahrung nach, häufiger ein Urleiden des Magens, als es der blosse Schmerz, Mangel der Verdauung oder Hungerlosigkeit sind. Freilich ist auch das Erbrechen oft bloss consensuell; so brechen sich Schwangere, Steinsüchtige, innerlich Gewundete u. s. w.; aber verhältnissweise gegen andre Magenkrankheitsformen, deutet Erbrechen häufiger auf ein Urleiden des Magens. Es verstehet sich aber wol von selbst, dass ich hier nicht von jedem leichten Erbrechen spreche, sondern von einem solchen, welches schon eine Zeit, wenn gleich nur eine kurze, gewährt, wo alle Nahrung ausgeworfen wird, und wo die Noth den Kranken zwingt, die Hülfe der Kunst zu suchen.

Das Erbrechen, es mag ein Urleiden des Magens, oder ein Mitleiden sein, ist immer ein übles, hinderliches Ding; wenn wir nicht Mittel haben, es zu beschwichtigen, so hilft uns alle unsere übrige Weisheit nichts. Wir müssen kräftige Mittel haben, welche den Magen nicht bloss beruhigen, wenn er urerkrankt ist, sondern auch, wenn er mitleidend krank ist. Im letzten Falle ist freilich die Beruhigung nur als ein Waffenstillstand anzusehen; allein auch der ist wichtig, denn er verschafft uns Zeit, auf das urerkrankte Organ heilend einzuwirken.

Ich will den Leser nicht mit Erfahrungen über ganz bekannte Mittel langweilen. So ist das *Bismuthum nitricum (magisterium Bismuthi)* ein sehr gutes bekanntes Magenmittel, mit welchem man Erbrechen stillen kann; eben so das *Kali aceticum* und *Natron aceticum.* Auch kann man diesen Mitteln die Kraft nicht absprechen, gewisse schmerzhafte Gefühle des Magens zu heben; als ausgezeichnet mag ich sie aber in letzter Hinsicht nicht anpreisen. Einer der wichtigsten Punkte, auf welchen es beim Stillen des Erbrechens ankommt, ist, dass man wol zusehe, ob der Magensaft sauer sei; ist der sauer, so wird alles sauer, was in den Magen kommt, und das Erbrechen erfolgt bloss durch Einwirkung dieser scharfen Säure. In diesem Falle habe ich nichts Besseres und schneller Wirkendes gefunden, als das kohlensaure flüchtige Laugensalz *(ammonium carbonicum).* Ich nehme von diesem zwei Drachmen und einen Skrupel Traganthgummi, lasse beide in acht Unzen Wasser auflösen, und von dieser Mischung nimmt der Kranke stündlich

einen Löffel voll. Sollte der erste oder zweite Löffel ausgebrochen werden, so macht das nichts aus; man muss nur mit dem Eingeben fortfahren, so kommt man zum Zweck. Ich habe gar manchen Menschen vom chronischen Erbrechen durch diesen einfachen Trank geholfen, auch solchen, die lange vergebens andre Mittel gebraucht hatten *). Die Kohlensäure, welche sich hier im Magen entwickelt, kann wol das Ihrige zur Beschwichtigung des Erbrechens beitragen, denn es ist nicht zu läugnen, dass diese sehr gute, beruhigende Wirkung auf den Magen äussert. Ich habe schon Leuten, die es bezahlen konnten, an Statt Arzenei, den schäumenden Champagnerwein gegen das Erbrechen gerathen, und gefunden, dass dieser eben so gute, wo nicht bessere Wirkung thut als das Brausetränklein.

Das Jod ist, meines Erachtens, eins der besten und sichersten Mittel zur Stillung des Erbrechens, die einfache Tinktur zu dreissig Tropfen, mit acht Unzen Wasser und einem Skrupel Traganthgummi gemischt, stillet es, wenn man von dieser Mischung stündlich einen Löffel voll nehmen lässt. Die Mischung ist anfänglich etwas schwärzlich, wird aber hernach weiss. Das Jod scheint mit dem Traganthgummi, oder vielleicht mit einem sich aus diesem entwickelnden Laugensalze eine chemische Verbindung einzugehen. Dass sich ein Laugensalz, ich weiss nicht welches, aus dem Traganthschleime entwickelt, ist wol sicher; denn wenn man den Schleim verderben lässt, so untergehet er nicht, wie andre Pflanzenstoffe, eine saure Gährung, sondern er fault wie eine thierische Substanz. Mischt man ihn mit Schwefel, oder mit schwefelhaltigen Sachen zusammen, so entwickelt sich, je nachdem der Wärmegrad ist, bald früher, bald später, hepatische Luft.

Das Jod hat nicht bloss Kraft, das Erbrechen zu hemmen, sondern es stillet auch die Schmerzen des Magens eben so schnell als Mohnsaft oder andere narkotische Substanzen es

---

*) Manchen hat die Säure schon eine rosenartige Entzündung der Speiseröhre bewirkt, welche man aus einem brennenden Gefühl, das ihnen das Hinunterschlingen warmer, oder geistiger Getränke macht, erkennen kann. Diesen muss man nicht Ammonium, sondern Magnesia geben.

nur je vermögen. Wie mächtig es ist, das Erbrechen zu stillen, habe ich zuerst bei einer unheilbaren Magenkrankheit gesehen. Bei ganz unheilbaren Uebeln muss man die Kraft der Heilmittel kennen lernen. Ein Mittel, welches eine Zeitlang, wenn auch nur auf etliche Tage, wohlthätig auf ein unheilbar erkranktes Organ einwirkt, das ist wahrhaft schätzbar. Sobald es diese Probe bestanden hat, kann man ziemlich sicher sein, dass man damit heilbare Uebel des Organs bald und sicher wird heilen können. Der Fall, in dem ich zuerst das Jod als Magenmittel kennen lernte, war die Verhärtung des Magens. Ich muss aber bemerken, dass es keine den Fingern fühlbare Verhärtung war; fühlbar ist sie nur in der vorderen Magenwand.

Der Fall, welchen ich jetzt mittheile, war weit schwieriger zu erkennen. Die Verhärtung sass, wie ich meine, in der hintern Magenwand; ich konnte durchs Gefühl nichts entdecken, und wenn gleich der Kranke selbst behauptete, er könne von Zeit zu Zeit in der Tiefe eine Härtigkeit entdecken, so war doch dieses Vorgeben, weil ich ihn zum Fühlen aufgefodert, nichtsbedeutend; zum wenigsten in meinen Augen haben Antworten auf Suggestivfragen wenig Werth. Ich erkannte die Verhärtung bloss aus dem Nichtwirken solcher Mittel, die, meiner Erfahrung nach, das Uebel hätten heben müssen. Der Verlauf und das Ende bestätigten denn auch diese Erkenntniss: einige Zeit vor dem Tode erbrach der Kranke eine graue stinkende Masse, die einer Mischung von Eiter und Schleim ähnlich sah, zugleich zeigte sich ein grosser Verfall der Kräfte; ein paar Tage vor dem Tode lag er in beständigem Schluchzen. Die Oeffnung des Leichnams hätte ich wol machen können, wenn ich gewollt; aber andere Geschäfte bei lebenden Menschen erlaubten nicht, mich mit dem Todten weiter zu befassen. Ueberdies war eine eiternde, oder vielmehr jauchende Verhärtung des Magens in der letzten Zeit so unverkennbar, dass, wenn man fünfzig Aerzte von der grossen Landstrasse aufgegriffen und zu dem Kranken gebracht hätte, gewiss kein einziger anderer Meinung gewesen sein würde.

Nun, dieser Mann, der zwar im eigentlichen Sinne kein Trunkenbold, aber doch ein alter Branntweinsäufer war, und

der, wie man leicht denken kann, das Absprechen des Branntweins voraussehend, so lange wie möglich gezögert hatte, mich um Rath anzugehen, kam erst, da er fühlte, Branntwein und geistiges Bier thue ihm kein Gut mehr. Nachdem ich, wie gesagt, nicht durchs Gefühl, sondern durch das Nichtwirken der oft von mir erprobten Heilmittel zur Erkenntniss gekommen war, dass eine Verhärtung im Magen vorhanden sein müsse, so gab ich ihm wirklich mehr aus Pflicht, die mich heisst, das Aeusserste zur Rettung eines Menschen zu versuchen, als in der Hoffnung, ihn zu heilen, die Jodtinktur zu fünf Tropfen fünfmahl tags in Gerstenwasser. Die Wirkung war so wundervoll, dass ich ganz verblüfft wurde, und stark zu zweifeln anfing, ob meine Erkenntniss auch wol richtig sei. Das Brechen, an welchem solche unglückliche Menschen viel leiden, hörte gleich auf, schon die erste Gabe blieb bei ihm, und der gräuliche Magenschmerz, der den armen Mann schon so lange gemartert hatte, hörte zwar nicht ganz auf, wurde aber doch so unbedeutend, dass er sich für fast geheilt ansah. Verdächtig war es allerdings, dass der früher sehr kräftige Mann, nach so bedeutender Beschwichtigung des Schmerzes, nicht das Bett verlassen wollte, und dass sein Puls mehre Tage, nach gestilltem Erbrechen und beruhigtem Schmerze, immer noch schnell, wie der eines Schwindsüchtigen blieb. Die gute Wirkung des Jods hielt ungefähr eine Woche lang Stich, da ging alles wieder den Krebsgang. Erst wurden die leisen, erträglichen Schmerzen wieder nach und nach unerträglich, das Erbrechen zeigte sich nun ein paarmahl tags, bald wurde wieder alles ausgebrochen, was in den Magen kam, und dann erfolgte auch Erbrechen, ohne dass das Geringste in den Magen gebracht war. Ob ich nun die Gabe der Jodtinktur vermehrte oder verminderte, das Eine half so wenig als das Andre, ich sah jetzt nichts Gutes mehr von ihr. Das Uebel ging seinen Gang fort; es entstand ein paarmahl heftiger Nervenschmerz in Einem Fusse (wie man dergleichen bei Gehirn- und Bauchkrankheiten wol zu sehn gewohnt ist), die Abmagerung und Kraftlosigkeit nahm immer mehr zu, es erfolgte das vorhin erwähnte Ausbrechen grauer stinkender Ma-

terie, sichtbarer Verfall der Kräfte, beständiges Schluchzen und endlich der Tod.

Die Wirkung des Jods auf den Magen zu erproben, hätte ich wol schwerlich einen belehrendern Fall wünschen können. Meine Folgerung aus dieser Beobachtung, dass nämlich das Jod in heilbarer Magenaffektion, die sich durch Schmerz, oder Erbrechen äussert, sicheres und schnelles Heilmittel sein müsse, hat sich mir seitdem in den meisten Fällen bestätiget. Ausnahmen habe ich allerdings gefunden; von diesen werde ich hernach reden.

Der *Scirrhus* des Magens ist, wie ich eben bemerkt, in der vorderen Wand des Magens wol durch das Gefühl zu erkennen, wenn er einmahl als *Scirrhus* ausgebildet und einen gewissen Grad der Härte erreicht hat; ob er aber in seinem ersten Entstehen zu erkennen sei, daran zweifle ich sehr. Ich erinnere mich nicht, einen einzigen Menschen behandelt zu haben, bei dem sich unter meinen fruchtlosen Heilversuchen der *Scirrhus* ausgebildet hätte; mithin kann ich über dessen Entstehung und allmählige Ausbildung nicht urtheilen. Auf die Aussage derer, bei denen er greifbar ausgebildet war, kann ich auch nicht sicher fussen, denn diese hatten schon mit so viel Elend und Jammer gekämpft, dass sie sich wol schwerlich der ersten Entstehung und des allmähligen Fortschreitens ihrer Krankheit werden erinnert haben. So viel ist sicher, dass bei denen, welche ich gesehen, der Schmerz sich viel früher gezeigt hatte als das Erbrechen. Der Anfang wird aber auch wol viel von dem Orte abhangen, wo der *Scirrhus* sitzt. In den Fällen, wo ich ihn fingerlich erkennen konnte, sass er ungefähr in der Mitte der vorderen Wand, mehr nach der linken Seite hin, als nach der Gegend des Pförtners. Nah am Pförtner muss er früher Erbrechen verursachen, und es ist möglich, dass dieses zugleich mit dem Schmerze auftritt. In vermuthlichen Pförtnerverhärtungen, welche, wenn der Arzt recht vermuthet hat, gewöhnlich einen tödtlichen Ausgang nehmen, habe ich die Verhärtung noch nie mit meinen Fingern erkennen können. Einen einzigen Fall erlebte ich, wo eine vermuthliche Verhärtung und Verengerung des Pförtners mit

heftigem Blutbrechen in Kurzem tödtlich endigte *). Uebrigens muss es in einem verhärteten Magen zuweilen seltsam aussehen. Eine Kranke, die ich heilen sollte, aber schon bei dem ersten Griffe auf den Magen jeden Gedanken an Heilung schwinden liess, zeigte mir einst als eine Seltenheit Kirschsteine, welche sie ausgebrochen, und, ihrer Aussage nach, mindestens vier Wochen vorher mit den Kirschen verschluckt hatte.

Doch genug von diesem garstigen Uebel, gegen welches ich keinen Rath weiss; lieber will ich von dem salzsauren Kalk reden. Ob andre Aerzte sich desselben als Magenmittel bedienen, weiss ich nicht; mich hat die Noth zu dessen Gebrauch gezwungen. Die gute Wirkung, die ich von ihm in alten Geschwüren und anderm äusserlichen Ungemache gesehen, liess mich mit grosser Wahrscheinlichkeit berechnen, dass er im Stillen des Erbrechens mächtiger sein werde als irgend ein anderes Mittel. Im Jahre 1829 hatte ich oft Gelegenheit zu sehen, dass ich richtig gerechnet; ich will aber solche Fälle, welche durch andere Mittel vielleicht eben so gut würden beseitigt sein, mit Stillschweigen übergehen, und nur etliche Fälle anführen, welche etwas ernsthafter und belehrender sind.

Bei der Beschreibung der im Jahre 1828 herrschenden Bauchkrankheit, welche mit dem Bittermandelwasser geheilt wurde, habe ich schon gesagt, dass bei zweien Menschen die Krankheit mit Erbrechen und halber Bewusstlosigkeit angefangen. Bei einem von diesen wandte ich den salzsauren Kalk

---

*) Sitzt die Verhärtung in dem oberen, die Cardia begrenzenden Theile des Magens, so ist es, des behinderten Schlingens wegen, zuweilen unmöglich, zu bestimmen, ob man es mit einer Verengung des unteren Theiles der Speiseröhre, oder mit einer Magenverhärtung zu thun hat. In dem Falle, wo die Magenleiden sich zuerst zeigen und die Disphagie erst später hinzutritt, hat man einigen Grund, den Magen als das urergriffene Organ anzusehen. In dem entgegengesetzten Falle aber, wo das behinderte Schlingen zuerst erscheint, oder auch gleichzeitig mit dem Magenleiden, ist die Erkenntniss durch die Zufälle bar unmöglich. Ich erinnere mich zweier Fälle, in denen das Unerkennbare im späteren Zeitraum sich als Magenverhärtung durch wirkliches Erbrechen blutiger Jauche herausstellte, indess gleichzeitig das Schlingen, nicht auf kurze Zeit, sondern bis zum Tode, wieder erträglich gut von Statten ging.

zuerst an, und zwar nicht aus Muthwillen, nicht aus Probesucht, sondern aus wahrer Noth. Er war ausser der Stadt von der Krankheit überfallen worden und seine Begleiter hatten ihn nach Hause geschleppt. Ich fand ihn in folgendem Zustande: Er war halb besinnungslos, man konnte nur Ja und Nein von ihm herausholen; sein Gesicht war entstellt, wie das eines Menschen, der mehr Aussicht hat zu sterben als zu leben, er war kalt am ganzen Leibe und der Puls wenig fühlbar, ich konnte wol von Zeit zu Zeit ein leises Ticken fühlen, aber bald konnte ich es auch wieder nicht fühlen, so, dass über den Puls wenig zu berichten ist. Uebrigens erbrach der Kranke sich beständig, und würgte mit grosser Heftigkeit, nicht bloss wenn Getränk in den Magen kam, sondern auch ohne diese Veranlassung; dünne Exkremente liefen dabei ins Bett, ohne dass er dieses wusste.

Ich habe diesem Manne alles gegeben, womit ich je Erbrechen gestillet, sowol innerliche als äusserliche Mittel, aber alles umsonst. Ueber acht und vierzig Stunden lag er mit wenig Veränderung in dem beschriebenen Zustande, ausser dass der Durchlauf nachliess, und Verstopfung eintrat, welche hernach anhielt, und dass es mir vorkam, als sei die Kälte seines Leibes nicht mehr so vorwaltend als im Anfange. Ich fing aber an zu begreifen, dass, wenn ich keinen neuen Rath fände, der Mann sterben müsse; denn wie konnte er auf die Dauer so etwas aushalten? Durch das beständige Würgen waren die Präkordien sehr schmerzhaft geworden, worüber er viel jammerte, auch waren die Gallengänge ergriffen; denn da ich den dritten Tag früh Morgens zu ihm kam, hatte er eine gelbe Gesichtsfarbe bekommen; anfänglich war diese schmutzig grau. Jetzt griff ich zu dem salzsauren Kalke, liess diesen in zwei Theilen Wasser auflösen, und gab stündlich von dieser Auflösung fünfzehn Tropfen mit einer halben Tasse Wasser verdünnet. Der Erfolg war ganz erwünscht, das Würgen und Erbrechen hörte auf, der Puls wurde fühlbar, die Haut warm, die volle Besinnung kehrte wieder und die ganze Krankheit hatte (wie ich schon früher erzählt), trotz diesem bangen Anfange, keinen ungünstigen oder ungewöhnlichen Verlauf. Ich glaube aber doch, wenn einen schwächlichen Menschen die

Krankheit so überfiele, und man fände so spät Rath darauf als ich in dem angeführten Falle, so würde solch Abenteuer doch wol einen bedeutenden und ungünstigen Einfluss auf den Verlauf und den Ausgang jeder akuten Krankheit äussern.

Der zweite Fall war nicht so bange, aber um so viel älter. Ein junges mannbares Fräulein hatte schon seit sechs Monaten alle Speisen, ungefähr eine halbe Stunde, nachdem sie selbige zu sich genommen, wieder ausgebrochen. Was sie für Arzenei dagegen gebraucht, konnte man mir nicht sagen. Da das, was sie ausbrach, ihrer Aussage nach, sauer schmeckte, so gab ich ihr zuerst kohlensaures flüchtiges Laugensalz. Die Säure verschwand, aber das Erbrechen blieb, zum Beweise, dass es nicht von Säure entstanden. Ich gab ihr darauf das Jod, hörte aber schon in ein paar Tagen, dass dieses Uebel nicht unter der Heilgewalt des Jods stehe; das Erbrechen blieb, wie es war. Nun wandte ich *Liquor Calcariae muriaticae* zu fünfzehn Tropfen fünfmahl tags an, und gleich war das sechsmonatliche Erbrechen gehoben. Dass ich aber dem Stillstande nicht blindlings traute, sondern zur Vorsicht den salzsauren Kalk noch einige Zeit in absteigender Gabe fortgebrauchen liess, brauche ich wol kaum zu erwähnen.

Der dritte Fall betrifft ein armes Dienstmädchen, welche von ihrer Herrschaft sollte nach Hause geschickt werden, weil sie schon zwei Monate lang alle Speisen und Getränke ausgebrochen, und die, da sie beständig dabei gearbeitet, endlich sehr flau und zur Arbeit unlustig wurde. Ich rieth der Herrschaft, mit dem Nachhauseschicken noch ein wenig zu warten, und gab dem Mädchen die vorhin beschriebene Salzsaurekalkauflösung zu fünfzehn Tropfen fünfmahl tags. Was soll ich viel Worte von dieser Sache machen? das Erbrechen hörte auf, und das Mädchen erholte sich gar bald wieder. In diesem letzten Falle war die Erkenntniss, ob das Erbrechen Ur- oder Mitleiden des Magens sei, durch Zeichen ganz unmöglich. Wenn man die Kranke ansah, und ihre Klagen hörte, so sollte man geschworen haben, ihre Leber müsse sehr angegriffen sein; denn sie hatte Schmerzen in den Präkordien und sah recht garstig gelb aus. Ein Urleiden des Magens kann aber ganz gut consensuell auf die Gallengänge einwirken, eben

so gut als eine Urkrankheit der Gallengänge consensuelle Magenleiden verursachen kann: darum sind alle solche Zeichen nicht viel werth.

Der vierte Fall betrifft ein mannbares Mädchen, welche schon lange über Schmerz im linken *Hypochondrio* geklagt, mässig Blut erbrochen, und darauf am Erbrechen geblieben war. Hier war das Erbrechen noch nicht alt, aber schmerzhaft. Der salzsaure Kalk leistete auch hier alles, was man wünschen konnte. —

Ich fürchte, durch weitschweifige Erzählung gewöhnlicher Krankheitsfälle, den Leser zu ermüden, darum mag es mit diesen genug sein. Seit jener Zeit, bis ins Jahr 1836, hat sich mir der salzsaure Kalk als ein ausgezeichnetes Magenmittel bewähret. Er hebt einen eigenen krankhaften Zustand des Magens, der sich nicht immer durch Erbrechen, sondern auch durch andere krankhafte Gefühle, durch Schmerz, Aufgetriebenheit nach dem Essen, Aufstossen von Winden u. s. w. offenbaret, und der sich weder durch *Kali aceticum* noch durch *Natron aceticum*, Wismuth, Kohlensäure, Jod, oder andere Magenmittel heben lässt.

Wer diesen krankhaften Zustand unter eine ideelle schulrechte Kategorie reihen will, der mag es thun. Ich thue es nicht, weil ich weiss, dass darin kein Nutzen für die Praxis steckt.

In der Folge werde ich noch wol Gelegenheiten finden, einige Fälle anzuführen, die die ausgezeichnete Wirkung des Mittels deutlich bekunden; jetzt lässt sich dieses nicht thun, wenn ich nicht von der mir vorgesetzten Ordnung abweichen will.

Oben habe ich gesagt, Magenleiden, es möge als Schmerz, Erbrechen oder Krämpfe sich äussern, sei in den meisten Fällen ein consensuelles; jetzt setze ich noch hinzu, dass in manchen Fällen die Auffindung des urergriffenen Organs nicht allein ziemlich schwierig, sondern fast unmöglich sei. Ich habe einst, vor acht und dreissig Jahren, mit einem sehr heftigen Magenkrampfe zu kämpfen gehabt, ihn als ein Urleiden des Magens angesehen, und in dem Jahre 1829 ist es mir, wo nicht gewiss, doch sehr wahrscheinlich geworden, dass der heftige Magenschmerz von Gallensteinen hergerührt habe. Da

der Fall wirklich in Betreff der Diagnose etwas Belehrendes enthält, so will ich ihn in aller möglichen Kürze erzählen.

Im Jahre 1797 sollte ich eine ungefähr dreissigjährige Frau (beiläufig gesagt, die schönste, welche ich je gesehen) vom heftigen Magenkrampfe befreien. Der Krampf kam mehrmahls des Tages, war heftig, sehr schmerzhaft, und endigte mit Einmaligem Erbrechen. Er blieb zuweilen mehre Tage aus und kehrte dann ohne auffallende Veranlassung wieder. Die Frau war übrigens gesund, gut genährt, hatte ein blühendes Ansehen und vollkommen reine Hautfarbe. Ich that mein Bestes, sie von dem grossen Leide zu befreien; aber meine Bemühung war fruchtlos, und nach manchem vergeblichen Heilversuche, blieben Mohnsaft und warme Umschläge die einzigen Mittel, die ich, damahls noch in meiner Einfalt, zur Linderung auftreiben konnte. Das Uebel schliss ab, ohne dass ich sagen konnte, ich habe es geheilt. Die Spur desselben blieb aber immer zurück, und es ist selten ein Jahr vergangen, wo nicht ein, oder ein paarmahl sich eine Mahnung mehr oder minder schmerzhaft einstellte. In den letzten Jahren, seit ihr alter podagrischer und steinsüchtiger Mann das Zeitliche gesegnet, sah ich sie wenig; denn sowol sie als ihre Kinder waren kräftige Menschen, die sich ein kleines körperliches Ungemach nicht irren liessen. Vor ungefähr neun Jahren wurde ich zu ihr gerufen; sie litt an Erbrechen, welches schon mehre Tage angehalten, und da sie anfing matt zu werden, so trauete sie dem Handel nicht mehr, begehrte deshalb, ich solle ihr von dem Ungemache helfen. Die Hülfe war gering gefunden, dreissig Tropfen Jodtinktur stillten das Erbrechen, und ich hörte nichts mehr von der Frau, als dass sie wohl sei. Ich muss aber hier noch bemerken, dass sie schon vor mehren Jahren über Schmerzen in den Fersen geklagt; das ist kein gutes Zeichen. Mit solchen Fersenschmerzen sind leicht solche Menschen behaftet, welche Verstopfungen in Leber, in Milz, oder im Pfortadersystem haben, oder solche, welche heimlich Gallen- oder Nierensteine bergen. Im Jahre 1829 fragte sie mich um Rath, was zu thun sei, wenn man Gallensteine bei sich habe. Sie zeigte mir einen, der ihr durch den Stuhlgang abgegangen. Auf mein Befragen, ob sie nicht ein, oder ein paar Tage vor-

her Schmerzen gefühlt, antwortete sie: nein, sie habe auch keinen Schatten von Schmerz gefühlt; aber seit sie diesen Stein zu Tage gefördert, fühle sie einen dumpfen, jedoch ganz leidlichen Schmerz in der rechten Seite. Der Stein, welchen sie mir zeigte, war zwar rauh, hatte aber keine scharfen Ecken, er war zwar nicht gross, aber doch so gross, dass, wenn man nicht die Ausdehnbarkeit der Kanäle im menschlichen Körper kennete, man nicht begreifen könnte, wie er ohne Schmerzen zu erregen sich einen Weg durch den Gallengang gebahnt: aber die Kanäle im menschlichen Körper sind nicht bloss sehr ausdehnbar, sondern auch sehr gefällig, so lange sie nicht feindlich gereizt werden. Ein dreimahl kleinerer Stein, mit scharfen, spitzen Kanten, würde bei seinem Durchbruche durch den Gallengang wahrscheinlich die übelsten Zufälle erregt haben. Mir ist es höchst wahrscheinlich, dass Gallensteine (deren wahrscheinlich noch eine gute Menge in der Gallenblase steckten, denn sonst würde der kleine wol schwerlich herausgedrängt sein) schon vor zwei und dreissig Jahren dieser Frau die Magenschmerzen verursacht haben. Möglich ist es, dass damahls die Steine scharfe Ecken gehabt, darum ist der Schmerz, den sie verursacht, sehr heftig gewesen. Durch die Zeit sind die scharfen Unebenheiten abgeglättet, ausgefüllet, oder der Himmel weiss, auf welche Weise geebnet, und der Schmerz ist minder geworden und seltner gekommen. Das Abgehen der Gallensteine durch den Stuhlgang mag vielleicht öfterer geschehen als wir denken; wer achtet auf solche Dinge, und wer kann darauf achten? Fünfzigmahl können Steine durch den Stuhlgang weggehen, ohne dass der Steinsüchtige, oder sein Arzt auch nur eine Vermuthung darüber haben. In dem gegenwärtigen Falle hing die Entdeckung der Steinaussonderung von einem ganz kleinen Zufalle ab; nämlich die Frau bekommt einmahl nachts Oeffnung und bedient sich des Leibstuhles, dieser hat einen blechernen Eimer, die Magd hört beim Austragen des Eimers das Anschlagen des Steines an das Blech, und dadurch wird die Entdeckung gemacht: wäre der Eimer von Holz gewesen, so würde sie nicht gemacht worden sein.

Ich könnte jetzt noch von einigen andern Magenmitteln sprechen; da ich aber besorge, manche Leser möchten mehr

Erfahrung über selbige haben als ich, so wird es am besten sein, ich schweige, zumahl da ich in der Folge noch Gelegenheit finden werde, über das eine und das andre ein Wort fallen zu lassen.

Ich kann aber nicht vom Magen scheiden, ohne vom Blutbrechen etwas zu sagen. Die Meinung der Schriftsteller über diese Krankheit hängt wahrscheinlich von ihrer besondern Erfahrung ab. Der eine siehet das Uebel als recht gefährlich, der andere als minder gefährlich an. Was mich betrifft, so habe ich nur einen einzigen Menschen daran sterben sehen, und zwar den, von welchem ich soeben gesprochen, der, weil er schon ein Jahr alle Speisen ausgebrochen und viel Schmerzen im Magen gehabt, wahrscheinlich am *Scirrho* litte, also, dass das Blutbrechen der letzte Auftritt eines mehraktigen Trauerspiels war. Ueber diesen Kranken und über die Art seines Todes kann ich weiter nichts sagen; denn ich war, nach eingetretenem Blutbrechen, nur als berathender Arzt zugezogen.

Da ich nun seit dem Jahre 1795 bis 1835 nur Einen Menschen am Blutbrechen habe sterben sehen,*) das Blutbrechen aber (wie beschäftigte Praktiker wol wissen) gar nicht zu den seltenen Uebeln gehört; so kann ich der Meinung solcher Schriftsteller nicht sein, die es für gefährlich halten. Eine andere Frage ist die, ob es ein bedenkliches Uebel sei? Das ist es allerdings; es ist gewöhnlich die Folge chronischer Affektion der Milz, seltener der Leber; zum wenigsten siehet man, dass solche Leute, die lange über Schmerzen im linken *Hypochondrio* geklagt, endlich, wenn selbige keinem Mittel weichen wollen, ans Blutbrechen kommen, und dass dann die den Apothekermitteln widerstehenden Schmerzen durch das Blutbrechen gehoben werden. In vielen Fällen ist es offenbar wohlthätig; darum thut man auch dem Kranken einen schlechten Dienst, wenn man es durch zusammenziehende Mittel oder durch Säuren zu hemmen sucht; jedoch darf man auch von dieser Regel keinen allgemeinen Canon machen, denn es kön-

*) Seit ich Obiges geschrieben, habe ich den zweiten tödtlichen Fall, und zwar bei einer Jungfrau erlebt, die alte Bauchleiden hatte. Sie starb den 6ten Tag. Drei Jahre früher wurde sie zum ersten Mahle von Blutbrechen ergriffen, und damahls kostete es schon Mühe, sie zu erhalten.

nen ja Umstände sich begeben, dass von der kräftigen Hemmung der Magenblutung die Erhaltung des Lebens einzig abhängt. Ich habe einen solchen Fall wirklich noch nicht erlebt, begreife aber, dass er sich zutragen kann.

Es ist schwer, ja unmöglich zu sagen, ob die üblen, bangen Zufälle, die zwar nicht immer, aber doch oft genug das Blutbrechen begleiten, als: mehr oder minder entstelltes Gesicht, kalte Extremitäten, kleiner, kaum fühlbarer zuweilen unregelmässiger Puls, zuweilen Besinnungslosigkeit, oder wirkliche Ohnmacht; ob, sage ich, diese Zufälle sich zu dem Akt der Blutaussonderung, die in dem Magen vorgeht, als Wirkung zur Ursache verhalten; ob sie bloss nothwendige Begleiter einer gewaltsamen Naturselbstheilung, oder eine Folge der Erschöpfung durch starke Blutausleerung sind. Unmöglich ist dieses zu bestimmen; denn heftige Blutungen, die hier unsichtbar vorgehen können, (das in den Magen ergossene Blut kann ja eben sowol nach unten gehen als durch Brechen ausgeworfen werden) mögen recht gut die nämlichen Zufälle hervorrufen, als das wohlthätige Bestreben der Natur sich schädlicher Stoffe zu entleeren. Auf alle Fälle glaube ich, dass, da im Allgemeinen beide von einander sehr verschiedene Zustände, die doch auch wol eine ganz verschiedene Behandlung erfodern möchten, nicht zu unterscheiden sind, man am besten thut, ein solches Mittel zu reichen, welches mit eigenthümlicher Kraft wohlthätig auf das *Epigastrium* einwirkt, und ohne der Selbstheilung der Natur gewaltsam in den Weg zu treten, allen übermässigen Blutungen, die im *Epigastrio* ihre Entstehung haben, Einhalt thut. Ich spreche hier von einem Mittel, von dem ich schon viel gesagt, nämlich von dem Samen der Frauendistel. Seit 16 Jahren habe ich mich beim Blutbrechen einer Abkochung desselben bedient, und mich besser dabei befunden als bei allen andern Mitteln. Früher gab ich Mohnsaft in kleinen Gaben; auch das ist in vielen Fällen ein gutes Mittel. Manche Menschen, besonders Alte, vertragen aber den Mohnsaft nicht einmahl in kleinen Gaben, er erregt ihnen ein Gefühl von Hinfälligkeit, ja selbst Ohnmachten. Diese Mohnsaftsunverträglichkeit kann man niemand ansehen; darum habe ich es hintennach vorgezogen, mich, so viel es thunlich, eines Mittels zu enthalten,

welches, da ich unmöglich die Besonderheiten der Natur aller Einzelmenschen kennen kann, zu deren Beistand ich aufgefordert werde, mich durch seine Wirkung in Verwirrung bringen könnte; indem die Zufälle einer feindlichen Mohnsaftswirkung mit denen des Blutbrechens die grösste Aehnlichkeit haben.

Das Blutbrechen ist eins von denen Uebeln, bei welchen es vorzüglich dringend nothwendig ist, dass der Arzt das Gemüth des Kranken beruhige. Furcht und Schrecken bringen bei manchen Körpern Zufälle hervor, die denen ähnlich sind, welche das Blutbrechen begleiten; also werden jene Gemüthsbewegungen wol vorzüglich schädlich sein und den wohlthätigen Heilmitteln, welche wir reichen, entgegenwirken.

Ueber die Weise, wie das Blut in den Magen kommt, sind sich die Aerzte in der Schriftstellerwelt auch nicht ganz gleich. Meine Meinung, die ich an dem Orte geäussert habe, wo ich von der Darmblutung gesprochen, muss ich jetzt wiederholen: mir scheint, das Blut mag herkommen, woher es will, so kann es doch nicht in den Magen kommen, als durch Aufbersten einer Blutaderanschwellung im Magen. Bei Oeffnung der am Blutbrechen Verstorbenen will man keine Schrunden gefunden haben; aber das Uebersehen einer solchen Kleinigkeit ist leicht möglich. Eine Schrunde in einer Blutaderanschwellung, welche gross genug wäre, eine bedeutende Menge Blut in die Höhle des Magens zu lassen, muss, sobald die Anschwellung zusammengefallen ist, zum unbedeutenden Ritzchen zusammenschrumpfen, gerade wie anscheinend grosse und tiefe Schnittwunden wassergeschwulstiger Theile, nach beigefallener Wassergeschwulst, als unbedeutende Schrammen erscheinen; und wie leicht kann so etwas bei der Leichenbesichtigung übersehen werden. Eine Blutung *per Anastomosin* scheint mir zwar im Allgemeinen nicht gerade ein ärztliches Phantasiebild, es kommt mir aber so vor, als eigene sich der Magen und der ganze Darmkanal (mit Ausschlusse des Mastdarmes), so wenig als die Haut, zu solchen Blutungen.

Ueber das Aderlassen beim Blutbrechen sind auch schon in der Medizin verschiedene und entgegengesetzte Meinungen vorgetragen; es scheint mir aber nicht der Mühe werth, über

diesen Gegenstand ein Wort zu verlieren. Wer gesunden Verstand besitzt, der wird schon selbst wissen, was von der Sache zu halten sei; wer diesen nicht besitzt, der muss thun wie der gelehrte und berühmte Arzt schreibt, dessen Buch er gerade zuletzt gelesen hat.

Wichtiger ist der Gebrauch der Laxirmittel. Da in den meisten Fällen ein grosser, ja vielleicht der grösste Theil des in den Magen ergossenen Blutes, nicht durch Brechen ausgeworfen wird, sondern den Darmkanal hinuntersteiget, so fragt es sich, ob dieses durch Laxirmittel müsse entfernt werden. Im Allgemeinen (vorbehalten die Ausnahmen) kann man behaupten, ja, es ist eine Ausleerung des in den Darmkanal hinuntergegangenen Blutes durch gelinde Laxirmittel sehr zweckmässig; denn dieses Blut scheint, nach dem ungeheuer aashaften Geruche des Abganges zu schliessen, eine eigene Verderbniss in dem Darmkanale zu untergehen. Der mehr oder minder hervorstechende fieberhafte Zustand, der ein paar Tage nach Stillung des Erbrechens und Beruhigung des ganzen Organismus eintritt, und der allerdings zuweilen nur in Unbehaglichkeit und etwas Frösteln bestehet, zuweilen aber in ein lebhaftes Fieber ausartet, wird wol von dem Reize des verdorbenen Blutes herkommen; denn man kann ihn ja durch Ausleerung des schwarzen Schlammes heben, ihm selbst durch zeitige Anwendung der Laxirmittel zuvorkommen.

Ist es aber im Allgemeinen gut, den Darmkanal von dem verdorbenen Blute zu befreien, so kann doch, sonderlich bei alten Leuten, durch das Blutbrechen ein solcher Zustand des Gesammtorganismus herbeigeführt werden, der die Anwendung der Laxirmittel verbietet. Ich habe schon erlebt, dass ich einer alten Frau, nach einem heftigen Blutbrechen, durch grosse und oft wiederholte Gaben Schwefeläther zwei Tage lang ein künstliches Leben unterhalten musste, und dass erst am dritten Tage das Leben wieder selbstständig zu werden anfing. Wer würde es nun hier wagen, gleich nach dieser Scene Laxirmittel in den Darmkanal zu schicken? Ich habe mich auf einfache Hausklystire beschränkt, und es darauf ankommen lassen, ob Laxirmittel in der Folge dringend nöthig sein würden oder nicht. Sie waren es nicht; die Masse des in den Darmkanal

hinunter gegangenen Blutes war im Verhältniss zu dem ausgebrochenen nur geringe gewesen.

Es kann möglich sein und es ist mir selbst wahrscheinlich, dass zuweilen heilsame Blutungen in dem Magen vorgehen, von welchen selbst der Kranke keine Ahnung hat. Ich sehe nicht ein, warum gerade Magenblutung immer ein Erbrechen sollte bewirken müssen; das Blut kann auch hinunter-gehen, und, wie andre in den Magen gebrachte Dinge, durch den After ausgeleert werden. Auf die Weise kann mancher von alten Bauchleiden plötzlich befreiet werden, und niemand mag hintennach das Geheimniss seiner Heilung ergründen. Auch nichtsnützziger, zweckwidriger Arzenei wird, wenn ihr Gebrauch mit solchen Naturoperationen zusammentrifft, ein sonderlicher, aber unverdienter Ruhm beigelegt. Ein gar einfältiger Arzt (wofern nämlich das Vorhandensein eines solchen in unsern Tagen noch möglich ist) kann in den Augen der Welt das Ansehen eines wahrhaften Heilweisen erhalten, wenn die Natur mit ihren gewaltsamen Operationen wundergleich eingreift und Er eben Menschenverstand genug hat, seiner Meisterinn nicht gar zu widersätzig zu sein. *)

Ich habe die Gewohnheit, solchen Menschen, die lange an Schmerzen im linken *Hypochondrio* gelitten, und solchen, bei denen der Schmerz auf der Grenze der *Regionis epigastricae* und *hypochondriacae sinistrae* seinen Sitz hatte, und welche schon mehre Aerzte vergebens gebraucht, es als wahrscheinlich vorher zu sagen, dass sie früher oder später Blutbrechen bekommen werden, dass sie sich aber, im Falle solches einträte, nicht fürchten sollen zu sterben; vielmehr werde solches zu

---

*) In den Jahren 1835 und 36 beobachtete ich zwei solcher Fälle, den einen bei einem 50jährigen Manne, den zweiten bei einer jungen schwangeren Frau. Beide klagten über ein Gefühl von grosser Hinfälligkeit, waren bettlägerig, und waren plötzlich ergriffen worden. Die junge Frau hatte tiefe und oft wiederkehrende Ohnmachten und anhaltende Krämpfe in der Speiseröhre. Der Abgang kohlenschwarzer, aashafter Excremente gab die sichere Erkenntniss des, hinsichtlich der Zufälle, räthselhaften Zustandes. Es lässt sich gerade nicht behaupten, dass in solchen Fällen das Blut aus dem Magen komme; aber dass es aus einer hohen Gegend des Darmkanals komme, lässt sich mit Bestimmtheit behaupten.

ihrem Heile gereichen. Durch diese Voraussagung, nicht eines gewissen, aber eines wahrscheinlichen oder möglichen Begebnisses, welches in den Augen der meisten Menschen furchtbar ist, habe ich diesem Begebnisse zuweilen seine Furchtbarkeit benommen und mir grossen Dank erworben. Solche Voraussagungen gehören nicht zu den ärztlichen Gauklereien, sondern sie sind wahre Hülfsheilmittel. Wer die Beruhigung des Gemüths nicht als ein Hülfsheilmittel beim Blutbrechen erkennen wollte, der würde dadurch beweisen, dass er noch nie einem solchen etwas ernsthaften Auftritte beigewohnt. Eine Voraussagung des künftigen Heils durch das Blutbrechen wirkt beim wirklichen Eintritte dieses Begebnisses (und ich habe schon erlebt, dass es erst drei bis vier Jahre nachher eintrat), unglaublich beruhigend auf den Kranken. Diese Voraussagung muss man, hinsichtlich ihrer Einwirkung, ja nicht mit den Beruhigungsreden in Vergleich stellen, die erst dann von dem Arzte ausgesprochen werden, wenn das furchtbare Ereigniss wirklich eingetreten ist; diese letzteren werden von dem Kranken zu den gemeinen Vertröstungen der Aerzte gezählt, deren auch der Sterbende nicht bar bleibt, und welche schon längst allen Glauben würden verloren haben, wenn, zum Glücke der Aerzte, der Mensch nicht das gern glaubte, was er wünscht.

Wenn es aber, nicht so wol der Klugheit, als vielmehr der ärztlichen Pflicht und der Menschenliebe gemäss ist, den Kranken, sonderlich denen, welche von ärztlicher Hülfe etwas entfernt wohnen, das mögliche künftige Blutbrechen vorher zu sagen; so muss ich doch bekennen, dass man mit solcher Voraussagung seine Amtsgenossen, die vorher an dem Kranken geflickt, auf eine unschuldige Weise, als ungeschickte und einfältige Heilmeister darstellen kann. Ich habe einmahl den Fall erlebt (bei einem eben nicht ganz einfältigen Manne), dass meine Voraussagung, in Betreff des Blutbrechens, ungefähr schon vier Wochen nachher in Erfüllung ging und dass er von allen seinen Bauchleiden befreit wurde, (ob für immer? das will ich wahrlich nicht behaupten). Dieser Mann stellte nun folgende ganz einfache und auf seine Weise kluge Betrachtung an, von deren unumstösslicher Wahrheit er so fest überzeugt war, dass

ich ihm das Gegentheil nicht einmahl als wahrscheinlich in die Wage legen durfte. Mein langes Elend, sprach er, ist von verdorbenem Blute im Bauche hergekommen; Sie haben diese *Causam materialem* alsobald erkannt, denn Sie haben mir gesagt, es würde mir früh oder spät das Blut von oben weggehen, von unten würde eine kohlschwarze, aashafte Masse entleert werden und ich dann mich besser befinden. Alles ist eingetroffen, und ich begreife wol, dass Ihre Arzenei das Blut und die schwarze Materie losgearbeitet hat. Warum haben nun aber meine zwei vorigen Aerzte eine so einfache Sache nicht auch eingesehen? Aus dem, was diese mit mir getrieben, muss ich wol schliessen, dass sie entweder ganz einfältige Menschen sind, welche die Hochschule mit Unrecht zu Doktoren der Medizin gemacht hat, oder dass sie Schelme sind, die mich nur lange haben hinhalten wollen, um brav Geld von mir zu ziehen.

Was soll man nun zu solchem verzweifelten Geschwätze sagen? — Es hat Pasquillenmacher in der Welt gegeben, die uns vorgeworfen: Wir seien es nicht, die Krankheiten heilen, sondern die Natur thue es allein. Es hat schreibende Aerzte gegeben, so wol in der alten Welt, als jetzt, die, besonders von den akuten Krankheiten, dasselbe behaupten, ja die noch weiter gehen und vorgeben, bei akuten Krankheiten stehe der Arzt nur zu oft feindlich der heilenden Natur gegenüber, und diese müsse, um zu heilen, Krankheit und Arzt zugleich bekämpfen. Allerdings ist etwas Wahres daran, dass die heilende Natur selbst den Unwissenden und Verstandesarmen zum Rufe eines trefflichen Heilkünstlers verhelfen kann; da aber diese nämliche heilende Natur den verständigsten Arzt in den Augen, wo nicht einer grossen Menschenmasse, doch in den Augen gewisser Gesellschaftskreise zum wahrhaften Tölpel machen kann, so hebt sich meines Erachtens Vortheil und Nachtheil gegen einander auf, und es lässt sich weiter nichts davon sagen, als dass die Medizin eine gar wunderliche Kunst sei.

Darmmittel.

Zuerst bemerke ich hier, dass Krankheiten der Därme grösstentheils entweder Affektionen des Gesammtorganismus sind, welche in dem Darmkanale vorwalten, oder consensuelle Affektionen. Nach meiner Erfahrung zu urtheilen, ist in den allerwenigsten Fällen Darmkrankheit ein Urleiden der Därme.

Die Formen, unter denen sich Darmaffektionen darstellen, es mögen nun Uraffektionen, oder consensuelle sein, sind folgende.

1) Solche widrige Gefühle, welche die Menschen nicht unter die Kategorie des Schmerzes reihen, sondern mit gar mancherlei Namen belegen, als verschlossene Winde, Mutterplage, Hypochondrie u. s. w.
2) Schmerz, welcher im gemeinen Leben bald einfach Bauchschmerz, bald Kolik benannt wird.
3) Durchlauf und Hartleibigkeit.

Sobald das Darmleiden consensueller Art ist, können von einem und dem nämlichen Urleiden die verschiedensten Formen der Darmleiden entstehen. Diese verschiedenen Formen können zusammen vorhanden sein, oder mit einander abwechseln. So sah ich von Leber- oder Milzleiden chronische Hartleibigkeit und bald darauf chronischen Durchlauf entstehen. Schmerz- und nichtschmerzhafte Krämpfe können mit beiden vereint sein, oder mit ihnen abwechseln. Von Nierensteinen sah ich ebenfalls die verschiedenartigsten Darmkrankheitsformen entstehen. Auch die Vollblütigkeit des Pfortadersystems kann die verschiedenartigsten Formen von Darmkrankheit veranlassen. Die Uebung der Heilkunst wird dadurch schwierig, sehr schwierig, dass das Leiden des urerkrankten Organs gerade dann, wenn consensuelle Affektionen stark vorwalten, sich am wenigsten durch solche Zufälle verräth, welche geeignet sind, die Aufmerksamkeit des Arztes auf selbiges zu lenken oder zu stäten. Wenn zum Beispiel chronischer Durchfall oder Kolik von einem Urleiden der Leber, oder der Milz entsteht, so wird man am wenigsten Schmerz in den Hypochondrien gewahr werden. Ich sah von Nierensteinen heftige Kolik entstehen, ohne Schmerz in der Nierengegend und ohne die mindeste Harnbeschwerde. Ueber den die Erkenntniss erschwerenden

Antagonismus der einzelnen Organe werde ich an einem schicklicheren Orte reden, jetzt führe ich dieses nur deshalb an, damit kein Leser denke, ich wolle ihm probate Mittel auf Kolik, auf chronischen Durchfall, auf Hypochondrie und andere nosologische Formen aufschwatzen. Die Mittel, welche ich kürzlich anführen werde, wirken bloss heilend auf Urleiden des Darmkanals. Durch diese Behauptung will ich aber nicht läugnen, dass sie auch zuweilen beschwichtigend auf consensuelle Darmleiden einwirken, so wenig als ich läugnen mag, dass sie auch einige in den Därmen vorwaltende Affektionen des Gesammtorganismus auf eine kurze Zeit beruhigen mögen.

Zuerst spreche ich von einem ganz einfältigen Mittel, welches allen Aerzten bekannt ist, welches aber von manchen gering geschätzt wird, ich meine eine Mischung von Oel, arabischem Gummi und Wasser. Es ist dieser einfache Trank bei Durchfällen, selbst bei schmerzhaften, ein gar wohlthätiges Heilmittel; sonderlich ist es bei Kindern nicht hoch genug zu schätzen. Er wirkt nicht allein wohlthätig auf die Därme, sondern auch auf die Gallengänge. Ich habe Oel, Gummi und Wasser in verschiedenen Verhältnissen zusammengesetzt und gefunden, dass drei Drachmen Oel, eine Unze arabisches Gummi und acht Unzen Wasser das beste Verhältniss ist, worin man diese Mischung geben kann.

Bei schmerzhaften Affektionen der Därme mit Verstopfung, oder zum wenigsten ohne Durchfall, ist das blosse Oel zweckmässiger; manche Mutter, die, wenn ihr Kind Bauchweh hat, gleich zum Arzte schickt, würde schnellere Hülfe im Oele finden als in allen krampfstillenden Apothekermitteln. Friedr. Hoffmann hält grosse Stücke auf das Oel, besonders bei Kindern; der alte Mann hat Recht, es möchte in manchen Fällen schwer durch ein anderes Mittel zu ersetzen sein.

Das Mandelöl ist ein gutes Oel, da es aber leicht ranzig wird, so ist das Verordnen desselben eine grosse Schererei für den Apotheker. Am brauchbarsten ist das Mohnöl, es ist ganz mild von Geschmack und wird nicht ranzig, wenn man es nur in Töpfen aufbewahrt, welche bloss mit einem Leintuche gedeckt sind, damit der Staub abgehalten werde und die Luft freien Zutritt habe. Das im Handel vorkom-

mende taugt selten zum inneren Gebrauche; von zehn Fässern ist kaum ein einziges, welches geschmackloses Oel enthält. Abgesehen von der geringen Sorgfalt, die man auf die Bereitung desselben verwenden mag, rührt der grössere oder geringere Grad Ranzigkeit wol hauptsächlich von seiner Aufbewahrung in verschlossenen Fässern. Ich lasse das Mohnöl, dessen ich mich als innere Arzenei bediene, von dem Apotheker selbst und zwar unerwärmt auspressen; auf die Weise ist es untadelhaft.

Oft habe ich den Ausdruck gelesen und gehört: mildes Oel. Wenn man diesen Ausdruck auf den Geschmack bezieht, so lasse ich ihn gelten; glaubt man aber, Oel wirke auf keinen Theil des Körpers, äusserlich mit demselben in Berührung gebracht, feindlich, das Gefühl des Aetzens, Beissens, Schreinens verursachend, so muss ich gegen solche vermeintliche Milde des Oels Einrede thun. Die meisten Mittel, deren ich mich bediene, habe ich an meinem eigenen Leibe bei vollkommner Gesundheit versucht, um zu sehen, ob sie dem gesunden Menschen einige, wenn auch nur geringe, das behagliche Gefühl der Gesundheit trübende Veränderung hervorbringen. *Galen* sagt in dem zweiten Buche von den Eigenschaften der einfachen Arzeneimittel: das Olivenöl verursache, ins Auge gebracht, ein Gefühl des Brennens und Beissens. Da mir eines Tages einfiel, dieses an meinen eigenen Augen zu versuchen, aber nicht gerade Olivenöl zur Hand hatte, so strich ich mir Rapsamenöl ans Auge. Kaum war durch die Bewegung der Lieder das Oel an den Apfel gekommen, so biss und schreinte mich es so abscheulich, und machte das Auge so roth, als habe ich Pfeffer hineingebracht. Ich verlor dadurch alle Lust, weitere Versuche mit anderen Oelen anzustellen, überredete aber ein paar junge Leute, dieses an meiner Statt zu thun. Nachdem sie beide ihre Augen gesalbet, der eine mit Oliven-, der andere mit Mohnöl, so behaupteten sie, kein Gefühl davon zu haben; bald aber fing es an, beide so hässlich zu beissen, und die thränenden Augen wurden ihnen so roth, dass sie wünschten, den Versuch nicht gemacht zu haben.

Auf der Hochschule hat man mich mit dieser Wirkung

des Oels nicht bekannt gemacht, Galen hat sie mich gelehrt. Später wünschte ich zu wissen, ob die heutigen universitätischen Meister in diesem Punkte auch noch die Belehrung ihrer Schüler dem Galen überlassen. Die Gelegenheit, meine Neugier zu befriedigen, fand sich bald. Ich traf nämlich einst in der Apotheke einen jungen Arzt, der eben erst von Berlin kam. Da mir noch von meiner Jugend her eine besondere Hochachtung vor allem Berlinisch-medizinischen Wissen anhängt, und der Mann gut unterrichtet war, so glaubte ich, bei ihm meine Neugier am besten befriedigen zu können, fragte ihn also: ob ihm auch der Berlinische Professor, bei dem er die *Materia medica* gehört, die Wirkung, welche fette Oele auf das Auge haben, ausgelegt. Er antwortete ausweichend, wahrscheinlich, weil ihn die Geringfügigkeit meiner Frage kränkte. Ich bat ihn aber ohne viele Umstände, sich einmahl ein beliebiges fettes Oel ans Auge zu streichen: er that es; ob er Mohn- oder Baumöl wählte, weiss ich nicht. Anfangs fühlte er nichts, bald aber fing er an, mit den Augenliedern zu nicken; nun äusserte das Oel seine unheimliche Wirkung und ich entfernte mich, weil ich jetzt wusste, was ich wissen wollte, nämlich, dass ihm sein Lehrer nichts von dieser Wirkung des Oels auf das Auge gesagt haben könne.

Heutiges Tages sollen alle Arzeneien überrein sein; warum reiniget man das Oel nicht von dem scharfen Stoffe. Da er eine Säure ist, so lässt er sich leicht davon scheiden. Man setze nur eine beliebige Menge gebrannter Magnesia zu, lasse das Gemisch mehre Tage stehen und schüttle es in der Zeit oft um, so verbindet sich die scharfe Säure mit der Magnesia, und das Oel wird so mild, dass es im Auge nicht mehr beisst und dass es das Kupfer nicht mehr auflöset, denn nicht das Oel als Oel löset das Kupfer auf, sondern die mit dem Oele verbundene Säure. Die Scheidung der Magnesia und des erzeugten Salzes von dem Oele macht sich am besten durch einen Zusatz von Wasser; gehet aber langsam von Statten.

Jod.

Dieses ist ohne Zweifel ein sehr wohlthuendes und schnellwirkendes Darmmittel. Ich habe damit Bauchschmerzen (die

aber nicht von scharfen Stoffen, noch von angehäuftem Darmkothe entstanden) eben so schnell gehoben, als man sie je durch Mohnsaft, oder andre narkotische Mittel hat heben sehen. Ich bediene mich der einfachen Tinktur; vierzig Tropfen vermische ich mit acht Unzen Wasser und einem Skrupel Traganth, und lasse von dieser Mischung, je nachdem die Schmerzen mehr oder minder heftig sind, stündlich, oder halbstündlich einen Esslöffel voll nehmen; jede Gabe beträgt also noch keine drei Tropfen. Da man aber bei chronischen Uebeln gewöhnlich zehn Tropfen auf Einmahl gibt, und die Kranken kein Hinderniss von dieser Gabe, viermahl tags genommen, spüren; so wird man auch im Nothfalle bei Koliken grössere Gaben ohne Nachtheil und vielleicht mit grossem Nutzen reichen können. Bis jetzt kann ich aber aus eigener Erfahrung nicht darüber urtheilen, indem ich mit der angeführten geringen Gabe meinen Zweck erreicht habe.

Mischung aus Krähenaugentinktur und stinkendem Asant.

Diese gehört zu den wenigen Mischungen, in welchen eine wohlthätige Heimlichkeit verborgen ist. Beide Substanzen sind bekanntlich nach schulrechter Ansicht krampf- und schmerzstillend, aber jede, einzeln gereicht, wird nie das leisten, was diese Mischung. Ich bin vor vielen Jahren zur Entdeckung, aber nicht zur Erklärung dieser Heimlichkeit durch blossen Zufall gelangt. Ein Mann, der schon Einmahl an Kolik krank gelegen, und den ich damahls, weil sie von Darmsäure herrührte, durch eine Auflösung von Natron gar bald geheilt hatte, wurde lange nach dieser Zeit abermahls von der Kolik heimgesucht. Die Schmerzen waren sehr heftig, und hatten nur ganz kurze erträgliche Zwischenräume. Nachdem ich diesem Manne alles, wodurch ich je Bauchschmerzen gestillet, ganz ohne Erfolg gegeben hatte, eines Abends an seinem Bette sass, er mich um des Himmels willen bat, ihn von seiner Marter zu befreien, und ich wirklich gar nichts mehr wusste, was ich ihm hätte geben können; so dachte ich, es sei auch einmahl meine Zeit, den Hanswurst zu spielen. Ich hatte ihm zuletzt einen Trank von zwei Drachmen stinkendem Asant,

acht Unzen Wasser und Eigelb verschrieben; die Hälfte war noch da, der Trank half ihm gar nicht. Mit weiser Miene ergreife ich ein auf dem Tische stehendes Tropfengläschen, worin sich ungefähr zwei Drachmen Krähenaugentinktur befanden, welche Tinktur er ebenfalls schon ganz ohne Hülfe genommen, schütte die Tinktur zu dem Teufelsdrecktrank, und heisse ihn die Nacht durch stündlich davon nehmen. Ich bekenne aufrichtig, dass ich zu dieser Zusammensetzung durchaus keinen andern verständigen Grund hatte, als den, dass ich dem nach Hülfe verlangenden Manne, von ziemlich beschränktem Vermögen, eine neue Arzenei geben könnte, ohne ihm neue Unkosten in der Apotheke zu verursachen, und dass ich Zeit gewänne, neuen Rath zu suchen. Ich dachte aber eher an meinen eigenen Tod als daran, dass der Kranke Hülfe in dieser Mischung finden würde, deren Bestandtheile er einzeln so ganz ohne die mindeste Erleichterung genommen. Dieses geschah Abends.

Am andern Morgen war ich verwundert, noch keinen Bothen auf der Thür zu haben. Gewöhnlich wird man ja bei solchen dringenden Zuständen, bei denen man gerade keine Hülfe weiss, am allerärgsten überlaufen. Wo wir Aerzte Hülfe wissen, da bleibt auch bei den grössten und gefährlichsten Uebeln alles in seinen Fugen, niemand überläuft uns und plagt uns und zerklopft uns die Thür bei ungelegener Zeit. Entweder ist der Mann todt, oder geheilt, dachte ich; aber wie er geheilt sein könne, das war mir ein wahrhaft unlösbares Räthsel.

Nachdem ich ruhig gefrühstückt, begebe ich mich nach seiner Wohnung. Im Hause ist alles still. Ich gehe geradezu ins Schlafzimmer, alles ist still wie im Grabe, die Vorhänge sind rund um das Bett dicht zugezogen; das Geräusch meiner Tritte ermuntert den Kranken, er schaut mit lächelnder Miene zu den Vorhängen hinaus. Wie gehet es? frage ich. Gut, antwortet er; ich habe die ganze Nacht geschlafen. Von dem ersten Löffel der gestern Abend zusammengemischten Medizin fühlte ich grosse Erleichterung. Als ich das merkte, nahm ich nicht eine Stunde, sondern eine halbe Stunde darauf den zweiten Löffel; nun verschwand der Schmerz fast gänzlich;

nach dem dritten Löffel kam ich in einen wunderbar ruhigen und schmerzlosen Zustand und habe seitdem nicht mehr eingenommen, denn ich bin in Schlaf gefallen.

Was war nun aus dieser Sache zu machen? Vorläufig entschied ich nichts darüber, sondern wartete es ab, ob und wie sich diese Erfahrung in der Folge bestätigen werde. Es sind jetzt über fünfundzwanzig Jahre verflossen, seit ich zuerst jenen Fall erlebte, seit mich der bare Zufall ein schätzbares Heilmittel kennen lehrte; und seit dieser Zeit habe ich wenig Fälle von Bauchschmerzen erlebt, in welchen mich jene Mischung verlassen hätte. In dringenden Fällen gebe ich alle halbe, und in minder dringenden alle Stunden einen Esslöffel voll von folgender Mischung ℞ *Asae foetidae* ʒii *Lutei ovorum q. s. Aquae* ℥viii *Tincturae nucis vomicae* ʒiii (oder ℥ß) *M. D.* Da diese Mischung zugleich heilsam auf die Leber ist, so kann man (sprichwörtlich zu reden) zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen. Nicht immer, oder vielmehr niemahls, sind bei heftigen Bauchschmerzen die Kranken in der Stimmung, viel ärztliches Geschwätz und eine ausführliche schulgerechte Ausfragung zu erdulden; sie verlangen Hülfe und baldige Hülfe. Darum ist es gut, ein Mittel zu haben, welches auf zwei Organe wohlthätig einwirkt. Unter den consensuellen Koliken ist ohne Zweifel die Leberkolik die häufigste; darin liegt wol der Grund, dass jene Mischung mich selten im Stiche gelassen. Aber in seltenen Fällen hat sie mich doch verlassen, und ich habe im Vorigen schon einen Fall erzählt, wo der blosse Krähenaugengeist bei einer heftigen Kolik den Preis davontrug.

Man kommt auch in Fälle, wo diese Mischung unanwendbar ist, nicht wegen ihres Geschmackes, (denn wer bei heftiger Kolik sagt, die Arzenei schmeckt abscheulich, der ist schon halb geheilt) sondern wegen Unduldsamkeit des Magens. Es gibt Koliken, wo nicht bloss alles, was in den Magen kommt, selbst das Unschuldigste und Mildeste gleich ausgebrochen wird, sondern wo auch der Mastdarm so zusammengezogen ist, dass die Klystire neben der Klystirpfeife wieder zum After hinauslaufen. Was fängt man da an? „Aderlassen!“ werden etliche Freunde des Blutvergiessens sagen, da ist Darmentzündung. Wahr ist es, werthe Amtsbrüder! man kann mit Aderlassen

helfen, aber in den wenigsten Fällen mit Einem Aderlass, nicht selten werden zwei, ja drei reichliche erfodert, und da lässt sich dann auf keine so schnelle Hülfe rechnen, wie sie wol die Noth des Kranken und die Helfwilligkeit des Arztes fodern möchten. Ich habe mit dieser Waffe gekämpft weil ich jung war, weiss also recht gut, was von ihr zu halten sei; da ich aber in einem besondern Kapitel von den verschiedenen antagonistischen Heilarten sprechen werde, so mag es genug sein, hier zu bemerken, dass bei zärtlichen Körpern, besonders bei weiblichen, starker Blutverlust durch Aderlassen sehr üblen Einfluss auf ihre künftige Gesundheit haben kann.

Nicht jede Menschennatur lässt sich ungerächt so feindlich angreifen. Wenn es irgend möglich ist, muss man freundliche Schonung der Gewaltsamkeit vorziehen; man kommt wirklich in den meisten Fällen weiter mit ihr als mit Gewalt.

Der Fall von Kolik, der mich auf die angeführte Weise zum ersten Mahle Zeit meines Lebens recht in Verlegenheit setzte, ist folgender:

Eine junge, etwas reizbare, zart gebaute, nicht schwangere, regelmässig menstruirte Frau, in deren ganzem Lebenslaufe mir nichts bekannt war, was Einfluss auf ihren gegenwärtigen Zustand hätte haben können, (und ich kannte sie von ihrer frühen Kindheit an sehr genau) wurde auf Einmahl von einer heftigen Kolik überfallen. Was ich hier that oder nicht that, kann nicht in Anmerkung kommen, denn alles, was in den Magen kam, wurde augenblicklich ausgebrochen, und die eingespritzten Klystire drängten sich neben der Klystirpfeife aus dem Mastdarme. Uebrigens war der Schmerz heftig, mit ganz kurzen unvollkommnen Nachlässen, der Puls beschleunigt und klein, die Extremitäten zwar nicht warm und nicht kalt, aber doch wol um ein Weniges kühler anzufühlen als im gesunden Zustande, das Gesicht im hohen Grade Schmerz ausdrückend, ohne entstellt zu sein, der Bauch für die Berührung etwas empfindlich, aber nicht in dem Grade, dass die Anwendung äusserlicher Mittel dadurch wäre unmöglich geworden, übrigens nicht aufgetrieben, aber gespannt. Da ich zu der Kranken kam, hatte das Elend schon ein paar Stunden gewähret (ich war nämlich ausserhalb der Stadt bei dessen Beginne); die

feuchte Wärme war schon äusserlich durch einfache Breiumschläge ganz ohne Nutzen versucht, und ich überzeugte mich bald, dass hier weder durch innere Arzenei, noch durch Klystire etwas auszurichten sei. Ueberdies kannte ich damahls die Hauptmittel zur Stillung des Erbrechens, den salzsauren Kalk und das Jod noch nicht, letzteres war noch nicht entdeckt.

In dieser Verlegenheit kam ich auf den Einfall, durch hartnäckige Einwirkung auf die Haut des Bauches den Darmschmerz zu heben. Ich hatte freilich bis dahin, so gut wie andre Aerzte, zuweilen bei Bauchschmerzen eine gute Salbe oder Balsam auf den Bauch schmieren lassen, ohne aber eben sonderlichen Werth auf dieses Schmieren zu legen und ohne auch sonderliche Wirkung davon zu sehen. Jetzt sollte ich lernen, was Schmieren vermag. Ich verschrieb flüssigen Seifenbalsam, (in Ermangelung desselben könnte man auch Seifenspiritus nehmen) und mischte ätzenden Salmiakgeist zu gleichem Theile dazu. Das Glas mit dieser Mischung liess ich in ein Gefäss mit lauwarmem Wasser setzen, um ihr die ungefähre Temperatur des Körpers zu geben, und darauf musste ein der jungen Frau sehr ergebenes Kammermädchen das Reiben beginnen; eine Freundinn stand daneben, um, wenn die reibende Hand des Mädchens trocken würde, neuen Balsam hineinzuschütten. Das Reiben geschah sanft, mit Kreisstrichen. In der ersten Viertelstunde blieb alles wie es war; gegen die Hälfte der zweiten begehrte die Kranke, welche sehr durstete, eine Tasse Thee; diese blieb in dem Magen, zum Beweise, dass das Reiben anfing hülflich zu werden. In der letzten Hälfte der zweiten Viertelstunde nahm der Schmerz so ab, dass, nachdem die volle halbe Stunde verflossen war, nur noch eine schmerzhafte Mahnung des grossen Elends in den Därmen übrig blieb. Nun hätte man mit Einreiben füglich aufhören können; mir kam es aber weiser vor, den letzten Rest vollends wegzuschmieren; dazu gehörte auch nicht mehr als noch eine halbe Viertelstunde, also dass dieses furchtbare Uebel in zwei und einer halben Viertelstunde gehoben war. Wahrscheinlich wird der jungen Frau des andern Tages die Haut wol etwas geschreint haben; sie hat mir aber nichts davon gesagt und ich habe nicht danach gefragt.

Dieser Versuch, zu welchem mich im eigentlichen Sinne die Noth zwang, ist mir in der Folge sehr nützlich gewesen. Ich habe mich zuerst bestrebt, durch öftere Anwendung der Einreibungskur in solchen Fällen, wo die Anwendung innerlicher Mittel keineswegs behindert war; denn die Fälle, wo sie, wie in dem eben erzählten, ganz unmöglich ist, sind zu selten, als dass ich, um meine Wissbegierde zu befriedigen, auf das Vorkommen bloss dieser hätte warten sollen; ich habe mich, sage ich, bestrebt, auszumitteln, ob das, was ich in dem erzählten Falle erfahren, bloss in der Besonderheit dieses Körpers begründet gewesen, oder ob es auf allgemeine, uns wenig bekannte Naturgesetze sich gründe. Durch mehre Versuche belehrt, muss ich Letzteres annehmen; denn sobald keine materielle, oder mechanische Ursache der Kolik vorhanden war, wich sie nicht bloss der Einreibung, sondern die Art des Verschwindens hat bis jetzt noch immer mit jener ersten Beobachtung gestimmt. In der ersten Viertelstunde sieht man wenig Nutzen vom Einreiben, in der zweiten fängt der Schmerz an, zu verschwinden, und nach einer halben Stunde schweigt er gänzlich.

Nun wäre es wol, rein künstlerisch von der Sache zu sprechen, nöthig gewesen, auszumitteln, ob das halbstündige Reiben allein Heilmittel sei, oder ob der Seifenbalsam mit Aetzammonium auch das Seinige zur Heilung beitrage. Zu dem Zwecke hätte ich mehre, mit ernsthafter Kolik Befallene, mit der blossen trocknen Hand, oder, weil sich also nicht gut reibt, mit einfachem Schmalze eine halbe Stunde müssen reiben lassen, um zu sehen, ob der Schmerz eben so gut dadurch verschwinde. Wollte er nicht weichen, so hätte ich den Seifenbalsam, mit Ammonium verbunden, auf Leinwand streichen und den ganzen Bauch damit bedecken müssen; Sorge tragend, dass diese Mischung eine halbe Stunde feucht bliebe, und im Nöthigkeitsfalle sie erneuernd. Auf die Weise würde sich bald ergeben haben, ob die halbstündige Einwirkung dieser Mischung auf die Bauchhaut dem Kranken ohne Reibung Heil bringe.

Ich bin der Meinung, die Heilkraft liegt zugleich in dem halbstündigen Reiben und in dem Balsam, also, dass beide Mittel, einzeln für sich gebraucht, das nicht leisten können,

was sie vereint leisten. Beweisen kann ich aber diese Meinung deshalb nicht, weil es gegen meine Pflicht streitet, muthwilligerweise Versuche mit den Kranken zu machen. Wenn ein von heftiger Kolik Ergriffener meine Hülfe sucht, so thut er es doch in dem Glauben, dass ich ihm nach meinem besten Wissen die schnellste Hülfe werde angedeihen lassen. Wäre es nun nicht pflichtwidrig, ja wäre es nicht verrätherisch, wenn ich diesen Glauben täuschen wollte?

Ich habe, nachdem ich mich von der Sicherheit der Schmierkur hinlänglich überzeugt, selbige nicht mehr fürs Gewöhnliche gebraucht, sondern sie bloss als einen guten Rückhalt für den Nothfall gespart. Es wird vielleicht dieses manchem Leser seltsam bedünken, er wird meinen, es sei doch weit gemächlicher für den Kranken, sich eine halbe Stunde den Bauch reiben zu lassen, als viel garstige Arzenei zu schlucken. Hätte ich die Einreibung nur Einmahl versucht, so würde ich die Schwierigkeit, welche sie mit sich führt, nicht kennen; da ich sie aber oft versucht, so kenne ich diese Schwierigkeit auf ein Haar und will sie dem Leser anzeigen.

Es ist ganz leicht gesagt, jemand eine halbe Stunde lang den Bauch zu schmieren, aber es ist wahrlich nicht leicht gethan. Wenn nicht die Uhr dabei ist, sichtbar oder hörbar, so glaubt der, der fünf Minuten gerieben, er habe es schon eine Viertelstunde gethan. Der Einreibende muss sich vor dem Bette auf die Knie niederlassen, und der Kranke sich möglichst nahe an den Rand des Bettes legen (letzteres hat seine Schwierigkeiten, wenn das Lager nicht aus einer Matratze, sondern aus einem Federbette bestehet, und wenn die Gurte des Bettgestelles etwas durchgesackt sind). In keiner andern Weise hält ein Mensch das halbstündige Reiben aus, am wenigsten, wenn er dabei stehen oder sitzen will und wenn der Kranke in der Mitte eines breiten Bettes liegt. Leuten, welche wenig Belang bei der Genesung des Kranken haben, ist als Einreibern gar nicht zu traun; wenn sie müde sind, machen sie dem Kranken weis, die halbe Stunde sei verlaufen; kurzum, die Schmierkur, so leicht sie sich ausspricht, so wenig empfehlbar ist sie zum gewöhnlichen Gebrauche.

Damit aber keiner meiner Leser glauben möge, als halte

ich die Schmierkur in der Kolik für ganz unfehlbar, so bemerke ich, dass ich zwei Fälle erlebt habe, wo wegen Unduldsamkeit des Magens die Anwendung innerlicher Arzenei unmöglich und die der Klystire nutzlos war, in welchen beiden Fällen ich ebenfalls die Schmierkur vergebens gebraucht. In dem einen bin ich überzeugt, dass sie genau nach Vorschrift angewendet ist, in dem zweiten kann ich dieses nicht mit Gewissheit behaupten, denn hier war eine Frau krank, deren Ehemann der Meinung war, eine junge Geliebte sei weit unterhaltender als eine alternde Gattinn; und da weiss man schon, wie es gehet, besonders wenn keine Tochter im Hause ist. In beiden Fällen hat mir ein recht altmodisches äusseres Mittel geholfen, welches man mir schon in meiner Jugend als gegen das Erbrechen nützlich angerühmt hat; es ist dies die Krausemünze. Ich liess von dieser eine dicke, leicht gesteppte Decke machen, so gross der Bauch ist, und sie auf den Bauch legen. Auf die Weise war die Haut des Bauches in einem beständigen würzigen Luftbade, und das wirkte sehr wohlthätig auf den Darmkanal. Wenn ich mir gleich nicht erklären kann, wie ein solches würziges, die Haut des Bauches bespülendes Luftbad das Brechen und die heftigsten Schmerzen der Därme beschwichtigen und den Kranken wieder gesund machen kann; so habe ich doch in beiden Fällen gesehen, dass die Kolik und das davon abhangende Erbrechen in Zeit von einer bis anderthalb Stunden ganz aufhörte.

Ueberhaupt werden aromatische Luftbäder viel zu wenig von den Aerzten angewendet; wahrscheinlich deshalb, weil Menschen, die nicht gerade bettlägerig krank sind, ungern mit solchen stark riechenden Dingen zu thun haben; ja selbst die Bettlägerigen hassen auf die Dauer solche starke Gerüche, und doch sind sie wohlthätig und durch andre Mittel zuweilen nicht zu ersetzen. Sie wirken nicht bloss auf die Därme, wie in den angeführten Fällen, beruhigend, sondern sie beleben auch den ganzen Organismus, weshalb ältere Wundärzte sie vor, oder nach schweren Operationen in Anwendung brachten, wie man dieses beim *Fabritius Hildanus* und wahrscheinlich auch bei andern lesen kann. Es ist gerade nicht immer nöthig, Kräuterkissen zu gebrauchen; die destillirten gewürzhaften Oele,

mit Seifenspiritus oder flüssigem Seifenbalsam gemischt (weil man sie für sich wegen ihrer Concentration nicht wol gebrauchen kann), auf die Haut ein wenig, aber nicht lange, eingerieben und dann den geriebenen Theil gut bedeckt, machen auch ein gewürzhaftes Luftbad. Ich habe bloss durch leichtes tägliches Einreiben eines solchen mit Nägeleinöl gemischten Seifenbalsams zuweilen chronische Durchfälle bei Kindern gestillet, welche mehren guten inneren Mitteln widerstanden hatten.

Essigsaurer Zink.

Dieses Mittel ist eigentlich das wahrhafte mineralische Opium. Man stillet damit den Durchlauf eben so gut, wo nicht besser, als mit Mohnsaft. Wenn man anderthalb Drachmen von diesem Zink und eine Unze arabisches Gummi in acht Unzen Wasser schmelzt, so kann man von dem Tranke alle Stunden einen Löffel voll geben. Da er aber leicht Uebelkeit und Erbrechen erregt, so thut man gut, wenn man die ersten vier Stunden nur einen halben Löffel voll gibt; auf diese Weise beugt man dem Uebelwerden vor, denn der Zink ist eine von den Arzeneien, mit welchen sich der Magen gar leicht und bald befreundet. Die Dosis, die ich angegeben, ist die Mitteldosis. Man findet Menschen, jedoch wenige, die diese nicht vertragen können; denen muss man nur eine Drachme Statt anderthalb in den achtunzigen Trank thun. Es gibt auch Menschen, die mehr vertragen, denen kann man, wenn man will, mehr geben; es ist aber eine Vermehrung der Gabe zwecklos, zwei Drachmen leisten nicht mehr als anderthalb. Ich habe diesen Trank selbst genommen; er schmeckte anfänglich gar nicht übel, aber auf die Dauer widerte er mir. Dasselbe habe ich bei den meisten Menschen bemerkt. Das Uebelmachen lässt sich, wie gesagt, kehren, aber auf das frühere oder spätere Widrigwerden weiss ich keinen Rath. Ich habe manche Zusätze versucht (es versteht sich, solche, die der Wirkung keinen Eintrag thaten); das Ergebniss aller Versuche ist gewesen, dass die Kranken zuletzt wieder zu dem angegebenen einfachen Tranke zurückkehrten.

Da ich das Bemerkenswertheste, was ich vom Zink zu

sagen habe, dann sagen muss, wenn ich von demselben als von dem unentbehrlichsten Gehirnmittel reden werde; so ist es, um allen Wiederholungen zuvorzukommen, am besten, dass ich jetzt abbreche.

Mischung von dem Extrakt der Mimosa Catechu und Salmiak.

Man kann diese Mischung in einen Trank bringen, oder in Pulver geben. Ekele Leute haben sie lieber in Pulver, weil sie dieses in Oblate wickeln und ohne Uebelschmack hinunterschlingen. Das beste Verhältniss zwischen beiden Arzeneien ist Ein Theil Salmiak gegen zwei Theile *Catechu.* In getheilten Gaben kann man in vierundzwanzig Stunden Eine Unze *Catechu* und eine halbe Unze Salmiak geben. Gibt man es in Form eines Trankes, so ist es gut, zu einer kleinen Deckung des durchdringend salzigen Geschmackes, arabisches Gummi zuzusetzen. Folgendes ist meine gewöhnliche Vorschrift. ℞ *Extracti Catechu* ℥i *Salis ammoniaci* ℥ß *Gummi arabici* ℥i *Aquae* ℥viii *M. D.* Von diesem Tranke nimmt der Kranke stündlich einen Löffel voll, oder alle zwei Stunden, je nachdem man schnell oder langsamer helfen will. Diese Mischung ist, um einen Durchfall zu halten, der nicht consensuell, nicht ein in den Därmen vorwaltendes Leiden des Gesammtorganismus ist, sondern der in einem wahren Urleiden der Därme besteht, leicht das beste Mittel, welches die Medizin aufzuweisen hat. Dass die *Catechu* gut gegen den Durchfall ist, das ist längst bekannt; ebenfalls ist bekannt, dass der Salmiak ähnliche Tugend besitzt; dass aber in der Zusammenmischung beider eine besondere ausgezeichnete Heimlichkeit stecke, ist, so viel ich weiss, nicht bekannt. Die Zusammensetzung leistet bei weitem mehr als jede der beiden Arzeneien für sich gegeben: darum gehört diese Mischung zu den wenigen Mischungen, denen meine Erfahrung eine wirkliche, nicht eingebildete, wohlthätige Heimlichkeit zugestehen muss. Der Salmiak ist eine merkwürdige Substanz. In meiner Jugend wollte man ihn als sogenanntes *Antiphlogisticum* fast dem Salpeter gleichstellen; das war nun wol ein wenig arg missgegriffen. Heut zu Tage will man damit Vereiterung des Blasenhalses geheilt

haben. Ich glaube das wol, denn er scheint mir eine spezifisch wohlthätige Einwirkung auf alle Schleim absondernde Flächen zu haben: so ist er unverkennbar heilsam in krankhafter Schleimabsonderung der Lunge, auch bei Vereiterung derselben, in so fern diese heilbar ist, und so setzt er auch den krankhaften Absonderungen des Darmkanals Schranken. Bei demjenigen Durchfalle, der eine in dem Darmkanale vorwaltende, unter der Heilgewalt des kubischen Salpeters stehende Affektion des Gesammtorganismus ist, leistet er wol ein wenig, wenn diese Affektion dem Grade nach gering ist; sobald sie aber bedeutender ist, leistet er gar nichts. Ich habe ihn schon vor neununddreissig Jahren bei der Ruhr versucht, aber nichts damit ausgerichtet.

Die Aerzte sind in Betreff der Wirkung der Mittel mit ihren theoretischen Erklärungen gar geschwind bei der Hand. Ich erinnere mich aber nicht, eine halber Wege annehmliche Erklärung der Wirkung des Salmiaks gelesen zu haben. Er ist gut bei Entzündung, er ist gut beim Durchfalle, gut bei Eiterung im Blasenhalse, gut bei Eiterung in der Lunge, gut äusserlich beim kalten Brande, und er vertreibt die Warzen. Es gehört wahrlich viel Scharfsinn dazu, ihn unter eine solche arzeneimittellehrige Kategorie zu bringen, die diese vielfachen Tugenden genügend erklärt. Dass er die Warzen vertreibt, ist bei meiner Lebzeit als etwas sonderlich Neues vorgetragen, ist aber ziemlich alt. *Borell* hat diese Erfahrung zuerst in die bekannte Bücherwelt gebracht; er hat, wie er sagt, die Sache von dem Leibarzte des Dauphins gelernt, und gleich einen glücklichen Versuch an dem Geheimschreiber der niederländischen Gesandtschaft gemacht, dessen Körper scheusslich von Warzen entstellt war. *)

Die *Catechu* ist ebenfalls eine seltsame Arzeneisubstanz, deren Wirkung wir vielleicht noch nicht ganz kennen. Sie ist mässig zusammenziehend, darum habe ich sie auch in früherer Zeit, da die Rinde so ungeheuer theuer war, als sogenanntes fixes Stärkungsmittel mit gutem Nutzen bei chronischen und akuten Uebeln gebraucht. In einigen Arzeneimittellehren steht

---

*) *Petri Borelli historiar. et observat. medicophysic. Cent. II observ.* 16.

geschrieben, sie sei gut gegen Mutterblutflüsse; das glaube ich aber nicht. Die Aerzte, die sie gegen solches Uebel gegeben, haben wahrscheinlich nach ihrer tadelswerthen Weise die Mittel phantastisch zusammenzumischen, sie mit Alaun verbunden; da kann es denn möglich sein, dass Mutterflüsse gestillet sind; sonst wird die *Catechu* weit eher Mutterblutflüsse machen als sie stillen. Ich habe einmahl ein seltsames epidemisches Fieber erlebt (des Jahres, worin es herrschte, erinnere ich mich aber nicht bestimmt mehr); bei diesem konnte man darauf rechnen, dass wenn die Menstruation auf ihre Zeit eintrat und auch eben nicht übermässig lief, doch die Weiber dadurch viel kranker wurden und oft in Betäubung und Irrereden verfielen. Bei diesem Fieber, welches ich damahls, damit es nicht namenlos bliebe, Nervenfieber nannte, thaten sogenannte fixe stärkende Mittel sehr gute Dienste. Ich bediente mich im Allgemeinen der *Catechu*, sie bewährte sich als heilsam und war wohlfeil dazu; aber bei weiblichen mannbaren Körpern musste ich sie gar bald wieder verlassen. Ich sah, dass sie das Monatliche acht, bis vierzehn Tage vor der Zeit und zwar bei manchen überreichlich hervorrief, wodurch ich dann den Weibern schlechten Nutzen und mir selbst ein grosses Kreuz schaffte. Seitdem habe ich mich der *Catechu*, weil ich sie durch ein anderes weit mächtigeres Mittel ersetzt, nicht mehr bedient, als bloss in der besprochenen Zusammensetzung. In dieser gab ich sie einst einer Jungfrau gegen chronischen Durchfall, und siehe! bei dem Gebrauche dieser Mischung trat auch die Menstruation acht Tage vor der Zeit ein, welches mir das Mädchen (eine Zeit Lebens ganz pünktlich Menstruirte) mit bedenklicher Miene offenbarte.

Ich bemerke, dass diese Medizin meine älteste Zusammensetzung ist. Vor achtunddreissig Jahren habe ich zuerst damit einen alten pensionirten Obersten vom chronischen Durchfalle befreit. Es war freilich ein seltsamer Gedanke, ein *Antiphlogisticum* und ein *Roborans fixum*, zwei Mittel, welche unter zwei entgegengesetzte und widerstreitende arzeneimittellehrige Kategorien nach schulrechter Ansicht gehören, zusammenzufügen. Was soll ich aber dazu sagen? Ich habe von Jugend auf einen grossen Unglauben in Betreff der ärztlichen schulgerech-

ten Theorien bei mir vermerkt, und da kann es wol möglich sein, dass ich bei Zusammensetzung dieser Mittel einen argen Bock geschossen: aber, wie gesagt, der alte Oberste wurde dadurch gut vom Durchfalle befreit. Seitdem sind manchmahl Jahre hingegangen, dass ich diese Medizin nicht gebraucht habe, weil ich keine Gelegenheit dazu gefunden; denn in manchen Jahren sind die vorkommenden Durchfälle ein in den Därmen vorwaltendes Leiden des Gesammtorganismus, oder sie sind häufig consensueller Art, oder wenn es Urleiden des Darmkanals sind, so sind es doch Urleiden anderer Natur, welche vielleicht sicherer unter der Heilgewalt des Zinks stehen: aber wo sich die wahre Gelegenheit dargeboten, habe ich dieses Mittel immer bewährt gefunden. Solche Mittel gebraucht man zu einer Zeit häufig, und dann wieder in mancher Zeit gar nicht. Niemand kann erklären, warum die Natur der Krankheiten so seltsam verändert; ich halte es auch für eine grosse Thorheit, darüber zu grübeln, denn wir werden die Wahrheit doch nimmer erfassen.

Die Mischung, von der ich jetzt rede, hat die Eigenschaft, dass sie eine in den Därmen als Durchlauf vorwaltende Affektion des Gesammtorganismus, welche unter der Heilgewalt des kubischen Salpeters stehet, so vermehrt, als es nur immer ein gewöhnliches Laxirmittel thun würde. Ein Durchfall, der Symptom einer unter der Heilgewalt des Eisens stehenden Affektion des Gesammtorganismus ist, wird dadurch eine Zeitlang gestillet, denn die *Catechu* hat mit dem Eisen Verwandtschaft; die Besserung zeigt aber keinen Bestand. Wie die Mischung sich zu den Därmen verhalten wird, wenn der Durchlauf Symptom einer unter der Heilgewalt des Kupfers stehenden Affektion des Gesammtorganismus ist, kann ich nicht sagen, denn ich habe noch keine Gelegenheit gehabt, dieses zu beobachten. Es gibt auch consensuelle Durchfälle, bei welchen jene Mischung nicht bloss nicht hilft, sondern selbst den Durchfall verschlimmert. Der, welcher von Gallen-, oder Nierensteinen herrührt, wird dadurch böser; die Mischung kann dann aber zugleich Erkennungsmittel solcher, zuweilen ganz verborgenen Fehler sein, in welchem Falle der Vortheil der Erkenntniss des Verborgenen, den Nachtheil einer augen-

blicklichen Verschlimmerung des consensuellen Leidens weit übertrifft.

Gewürze.

Unter den Gewürzen muss ich der Muskatennuss, Muskatenblüte und den Nägelein wohlthätige Einwirkung auf den Darmkanal zugestehen. Sie sind sowol in schmerzhafter Affektion der Därme, als im Durchlaufe wirksam, ohne dass ich ihnen eben ausgezeichnete Kräfte zuschreiben könnte. Die Muskatennuss scheint mir selbst eine wohlthätige Einwirkung auf die Gallengänge zu haben. Sowol Nuss als Blüte habe ich des Versuches wegen in reichlicher Gabe selbst eingenommen, (ganz genau erinnere ich mich der Quantität nicht mehr) und keine feindliche Einwirkung auf meinen Körper können gewahr werden, ausser, dass ich eine Trockenheit des Mundes und Schlundes bekam, die Aehnlichkeit mit der hatte, welche einige narkotische Arzeneien verursachen. In meiner Jugend habe ich gesehen, dass durch ein recht altmodisches Hausmittel (ein Kisschen von Nägelein in Branntwein geweicht und auf den Magen gelegt) Magenschmerzen minder wurden und nach und nach vergingen, deren Grund sehr dunkel war und welche ich damahls auf keine andere Weise heben konnte. Seitdem habe ich aber das Mittel oft genug anwenden sehen, ohne dass Hülfe erfolgt wäre.

Die Nägelein haben als Gewürz in Speisen gebraucht das Unangenehme, dass sie Aufstossen erregen. Dieses scheint mehr von einem eigenen scharfen Grundstoffe, als von dem ätherischen Oele derselben verursacht zu werden; darum thut man auch wol am besten, zum innerlichen medizinischen Gebrauche das Oel zu wählen. Man muss es aber, wenn es wohlthätig wirken soll, nur in kleinen Gaben reichen. Vier bis sechs Tropfen hinreichend verdünnet und getheilt, ist auf vierundzwanzig Stunden übergenug. Es leistet im chronischen Durchfalle gute Dienste, vielleicht eben so gute, wo nicht bessere, als Muskatennuss und Blüte. Nach dem Gebrauche des Oels habe ich die Menschen nicht über Aufstossen klagen hören.

Laxirmittel.

Von dem gar zu trägen Stuhlgange rühren ohne Zweifel manche Beschwerden, darum sind bloss in dieser Hinsicht solche Mittel, welche die Bewegung der Därme beschleunigen, bei Uebung unserer Kunst nicht ganz zu missen. Auf das, was ich vom Durchfalle gesagt, muss ich hier zuerst verweisen. Die Hartleibigkeit kann eben so gut consensueller Art sein als der Durchfall, und dann ist es wol am klügsten, das Urleiden zu heben. Laxirmittel bei Leber-, Milz- und Nierenaffektion anhaltend, oder gar zu heftig auf Einmahl gegeben, verändern zuweilen die Verstopftheit in chronischem Durchfall; darum mag jeder wohl zusehen, sonderlich bei der Bauchwassersucht, mit welchem Urübel er es zu thun hat, ehe er ans Verordnen geht.

Hier sprechen wir jetzt bloss von der Trägheit des Stuhlganges, welche in dem Darmkanale selbst begründet ist. Dass dieser eine zusammenhangende Röhre sei, daran zweifelt niemand, aber aus dieser Zusammenhangung folgt nicht, dass er ein einziges Organ sei. Der Mastdarm ist ein eigenes, mit Besonderheiten ausgerüstetes Organ und der Antagonist des übrigen Darmkanales. In ihm liegt zuweilen bloss und allein die Ursache der Hartleibigkeit, wenn er nämlich kein Gefühl für den Reiz des in ihm heruntersteigenden Kothes hat. Wie weit sich diese Trägheit über den Grimmdarm verbreiten kann, lässt sich nicht bestimmen. Man kann aber wol vermuthen, dass, wenn der Mastdarm Einmahl träg in seiner Verrichtung ist, der Grimmdarm dann auch nach und nach an den Reiz einer grösseren Masse Koth sich gewöhnt, als er sonst würde ertragen haben, ohne zur vermehrten wurmförmigen Bewegung geprickelt zu werden. Eine sitzende Lebensart, hauptsächlich das Nichtentleeren des Mastdarms wenn die Natur dazu mahnet, wodurch der Darm an das Ertragen einer grossen Masse Koth nach und nach gewöhnt wird, sind wol Ursachen solcher Fühllosigkeit. Jedoch kann dieses Uebel auch andre Ursachen haben, die uns bis jetzt verborgen sind. Das Sitzen allein macht es nicht aus, denn Schuster, Schneider, Leineweber sitzen eben so viel als die Gelehrten, und wenn ich gleich zulasse, dass unter den besagten Handwerkern manche von

Hartleibigkeit Beschwerde haben mögen, so ist doch bei weitem der grösste Theil derselben davon frei. Unter den Bauern, die doch sehr wenig sitzen und schwer arbeiten, findet man die Hartleibigkeit und das Ungemach, welches von derselben abhängt, nicht so selten, als mancher grossstädtischer Arzt es glauben möchte. Die Ursachen vieler körperlichen Uebel haben die Aerzte von jeher offenbar mehr in ihrer Phantasie ausgeheckt, als selbige in der Natur beobachtet. Es gehört mit zur schulgerechten Ordnung, dass über die Ursachen einer Krankheit muss gesprochen werden. Da man nun die Ursachen mancher Uebel nicht hat ergründen können, so hat man, um nicht ungelehrt zu scheinen, etwelche ersonnen und viel Geschwätz davon gemacht. Dieses Geschwätz haben andere, die sich für minder klug und gelehrt hielten, nachgeplaudert, es ist von Alter zu Alter vererbt, und so haben wir feststehende Ursachen gewisser Uebel bekommen. Wenn man die Sache, nicht als Gelehrter, sondern als einfacher Beobachter untersucht, so bleibt zuweilen wenig, zuweilen gar nichts Wahres an solchen Ursachen.

Wie kann man nun diejenige Hartleibigkeit, die in einer Gefühllosigkeit des Mastdarmes besteht, heilen? Ich weiss keinen andern Rath als Klystire; aber keine Kämpfische, sondern bloss Klystire von einer Kochsalzauflösung. Zuerst muss man die Menge Salz durch Versuche ausmitteln, die, in den Mastdarm gespritzt, in Zeit von ungefähr fünf Minuten Oeffnung bewirkt. Ist diese Menge bestimmt, so muss sich der Kranke täglich gerade zur nämlichen Zeit und Stunde das Klystir einspritzen. Ein gesunder Mensch geht gewöhnlich zu einer bestimmten Zeit des Tages zu Stuhle; man muss also, bei dem Gebrauche der Salzwasserklystire als Heilmittel der Mastdarmträgheit, der Natur nachahmen. Wenn man den Mastdarm eine Zeitlang zu einer und der nämlichen Stunde sich zu entleeren gezwungen hat, so thut er es hintennach zur selbigen Stunde von selbst und ohne Zwang. Bei dem täglichen Gebrauche der Salzklystire muss gewöhnlich die Menge Salz, welche anfänglich in fünf Minuten Oeffnung bewirkt, im Verlaufe der Zeit vermindert werden, weil der Mastdarm durch die tägliche regelmässige Entleerung nach und

nach seine Gefühllosigkeit verliert, mithin für die Prickelung des Kochsalzes je länger je mehr empfänglich wird. Manche Hypochondrie ist nichts als eine krankhafte Gefühllosigkeit des Mastdarms, und kann weit besser durch Salzklystire als durch die Apotheke geheilt werden. Der erste Kranke, bei dem ich diese Heilart vor vielen Jahren mit dem besten Erfolge anwandte, war kein hypochondrischer Gelehrter, sondern ein hypochondrischer Bauer. Dass dieser grosses Ungemach von der Verstopfung haben musste, erhellet schon daraus, dass er zu dem Ankaufe und Gebrauche der Klystirspritze zu bereden war; wirklich war er auch schon brav abgemagert da er diese Heilart anfing. Seitdem habe ich dieses einfältige Mittel manchem Hartleibigen mit sehr gutem Erfolge gerathen; mich aber auch überzeugt, dass es nur da hilft, wo der Fehler in dem Mastdarm liegt. Ist hingegen der ganze Darmkanal zu träge in seiner Bewegung, so hilft das Klystiren, man mag es zu einer bestimmten oder unbestimmten Tageszeit thun, gar nichts. Der Kranke bekommt in diesem Falle nach dem Gebrauche der Salzklystire nur etwas sparsamen, oft schafköttelähnlichen Abgang; und wenn man ihn zwanzig Jahre lang täglich klystirte, so würde man ihn nimmer durch Klystire heilen.

Hier muss der ganze Darmkanal zur vermehrten Bewegung geprickelt werden. Die Frage ist nun: mit welchen Mitteln? Es lässt sich darüber in der That keine solch allgemein gültige Regel aufstellen, dass man nicht Ausnahmen zugeben müsste. Manchen alten Leuten, welche übrigens regelmässig Oeffnung haben, bleibt diese zuweilen aus, und dabei befinden sie sich wo nicht gerade krank, doch unlustig. Wenn selbige Leute Laxirpillen nehmen, und zwar solche, welche den Namen eines Arztes, oder einer Stadt führen, so muss man sie in Frieden dabei lassen. Von den Laxirmitteln aus dem Pflanzenreiche verträgt der eine dieses, der andere jenes besser, das Gutvertragen heisst nichts andres, als dass das Mittel Abgang macht, ohne eigentliche Dünnleibigkeit, ohne Bauchkneipen und ohne andere widrige Bauchgefühle. So gebraucht der Eine einen Aufguss von Sennesblättern, der Andre das Pulver, der Dritte sagt, beide machen ihm Bauchschmerzen und er könne sich

mit ein wenig Jalappe besser helfen. Auch die Coloquinte, ob sie gleich den Namen eines drastischen Purgirmittels hat, kann man recht gut bei etlichen Körpern als eröffnendes Mittel gebrauchen; man gebe nur die Tinktur tropfenweise, so lässt sich bald finden, wie viel Jemand nöthig hat, um gemächliche Oeffnung zu bekommen. Man kann manchen Menschen mit fünfzehn oder zwanzig Tropfen besser und gemächlicher Oeffnung machen als mit berühmten Laxirpillen.

In Fällen, wo die Trägheit des Stuhlganges bloss von Gefühllosigkeit des Grimmdarmes abhängt, schaffen weder Klystire noch Laxirsalze Hülfe, aber wol Coloquintentinktur in kleinen Gaben gereicht; sie bewirkt breiigen Abgang und zugleich gehen die in den Taschen des Grimmdarmes eingepferchten harten Kothklumpen weg, mit grosser Erleichterung des Betheiligten. Die Erkenntniss einer solchen Gefühllosigkeit des Grimmdarmes (welche überhaupt nicht oft vorkommt, ist nicht immer leicht; wenn Laxirsalze flüssige Oeffnung ohne Erleichterung bewirken und Klystire nutzlos gegeben werden, so lässt dieses einen solchen Zustand des Grimmdarmes vermuthen (vorausgesetzt dass nicht ein weit grösseres Uebel, eine Verengung des Darmkanals, im Spiele ist). So viel ich mich erinnere, habe ich nur zwei Fälle behandelt, in denen die Erkenntniss handgreiflich war, und zwar bei einer der Niederkunft ganz nahen Frau und bei einem erwachsenen recht kräftigen Mädchen. In beiden war das *Colon transversum* so ungeheuer durch Koth ausgedehnt, dass ich es wie eine dicke, harte, runde Wulst deutlich fühlen konnte. Selbst die Betheiligten und ihre Freunde fühlten es, weil sie aber nicht wussten, was es war, so hielten sie es für eine widernatürliche, verdächtige Verhärtung im Bauche. Die begleitenden Zufälle waren: ein Gefühl von Spannung im Bauche, Beängstigung, rothes aufgetriebenes Gesicht, vermehrte Wärme und lebhaftes Fieber. Nachdem ich durch Coloquintentinktur eine grosse Menge verhärteten Koth weggeschafft, verschwand das Fieber zugleich mit den anderen Zufällen, zum Beweise, dass das ganze Uebelbefinden einzig durch die unnatürliche Ausdehnung des Grimmdarmes bewirkt war.

Wie gesagt, die Fälle, wo man, ohne Einbildling zu sein, die Trägheit des Stuhlganges auf Rechnung einer Gefühllosigkeit des Grimmdarmes schreiben darf, kommen wenig in der Praxis vor. Im Allgemeinen kann man annehmen, dass, wenn Klystire keine erleichternde Oeffnung verschaffen, der Grund in einer Trägheit des ganzen Darmkanals liegt, und in solchen Fällen sind Laxirsalze, anhaltend gebraucht, wahre Heilmittel.

Wer diese als eröffnende Mittel gebraucht, der bedarf anfänglich vielleicht einer ziemlichen Menge: wenn er sich aber täglich derselben bedient, wird er die Gabe je länger je mehr vermindern müssen. Glauber- und Seignetsalz sind die beiden einzigen Salze, die ich den anhaltend verstopften und hartleibigen Menschen rathe. Ersteres wirkt stärker als Letzteres; aber aus der stärkeren oder schwächeren laxirenden Eigenschaft lässt sich nicht gut erklären, warum einigen das Glauber-, andern das Seignetsalz besser bekommt. Die Hauptsache ist, dass diese Salze in genugsamem Wasser aufgelöset werden. Ein Pfund Wasser ist das wenigste, worin eine Unze Salz muss aufgelöst sein. Will man mehr Wasser nehmen, so ist es auch gut; weniger muss es nur nicht sein, denn die laxirende Kraft des Salzes wird durch das Wasser verstärkt.

Wie viel nun jemand nöthig habe, um sich täglich den Leib offen zu erhalten, das muss er selbst erproben. Er kann z. B. anfangen, alle zwei Stunden eine Theetasse, oder ein Weinglass voll zu trinken, bis er merkt, dass Oeffnung erfolgt, oder bis er die erste Anmahnung zum Stuhlgange spürt; nun muss er mit Trinken für den Tag einhalten. In Zeit von etlichen Tagen wird er es schon ausgemittelt haben, wie viel er bedarf, um Oeffnung täglich zu behalten. Wer sich mit dem Salzwasser will Oeffnung erhalten, thut am besten, es vormittags zu gebrauchen; jedoch habe ich auch bemerkt, dass einige Menschen sich gut befinden, wenn sie abends beim Schlafengehen einen Schluck davon zu sich nehmen; dies macht ihnen am andern Morgen Oeffnung, ohne sie nachts aus dem Bette zu treiben. Durch den anhaltenden Gebrauch der genannten Salze kann man nicht bloss die Darmbewegung

täglich beschleunigen, sondern diesen Fehler der Bewegung so heben, dass nach und nach immer weniger und weniger Salz nöthig wird, bis endlich Oeffnung ohne Salzwasser erfolgt.

Ausser dem Glauber- und Seignetsalze habe ich bis jetzt kein anderes Salz zu dem besagten Zwecke versucht; andere werden aber auch wol die nämlichen Dienste leisten. Manche derselben hat man, da sie zuerst in die Medicin eingeführt sind, wo nicht wie *Glauber* das Seine, zu Wundersalzen gemacht, aber ihnen doch so viel Gutes nachgerühmt, dass, wenn ich auch ihre allheilende, doch nicht wol ihre abführende Kräfte bezweifeln darf.

Jetzt will ich noch von der Kothkolik ein Wort sagen. Diese muss wol selten sein, denn ich habe sie, so lange ich Arzt bin, nur bei drei Menschen beobachtet. Zwei derselben waren Leute in männlichen Jahren, die, an regelmässigen Stuhlgang gewöhnt, in etlichen Tagen keine Oeffnung gehabt hatten. Bei beiden war der Schmerz stark, das Fieber lebhaft, aber sie erbrachen sich nicht. Ich wollte ihnen mit krampfstillenden Mitteln die Kolik heben, es ging nicht; da ich sie ein paar Tage vergebens Arzenei hatte verschlucken lassen, kam ich auf den verständigen Einfall, ihnen ein Abführungsmittel zu geben. Sie wurden dadurch eine grosse Menge verhärteten Kothes quitt, und zur Stunde war der Bauchschmerz verschwunden.

Es ist wirklich eine eigene, bedenkliche Sache, Laxirmittel in solche schmerzlich aufgeregte Därme zu schicken. Wenn man es vermeiden kann, so vermeide man es ja. Mancher möchte nicht gestorben sein, hätte man ihn nicht mit Laxirmitteln zugesetzt. Da, wo uns gesagt wird, vor der Kolik sei schon Verstopfung vorhanden gewesen, da ist es wahrscheinlich, dass eine Ansammlung von Koth die materielle, oder mechanische Ursache der Bauchschmerzen sei; und es wird wol verständig sein, diese materielle und mechanische Ursache zu entfernen. Ganz sicher ist man aber auch in diesem Falle noch nicht, den Kranken zu heilen; denn wenn er gleich mehre Tage vor der Kolik verstopft gewesen, so kann man noch nicht mit Sicherheit daraus folgern, dass eine Ansammlung von Koth die Ursache der Kolik sei, sondern diese

kann von andern unbekannten und dem Arzte unergründbaren Ursachen herrühren. Dem einzigen Kranken, der je unter meiner Behandlung an der Kolik gestorben ist, habe ich, fussend auf seine Aussage in Betreff der vorhergegangenen Verstopfung, ein Laxirmittel gegeben.

Kennt man die besondere Natur des Kranken, so kann man weit sicherer zu Werke gehen. So bekam z. B. Einer von den beiden, welche ich, wie eben erzählt, durch Laxirmittel von der Kolik befreit, viele Jahre nachher abermahls dieses Uebel. Ich war in dieser langen Zwischenzeit bei allen vorkommenden Krankheitsfällen sein Arzt gewesen, ich kannte die Eigenheiten seines Körpers, wusste, dass er, täglich regelmässig zu Stuhle gehend, mehrtägige Verstopfung nicht leiden konnte. Jetzt hielt ich mich nicht bei schmerz- und krampfstillenden Mitteln auf, sondern gab ihm ein schnell durchschlagendes Laxans von einer Abkochung einer halben Unze Sennesblätter mit einem Zusatze von zwei Unzen Glaubersalz. Da der Trank acht Unzen betrug und ich stündlich eine kleine halbe Theetasse nehmen liess, so erfolgte die Oeffnung gar bald und die Kolik war gehoben.

Einige Menschen können mehrtägige Verstopfungen ertragen, andre nicht. Es ist schwer, oder vielmehr gar nicht zu sagen, warum der eine vom angesammelten Darmkothe Fieber mit Seitenstechen, der andre Rückenschmerz und der dritte Kolik bekommt.

Ich habe mich bis jetzt noch nicht in der Nothwendigkeit befunden, Metallkugeln *), oder metallisches Quecksilber als

---

*) *Henr. ab Heers* sagt, nachdem er von der guten Wirkung des metallischen Quecksilbers im *Ileus* gesprochen: *Pilas alii in hoc casu aureas, argenteas, aut etiam, si illa desint, plumbeas praescribunt. (Obs. 2. lib. 1.)* Ja selbst Schrot ist schon gegen den *Ileus* mit Glück gebraucht. *Zacutus Lusitanus (Obs. 34. lib. 2. Prax. admirand.)* hat einen Mann, der durch übermässigen Genuss roher Kastanien den *Ileus* bekommen, dreissig Schrotkörner in zwei Gaben verschlucken lassen und ihn dadurch geheilt. Er muss aber wol feinen Schrot, der bei den Jägern Dunst heisst, gebraucht haben, denn er nennt ihn *parvae pilulae plumbeae, quibus sclopetarii ad necandos passeres utuntur.* Eine seltsame Kur des *Ileus* findet man bei *Amatus Lusitanus*, der lässt dem Kranken mit einem Blasebalge Luft in

eröffnende Mittel anzuwenden, glaube aber, dass das metallische Quecksilber ein gar gutes Mittel ist. In solchen Fällen, wo ich zweifelhaft wäre, ob Laxirmittel dienlich sein möchten, würde ich ohne Bedenken metallisches Quecksilber geben. So viel ich die Sache einsehe, ist es bloss der Reiz seiner Schwere und seiner Beweglichkeit, welcher den *Motum peristalticum* vermehrt; und in welchen Fällen könnte dieser so einfache, Entzündung gewiss nimmer verursachende Reiz schaden? —

Dass das verschluckte metallische Quecksilber früher, oder später und mitunter sehr schnell durch den Stuhlgang entleert werde, dafür sprechen die Beobachtungen der Aerzte, welche es im *Ileus* gebraucht. Wie es aber seine Reise durch den Darmkanal macht, das weiss ich nicht gut zu erklären, am wenigsten, wie es das *Colon ascendens* hinaufklimmt. Ich habe starke Vermuthung, dass wir bei aller unserer heutigen physiologischen Weisheit noch nicht einmahl das, wie uns bedünkt, fast handgreifliche Treibwerk des Darmkanals kennen *).

Bei dem mit Verstopfung und Erbrechen verbundenen Bauchweh kann ich nicht mit Bestimmtheit behaupten, je das Ausbrechen des Darmkothes erlebt zu haben. Vor ungefähr achtunddreissig Jahren bin ich aber einmahl gelegentlich von einem Dorfpastor zu einem armen Manne gebracht worden, der angeblich vierzehn Tage (so viel ich mich nämlich jetzt noch der Zahl der Tage erinnere, denn meine Memorienblätter sind in der letzten Kriegeszeit zum Theil verschleppt) am *Ileus*

---

den After blasen (*Follem fabrilem ano indidimus et eo flatum in ventrem immisimus*), unmittelbar darauf ein erweichendes, mit *Troch. alhand.* gemischtes Klystir einspritzen; es erfolgt Oeffnung, und der Kranke ist gerettet. — Ursprünglich stammt dieses Kunststück wol von *Hippokrates* oder von *Polybus*. (*Hippokrat.* Werke übersetzt von *Grimm*, revidirt von *Lilienhain* 2. B. S. 9 und 10.

*) Dass das metallische Quecksilber sehr schnell den Darmkanal durchlaufen könne, dafür spricht folgende Erzählung des *Henr. ab Heers* (*obs. lib.* 1.): *Vivunt hodie multi, qui norunt centurionem non ita pridem mortuum, cui cum princeps comessabundus in media compotatione risum captans selibram argenti vivi in capaci poculo vino pleno propinandum curasset, ipse, obducto amystide vase, praesentibus omnibus (neque enim adhuc fere bibens fugere poterat) atque in cachinnos effusis, largissime et cum foenore pridianae coenae per anum innoxie reddidit.*

gelitten, und bis dahin, weil er kein Geld hatte, ohne ärztliche Hülfe geblieben war. Dieser behauptete, er breche Koth aus, seine Ehefrau und der Pastor sagten es auch. Da der Pastor es aber nur vom Hörensagen hatte und ich es nicht selbst gesehen, so kann man es glauben, und man kann es auch nicht glauben. Der Kranke sah erstaunlich mager und entstellt aus, sein Puls war beschleunigt und klein, der Bauchschmerz angeblich gross, das Erbrechen erfolgte aber nicht anders, als wenn er Speise und Getränk zu sich nahm (so lange ich in der Hütte war, hat er sich nicht erbrochen). Aus der Dauer des Uebels schloss ich, dass die Ursache desselben unmöglich Darmentzündung sein könne, und trug also kein Bedenken, ihm Jalappenpulver mit versüsstem Quecksilber zu geben. Die Frage war nun, wie dieses Laxirmittel vor dem Ausbrechen zu schützen sei. Ich hatte schon bei der epidemischen rothen Ruhr, bei der das Erbrechen häufig war, hinsichtlich dieses lästigen Zufalles allerlei Listen gelernt. So wusste ich schon, dass, wenn man beim Erbrechen Arzenei in die Därme bringen will, man diese in Pillenform geben, und die Pillen tüchtig austrocknen muss, damit sie nicht in dem Magen, sondern erst in den Därmen schmelzen. Zergehen sie in dem Magen, so priklen sie dieses bis zum höchsten Grade der Reizbarkeit gesteigerte Organ und werden zur Stunde ausgeworfen. Ich liess also Jalappe und versüsstes Quecksilber zu Pillen machen, selbige gut austrocknen, in Gerstenschleim tunken, dass sie schlüpferig wurden, und sie so hinunterschlingen ohne darauf zu trinken. Hätte der Mann darauf getrunken, so würde er sie, weil er alles Getränk ausbrechen musste, mit dem Getränke wieder ausgespien haben; so blieben sie in dem Magen, gingen in die Därme und brachten Oeffnung hervor. Das ganze Uebel, welches wahrscheinlich bloss von einer Ansammlung von Koth entstanden und aus Mangel an Hülfe auf diesen Grad gesteigert war, wurde dadurch auf Einmahl gehoben. Da ich die erwünschte Wirkung der verordneten Mittel aus dem Berichte der Ehefrau des Kranken vernommen, so war ich neugierig, den Mann von allen seinen Leiden befreit zu sehen. In meiner jugendlichen Unerfahrenheit glaubte ich, ich würde ihn zwar noch wol etwas matt,

aber übrigens froh und lebenslustig antreffen. Ach! wie wurde ich enttäuscht. Frei von Brechen und Schmerz war er wol, aber übrigens ein Gerippe, sein Puls, wie der eines Schwindsüchtigen, die Füsse bis über die Knöchel geschwollen, die Esslust geringe. Die genossenen Speisen, die auch nicht die luftigsten sein mochten, machten ihm Drücken und Aufstossen, er musste abwechselnd das Bett suchen, so dass er, alles zusammengerechnet, nicht die Hälfte des Tages ausser dem Bette sein konnte. Ich rieth ihm, er solle eine gute Hand voll bitteres Dreiblatt *(Menyanthes trifoliata)* tüchtig auskochen (dieses wächst hier in Ueberfluss und kostet nichts), mit dieser Abkochung eine Hand voll zerklopfte Wachholderbeeren ein paar Stunden lang ausziehen lassen und den Trank täglich nach und nach verzehren. Ich glaube auch noch jetzt, dass dieses der beste und wohlfeilste Rath war, den man einem armen Manne nach solch überstandenem Strausse geben konnte.

Von den Würmern müsste ich jetzt auch wol reden. Es wird sich aber in der Folge eine weit schicklichere Gelegenheit darbieten, von der Vertilgung dieses Ungeziefers ein Wort zu sagen; darum will ich jetzt nur derselben im Vorbeigehen erwähnen.

Behaupten zu wollen, man brauche nie bei Uebung der Kunst auf Eingeweidewürmer besonders Rücksicht zu nehmen, diese verschwänden, als Eigenthümlichkeit der Kindheit, bei reiferem Alter von selbst, scheint mir übertrieben und der Wahrheit widersprechend zu sein; aber allenthalben Würmer zu wittern, und bei solchen akuten Krankheiten, deren Natur weder abführende Mittel, noch Quecksilber verträgt, diese Mittel zu reichen, um durch einen Gewaltstreich die Schmarotzer zu entfernen und sich einen vermeintlichen sicheren Weg zur Heilung zu bahnen, scheint mir eben so erfahrungswidrig; ja ich glaube wirklich, dass durch unweises Wurmtreiben mehr Kinder umgekommen sind als durch die Würmer selbst. Ich finde, dass bei akuten Krankheiten den Kindern die Würmer mehrentheils von selbst abgehen. Ob dieses durch die Mittel kommt, welche ich reiche, oder ob es bloss Zufall ist, weiss ich nicht. Ich habe schon seit fast dreissig Jahren allen Syrup aus der Medizin verbannet. Wenn es also wahr

ist, dass Syrup den Würmern zuwider ist, (sonst hat man wol das Gegentheil für wahr gehalten) so kann ich eben nicht denken, dass bei meinen Kranken die Würmer durch den Syrup vertrieben werden. Ferner bediene ich mich häufig solcher Mittel, die, wenn sie in der Gabe, wie man sie in akuten Krankheiten reicht, gesunden Kindern, deren Därme doch mit Speisebrei und Koth erfüllet sind, gegeben würden, wahrscheinlich keine Würmer trieben, in dem leeren Darmkanal kranker Kinder den Würmern gar wol zuwider sein können. Bei dem Gebrauche folgender Mittel habe ich in akuten Krankheiten nicht ein oder ein paarmahl, sondern häufig, mehr oder minder Würmer abgehen sehen: *Aqua nucis vomicae*, *Aq. Quassiae*, *Aq. Amygdal. amar.*, *Aq. Nicotianae*, *Argentum chlorinicum*, *Cuprum aceticum*, *Ferrum aceticum*, und Kampher. Einst, da der Kampher bei einer herrschenden Krankheit sehr gute Dienste leistete, trieb er in einem Hause, worin mehre Kinder erkrankt waren, diesen zugleich gar trefflich die Würmer weg. Die Hausfrau, welche sehr verständig war und der diese Wurmvertilgung gefiel, wollte, ungefähr zwei Jahre nachdem, den nämlichen Versuch bei ihren Kindern anstellen, die nun nicht an einem akuten Fieber krank lagen. Der Versuch geschah mit meiner Zustimmung und die Arzenei war gerade wie früher, sie bestand aus Wasser, arabischem Gummi und Kampher. Die Würmer waren aber dieses Mahl nicht so gefällig, von den Kindern zu weichen.

Die Wurmmittel halte ich allesammt für unsicher, ausser Kupfer, Alöe und Oel, letzteres in grosser Menge. Das harzige Extrakt des *Sem. Cinae* hat mir in neuer Zeit auch gute Dienste gegen Spulwürmer geleistet.

Die Askariden habe ich nie ohne Alöe vertreiben können. Diese Maden müssen ein zähes Leben haben, weder Quecksilber noch Kupfer tödtet sie. Die Alöe vertreibt sie, sie können der Wirkung derselben nicht widerstehn, werden aber nicht durch selbige getödtet. Man nimmt gewöhnlich an, dass sie ihre Wohnung im Mast- und Grimmdarme haben. Vor vierzig Jahren habe ich ein Mädchen an der Ruhr behandelt, die eine grosse Menge Maden ausbrach; ich habe mich mit eigenen Augen davon überzeugt. In hiesiger Stadt war einst

ein erwachsenes Mädchen, welches behauptete, die Maden kröchen ihr zum Munde und zur Nase heraus; die Mutter bestätigte diese Aussage durch Augenzeugniss, ich selbst habe es nicht gesehen. Es scheint aber doch, dass die Maden hinsichtlich ihres Wohnortes nicht sehr wählisch sind. Ich kannte einst ein Mädchen, der sie in der Mutterscheide steckten; ob sie als eine vom Mutterlande gesonderte Kolonie sich in der Scheide niedergelassen, oder ob sie als blosses Wandervolk selbige durchstreiften, kann ich nicht bestimmt sagen; letzteres ist mir aber um desswillen wahrscheinlich, weil ich von dem Mutterscheiden- und Schamlippenleiden weiter nichts mehr gehört habe, seit durch Kupfer und Aloe die Madenwelt in den Därmen zerstört war.

Nun stelle ich eine besondere Frage auf, nämlich: wie kann man die im Magen hausenden Spulwürmer erkennen? Der Magen ist bekanntlich ihre Wohnung nicht; sie steigen, wer weiss, aus Noth, oder aus Muthwillen hinein, und treiben hier nicht selten allerlei Unfug, wodurch denn bei akuten Fiebern die Kranken eine solch furchtbare Beängstigung bekommen, dass sie glauben, ihre letzte Stunde sei nahe. Es wäre wol gut, dass man in solchen Fällen die Spulwürmer als Ursache der Beängstigung erkennen könnte; ich weiss aber wirklich keine Zeichen anzugeben, aus welchen man auf eine solche Ursache mit Wahrscheinlichkeit schliessen könnte. Durch ein Brechmittel könnte man sich Gewissheit verschaffen; aber da ist wieder ein grosses Bedenken, nämlich, die Beängstigung, die von unruhigen Spulwürmern, durch ihre Einwirkung entweder auf den Magen, oder auf den oberen Theil des Zwölffingerdarms hervorgebracht wird, hat, wenn sie einen hohen Grad erreicht, die grösste Aehnlichkeit, wo nicht Gleichheit, mit einer anderen Beängstigung, welche von der anfangenden Lähmung des *Plexus coeliaci* herrührt, in welcher letzteren ein Brechmittel tödtliches Gift ist. Ich gebe freilich zu, dass die anfangende Lähmung des *Plexus coeliaci* als Zufall einer Krankheit äusserst selten vorkomme (ich habe sie nur zweimahl erlebt), meist am Ende akuter und chronischer Krankheiten der Tod selbst sei, und zwar der, den der gemeine Mann den schweren Tod nennt. Aber je seltener ein solch übel zu er-

kennender Krankheitszustand ist, bei dem auch der allerverständigste, aber unerfahrne Arzt leicht einen tödtlichen Missgriff machen kann, um so mehr ist es Pflicht, unerlässliche Pflicht des schreibenden Arztes, auf solche verborgene Klippen die Unerfahrnen aufmerksam zu machen. Ich rathe jedem, wenn er zweifelhaft ist, ob Würmer die Ursache solcher grossen Beängstigung sind, deren Sitz der Kranke selbst in der Herzgrube andeutet, ich rathe ihm, sich der Brechmittel zu enthalten und lieber die muthmasslichen Würmer im Magen zu tödten; denn sind sie todt, so können sie kein Unheil mehr anrichten.

Alle Spulwürmer machen aber im Magen keine Beängstigung; einige verhalten sich ruhig, steigen früher oder später säuberlich die Speiseröhre hinauf, der Kranke fühlt ein Kitzeln und Bewegen im Schlunde, greift mit den Fingern hin, und zieht den Wurm aus dem Halse. Aber die Würmer, welche Beängstigung machen, habe ich noch nie so säuberlich aus dem Halse klimmen sehen; sie werden, wenn sie es zu arg im Magen treiben, von diesem durch Erbrechen ausgeworfen. Gewöhnlich sieht man, dass nur einer oder ein paar die Ursache grosser Beängstigung gewesen sind. Einen etwas seltenen Fall der Art habe ich vor mehren Jahren erlebt. Ein Dienstmädchen, das eine Dreissigerinn sein mochte, wurde von der herrschenden Ruhr ergriffen, und litt am ersten Tage, besonders gegen Abend, solch furchtbare Beängstigung, dass ihre Herrschaft mich bat, sie in dieser Noth noch abends selbst zu sehen, ob ich vielleicht Rath fände gegen solch grosses Leid. Als ich hinkam, hatte sie eben einen langen Wurm mit grosser Mühe und vielem Würgen zu Tage gebracht; die Beängstigung war aber um kein Haar besser durch diese Entleerung geworden. Ich urtheilte, dass wahrscheinlich noch einer, oder ein paar Würmer im Magen stecken möchten, und gab, um sie zu entleeren, einen Skrupel Brechwurzel. Dieses Mittel bewirkte ein bei einer Stunde, mit weniger Zwischenruhe, anhaltendes Erbrechen, durch welches nach und nach siebzehn grosse Spulwürmer zu Tage gefördert wurden. Nun war die Beängstigung gehoben.

Vom Wurmtreiben habe ich einmahl einen sehr wunder-

lichen Fall erlebt. Zu der Zeit, da uns die Franzosen verlassen und wir ohnherrig waren, wo, wie leicht zu erachten, allerlei Landstreicher und luftiges Gesindel weit freier sein Wesen trieb als bei einer bestehenden Ordnung, tritt ein Olitätenkrämer, im ungarischen Wamse, seinen Arzeneikasten auf dem Rücken, zu einem ehrsamen Bürger ins Haus und überredet diesen, der mit Spulwürmern geplagt war, die er bis dahin von Zeit zu Zeit durch Knoblauch, oder andere Hausmittel zu entfernen gesucht, er solle einmahl seine Wurmmittel gebrauchen, selbige würden ihn gründlich von seinen lästigen Gästen befreien. Er gibt ihm Wurmmittel, welche sieben Tage hinter einander gebraucht werden müssen, dann nimmt er, angeblich, ein Laxirpulver aus dem Kasten, schabet von einer Substanz, die die Farbe der Muskatennuss gehabt haben soll, ein wenig mit dem Messer ab, mischet das Schabsel mit dem Laxirpulver und heisst ihn, dieses Gemisch den achten Tag nehmen.

Mit dem Wurmmittel, erzählte der Mann, sei alles gut gegangen, ausser dass es keine Würmer abgetrieben; da der achte zum Laxiren bestimmte Tag gerade ein Sonntag gewesen, habe er das Laxirpulver in dem Augenblicke genommen, als er zur Messe gegangen, denn er habe geglaubt, in der kurzen Zeit, welche eine kleine Messe währe, würde das Pulver doch seine laxirende Wirkung nicht äussern.

Die Wohnung des Mannes liegt fast der Kirche gegenüber; als er aber nahe bei der Kirche ist, fühlt er schon eine Umwälzung in seinem Bauche und ein solch seltsames Ergriffensein seines ganzen Wesens, dass er augenblicklich nach Hause zurückkehrt; wie er aber nach Hause gekommen sei, behauptet er, nur undeutlich selbst zu wissen. Kaum hier angekommen, wird er von einem furchtbaren Erbrechen und Purgiren ergriffen und geräth in einen halbbesinnungslosen Zustand. Die Ehefrau, heftig erschrocken, schickt zum Geistlichen und zu mir; da ich aber gerade in der Stadt die Kranken besuchte, hatte der Sendling, der nicht wusste, in welchen Häusern ich zu thun hatte, und der meiner Spur durch blosses Nachfragen in den Strassen und Häusern gefolgt war, mich erst spät gefunden, so dass ich fast drei Viertel bis eine

ganze Stunde nach dem ersten Auftritte den Kranken zu sehen bekam.

Der Anblick desselben war merkwürdig. Die Farbe seines Gesichts, der Zunge, der Hände und der Theile des Körpers, welche ich ohne ihn zu entkleiden sehen konnte, war bläulich. Den Puls konnte ich nicht fühlen. Besinnung hatte der Kranke noch so halb und halb; er vermochte ja und nein zu sagen; das war aber auch alles, was ich aus ihm brachte.

Alle Umstände wol erwogen, war es mir wahrscheinlich, dass der Landstreicher dem Manne Operment unter das Laxirpulver gemengt. Da es aber, wegen des gleich nach dem Einnehmen erfolgten heftigen Erbrechens und Purgirens nicht bloss wahrscheinlich, sondern fast gewiss war, dass der Mann das verschluckte Gift, es mochte auch sein, welches es wollte, wieder von sich gegeben, und er sich in den besten Jahren des Menschenlebens, zwischen dreissig und vierzig, befand: so hielt ich es für ganz überflüssig, ihm viele Arzenei zu verschreiben, sondern liess ihm nur alle halbe Stunden fünfzehn Tropfen Hoffmannischen Liquor mit Wasser vermischt reichen. Anderthalb Stunden nachher sah ich ihn wieder; nun konnte ich den sehr matten Puls fühlen; er schlug regelmässig und ein wenig geschwinder als im Normalstande. Die bläuliche Farbe der Haut war verschwunden, sein Geisteszustand aber noch gar nicht verändert, er war, wie vorhin, theilnahmlos für alles, was um ihn vorging. Gegen Abend sah ich ihn noch einmahl und fand den ganzen Zustand merklich verändert, die vollkommne Besinnung war zurückgekehrt. Da er aber über ein Gefühl von grosser Mattigkeit klagte (welches wol nicht zu verwundern), so durfte ich ihn nicht mit Fragen ermüden. Am folgenden Tage war er zwar auch noch matt, aber doch ziemlich heiter und übrigens nicht krank. Jetzt erzählte er mir unaufgefordert sein Abenteuer gerade so, wie es der Leser von mir vernommen und wie ich es auch anfänglich von seiner Ehefrau gehört. Neugierig war ich, über seine Gefühle in dem halbbesinnungslosen Zustande einige Auskunft zu erhalten; er sagte mir aber, es sei ihm so seltsam zu Muthe gewesen, dass er es für unmöglich halte, etwas davon nachzuerzählen. Alles, was er sagen könne, lasse sich auf zwei Hauptstücke zurück-

führen: das erste sei, der feste Gedanke, er müsse sterben, ohne dass er eben sagen könne, einige Furcht vor dem Tode empfunden zu haben, und das zweite sei, ein ungeheures Geräusch und Toben im Kopfe, welches er am besten mit zwei Mühlenwasserrädern vergleichen könne, die sich in seinem Kopfe umgewälzt. Uebrigens erinnere er sich dessen, was um ihn vorgegangen, nur wie eines ganz dunklen Traumes. Zum Schlusse muss ich noch bemerken, dass durch das anfängliche heftige Brechen und Purgiren eine gute Menge Spulwürmer von ihm gegangen waren.

Nun will ich, da ich doch einmahl von den Därmen rede, auch ein Wort von der Verhärtung des Mastdarmes sagen. Meiner Kunst ist dieses Uebel unheilbar; da ich aber schon etliche Mahle erlebt, dass junge Aerzte ein seltsames und ungeschlachtes Urtheil über selbiges gefället, und sich in den Augen der Menschen lächerlich gemacht haben (ob ihre Meister auf der Hochschule ihnen wirklich nichts davon gesagt, oder ob sie das Gesagte vergessen haben, kann ich nicht wissen, das Letzte ist mir aber am glaublichsten): so will ich, bloss ihnen zu Liebe, auf die grosse Schwierigkeit der Erkenntniss und auf die noch grössere der Heilung dieses kläglichen Uebels aufmerksam machen. Ich habe es, so lange ich praktischer Arzt bin, nur achtmahl gesehen, also muss es zum Glücke der Menschheit etwas selten sein.*) In einem Falle fing es äusserlich am After an, und die Verhärtung verbreitete sich nach innen. Hier war anfänglich ein Schmerz, als ob der Kranke an Hämorrhoidalknoten litte, auch hatte die Verhärtung vollkommen das Ansehen eines solchen Knotens, war aber knorpelhart, von der Grösse eines Knickers und entzündet. Hier wäre das Ausschneiden der Verhärtung, das man heut zu Tage vorgeschlagen, möglich, und, so viel ich begreife, ohne grosse Schwierigkeit anwendbar gewesen. Der Medicochirurgus aber, dem sich der Mann anvertraute, ist nicht auf diesen Gedanken gekommen.

In den andern Fällen fing das Uebel in dem Inneren des

*) Seit ich Obiges im Jahre 1829 geschrieben, bin ich noch bei einem Falle auf Belgischem Gebiete zur Berathung gezogen, wusste aber keinen Rath. Uebrigens hatte der Fall nichts Ausgezeichnetes.

Mastdarmes an, und weil hier am ersten Täuschung in der Erkenntniss und ein unweises Urtheil Statt finden kann, so will ich den Anfang und Fortgang desselben kurz und genau beschreiben.

Es fängt, nach Aussage des Kranken, ganz leise an, so, dass auch der erfahrenste Arzt in der ersten Enstehung es für einen geringen mit etwas wenigem Stuhlzwange verbundenen Durchfall halten sollte. Dieser täuschende Anfang geht nach und nach, früher oder später, in wirklich schmerzhaftes und öfteres Nöthigen zum Stuhlgange über. Die Schmerzen sind im Mastdarme und in der Mitte des Bauches; letzter geht der Entleerung vorher, erscheint aber auch ausser der Zeit der Entleerung. Beide, so verschieden sie auch dem Grade nach sein mögen, vermehren mit der Zeit, so, dass endlich der Kranke fast nie ohne Schmerzen ist und selbst des Nachts häufig zu Stuhle gehen muss. Der beständige Schmerz, das Nöthigen zum Abgehen und der Mangel an nächtlicher Ruhe bewirken begreiflich eine sichtbare Abmagerung; diese ist jedoch nicht so schnell fortschreitend, als sie es gewöhnlich bei eiternden Lungen ist.

Nachdem nun so der Kranke eine lange Zeit, vielleicht ein bis anderthalb Jahr gezuckelt, so nimmt der Stuhlgang wieder ab und der Bauchschmerz wird minder. Dieses Minderwerden der lästigen Hauptzufälle ist kein Zeichen der Besserung, sondern es ist ein Zeichen, dass die Desorganisation des Mastdarmes sich ihrer Vollendung nähert. Nun entstehen von Zeit zu Zeit Blutungen aus dem Mastdarme und öfteres Nöthigen zum Harnen (letzteres Symptom habe ich weit hervorstechender bei den Männern als bei den Frauen bemerkt), der Koth läuft wider Willen weg, der Harn ebenfalls, und in diesem Zustande kann der unglückliche Mensch noch Monate lang leben. Unter den Sieben, denen das Uebel im inneren Mastdarm anfing, habe ich eine Frau gekannt, der in dem letzten Zeitraume ein schwammiges Gewächs von der Grösse eines Hühnereies zum After herauswucherte. Die Mündung des Afters stand dabei offen und die Oeffnung mochte fast einen Zoll im Durchmesser haben; Koth und Jauche liefen beständig heraus. Bettlägerig war die Kranke darum aber noch nicht,

sie sass, seit die Afterorganisation sich aussen gezeigt, auf einem Haarkissen, welches in der Mitte eine Oeffnung hatte, musste sich aber doch von Zeit zu Zeit wegen Mattigkeit auf das Sofa legen. Ich habe eine geringe Frau gekannt (es ist bis jetzt der letzte Fall der Art gewesen, den ich erlebt), bei der sich das Mastdarmübel auf die Mutterscheide verbreitete. Mastdarm und Mutterscheide wurden durch die in der Verhärtung sich bildende scharfe Jauche durchfressen, und der Darmkoth lief dem unglücklichen Weibe zur Scham heraus.

Einen Mann, der an diesem kläglichen Uebel gestorben war, habe ich geöffnet, nicht um zu sehen, ob meine Erkenntniss richtig sei, denn an dieser war kein Zweifel, sondern um zu sehen, in wiefern die Blase von dem Mastdarmübel ergriffen gewesen sei; in dem letzten Zeitraume hatte er viel an Urinbeschwerden gelitten. Aber, o Himmel! wenn so das im Dunkeln Verborgene an den Tag gezogen wird, dann ist es uns erst recht anschaulich, in welchem Missverhältnisse die heilende Kunst zu der zerstörenden Natur steht. Der desorganisirte Mastdarm war unglaublich hart, am härtesten an der hinteren, minder an der vorderen, der Blase zugewandten Seite. Die Verhärtung fing gleich bei der Oeffnung des Afters an und erstreckte sich reichlich fünf Zoll in die Höhe. Hätte der Mann noch einen Monat, oder noch weniger Zeit länger gelebt, so würden die Afterorganisationen aus der Mündung des Afters herausgewuchert, oder richtiger zu sprechen, sie umsetzt haben; denn der Schliessmuskel war schon ganz verhärtet und eine Linie von den Hautfalten der Mündung sah man schon Aftergebilde aufsprossen. An der Blase war nichts Merkwürdiges zu sehen, die hintere Wand derselben war etwas röther als sie sonst bei Leichnamen ist, auch unverkennbar verdickt, doch nicht in dem Grade, dass sie sich hätte fleischicht anfühlen lassen.

Zu bemerken ist noch, dass bei den Kranken, welche ich gesehen, die Empfindlichkeit der Aftergebilde des Mastdarmes sehr verschieden war. Der Mann z. B., dessen Leiche ich untersuchte, konnte Einspritzungen recht gut vertragen; aber die Frau, von welcher ich so eben erzählte, dass ihr die Aftergebilde zum Mastdarme herausgewuchert seien, konnte, ohne

die heftigsten Schmerzen zu empfinden, nicht einmahl das vorsichtige Einspritzen von lauwarmer Milch ertragen. *)

Mittel auf das Pfortadersystem.

Im Pfortadersysteme sind manche Krankheiten begründet, die von Unerfahrnen nimmer solches Ursprunges zu sein erachtet werden. Hämorrhoiden sind wol in den meisten Fällen ein Zeichen von Vollblütigkeit jenes Systems; ob allezeit? das wage ich nicht zu entscheiden. Der Andrang des Blutes nach einem Theile beweiset nicht immer dessen Vollblütigkeit; denn wäre das, so würde ein Blutfluss aus selbigem Theile das Uebel allezeit heben, und tödtliche Blutflüsse müssten, ausser bei Verwundungen, zu den unmöglichen Dingen gehören. Die Erfahrung lehrt aber das Gegentheil. Wir haben Darm-, Lungen-, Nasen- und Mutterblutflüsse, welche den Menschen tödtlich sind, oder sie doch an den Rand des Grabes führen. So kann auch ein Andrang des Blutes auf den Mastdarm vorhanden sein und sich als Hämorrhoidalknoten äussern, ohne dass man deshalb mit Sicherheit auf eine Blutüberfüllung des ganzen Pfortadersystems schliessen kann.

Die Zufälle, welche ich von der Vollblütigkeit des Bauchadersystems habe entstehen sehen, sind gar mannichfach. Die Hypochondrie steht oben an, dann folgt Schwindel, Fehler des Gesichts, chronische Entzündung der Mandeln und des Gaumens, Husten, Asthma, Blutspeien, Harnbeschwerden mancherlei Art, die sogenannte kalte Gicht oder jene chronischen Schmerzen, welche sich bei manchen Menschen in den Schultergelenken äussern, den Gebrauch der Arme zwar nicht ganz hindern, aber doch gewisse Bewegungen derselben peinlich machen, und jener Schmerz der Fersen, welcher auch das Gehen erlaubt, aber doch den Gang peinlich und steif macht (Gallensteine und Leberverstopfung können aber das nämliche Fersenübel verursachen). Ferner in seltneren Fällen erscheint, diesem Grunde entsprossen, Kolik, Magenkrampf, sonderlich zur Zeit der Verdauung, Hüftweh, männliches Unvermögen,

---

*) In solchen Fällen hat die Untersuchung durch den Finger auch ihre Schwierigkeiten.

oder übermässige Geilheit (mitunter beides zugleich). Ich habe nur solche Uebel angeführt, welche ich selbst, theils häufiger, theils seltener beobachtet, zweifle jedoch nicht, man wird in guten medizinischen Sammelschriften noch weit mehr von solchen Dingen finden; denn viele Aerzte, die zu verschiedenen Zeiten gelebt, können mehr beobachtet haben als Einer. Es gibt Aerzte, die entweder den Jahren nach jung sind, oder, hinsichtlich der Erfahrenheit, zu den beständig jung bleibenden gehören, welche, wenn sie einen Kranken ausfragen, sich wohlweislich erkundigen, ob er auch mit Hämorrhoiden behaftet sei. Antwortet er, nein, er kenne dieses Uebel nicht, so fragen sie noch zum Ueberflusse, ob er Schmerzen im Kreuze habe. Antwortet er auch darauf verneinend, so glauben sie, es sei unnöthig, auf das Pfortadersystem Rücksicht zu nehmen. Es ist aber leider nur zu wahr, dass Menschen, die nie Zacken am After oder Schmerzen im Kreuze gehabt, gerade am allerübelsten in dem Pfortadersysteme erkrankt sein können. Man muss nie vergessen, dass die gemeinen Zeichen der Hämorrhoiden nur eine einzige Aeusserung des erkrankten Bauchadersystems sind. Es gibt in der Natur noch gar manche andere Aeusserungen dieses Uebels, die zwar nicht so handgreiflich sind, aber um so mehr die Aufmerksamkeit des Arztes verdienen. Wie manchen habe ich, einfältig auf das Pfortadersystem wirkend, von Bauchleiden und von anderm proteusartigen Ungemache befreiet, der nie an wirklichen Hämorrhoiden gelitten, und schon den ganzen Wust bitterer, auflösender, stärkender, krampfstillender Mittel vergebens, nicht selten mit Verschlimmerung seiner Leiden verschluckt hatte.

Es frägt sich: wie kann man Urerkrankung der Leber, des Pankreas, der Milz, der Därme, des Gekröses von der Vollblütigkeit des Pfortadersystems unterscheiden? Diese Unterscheidung ist nicht bloss schwierig, sondern in vielen Fällen bar unmöglich. Bekanntlich wird die Anlage zur Bauchvollblütigkeit vererbt, mithin kann uns die Anamnese zuweilen auf die Spur mancher dunklen Erkrankung bringen. Allein die Anamnese kann doch nur dann Werth haben, wenn unsere Kranken bestimmt angeben, dass ihre Aeltern an Hämorrhoiden gelitten. Können sie bloss angeben, ihre Aeltern und Vor-

ältern seien bauchkrank gewesen, so hat diese Aussage wenig Nutzen; denn die Anlage zur Erkrankung aller Organe wird eben so gut vererbt als die Anlage des Pfortadersystems zur Vollblütigkeit. Zuweilen kann man einzig durch Probemittel in solchem heimlichen Handel auf den Grund kommen. Z. B. die Bauchvollblütigkeit stört bei einigen Kranken sichtbar die Verrichtung der Leber; da haben wir dann Schmerz, oder Spannung im rechten Hypochondrio, mehr oder minder gestörte Gallenabsonderung, gelbliche, schmutzige Gesichtsfarbe, gelben Harn, kurzen Athem u. s. w. Wirkt man nun durch zuverlässige Mittel auf das scheinbar urerkrankte Organ, auf die Leber, so führt man entweder gar nichts aus, oder man siehet zwar die Zufälle nach und nach, früher oder später verschwinden, aber, der Besserung widerspricht das eigene Gefühl des Kranken. Ehe man es sich versiehet, fängt die Milz an zu schmerzen, oder es äussert sich ein Druck in der Nabelgegend, oder anderes Ungemach, welches auf ein anderes erkranktes Organ hindeutet; ist man nun so glücklich, diese vermeintliche Erkrankung auch gehoben zu haben, so fängt vielleicht aufs neue die Leber an zu spuken. Wo man dergleichen wunderliche Dinge gewahr wird, da kann man darauf wetten, dass der Grund in einer Vollblütigkeit des Bauchgefässsystemes stecke; vorausgesetzt jedoch, dass nicht ein weit grösseres oder gar unheilbares Uebel, Verhärtung im Gekröse, solch wandelbare Erscheinungen verursacht.

Der zusammengesetzte Zustand von einer, nicht scheinbaren, sondern wirklichen Erkrankung eines Organs und einer Vollblütigkeit des Pfortadersystems ist noch schwieriger zu erkennen, und sehr häklich zu behandeln; in der Folge werde ich an einem schicklicheren Orte davon reden.

Jetzt wollen wir von dem alten guten Mittel, von dem Schwefel handeln. Dass dieser heilend auf das erkrankte Bauchadersystem wirkt, wissen wir allesammt, wie er aber darauf wirkt, wissen wir nicht. Daraus, dass man bei seinem Gebrauche nicht immer die Blutentleerung durch Egel an den After entbehren kann, schliesse ich bloss, es müsse nicht auf das Blut, sondern auf die Gefässe wirken. Ich habe mich früher des präzipitirten Schwefels gern bedient, später aber gefunden,

dass der einfache gereinigte, von aller Säure freie, das Nämliche leistet. Wer aber den Glauben hat, das *Lac sulphuris* besitze vorzüglichere Heilkräfte, dem will ich, durch Erfahrung belehrt, folgende Warnung geben. Die Apotheker sollten das Mittel wol eigentlich aus dem sublimirten Schwefel *(Flor. sulph.)* selbst bereiten. Sie kaufen es aber oft genug vom Materialisten. Diese Herren sollen es, wie ich gehört, aber nicht verbürgen kann, aus dem rohen Schwefel bereiten, und ihm noch einen fremden Zusatz geben, um es recht weiss zu haben. Es ist also jedenfalls ein verdächtiges Präparat. Eine Frau, die ein Jahr lang Pillen aus *Lac sulph.*, *Gummi arab.* und Zucker mit wohlthätigem Erfolge gebraucht, also die Wirkung des Mittels kannte, lässt einst in einer grösseren Stadt, wo sie sich zum Besuche bei ihren Verwandten befindet, die Pillen, von denen sie das Rezept bei sich führte, bereiten. Diese machen ihr gleich Bauchschmerzen; anfänglich schreibt sie das auf den Zufall, hernach aber, da bei mehren Versuchen die nämliche schmerzhafte Wirkung sich offenbart, misstrauet sie den Pillen und nimmt sie nicht weiter. Gleich darauf kehrte sie hierhin zurück, liess die Pillen in der hiesigen Apotheke bereiten, und diese hatten die gewohnte wohlthätige Wirkung. Auch weiss ich den Fall, dass eine Frau, welche diese Pillen lange mit gutem Erfolge gebraucht, von dem nämlichen Apotheker, der ihr immer gute Pillen geliefert, einst eine Portion falsche bekam. Diese machten ihr Bauchschmerzen; sie hat vier Tage sie genommen, und jedesmahl Bauchschmerzen und zwar so ernsthafte bekommen, dass sie auf alle weitere Versuche verzichtet. Da sie mir das sagte, rieth ich ihr, versuchsweise das Rezept in eine andere Apotheke zu schicken; sie that es, und erhielt Pillen, die ihr nicht Bauchschmerzen machten, sondern die gewohnte wohlthätige Wirkung äusserten. Wir Aerzte können die unheimliche Stellung, worin uns die früheren Machthaber, berathen durch Kryptogaleniker, gebracht, nicht abändern, also müssen wir durch Verstand und List jeder möglichen Täuschung auszuweichen suchen. Seitdem ich das Erzählte erfahren, habe ich von Stunde an das *Lac sulphuris*, welches ich bloss aus alter Gewohnheit brauchte, fahren lassen und mich an den

sublimirten Schwefel gehalten. Wenn der durch Abwaschen von aller ihm anhangenden Säure befreiet ist, thut er eben so gute Wirkung als jenes verdächtige Präparat, und ob er von Säure frei sei, lässt sich leicht erkennen.

Nun will ich mit meinen jüngeren Lesern zuerst von der Form sprechen, in der man den Schwefel geben kann. Meine alten und erfahrenen Amtsbrüder werden es nicht lächerlich finden, dass ich mich bei einer so geringfügigen Sache aufhalte, denn sie wissen es, wieviel daran liegt, den Kranken das Einnehmen eines Mittels, das sie anhaltend gebrauchen sollen, gemächlich zu machen. Die Pulverform ist die einfachste und wohlfeilste, darum bediene ich mich auch derselben am häufigsten. Manche Menschen wissen aber nicht damit umzugehen, also muss man ihnen die Art, wie der Schwefel mit Wasser zu mischen ist, auslegen. Sie müssen nämlich die Portion, die sie verschlucken wollen, zuerst nur mit wenig Wasser anfeuchten und damit in einem Löffel oder Tasse zusammenreiben, wenn dann der Schwefel ganz feucht ist, können sie mehr Wasser hinzugiessen.*) Wollen sie, ohne vorherige Befeuchtung, die gehörige Portion Wasser zusetzen, so schwimmt der Schwefel auf dem Wasser und lässt sich übel mit demselben mischen. Man kann ihn auch trocken in eine angefeuchtete Oblate wickeln und den Bissen verschlucken; aber nicht alle Leute, und am wenigsten die geringen sind anstellig genug, eine solche Einwickelung gehörig zu machen. Ich kenne auch Leute, die den Schwefel trocken in den Mund nehmen und mit einem Schlucke Wasser hinunterspülen: sie behaupten, das sei die kürzeste und gemächlichste Art des Einnehmens; es kann sein, ich habe es selbst noch nicht versucht.

Die Pillenform ist auch gut; manche Menschen, die Pillen schlucken können, halten sie für die gemächlichste; anderen, die sich schlecht aufs Pillenschlucken verstehen, würde sie ungemächlich, ja ganz unbrauchbar sein. Man macht die Pillen am besten mit ein wenig Schleim von arabischem Gummi und

---

*) Ein Theelöffel voll Wasser reicht gerade hin, einen gehäuften Theelöffel voll Schwefel ohne Mühe anzufeuchten.

ein wenig Zucker. Der Zucker soll nicht dazu dienen, sie zu versüssen (das würde ein alberner Zweck sein), sondern sie schnell auflöslich zu machen. Bekanntlich hat der Schwefel eine laxirende Wirkung, diese ist aber so unsicher, dass es ganz unmöglich ist, auch nur eine ungefähre allgemeine Gabe desselben zu bestimmen. Einige Menschen laxiren schon von zehn Gran, andere können zwei Drachmen tags verschlucken, ohne dass die Bewegung der Därme dadurch vermehrt wird. Ja ich habe solche getroffen, denen eine mässige Gabe laxirend auf die Därme wirkte, und zwei Jahre nachher brachte eine vier- und fünffache diese Wirkung nicht mehr hervor. Im Allgemeinen siehet man die wohlthätige Wirkung dann am deutlichsten, wenn man eine solche Gabe ausmittelt, die breiigen, nicht flüssigen Abgang macht. Ich lasse ihn gewöhnlich morgens nüchtern nehmen; dann bekommen solche Menschen, die von Natur morgens Oeffnung haben, nachmittags gegen drei oder vier Uhr eine zweite.

Bei solchen, welche sehr trägen Stuhlgang, vielleicht nur um den anderen Tag haben, vermehre ich nicht die Gabe des Schwefels so sehr, dass er allein tägliche breiige Oeffnung bewirkt, sondern ich bleibe bei der Mittelgabe *) und helfe lieber dem Stuhlgange durch Seignet-, oder Glaubersalzwasser nach. Menschen, die von Natur regelmässige und weiche Oeffnung haben, gebe ich ihn so, dass er nicht erkennbar die Darmbewegung vermehrt; sie befinden sich so am besten dabei.

Es ist bekannt, dass die Winde, die den Menschen bei dem Gebrauche des Schwefels abgehen, einen sehr bösen Geruch haben. Von dieser Regel finden sich äusserst selten Ausnahmen. Dass aber bei dem anhaltenden mehrmonatlichen Gebrauche die Erzeugung einer solchen stinkenden Luft im Darmkanal nach und nach aufhört, ist eine Thatsache, von deren Wirklichkeit ich mich zwar hinlänglich überzeugt, die ich mir aber nicht erklären kann.

Dass man denen, welche wirkliche Hämorrhoiden haben,

---

*) Die Mittelgabe ist zwei gehäufte Theelöffel (am besten wird die nöthige Gabe morgens nüchtern auf Einmahl genommen). Bei chronischen Leiden steige ich selten über diese Portion, sondern gebe häufiger nur die Hälfte.

den periodischen *Orgasmum humorum*, dem solche Leute zuweilen unterworfen sind, nicht bloss durch Schwefel, sondern durch eine Verbindung desselben mit Salpeter am besten beschwichtiget, weiss jeder praktische Arzt. Es giebt aber auch eine chronische Erkrankung des Pfortadersystems, bei der kein Arzt einen *Orgasmum humorum* erkennen wird, und die dennoch mit einer Salpeteraffektion des Gesammtorganismus verbunden ist; also nicht durch Schwefel allein, aber wol durch den gleichzeitigen Gebrauch des Salpeters und Schwefels gehoben wird. Ich habe bemerkt, dass ein trommelartig gespannter Bauch leicht auf solch einen Mischzustand hindeutet; bei Wohlhabenden, die Wein trinken, deutet aber das unbehagliche Gefühl nach einer ganz mässigen Portion Wein noch viel deutlicher darauf, denn Wein und Salpeter haben entgegengesetzte Wirkung. Es ist aber nicht allein überflüssig, sondern in manchen Fällen auch schädlich, allen denen, die bauchkrank des Schwefels bedürfen, Salpeter mit demselben zu geben. In den meisten Fällen erreicht man mit dem blossen Schwefel allein den Heilzweck, und in anderen Fällen von Mischkrankheit ist die mit dem Urbauchleiden verbundene Affektion des Gesammtorganismus nicht einmahl salpetrischer Art, mithin muss eine Verbindung des Schwefels mit dem Salpeter eher schaden als nutzen. Von diesem Gegenstande werde ich aber an einem schicklicheren Orte in der Folge mehr sagen.

Die Alten haben den Schwefel *Balsamum pulmonis* genannt. Ich habe ihn in jüngeren Jahren oft genug in Urleiden der Lunge gebraucht, aber nichts Balsamisches daran erkennen können. Meine Meinung, die ich aber niemand aufdringen will, gehet dahin, dass seine balsamische, oder, um bestimmter zu sprechen, seine Lungenheilkraft zu den alten Fabeln gehört, von denen das Gesammtwissen unserer Kunst wimmelt. Ich habe erfahren, dass er mächtig genug ist, den Husten, ja die Lungensucht zu heilen, welche als consensuelle Lungenleiden von einer Urerkrankung des Pfortadersystems abhangen (wiewol er, wenn schon wirkliche Lungengeschwüre erzeugt sind, diese auch wol ungeheilt lassen wird); ihn aber deshalb einen Balsam der Lunge zu nennen, würde eben so närrisch sein, als ihn einen Kopfbalsam zu nennen, weil er consensuelle

Kopfleiden hebt. Von seiner vermeintlichen Heilkraft bei wirklichen Lungengeschwüren, welche noch bei meiner Lebzeit hervorgehoben ist, und von der grossen Täuschung, die bei solchen Beobachtungen Statt haben kann, werde ich an einem schicklicheren Orte dieses Werkes reden.

Jetzt wollen wir von der Blutentleerung durch Egel an dem After handeln. Zuerst werde ich von dem Ansetzen der Egel ein Wort sagen, weil ich gemerkt, dass dieses von Leuten, die es wol gut kennen müssten, sehr schlecht gethan wird. Vor allen Dingen muss man sorgen, grosse ausgewachsene Egel zu haben, denn die jungen unmündigen taugen nichts. Man mag sie von dem Apotheker, oder von dem Egelfänger gekauft haben, so muss man sie mit reinem Flusswasser gut abwaschen und sie dann ein paar Stunden lang, bevor man sie gebrauchen will, in ein trocknes Glas setzen, dadurch werden sie recht beissig; vorausgesetzt, dass man das Glas, worin sie eingesperrt sind, in einer ihnen behaglichen Temperatur halte, denn stehen sie zu kalt, so wollen sie übel anbeissen.

Ferner müssen sie da, wo Hämorrhoidalknoten vorhanden sind, gerade auf die Knoten, und wo diese nicht sind, ganz nahe um den After gesetzt werden *). Das wilde unachtsame

*) Zusatz vom Jahre 1839.

Lisfranc behauptet (wie ich vor Kurzem gelesen): man dürfe die Egel nicht ganz dicht an den Rand des Afters legen, weil bei der Bauchentleerung der Koth die Egelbiss- oder Stichwunden beschmuze und durch dieses Beschmuzen die kleinen Wunden leicht zu hartnäckigen Geschwüren werden könnten. — Mir scheint aber, wenn *L.* je solche Geschwüre beobachtet hat, so müssen diese einen anderen Grund gehabt haben; denn hatte der Menschenkoth eine so feindliche Einwirkung auf Wunden, so könnte ja keine *Fistula ani* durch den Schnitt geheilet werden, oder man müsste den Operirten bis zur vollkommenen Heilung gänzlich verstopft erhalten. Es ist mir wahrscheinlich, dass durch das nachherige starke Jucken der Bisswunden und durch das dadurch veranlasste Kratzen die Bisswunden in ungesunden Körpern weit eher zu hartnäckigen Geschwüren werden können, als durch das Beschmuzen derselben mit Koth. Ohne eine solche Geschwürbildung je selbst beobachtet zu haben, bin ich schon vor vielen Jahren durch eine zwar gefahrlose, aber doch sehr lästige Entzündung der Haut der Aftermündung, die ich dem Kratzen zuschrieb, veranlasst worden, die Ursache des unerträglichen Juckens aufzusuchen. Ich fand, dass es

Ansetzen derselben schafft zuweilen wenig, zuweilen gar keinen Nutzen. Nun ist, wenn die Egel abgefallen, das Unterhalten des Nachblutens eine Hauptsache, worin aber leider auch oft gefehlt wird. Der Kranke muss sich auf einen Nachtstuhl setzen, worin heisses Wasser ist, und die Bisswunden müssen mit einem feinen, in warmes Wasser getauchten Schwamme oft abgewischt und dadurch offen erhalten werden. Geschiehet das alles ordentlich, so kann man darauf rechnen, dass das Nachbluten zwei Stunden währt.

Ueber die Zahl der Blutegel lässt sich im Allgemeinen nichts bestimmen. Die Erfahrung hat mich aber gelehrt, dass man Leuten, denen man zum ersten Mahle diese Blutentleerung macht, nur wenig Egel ansetzen muss, weil sie mitunter stark davon angegriffen werden. Dieses hat mich in jüngeren Jahren zu der irrigen Meinung gebracht, als ob nicht allen Bauchvollblütigen Blutentleerung aus dem After zusage. Später habe ich mich aber überzeugt, dass anfänglich bloss die Ungewohnheit der Entleerung Schuld an der scheinbar feindlichen Einwirkung der Entleerung ist; denn Leute, die zum ersten Mahle stark davon angegriffen werden, vertragen sie später sehr gut und befinden sich wohl dabei. Ich kenne z. B. eine Frau, welche neun Kinder und zum letzten Mahle Zwillinge zur Welt gebracht. Diese war während der letzten sehr beschwerlichen Schwangerschaft und im Kindbette mit Hämorrhoiden, und zwar mit inneren, nicht blutenden behaftet. Später zeigten sich bei zunehmender Fettigkeit des ganzen Körpers, vorzüglich des Bauches, allerlei Kopf- und Bauchleiden, und im Mastdarme schwollen die Knoten so an, dass die Scheide dadurch verengert und die Begattung dem Ehemanne hinderlich, der Frau schmerzhaft wurde. Jenseits des Afterschliessmuskels befand sich ein grosser Knoten, den sie

---

nicht durch die kleinen Wunden selbst, sondern vielmehr durch die in ihnen verhärteten Blutpfropfen entstehet. Dieser Blutpfropfenbildung komme ich seitdem dadurch zuvor, dass ich, so bald die Wunden ausgeblutet haben, ein einfaches, feines, mit schwacher Zink- oder Bleisalbe fett beschmiertes Läppchen auf den After lege; so entstehet das Jucken nicht und die Veranlassung zum Kratzen fällt weg.

von Zeit zu Zeit in der Grösse eines Taubeneies herausdrängen konnte. Ich rieth ihr, an diesen Knoten drei Blutegel setzen zu lassen. Sie folgte meinem Rathe; die Blutung war zwar verhältlich zu der Zahl der angesetzten Egel reichlich, aber doch nicht überreichlich. Die Frau, die gar nicht zu Ohnmachten geneigt war, wurde während der Entleerung ohnmächtig, ihr ganzer Bauch durch die Entleerung in Aufruhr gebracht, die Leiden, die dadurch sollten gemindert werden, vermehrt, und sie bekam einen grossen Abscheu vor den Egeln. Lange nachher bewirkten meine Vorstellung und die Noth, dass sie ihren Egelabscheu überwand; nun ging die Sache besser, sie fühlte sich wol angegriffen von der Entleerung, wurde aber nicht ohnmächtig. Bei mehrmaliger Wiederholung wurde sie immer weniger angegriffen, und weiter fühlte sie sich nach der Entleerung gar nicht mehr angegriffen, sondern vielmehr luftig und wohl. Jetzt, da sie in die Zeit getreten, wo die Menstruation wankt, würde sie recht elend sein, wenn sie sich nicht mit den Egeln befreundet hätte.

Im Allgemeinen habe ich bemerkt, dass bauchvollblütigen Menschen, wenn sie auch äusserlich Knoten am After haben, ein einmahliges Ansetzen der Egel nicht immer den Nutzen schafft, den man davon erwartet. Einigen wird durch die erste Entleerung der Bauch in Aufruhr gebracht, und die zweite zeigt den erwarteten Nutzen. Bei anderen, die von der ersten Entleerung wohlthätige Wirkung spüren, hat diese Wirkung nur kurzen Bestand. Um solchen Bauchvollblütigen gut zu helfen, muss man ihnen dreimahl die Entleerung durch 6, oder 8 Egel machen lassen, jedesmahl aber mit einem achttägigen Zwischenraume. Macht man sie zu kurz hintereinander, so ist der Andrang des Blutes auf den After weit geringer, was man aus der geringeren Menge des ausgeleerten Blutes leicht abnehmen kann. Ich habe gefunden, dass man den Menschen auf die angegebene Weise so helfen kann, dass sie ein ganzes Jahr, und manche noch viel länger, gar keine Beschwerden von ihrer Bauchvollblütigkeit haben.

Wenn keine Knoten, oder Entzündung, Zeichen des Blutandranges auf den After, bemerkbar sind, leistet die Entleerung durch Egel lange den Nutzen nicht, den sie beim

unverkennbaren Blutandrange leistet. Die Noth zwingt uns aber auch in solchen Fällen, mitunter zum Gebrauche der Egel, und der Zweck, den Blutandrang nach dem After durch die Egel zu befördern, glückt zuweilen, aber leider nicht immer.

Bei den inneren, nichtblutenden Hämorrhoidalknoten habe ich die Egel, wenn sie nicht, wie bei jener Frau, deren Krankengeschichte ich oben erzäht, an die Knoten selbst gesetzt werden können, meist von geringer Wirksamkeit befunden, jedoch auch zuweilen dadurch äussere Knoten hervorgebracht. Den heftigen Schmerz, der sich zuweilen bei inneren blinden Hämorrhoiden einstellt, habe ich am besten durch reichliche Gaben kubischen Salpeter und Schwefel beschwichtiget, und wenn diese Mischung nicht hinreichte, flüssigen Abgang zu machen, setzte ich noch Glaubersalz zu.

In manchen Erkrankungen der Leber, der Milz, oder des Gekröses, sind Hämorrhoidalknoten ein sehr schlechter Beweis der wahren Vollblütigkeit des Pfortadersystems; sie beweisen weiter nichts, als dass durch die Anschoppung eines Bauchorgans der Blutumlauf im Bauche unregelmässig geworden. Solche scheinbare Bauchvollblütigkeit heilt sich nicht durch Schwefel und Blutentleerung, sondern durch das Gesundmachen des urerkrankten Organs. Ist aber das gründliche Heilen eines kranken Organs nicht möglich, zum wenigsten nicht wahrscheinlich, denn manche solcher Organerkrankungen sind, wenn wir zum Heilen aufgefodert werden, schon alt, manche noch dazu Erbstücke; so ist es klüger, wir enthalten uns der Blutentleerung durch den After entweder ganz, oder wenden sie doch nur mit grosser Umsicht und sehr mässig an. Alte Erkrankungen der Bauchorgane werden durch reichliche Blutentleerungen nicht geheilt, sondern die Leute zuweilen dadurch in grosse Schwachheit gestürzt, die, wenn sie betagt, oder durch eine wüste Lebensart schon baufällig sind, nicht immer gemächlich zu beseitigen sein möchte. Werden aber solche Menschen zufällig vom akuten Fieber ergriffen, so ist das Blutentleeren aus dem After eine gar missliche Sache, ich kann es keinem jungen Amtsbruder mit gutem Gewissen anrathen.

Ich habe einst den Leichnam eines an der eiternden

Lungensucht verstorbenen Mannes geöffnet (die Lungensucht war unmittelbare Folge eines heftigen, kaum zu stillenden Blutsturzes aus den Lungen), nicht um die zerstörte Lunge zu beschauen, sondern um den Bauch zu untersuchen. Der Mann hatte nämlich schon lange allerlei Bauchleiden gehabt, gegen welche die Kunst mehrer erfahrenen Aerzte, selbst eines in der Literatur sehr bekannten, nichts vermocht. Während ihn die eiternde Lungensucht in kurzer Zeit dem Grabe zuführte, hatten sich äussere Hämorrhoidalknoten gezeigt. Ich war also sehr neugierig, ob ich in dem Leichname das Pfortadersystem mit Blut überfüllet finden würde; fand es aber wirklich nicht so, sondern vielmehr sehr blutarm, nur im Gekröse viele kleine verhärtete Drüsen.

Ich halte es für ganz überflüssig, ja selbst für unklug, solchen Leuten, die an wirklicher Bauchvollblütigkeit leiden und über schmerzhafte äussere Knoten am After klagen, diese Knoten durch äusserliche Mittel zu vertreiben; wir benehmen uns ja selbst dadurch ein Zeichen, aus welchem wir den inneren Zustand des Bauches beurtheilen können. Solche Menschen aber, von denen ich oben gesprochen, die bloss eine scheinbare Bauchvollblütigkeit haben, denen wir weder durch Schwefel, noch durch Blutentleerung helfen können, bedürfen zuweilen der äusserlichen Mittel, um Schmerz und Entzündung der Zacken zu beschwichtigen. Schmerz und Entzündung werden leicht durch Missbrauch geistiger Getränke, durch Reiten und durch Fahren auf holperigen Wegen veranlasst, darum müssen solche Schädlichkeiten gemieden werden, sonst helfen alle äusserliche Mittel nichts. Ich habe mich mit Vortheil der Blei-, der Zink-, oder der milden Quecksilbersalbe bedient; dem einen thut diese, dem anderen jene Salbe gut, ich kann davon den Grund nicht angeben. Manche befinden sich am besten bei dem alten *Unguento de linaria;* es wird heut zu Tage von den jüngeren Aerzten nicht mehr verordnet, bleibt aber immer ein schätzbares Mittel.*)

---

*) *Gregor Horst* der uns *(Observ.* 50 *Lib.* 4*)* die Bereitung der Salbe lehrt, sagt Folgendes: *Quod dolores ad miraculum usque confestim sistit, hoc tanti fecit bene meritus et celebris in Hassia medicus D. Jo. Wolfius, ut*

Die Hämorrhoiden der Blase sind gewiss ein grosses Uebel, aus ihnen kann theils Schwindsucht, theils lebensgefährliche Harnverhaltung entstehen. Ich habe noch nie Gelegenheit gehabt, einen an diesem Uebel Gestorbenen zu öffnen, denke aber wol, dass man mit dem Ausdrucke, Hämorrhoiden der Blase, den Begriff wirklicher Blutaderanschwellungen im Blasenhalse verbinden müsse. Wie Bauchvollblütige allerlei consensuelle Kopf-, Brust-, Rücken- und Fussleiden haben können, so können sie auch consensuelle Blasenleiden haben. Aus der Strangurie, der solche Leute nicht selten von Zeit zu Zeit unterworfen sind, muss man nicht gleich schliessen, dass sie schon wirkliche Blutaderanschwellungen im Blasenhalse haben. Solche Strangurie oder Dysurie hebt sich oft schnell durch Schwefel, Salpeter und durch ein paarmahliges, ja wol durch ein einmahliges Ansetzen der Blutegel; indess die durch wirkliche Blutaderanschwellungen im Blasenhalse erzeugten Leiden nicht selten sehr schwierig zu beschwichtigen sind. Letzte sind mir in meiner Praxis, verhältlich zu anderen Krankheiten, selten vorgekommen. Es wäre mir zwar unmöglich, die Zahl der Fälle, die ich behandelt, anzugeben; aber mit Bestimmtheit kann ich behaupten, dass zuweilen mehre Jahre verflossen sind, in denen ich keinen einzigen Fall der Art gesehen. Die Blutaderanschwellungen müssen wol nicht bei allen Leidern an der nämlichen Stelle des Blasenhalses sitzen, und bei den wenigsten der eigentlichen Harnröhre so nah, dass sie dieselbe verstopfen und wirkliche Harnverhaltung bewirken können, denn letzte ist mir sehr selten vorgekommen.

Einst wurde ich wegen Harnverhaltung zu einem fremden, mir unbekannten, seit drei Wochen hier verweilenden Manne gerufen. Aus der Erfragung ging hervor, dass er schon lange Zeit an Harnbeschwerden gelitten. Mit Mühe hatte er ans Harnen kommen können, und nach dem Harnen jedesmahl

---

(quemadmodum ex ore ipsius habeo) tanquam secretum aliquod illustrissimo suo Principi Ludovico seniori, Hassiae Landgravio toties rogatus, non revelare vellet priusquam ipsi annuatim bovem saginatum promitteret, qua promissione facta, non tantum herbam linariam ei monstravit, sed etiam addendo versiculum consuetum, differentiam hujus ab Esula patefecit: nimirum quod Esula lactescat, sine lacte Linaria crescat.

einen starken brennenden Schmerz durch das ganze Perineum bis zum After gehabt. Häufig hatte er auch beim Sitzen Schmerz im Perineo gefühlt, und jede Erhitzung des Körpers durch geistige Getränke, oder durch Gehen, das Uebel vermehrt, das erträgliche zum unerträglichen gemacht. Der Harn war abwechselnd bald klar, bald mit Schleim, aber nie mit Blut vermischt gewesen. Auch gab er an, von hämorrhoidalischer Art zu sein und mehrmals Spuren von Knoten am After gehabt zu haben. Auf seiner Reise hierhin, hatte er, drei Wochen früher, in einem Grenzstädtchen an gänzlicher Harnverhaltung mehre Tage gefährlich krank gelegen. Uebrigens war von mehren Aerzten, die er von Zeit zu Zeit um Rath gefragt, sein Uebel einstimmig für Hämorrhoiden der Blase erkannt worden.

Jetzt fand ich ihn in grossem Schmerz, und die Blase von dem verhaltenen Harn schon stark ausgedehnt. Ich trug grosses Bedenken, die Entleerung durch den Katheter anzurathen, denn mir schien dieser Entleerungsversuch, wegen des Reizes, den der Katheter an den schmerzhaften Blutaderknoten verursachen könnte, etwas bedenklich. Da jedoch, wie das alte Sprichwort sagt, Noth Eisen bricht, so musste ich, nach vergebenen medizinischen Heilversuchen, endlich doch zum Katheter rathen. Was nun dieser mechanische Heilversuch würde geleistet haben, kann ich nicht sagen; denn während man Anstalt traf, ihn ins Werk zu richten, folgte die Harnentleerung von selbst. Vielleicht habe ich ohne Noth den Katheter gefürchtet; Aerzte jedoch, welche in ähnlichen Fällen ihn minder fürchten, können eben so wenig in die Blase und Harnröhre schauen als ich, und in dem Einzelfalle kann meine Bedenklichkeit eben so viel, und vielleicht noch mehr werth sein als ihre Unbedenklichkeit. Ich habe später dem Manne durch monatliches Ansetzen der Blutegel an den After und durch den Gebrauch des Schwefels grosse Erleichterung verschafft. Er konnte wieder harnen, ohne lange zu drücken und ohne hintennach Schmerzen und Brennen zu empfinden; ja er konnte später eine gute Strecke gehen und sich durch das Gehen erhitzen, ohne sehr peinliche Spuren seines alten Uebels zu empfinden.

Ich glaube, dass die angegebene einfache, aber freilich nicht unlästige Heilart die einzige ist, wodurch wir, wenn sie mit Mässigung lange genug fortgesetzt wird, die Blasenhämorrhoiden auf die Dauer in Mastdarmhämorrhoiden umwandeln können; denn, wie ich schon oben gesagt, Blutegel entleeren nicht bloss, sondern bei wirklichen Bauchvollblütigen befördert ihr wiederholter Gebrauch den Andrang des Blutes nach dem After. Wie es dem Manne, dessen Geschichte ich erzählt, weiter ergangen, kann ich nicht sagen, denn er hat später diesen Ort und vielleicht das Land verlassen.

Es ist merkwürdig, dass auch die Aderknoten im Blasenhalse, welche stark bluten, so viel Schmerz verursachen; man sollte ja denken, durch das Bluten selbst müssten sie zusammenfallen und Schmerz und Harnzwang müssten minder werden. Das geschiehet aber wol in den wenigsten Fällen. Vom Jahre 1828 finde ich in meinen Papieren einen bemerkt, der so leicht war, dass Blutung und Harnzwang bloss auf den Gebrauch des kubischen Salpeters und Schwefels, ohne Blutentleerung aus dem After, in vier Tagen wichen. Der arme Mann, der wegen eines kleinen Zollvergehens hier zur kurzen Haft verdammt war, wurde mir von unserm mitleidigen Bürgemeister zur ärztlichen Behandlung übergeben, damit ihm seine Haft zur Wohlthat erschiessen möchte. Nach wiedererlangter Freiheit hat er mich noch einmahl aus seiner Heimath besucht und mir die Nachricht gebracht, von seinem Uebel, welches ihn schon lange vor der Verhaftung geplaget, sei nur noch ein kleiner Rest über; gegen diesen verlangte er noch eine Portion der Arzenei, welche ihm so gut gethan. Sollten meine jüngeren Leser, die noch nie Hämorrhoiden der Blase behandelt, zum ersten Mahle auf einen solchen leichten Fall stossen, so könnten sie sich der Einbildung hingeben, als sei das Uebel ein gemächlich zu hebendes und sie selbst ganze Meister. Freilich, auf die Dauer würden sie schon enttäuscht werden; da aber jede praktische Enttäuschung uns unangenehm berührt, so will ich, um sie vor aller Einbildung zu bewahren, ihnen ein ernsthaftes Gegenstück des leichteren Falles erzählen.

Im Jahre 1832 den 27. Octob. wurde ich zu einem Manne

gerufen, der sich im mittlen Lebensalter befand, ohne gerade Trunkenbold zu sein, viel Branntwein seit langer Zeit getrunken, schon früher mitunter Spuren von Hämorrhoidalknoten am After bemerkt, und jetzt schon eine ziemliche Zeit Strangurie und Entzündung der Harnröhrenmündung gehabt. Der Zustand, worin ich ihn fand, war folgender. Er hatte beschleunigten Puls, weiss und dickbelegte Zunge, ungeheuer heftigen Harnzwang, der Harn war dunkelblutig, die Mündung der Harnröhre entzündet, die blasse Eichel mit rothen Flecken besetzt, beide Knie schmerzhaft entzündet und geschwollen wie beim *Rheumatismus acutus.* Ich liess ihm gleich, weil er ein starker Mann war, acht grosse Egel an den After setzen, liess von einem Tranke, der aus acht Unzen Wasser, einer halben Unze kubischen Salpeter und zwei Drachmen Schwefel bestand, stündlich einen Löffel voll nehmen, und legte auf die entzündete Harnröhrenmündung, weil er sehr darüber klagte, eine schwache Auflösung von essigsaurem Zink mit einem Zusatze von Bittermandelwasser. Am folgenden Tage musste ich aber der Verstopfung wegen, die der Schwefel allein nicht heben konnte, zwei Unzen Glaubersalz zu dem Tranke setzen. Ich will die Leser mit dem Tagebuche dieser Krankheit nicht langweilen, sondern nur bemerken, dass vier Wochen hingingen, bevor der Mann ganz geheilt war. Da ich später sah, dass die Aufregung des Gefässsystemes nachliess, die Verstopfung aber anhielt, so gab ich keinen Salpeter mehr, sondern bloss einen Schütteltrank von zwei Unzen Glaubersalz, zwei Drachmen Schwefel und acht Unzen Wasser. Diese Portion verzehrte der Kranke täglich und sie machte ihm gewöhnlich drei flüssige Stühle. In dem Verlaufe der Krankheit habe ich achtmahl müssen Blutegel ansetzen lassen, jedesmahl acht bis zehn. Hinsichtlich der Zwischenräume zwischen den einzelnen Entleerungen richtete ich mich nach dem Blutandrange auf den Mastdarm. Sah ich, dass eine Entleerung minder reichlich gewesen, so wartete ich mit der folgenden einige Tage länger. Der Harn war in dieser Zeit meist blutig, zuweilen aber unblutig. Die Abnahme aller Zufälle geschah allmählig, jedoch regelmässig fortschreitend. Da der Mann ganz hergestellt war, blieb ihm noch ein Rest des Rheumatismus in

den Knien über, der seinen Gang steif und peinlich machte. Ich sah diesen, da bekanntlich jede mitleidliche Affektion eines Organs zum Urleiden desselben werden kann, jetzt für etwas bloss Oertliches an, und vertrieb ihn in vier Tagen durch Einreiben der brenzlichen Holzsäure. Der Mann gestand mir, sich seit langer Zeit nicht so wohl gefühlt zu haben, als nach diesem langweiligen und wahrhaft peinlichen Strausse. Sollte man nun nicht denken, er würde meinen Rath, den ich ihm beim Abschiede gab, und der doch einzig dahin zweckte, ihn vor solch grossem Leide für die Zukunft zu schützen, treu befolgt haben? Er befolgte ihn aber nicht; wahrscheinlich weil ein Gefühl kräftiger Gesundheit ihn kühnmüthig machte, und ihm den Glauben gab, er könne nie wieder so erkranken. Das Ding ging aber anders als er dachte. Den 15. Mai 1835 wurde ich gebeten, ihn zu besuchen. Er war jetzt ans Blutharnen gekommen, ohne vorhergehende Anmahnung. Schmerzhafter Harnzwang war da, aber nicht in dem Grade wie früher; die Entzündung der Harnröhrenmündung, der Rheumatismus der Knie, die Aufregung des Gefässsystems fehlten jetzt; kurz, das ganze Uebel war, mit dem früheren verglichen, nur Kinderspiel. Ein zweimahliges Ansetzen der Egel und ein Trank von Schwefel und Glaubersalz hoben es in acht Tagen. Ob er jetzt meinen Rath, durch von Zeit zu Zeit angesetzte Blutegel der Natur den richtigen und gemächlichen Weg der Entleerung zu weisen, befolgen wird, muss die Folge lehren.

Im Jahre 1834 erlebte ich bei einem jungen Manne ein Abenteuer der Art, welches denen meiner Leser besonders lehrreich sein wird, die eine ausgezeichnete Neigung haben, alle der Krankheit vorhergegangene Begebenheiten mit derselben in einen phantastischen ursachlichen Verband zu bringen.

Der junge Mann war von Aeltern geboren, die beide den Verdacht der Bauchvollblütigkeit hatten, obgleich sich dieselbe nie deutlich ausgesprochen.*) Erfahrene Aerzte wissen aber recht gut, dass dieses Uebel, wenn es bei den Aeltern ein

*) Jetzt, nämlich, im Jahre 1840 hat sich erst die Bauchvollblütigkeit des Vaters deutlich offenbaret und zwar auf eine so seltene Weise, dass ich mit Wahrheit behaupten kann, in dem ganzen Zeitraume meines ärztlichen Wirkens nichts ähnliches beobachtet zu haben. Da aber das Manuscript

bloss vermuthliches ist, sich in den Kindern zuweilen deutlich ausprägt. So ging es denn auch hier. Die Tochter, eine junge Frau, die noch nie geboren, litt schon an blutenden Hämorrhoiden der Blase. Der junge Mann hatte auf einer Geschäftsreise in den Niederlanden ein angeblich reines, aber doch feiles Mädchen erkannt. Gleich darauf war der Nachen, in dem ihn ein Schiffer dem Dampfboote zuführen wollte, umgeschlagen, und er nebst andern Reisenden ins Wasser gefallen. Aus dieser Gefahr durch hülfreiche Hände gerettet, kehrte er in seine Heimath zurück. Ein paar Tage nach seiner Rückkunft kam er zu mir und klagte über einen dumpfen, mehr drückenden, als stechenden Schmerz im linken *Hypochondrio* und über öfteres Nöthigen zum Harnen. Die Mündung der Harnröhre war leicht geröthet und es zeigte sich eine Schleimabsonderung in derselben. Da er nie einen venerischen Tripper gehabt, so war er in Besorgniss, ob ihm die niederländische reine Magd vielleicht etwas sehr Unreines möchte mitgetheilt haben. Die Zeit jedoch, die schon seit dem Beischlafe verflossen, und das ganze Ansehen der Ruthe befähigte mich, ihn in diesem Punkte zu beruhigen. Hinsichtlich des Seitenschmerzes, versicherte er auf meine Frage ganz bestimmt, dass er bei dem Umschlagen des Nachens keinen Stoss bekommen, auch auf keinen harten Gegenstand, sondern gleich ins tiefe Wasser gefallen sei. Weil er bei diesem Abenteuer die Besinnung nicht verloren, konnte ich auf seine Aussage bauen.

Sein ganzes Befinden war übrigens gut, und da seine Harnbeschwerde bloss in einem öfteren aber schmerzlosen Nöthigen zum Harnen bestand, so hatte ich keinen guten Grund, dieselbe als ein Zeichen von Hämorrhoiden der Blase anzusehen; im Gegentheil, ich musste sie mit mehr Wahrscheinlichkeit für die consensuelle Folge der kleinen Entzündung der Harnröhrenmündung nehmen. Uebrigens stelle ich nicht in

---

dieses Buches schon geheftet, paginirt und ganz zum Drucke zugerichtet ist, so kann ich nicht wol die Erzählung dieses bemerkenswürdigen Falles, ohne den Schriftsetzer zu stören, hier einschalten, muss also den Leser auf das Ende dieses Abschnittes und zwar auf den Artikel verweisen, der die Ueberschrift hat: wohlthätige Harnblasenblutung.

Abrede, dass mir der ganze Zustand dunkel war. Ich liess bloss eine schwache Auflösung des essigsauren Zinks mit einem Zusatze von Bittermandelwasser auf die Eichel legen, gab zum inneren Gebrauch, weil der Schmerz in der Gegend der Milz war, die Tinktur des Frauendistelsamens, und wartete dann ab, ob mir die Zeit das Dunkle aufhellen werde. Die Lösung des Räthsels blieb auch nicht lange aus. Eines Tages, es mochte ein paar Wochen nach der ersten Rathfragung sein, werde ich zu ihm gerufen und finde die blutenden Blasenhämorrhoiden deutlich ausgeprägt. Sein Harn war nämlich dunkel blutig, wurde mit grossem Schmerz entleert, und der Damm schmerzte beim Sitzen. Die Entzündung der Harnröhrenmündung war auch gleichzeitig und sehr lästig vermehrt. Da der Mann einen zarten und reizbaren Organismus hatte, so blieben bei ihm krampfhafte Zufälle nicht aus, denn diese sind ja bei reizbaren Körpern gewöhnliche Begleiter heftiger Schmerzen. Ich musste säuberlich mit ihm verfahren und durfte ihm mit den Egeln so hart anfänglich nicht zusetzen. Die erste Entleerung durch vier Egel griff ihn stark an, das Blasenleiden war am folgenden Tage verschlimmert. Diese scheinbare und bald vorübergehende Verschlimmerung irrte mich aber nicht; ich hatte sie mehr in meinem Leben beobachtet, und wusste, dass sie ohne Bedeutung war. Nach und nach vertrug er die Blutentleerung immer besser, so, dass ich die Zahl der Egel vermehren konnte. Nach der dritten Entleerung zeigten sich echte Hämorrhoidalknoten am After, welches immer eine sehr erwünschte Erscheinung ist. Nach der fünften Entleerung war das Uebel gehoben; weil aber ein Rest des Schmerzes im linken *Hypochondrio* zurückgeblieben, liess ich noch eine sechste nachträgliche Blutentleerung machen. Uebrigens war Schwefel mit kubischem Salpeter verbunden das Hauptmittel, welches ich innerlich gab; jedoch nöthigten mich von Zeit zu Zeit krampfhafte Zufälle, andere Arzenei, ohne Hintansetzung des Hauptmittels, zu versuchen. Diese Versuche waren aber um kein Haar erfolgreicher, als frühere, die ich bei anderen Kranken gemacht, (begreiflich rechnet man bei solchen Versuchen nur auf zeitliche Beschwichtigung.) Das Einreiben der Belladonnasalbe in den Damm stillte die schmerz-

haften Krämpfe der Harnröhre eben so wenig als ob ich gemeines Fett hätte einreiben lassen: das alte bekannte Hausmittel, warme Wasserdämpfe, war zur augenblicklichen Besänftigung dieses peinlichen Zufalles noch das beste. Die Dauer der Krankheit war bei diesem Manne noch länger, als bei jenem, dessen Leidensgeschichte ich eben erzählt, denn, wie gesagt, ich musste mit diesem Körper säuberlich verfahren. Man kann nicht alle Körper über einen Kamm scheeren, und muss mitunter, will man den wahren Zweck, gründliche Heilung erreichen, an das alte Sprichwort, eile mit Weile, denken. Ob die Blutaderanschwellungen im Blasenhalse ganz gehoben sind, kann man zwar nicht mit Augen sehen; wenn aber die Zufälle bis auf den letzten Rest ganz verschwunden sind, und die Verrichtung der Blase und Harnröhre wieder vollkommen normal ist, so muss man doch annehmen, dass auch die Blutaderanschwellungen rein verschwunden sind, und gerade dieser Punkt ist die Hauptsache. Bleibt noch ein Rest dieser Anschwellung über, so kann ein chronisches Uebel daraus werden, welches zwar nur periodisch recht böse wird, aber auch ausser dieser Verschlimmerungszeit den Menschen unablässig plagt; nach jahrelangem Leiden ist das Ende die Schwindsucht und der Tod. Vor ungefähr 15 Jahren wurde ich zu einem Kranken gerufen, der sich im letzten Zeitraume der von Blasenhämorrhoiden entstandenen Schwindsucht befand. Es war wirklich schauderhaft, diesen Knochenmann zu sehen und die Erzählung seiner vieljährigen Marter anzuhören. So viel ich begriff, hatte er schon Vereiterung im Blasenhalse, und nicht ich, sondern nur der Tod konnte sein Helfer sein. Meinen jüngeren Lesern gebe ich nun folgenden Rath. Wenn Leute von 18, 20, 24 Jahr, die von echter hämorrhoidalischer Familie sind, über anhaltende, oder vorübergehende, aber oft wiederkehrende Strangurie klagen, so ist es Zeit, durch Blutentleerung aus dem Mastdarm der Natur den wahren Weg zu bahnen. Hier muss man auf die genaue Diagnose verzichten; denn man kann keine bestimmte Erkenntniss einer Krankheit haben, oder diese Krankheit muss schon ausgebildet in dem Menschen liegen. Es handelt sich aber gerade darum, der Ausbildung der Blasenhämorrhoiden vorzubeugen, mithin

muss man nicht zu bedenklich in Anwendung der zweckdienlichen Mittel sein.

Bei nichtblutenden Blasenhämorrhoiden, die, ärztlich verkannt, den Kranken schon lange (über ein Jahr), geplagt, habe ich durch fünf- bis sechsmaliges Ansetzen der Egel, durch Schwefel und Salpeter wol Erleichterung verschafft, aber doch nicht eine solche, wie bei einem neuen Uebel. In diesen Fällen hat mir der innerliche Gebrauch des Alauns auffallend gute Dienste geleistet. Ich denke, er wird wol die Blutaderknoten im Blasenhalse zusammenziehen und dadurch die Harnbeschwerden beseitigen. Die Erleichterung, die er schafft, ist aber nicht von Bestand.

Ich glaube, dass, da ich jetzt von der Krankheit des Pfortadersystemes geredet, der Ort nicht ganz unschicklich sein möchte, von der Verhärtung im Gekröse ein Wort zu sagen. Ich sehe dieses Uebel als unheilbar an, das heisst, ich kann es nicht heilen; ob andere es heilen können, will ich nicht entscheiden. Es ist ein seltenes Uebel, so glauben wir praktischen Aerzte; ob es aber wirklich selten sei, lässt sich nicht mit Bestimmtheit behaupten. Die Schwulstverhärtung des Gekröses hat bei ihrer ersten Bildung genug krankhafte Zufälle zu Begleitern, aber keinen einzigen, aus welchem wir auf ihr Vorhandensein mit Bestimmtheit, ja nur mit Wahrscheinlichkeit schliessen könnten. Die Zufälle sind die nämlichen, worüber die Hypochondristen klagen; und wie ein Irrlicht den Wanderer täuscht und verlockt, so täuschen und verlocken den Arzt hier die Zufälle. Bald sollte man schwören, man habe es mit einem Leber-, bald mit einem Milzübel zu thun, bald glaubt man wieder, es sässe in den Därmen, bald in dem Pfortadersysteme. Ich bekenne hiemit aufrichtig, dass ich den *Scirrhum Mesenterii* noch niemahls habe erkennen können, als durch das Nichtwirken meiner Mittel, welche ich nach und nach auf alle Bauchorgane anwandte. Es ist eine gar weitläuftige Untersuchung, und wenn man zur Erkenntniss gekommen, ist die Erkenntniss auch nicht tröstlich.

Es kann selbst möglich sein, dass sich das Uebel bei seinem Entstehen gar nicht einmahl, oder doch nur äusserst schwach im Bauche äussert, sondern dass es sich als Augen-,

oder Kopfleiden darstellet. Ich habe dieses zwar nicht selbst erlebt, aber weiss es doch aus dem Berichte eines jungen Mannes, den ich in einem späteren Zeitraume des Uebels behandelt, und der auch an demselben gestorben ist. Bei diesem hatte es als Schwäche der Augen und Sehen von schwarzen Punkten angefangen. Der Professor H* in G* hatte es als blosses Augenübel behandelt, welches ich nicht bloss aus dem Berichte des Kranken, sondern auch aus den mitgebrachten Verordnungen erkennen konnte. Abgesehen von dem Berichte des Kranken, kann nun schon jeder urtheilen, dass das Bauchleiden damahls sehr verborgen gewesen sein musste, weil ein gelehrter und kluger Arzt es nicht berücksichtigte. Mit dieser Augenkur war nun viel Zeit verbracht, ohne Hülfe zu erlangen; der Bauch war krank und immer kranker geworden. Da Herr H* einst lange abwesend und sich der junge Mann mit seinem Bauche in grosser Bedrängniss befindet, wendet er sich an den Prof. S**. Dieser siehet das ganze Leiden als Bauchkrankheit an, verordnet ihm zweckmässige Mittel und heisst ihn nach Hause reisen. Wie ich den Kranken sahe, war, obgleich die Augenaffektion noch unverändert vorhanden, das Bauchleiden so deutlich ausgesprochen, dass auch der allereinfältigste Arzt die Krankheit weder im Kopfe, noch in den Augen würde gesucht haben. Ich hatte Zeit genug, den jungen Mann auf meine Weise zu untersuchen und zu behandeln. Das Nichtwirken aller Mittel, deren Heilwirkung ich genau kenne, aber auch nur einzig dieses Nichtwirken gab mir endlich die Ueberzeugung, dass er an einem *Scirrho Mesenterii* leide, und zwar an einem solchen, der nahe an dem Darmkanale sitze, vielleicht diesen zum Theil verschliesse. Ferner war es wahrscheinlich, dass der *Scirrhus* an irgend einem Orte der dicken Därme sich befinde. Nicht sowol die hartnäckige Verstopfung machte dieses wahrscheinlich, als vielmehr der leidende, schmerzhafte, krampfhafte Zustand, der durch die Anwendung eines ganz einfachen milden Klystires hervorgerufen wurde. Da ich urtheilte, dass das Uebel durch meine Kunst nicht zu heben sein werde, liess ich den jungen Mann zu seinen Aeltern zurückkehren und übergab ihn dort der ärztlichen Vorsorge des jetzt verstorbenen Medizinalraths K**. Diesem

bemerkte ich zugleich ausdrücklich, er werde den Kranken nicht bloss nicht heilen, sondern nicht einmahl etwas ersinnen können, wodurch er ihm die geringste Linderung seines Elendes bewirke; welche Rede meinem Amtsbruder hart und unglaublich zu sein bedünkte. Ungefähr einen Monat nachher wurde ich gebeten, den jungen Mann in seiner Heimath zu besuchen und mich seinetwegen mit Herrn K. zu besprechen. Jetzt fragte ich diesen, ob er dem Kranken schon etwas zur Erleichterung habe geben können. Er zuckte die Achseln und gestand mir, es sei ihm ein solcher, der Kunst im eigentlichen Sinne ganz unzugänglicher Fall noch nie vorgekommen. Wirklich war es der erste, den auch ich je erlebt, wo die Kunst nicht einmahl im Stande war, auch nur die mindeste Erleichterung auf eine Zeitlang zu verschaffen. Bei meinem jetzigen Besuche konnte ich den Ort, wo der *Scirrhus* sass, deutlich bestimmen, er sass nämlich in der Gegend des Blinddarmes. Es wäre wol besser, dass man im Anfange die Sache so genau wissen könnte, dadurch würde man viel Mühe ersparen. Ich weiss nicht, ob allen Lesern die Art, wie man im späteren Zeitraume zur deutlichen Erkenntniss des *Scirrhi Mesenterii* gelangen kann, bekannt ist, oder ob man sie in gedruckten Büchern beschrieben findet. Sollte ich etwas gar zu Bekanntes sagen, so bitte ich, man wolle mich gütigst entschuldigen.

Ich lasse den Kranken auf ein Sofa sich rücklings hinstrecken, lege meine beiden flachen Hände auf den blossen Bauch, und drücke diesen, nicht plump und plötzlich, sondern leise, mit nach und nach zunehmender Gewalt recht derb zusammen. Wenn man einem gesunden Menschen dieses thut, hat er davon weiter kein Leid, als das Hinderliche des Zusammendrückens; so bald dieses aufhört, ist ihm so, als wäre ihm nichts geschehen. Befindet sich aber eine Verhärtung im Gekröse, so fühlt der Kranke eine Zeitlang nachher Schmerz auf der Stelle, wo die Verhärtung sitzt; der Schmerz kann eine Viertel-, ja eine ganze Stunde anhalten. Jedermann begreift leicht, dass dieser Handgriff im Anfange der Krankheit kein sicheres Resultat geben kann. Die Verhärtung muss sich in einem krankhaft gereizten Zustande befinden; nur dann er-

scheinen Nachwehen nach äusserem Drucke. Befindet sie sich nicht in einem solchen krankhaften Zustande, so kann auch kein Nachweh entstehen, so wenig als eine äusserlich unter der Haut liegende verhärtete, sich nicht in einem krankhaft gereizten Zustande befindende Drüse nach einem mässigen Drucke weh thun wird. Da nun aber die Schwulstverhärtung des Gekröses bei ihrer Entstehung und bei ihrem Wachsthume wol nicht reizbarer sein wird als jeder andere Theil des Körpers, sondern da diese krankhafte Reizbarkeit erst in sie kommt, wenn sie bis auf einen gewissen Punkt gediehen ist; so ist offenbar, dass der angeführte Handgriff bei der ersten Entstehung und bei der weiteren Ausbildung ganz nutzlos sein muss. Ferner begreift auch jeder ohne Mühe, dass sich die Zeit, wann man zur Sicherheit der Erkenntniss gelangen kann, unmöglich bestimmen lässt. Als ich an dem jungen Herrn, von dem jetzt die Rede ist, die angeführte Probe gemacht, fühlte er wol eine Stunde nachher noch Schmerzen in der Gegend des Blinddarmes. Man muss aber den Kranken, den man also untersucht, nicht hintennach fragen, ob er Schmerz fühle; solch unweises Fragen gibt unsichere Erkenntniss. Wenn er wirklichen Schmerz fühlt, wird er es schon ungefragt sagen, und aus diesem freiwilligen Sagen geht die gewisse Erkenntniss hervor. Merkwürdig war es, aber von mir nicht zum ersten Mahle beobachtet, dass der Puls des Kranken, der doch nur noch wenige Wochen zu leben hatte, so unbedeutend beschleuniget war, dass der Puls manches etwas reizbaren Frauenkörpers im gesunden Zustande schneller schlägt. Der Medizinalrath K. hat den Leichnam nicht geöffnet, wahrscheinlich weil es sich der Umstände wegen nicht wol thun liess; bei der deutlichen Erkenntniss würde aber auch die Oeffnung ganz überflüssig und nutzlos gewesen sein.

Ich denke, die Geduld der Leser eben auf keine harte Probe zu stellen, wenn ich ihnen noch einen zweiten, aber weit merkwürdigeren Fall der Art erzähle, bei welchem die Leichenöffnung der Umstände wegen zwar nicht zu machen war, die Erkenntniss aber schon ein rundes Jahr vor dem Tode ausser allem Zweifel fest stand.

Der Mann, dessen Leidensgeschichte ich jetzt erzähle,

war mittelmässig von Körpergestalt (er mochte fünf Fuss zwei oder drei Zoll messen) und so fett, dass er in seiner Blüthenzeit dreihundert und achtzig Pfund wog, das Pfund zu sechzehn Unzen gerechnet. Diese Fettmasse machte ihn so unbeholfen, dass er sich nicht einmahl die Hände selbst waschen konnte, weil er nicht im Stande war, sie zusammen zu bringen. Er war ein Nimmersatt und ein grosser Liebhaber des Weintrinkens; selten sah man ihn aber berauscht, er konnte in einem Nachmittage mehrere Flaschen Wein zu sich nehmen, ohne dass ihn dies rührte. Einige Jahre vor der Zeit, da sich bei ihm die Verhärtung im Gekröse bildete, bekam er eine Mastdarmfistel, von welcher ihn der sehr bekannte und geachtete Wundarzt Herr v. Roggen zu Nimwegen durch die Unterbindung befreite. Ein paar Jahre darauf erzeugte sich eine Fistel des Mittelfleisches, welche Herr v. Roggen durch den Schnitt heilte. Diese Fisteln waren das Vorspiel des grossen Elendes, mit welchem er in seiner letzten Lebenszeit heimgesucht wurde.

Zuerst erschien Kolik, jedoch nur von Zeit zu Zeit. Ihre nächste erkennbare Ursache war eine grosse Masse Säure. Wenn man diese durch Magnesia neutralisirte und wegschaffte, so konnte man die Kolik sicher und auch schnell heben. Die Säure in seinem Darmkanale war so ätzend, dass zwei oder höchstens drei flüssige oder breiige Stühle ihm Schrunden am After machten, welche so lang waren, als die Hautfalten der Darmmündung. Ausser der Kolik stellten sich nach und nach Krämpfe im Bauche ein, welche, wie bei hypochondrischen Menschen, zur Zeit der Verdauung mächtig vorwalteten. Ein wahres Unglück für ihn war, dass er beständig Hunger hatte und doch die Speisen nicht vertragen konnte.

Ich will die Leser nicht mit Aufzählung alles des Elendes aufhalten, mit welchem er in einem Zeitraume von ungefähr zwei Jahren geplaget wurde; jeder kann sich das leicht selbst denken und wird mir gern das schulgerecht langweilige Tagebuch erlassen. Aus diesem Zeitraume bemerke ich bloss, dass nach und nach der Wein und andere geistige Getränke immer minder und minder vertragen wurden; sie machten unangenehme, krankhafte Gefühle, weshalb der Mann, von mir unaufgefordert, nach und nach seiner Lieblingserquickung ganz

entsagte. Sein Körper wurde allmählig so empfänglich für die Einwirkung geistiger Mittel, dass fünfzehn Tropfen Hoffmannischer Liquor die höchste Gabe war, die er als wohlthätiges beruhigendes Mittel vertrug; eine etwas grössere Gabe, weit entfernt, die Krämpfe zu beruhigen, vermehrte die vorhandenen und that zu den bestehenden krankhaften Zufällen noch neue hinzu.

Es war um diese Zeit, dass ich jach zu ihm gerufen wurde; er hatte zweimahl kurz nach einander flüssigen Stuhlgang gehabt von breiigem Kothe, welcher mit Blut untermengt war. Jedoch schien mir die Menge des Blutes bei weitem nicht so beträchtlich, dass man sich aus selbiger die seltsame und plötzliche Veränderung seines ganzen körperlichen Wesens, die gleichzeitig mit der Entleerung eingetreten war, genügend hätte erklären können. Diese Veränderung war so, dass ich dachte, er sei nahe daran, den Geist aufzugeben. Die Kräfte waren gänzlich geschwunden. Er, der bis jetzt noch den ganzen Tag aufsass, zwar nicht auf die Strasse kam, aber doch seine juristischen Geschäfte im Hause versah, war plötzlich nicht allein nicht im Stande das Bett zu verlassen, sondern, wenn ihm zur Verrichtung seiner Nothdurft das Steckbecken untergeschoben wurde, und er liegend seinen Körper mit Hülfe der Arme so weit lichten musste, um das Unterstecken des bekanntlich niedrigen Beckens möglich zu machen, war er von dieser geringen Anstrengung, deren sonst die Kranken bis nahe vor dem Tode noch fähig sind, so erschöpft, dass sein Athem jagend ging, wie der Athem eines Menschen, der mit der äussersten Anstrengung seiner Kräfte bis zum Ausgehen des Athems gelaufen. Uebrigens war sein Puls zwar klein, aber doch hinsichtlich der Schnelligkeit, von dem normalen wenig verschieden. Im Bauche brüllten beständig die Winde; ein mässiger Durchfall (ungefähr alle drei Stunden eine Entleerung, ohne dass der Koth weiter mit Blut durchmengt war) begleitete diesen Schwächezustand. In der Gegend des Blinddarmes zeigte sich eine schmerzhafte Stelle, auf welche man eben nicht sehr hart zu drücken brauchte, um Nachwehen zu verursachen, hier hatte höchst wahrscheinlich die längst vermuthete Verhärtung ihren Sitz. Was war nun aber in dieser

für eine plötzliche Umwälzung vorgegangen? Meiner Meinung nach, dürfte das wol ziemlich unerklärbar bleiben.

Merkwürdig war das Auge des Kranken, es hatte einen so wunderlich flauen Blick, wie das Auge dessen, der dem Tode ganz nahe ist. Uebrigens zeigten sich seine geistigen Kräfte noch unverletzt; er fürchtete das Sterben, hatte aber das Zutrauen zu meiner Kunst, dass sie wol rühmlich den Kampf mit dem Tode bestehen werde.

Was war nun bei der Sache zu thun? — Den geringen Durchlauf durfte ich nicht mit Gewalt hemmen, denn ich wusste nicht, was die Natur durch ihn zu thun beabsichtigte. Ich setzte ihm also bloss eine einfache Oelemulsion entgegen. Uebrigens hatte ich schon ähnliche, wenn gleich minder bedenkliche Fälle erlebt, um einzusehen, dass die Kunst in selbigen nichts anders thun könne, als ein künstliches Leben machen, und es dann vom Schicksale abhangen lassen, ob dieses künstlich angefachte Leben wieder selbstständig werden, oder erlöschen wolle. Bis jetzt hatte mir in ähnlichen Fällen bei andern Körpern der Schwefeläther die besten Dienste geleistet; aber wie würde dieser bei einem Manne wirken, der bis dahin höchstens funfzehn Tropfen Hoffmannischen Liquor vertragen konnte? Es sei möglich, dachte ich, dass durch die jetzt eingetretene Revolution, auf welcher denn doch ein undurchdringliches Dunkel lagere, das Verhältniss zwischen diesem kranken Körper und der Aussenwelt etwas verändert sei: nicht bloss die künstlerische Klugheit und Wissbegierde erfodere hier einen vorsichtigen Versuch mit Anwendung des Aethers, sondern selbst die Pflicht.

In solchen Fällen kann aber von keinem *Misce, Detur, Signetur* die Rede sein. Ich blieb bei dem Manne, liess ein paar Unzen Schwefeläther holen, gab erst mässige Portionen mit Wasser, und da ich sah, dass diese gut vertragen wurden, immer grössere und in kürzeren Zwischenräumen. Weit entfernt, dass der Aether jetzt, wie früher, krankhafte, widrige Gefühle erregt hätte, bewirkte er vielmehr das Gegentheil: das Gefühl von gänzlicher Abgespanntheit wurde minder, das flaue Auge nach und nach natürlich, die Muskelkraft kehrte innerhalb achtundvierzig Stunden so weit wieder, dass der

Kranke sich, wie jeder andere schwache Mensch, im Bette bewegen konnte, ohne aus dem Athem zu kommen.

Nach achtundvierzig Stunden urtheilte ich, die Lebensgefahr sei vorüber; die Besserung, in so fern nämlich ein mit einem unheilbaren Uebel Behafteter besser werden kann, machte sich bald; in etlichen Tagen war er wieder auf dem Punkte, auf welchem er vor dieser unerklärbaren Umwälzung gewesen. Aber nun denke sich der Leser, welche Veränderung! Der Mann, den ich in den ersten zwei Tagen dieses Abenteuers jeden Tag zum mindesten zwei Unzen Aether gegeben und mit dem besten Erfolge gegeben, bei dem ich, wie der Leser wol von selbst denken wird, je nachdem die Lebensgefahr verschwand, auch jenen künstlichen Lebensreiz minderte, dieser Mann war in einem Zeitraume von sechs Tagen so umgeändert, dass die höchste Gabe Aether, die er vertrug und die ihm wohlthat, fünf oder sechs Tropfen betrug. Ist es nicht wunderbar und wahrhaft unbegreiflich, wie das Verhältniss zwischen dem menschlichen Körper und der Aussenwelt so auffallend in kurzer Zeit kann verändert werden? Nach diesem glücklich überstandenen Strausse hatte der dicke Mann noch reichlich ein Jahr zu leben. In diesem Jahre ging er ganz langsam dem Tode entgegen. Bald hatte er Kolik, bald Durchfall, bald hypochondrische Beschwerden, bald spielte die Darmsäure ihre alte Rolle. Das Fett seines Körpers verlor sich immer mehr und mehr, er schrumpfte arg zusammen und wurde sehr runzelig. Heilen konnte ich ihn freilich nicht, aber in allen seinem Elende habe ich ihm nicht bloss eine kleine Erleichterung, sondern selbst manche frohe Stunde verschafft, so dass er des festen Glaubens blieb, er werde bald, bald wieder der Alte sein. Der Hunger war eine seiner grössten Plagen, weil er ihn nicht befriedigen durfte, ohne dafür zu büssen.

Unter manchen Mitteln, wodurch ich ihm ein erträgliches, und mitunter frohes Leben machte, habe ich den Mohnsaft ganz bis zuletzt aufgesparet. Weil er durchaus keine Neigung zu Verstopfung, sondern eher zu Losleibigkeit hatte, und weil es unverkennbar war, dass bei ihm die Schwulstverhärtung des Gekröses näher dem Rückgrathe als dem Darme sitzen musste, mithin letzten auf keine Weise verengerte; so konnte ich den

Mohnsaft frei anwenden. (Im entgegengesetzten Falle thut man dem Kranken einen schlechten Dienst damit.)

Der Mohnsaft that nun auch solche herrliche und den Kranken froh überraschende Wirkung, dass dieser seine baldige Herstellung lebendig vor Augen sah und sich die Zukunft mit den lebhaftesten Farben ausmahlte. Wahrscheinlich war es die Wirkung des Mohnsaftes, dass er die ganze Vorderseite seines Hauses durchbrechen und sie nach der Zeichnung eines Baumeisters neu aufführen liess; er hat sie aber, so viel ich mich erinnere, nur ein einziges Mahl gesehen, indem er sich mühsam aus dem Zimmer vor das Haus schleppte.

Bei aller Abnahme der Kräfte blieb sein Puls ruhig und regelmässig. Ganz bettlägerig wurde er nur ein paar Tage vor dem Tode. Ungefähr vierundzwanzig Stunden, bevor er den Geist aufgab, verlor er die Besinnung, und seine Gesichtsmuskeln waren in beständiger convulsivischer Bewegung, wodurch denn sein mageres, runzliches Leichengesicht ein wirklich schauderhaftes Ansehen bekam. Zehn Minuten vor dem Tode konnte ich seinen Puls kaum wie ein Fädchen fühlen, aber er schlug noch eben so langsam, eben so regelmässig, wie der des gesundesten Menschen.

Ich habe noch andre Fälle von *Scirrhus mesenterii* erlebt, sie sind aber weder belehrend noch unterhaltend genug, um sie der Länge nach zu erzählen. Einst verschaffte ich einem an solchem Elende leidenden Manne, dem zwei Aerzte mit ihren krampf- und schmerzstillenden Mitteln die gräulichen Bauchschmerzen nicht stillen konnten, durch Einreibung der Brechweinsteinsalbe auf den Bauch eine ganze Zeitlang ein erträgliches Leben. Aber freilich, auf die Dauer konnte die durch solche antagonistische Reizung erzwungene Beruhigung keinen Stand halten. Bei der Oeffnung des Leichnams soll man die vermuthete Verhärtung des Gekröses gefunden haben; ich selbst habe sie nicht gesehen, der Fund war aber bei Lebzeit des Mannes unschwer zu erkennen. Wer an der gegenseitigen Theilnahme zwischen dem äusseren Bauche und den Eingeweiden desselben gezweifelt hätte, der würde sich von der Wirklichkeit eines solchen Zusammenhanges sehr triftig haben überzeugen können.

Vor vielen Jahren verlangte einst ein Mann Heilung von mir, der einen *Scirrhum* in dem Gekröse der dünnen Därme hatte, welcher den Darmkanal verengte. Der Mann stand unsägliche Schmerzen aus, war hartnäckig verstopft, und brach alle Speisen aus. Durch den mässigen Gebrauch der Laxirmittel konnte ich ihm den Schmerz ein wenig lindern, Stuhlgang befördern und das Erbrechen hemmen. Diese kleine Hülfe währte aber nur eine Zeit; hernach wurden die Laxirmittel eben so wol ausgebrochen als die Nahrungsmittel und der Tod befreite ihn bald von allem Elende. Es ist begreiflich, dass in den Fällen, wo der *Scirrhus* den Darm verengt, der Kranke ein kürzeres Leiden hat als in entgegengesetzten Fällen; aber freilich kommt auch hier wieder viel auf die schnelle oder langsame Zunahme der Verhärtung an.

Oben habe ich gesagt, die Verhärtung im Gekröse sei meiner Kunst unheilbar. Es könnte mancher junge Kollege aus dieser Aeusserung schliessen, das Unheilbare müsse auch tödtlich sein; ich thue aber ausdrücklich Einrede gegen diese Folgerung. Ich gebe zu, dass das Unheilbare in vielen Fällen den Tod herbeiführt, ja dass zuweilen der Tod nicht lange auf sich warten lässt; man beobachtet aber auch Fälle, dass solche Kranken zu einem ordentlichen Alter gelangen: darum muss man sich hüten, unbedachtsam das Todesurtheil über einen Menschen auszusprechen. Ich kenne einen Herrn, der von bauchkranker Art ist; sein Vater ist mehre Jahre vor seinem Tode irrsinnig geworden, eine seiner Schwestern ist schon lange irrsinnig, und eine zweite hat auch schon eine deutliche, aber doch vorübergehende Anmahnung von Trübsinn gehabt. Der Herr selbst, von dem ich jetzt spreche, leidet schon seit vielen Jahren an den Zufällen, die man der Hypochondrie zuschreibt. Da er mich zuerst um Rath fragte, war sein Uebel schon alt; ich konnte wol erfragen, dass er von bauchkranker, aber nicht dass er gerade von hämorrhoidalischer Art sei. Ich habe sein Uebel nach und nach durch alle mir bekannte Organheilmittel untersucht, und das Nichtheilwirken aller hat mir den Glauben aufgedrungen, er leide an einer Verhärtung im Gekröse. Im Jahre 1831 überfiel ihn ein starkes Blutspeien. Ich konnte dieses nicht als die Folge

eines Lungenfehlers ansehen, denn ich hatte ihn lange genug gekannt, um zu wissen, dass seine Lunge vollkommen gesund war; mithin musste ich es als eine consensuelle, von seinem urerkrankten Gekröse abhangende Lungenaffektion nehmen. Ich gab ihm zur Beschwichtigung dieser consensuellen Lungenaffektion eine Abkochung des Frauendistelsamens, der mich in solchen Fällen fast nie im Stich lässt, jetzt aber wider Vermuthen ganz unwirksam war. Das Blutspeien nahm zu und wurde selbst so stark, dass ich ernstlich besorgte, der schwache Mann möchte sich ganz verbluten. Bloss also um dem Tode zuvorzukommen, gab ich ihm Alaun, und liess es darauf ankommen, ob und wie sich der kranke Bauch mit diesem Mittel vertragen werde. Dass die Lungenblutung gleich aufhörte, ist nicht merkwürdig, aber dass der kranke Bauch sich bei dem Alaun ausnehmend wohl befand, ist merkwürdig genug, um es verständigen Aerzten mitzutheilen. Nach der Lungenblutung blieb eine starke Schleimabsonderung in diesem Organ zurück und hielt mehre Monate an. Es wurde aber weder anfänglich, noch später, ein verdächtiger Schleim ausgesondert, sondern ein dicklicher, ganz klarer; Husten war nicht vorhanden, als nur der willkürliche, durch den der Kranke den Schleim entleeren musste. In dieser Zeit wurde von anderen dabei Betheiligten, nicht in böser, sondern in guter Absicht, bei der höheren Behörde darauf angetragen, ihn auf ein Ruhegehalt zu setzen; sie waren nämlich der festen Ueberzeugung, er leide an der Schwindsucht und werde nie wieder seinem Amte vorstehen können. Ein Gutachten, dass von mir gefodert wurde, fiel aber so aus, dass die Behörde, auf dasselbe fussend, die Verabschiedung nicht für nöthig achtete, sondern ihm erlaubte, sich vorläufig einen Stellvertreter zu halten. Er hatte eine so grosse Furcht vor dem Blutspeien, und ein so unbegrenztes Zutrauen zu dem Alaun, dass er mich dringend bat, ihn denselben weiter nehmen zu lassen. Diese Bitte kam mir gerade gelegen, denn es würde doch wahrhaft thöricht gewesen sein, ein Mittel fahren zu lassen, das ihm sichtbar gut that. Um ihm das Einnehmen gemächlicher zu machen, gab ich jetzt den Alaun in Pillenform; die Wirkung war folgende. Die Schleimabsonderung in den Lungen

verminderte allmählig; es gingen über drei Monate hin, ehe sie ganz aufhörte. Dieses war mir der deutlichste Beweis, dass sie nicht sowol eine unmittelbare Folge der Blutung war, sondern dass beide, Blutung und Schleimerzeugung, bloss als verschiedene Formen eines consensuellen Lungenleidens von dem alten Gekrösefehler abhingen. Merkwürdig ist es, dass der Bauch des Mannes sich nicht bloss gut mit dem Alaun vertrug, sondern bei dem Gebrauche desselben unverkennbar besser wurde. Geheilt ist er nicht und wird wol nie ganz geheilt werden, aber er ist doch jetzt ein ganz anderer Mann, als er früher war, da ich ihn zuerst kennen lernte. Die Beobachtung, die man schon früher gemacht, dass bei Verhärtungen im Gekröse, selbst bei tödtlichen, ja bei eiternden, der Puls ruhig bleiben kann, bestätigte sich mir auch hier. Während des ganzen erzählten Strausses war der Puls so wenig aufgeregt, dass man die geringe Aufregung desselben, mit grosser Wahrscheinlichkeit, dem aufgeregten Gemüthszustande beimessen konnte, in welchem sich der Kranke, wegen einer ungemessenen Furcht vor dem Blutspeien, befand. Die Leser werden mir zugeben, dass der erzählte Fall sehr ernsthafter Art gewesen; aber ein ernsthaftes Uebel ist nicht immer ein tödtliches. Der Mann, der seinem Amte so gut vorstehet als früher, lebt jetzt von dem Ertrage seines Amtes recht genüglich; hätte ich von Schwindsucht und Tod geträumt, so würde er jetzt von einem mageren Ruhegehalt zehren müssen, und mir dess wol wenig Dank wissen.

Die Verhärtung im Gekröse macht es in manchen Körpern gerade wie die Anschoppung anderer Bauchorgane; sie kann von Zeit zu Zeit ganz ruhig sein, dem Behafteten kein Leid zufügen, dann aber auf einmahl böse werden und eine Zeit lang viel Unheil bewirken. Das Schlimmste bei der Sache ist, dass ich die bösgewordene schlecht besänftigen kann. Ich kenne einen Mann, der seit zwanzig Jahren ein solches Ding in dem Gekröse der Dünndärme hat. Er ist zuweilen ein ganzes Jahr und länger frei von allen Bauchleiden; wird aber die Verhärtung böse, so äussert sie sich durch einen dumpfen Schmerz in der Nabelgegend, durch gestörte Verdauung, trägen Stuhlgang, Erzeugung von Säure und andere unheimliche

Gefühle. Das währt denn ein paar Monate und lässt allmählig von selbst nach. Weder Egel an den After, noch Arzeneien haben jemahls dauernden guten Einfluss auf dieses verzweifelte Ding gehabt; augenblickliche Erleichterung verschafft Glaubersalzwasser mit einem reichlichen Zusatze von Natron. Da ich in dem oben erzählten Falle die wohlthätige Wirkung des Alauns zufällig kennen gelernt, so versuchte ich auch einst diesen. Der Kranke selbst behauptete, sehr wohlthätige Wirkung davon zu spüren; mir wollte es aber nicht recht einleuchten. Ich sah nicht, dass die Leidensperiode sonderlich dadurch abgekürzt wurde, und das hätte doch geschehen müssen, wenn der Alaun wirklich beschwichtigend auf die Aufregung des alten Uebels gewirkt. Ob jedoch der Kranke recht hatte, oder ich, ist um deswillen nicht auszumitteln, weil die Zeit der Leidensperiode immer eine unbestimmbare war.

Warum bei einigen Menschen die Verhärtungen im Gekröse Bauchschmerzen machen, bei andern bloss hypochondrische Leiden, und wieder bei andern Kopfleiden mancherlei Art; ja warum bei manchen der Geist wunderbar dadurch angegriffen wird, und bei anderen nicht; das möchte schwer zu erklären sein: zum wenigsten erklärt sich diese Verschiedenheit nicht aus dem Orte, wo die Verhärtung sitzt. Vor einiger Zeit gestand mir ein solcher Kranker, er habe schon den Vorsatz gehabt, sich zu entleiben, und nur der Zufall ihn an der Ausführung gehindert: der unglückliche Mann hatte schon manche Aerzte um Rath gefragt, der letzte war damahls ein niederländischer Professor; er wird noch mehre Aerzte um Hülfe angehen, aber sie wahrscheinlich nirgends finden, als im Grabe.

Oben habe ich die Vermuthung geäussert, die Verhärtung im Gekröse sei vielleicht häufiger unter den Menschen, als wir Aerzte es gewöhnlich glauben. Folgende Betrachtung wird meiner Vermuthung alles Paradoxe benehmen.

Da das besprochene Uebel im Anfange, ja in seiner Zunahme durch bestimmte Zeichen nicht zu erkennen ist, so kann man darauf rechnen, dass es in den meisten Fällen unerkannt bleibt. Die Kranken der mittlen und geringen Volksklasse der ausserstädtischen Bevölkerung eines Landes halten ja nicht so

lange Stand bei Einem Arzte, dass dieser das durch Zeichen Unerkennbare durch Probemittel erkennen könnte. Sie laufen von dem einen Arzte zu dem anderen, suchen Hülfe und finden sie nicht. Endlich werden sie des Hülfesuchens müde, ergeben sich in ihr unabwendbares Schicksal, und sterben, ohne dass ein Arzt sie siehet. So ist es nicht bloss möglich, sondern selbst höchst wahrscheinlich, dass das besprochene Uebel weit mehr Menschen martert und tödtet als wir glauben.

Verhärtung des Netzes habe ich, so viel ich mich erinnere, nur Einmahl mit meinen Fingern gefühlt; zum wenigsten konnte ich das, was ich mit den Fingern deutlich unterschied, nach dem Orte, wo es sich befand und nach seiner Beweglichkeit, für nichts anders erkennen, als für harte Aftergebilde im Netze. Indem ich einst, einen ausserstädtischen Kranken besuchend, mich auf einem Dorfwege befinde, ruft mich ein geringer Bauersmann in sein Haus, und bittet mich, seiner Frau ein Mittel zur Linderung ihrer gräulichen Bauchschmerzen zu verschreiben; an Heilung sei bei ihr nicht zu denken, wenn sie die wenigen Tage, die sie wahrscheinlich nur noch zu leben habe, erträglich durchbringen könne, werde sie dieses als die grösste Wohlthat ansehen, welche ihr widerfahren könne. Da ich zum Bette trat, und den gerippähnlichen Leichnam sah, musste ich auf den ersten Blick der Meinung des Bauers beitreten, an Heilung sei nicht mehr zu denken. Die Kranke sagte gleich, sie habe zwei Verhärtungen wie Steine im Bauche, die thäten ihr den Tod an. Da ich die Sache untersuchte, fand ich in der Nabelgegend zwei steinharte Körper, jeder von der Grösse eines Gänseeies, von glatter, aber unregelmässiger Gestalt. Sie bewegten sich frei im Bauche, je nachdem die Frau ihren Leib wendete, und waren von den Bauchmuskeln und dem Bauchfelle ganz unabhängig. Ich denke, verhärteter Koth in den dünnen Därmen konnte dies nicht sein, denn die Frau hatte, ihrer Aussage nach, schon lange am Durchfalle gelitten; Darmsteine werden es auch wol nicht gewesen sein, also weiss ich aus den zwei harten Körpern nichts anders zu machen, als dass ich sie für steinharte Aftergebilde im Netze halte. Seltsam lautete indessen die Erzählung der Hausleute; sie behaupteten nämlich, von Zeit zu Zeit tobe und lärme es

der Frau so laut im Bauche, dass sie es allesammt nicht anhören könnten, sondern aus dem Zimmer flüchten müssten. Nun freilich, das muss schon ein tüchtiges Gepolter sein, was die Bauern aus dem Zimmer scheucht, die sind sonst so zarthörig nicht.

Mit Mohnsaft habe ich dieser unglücklichen Frau ihre letzten Tage erträglich gemacht; sie hat aber nur noch ganz kurze Zeit gelebt.

Mittel auf die Urinwerkzeuge.

Die Urinwerkzeuge werden eben so leicht als andre Organe consensuell affizirt. So habe ich schon im Vorigen darauf aufmerksam gemacht, dass durch ein Urleiden der Leber, der Milz u. s. w. die Nieren consensuell affizirt werden, und daraus leicht eine solche Wassersucht entstehe, welche nicht durch urintreibende, oder purgirende, sondern durch Leber-, Milzmittel u. s. w. müsse gehoben werden. Eine Affektion des Gesammtorganismus kann ebenfalls in den Nieren vorwalten, die Urinabsonderung entweder vermehren, oder vermindern, wodurch dann Wassersucht, oder Harnruhr entsteht. Solche Wassersuchten, oder Harnruhren werden durch die Universalmittel gehoben, wovon ich an seinem Orte reden werde. Jetzt handelt es sich nur von solchen Mitteln, welche Urleiden der Urinwerkzeuge heben.

Die Nieren sind bekanntlich das Organ der Harnabsonderung, die Blase bloss der Behälter für den abgesonderten Harn; mithin werden die Nieren auch wol die wichtigsten Organe sein, auf welche wir zuerst unsere Aufmerksamkeit richten und Mittel auf ihre Erkrankung suchen müssen.

Die consensuellen Leiden, welche ich durch Uraffektion der Nieren habe entstehen sehen, sind folgende: halbseitiges periodisches Kopfweh, Husten mit Auswurf, asthmatische Zufälle, anhaltende Uebelkeit, welche keinem Magenmittel wich, wirkliches Erbrechen, Schmerzen der Därme von verschiedenen Graden, chronischer Durchfall, oder chronische Hartleibigkeit, Harnwinde, Bauch-, oder allgemeine Wassersucht, Schmerzen in den Fersen oder Ballen der Füsse und bei Weibern Mutterblutflüsse. Da nun beim Urleiden der Nieren, nicht in seltenen,

sondern in vielen Fällen die eigentlichen Urinbeschwerden ganz fehlen, der Urin zwar zuweilen wol dunkel braun, zuweilen bloss trübe, schleimig, oder fellig ist, in andern Fällen aber von dem gesundheitsgemässen weder in Farbe, noch in sonstiger Beschaffenheit abweicht: so ist offenbar, dass das Urleiden der Nieren zuweilen wol leicht, in vielen Fällen aber auch ausserordentlich schwer zu erkennen sein müsse.

Die Nieren sind ein absonderndes Organ; nun kann die Absonderung zu häufig, oder zu sparsam vor sich gehen, und das Abgesonderte kann eigenschaftlich verändert sein. Auf alles dieses mag man wol achten, wenn man Nierenkrankheiten, welcherlei nosologische Namen sie haben mögen, glücklich behandeln will.

Die vermehrte Urinabsonderung ist nicht immer von der Art, dass man sie Harnruhr nennen könnte, aber doch verdient sie die Aufmerksamkeit des Arztes, indem sie ihn auf ein Urleiden der Nieren aufmerksam machen kann, von welchem vielleicht die heftigste consensuelle Affektion eines andern Organs, oder des Gesammtorganismus abhangen mag.

Die verminderte Urinabsonderung hat auch ihre Grade. Ist die Verminderung bedeutend, so macht sie bald Wassersucht und die kann ein einfältiger erkennen. Ist die Urinabsonderung nur um ein wenig vermindert, so entstehet langsam ein anscheinendes Fettwerden des Körpers und der Athem wird den Menschen nach und nach ein wenig kürzer. In solchem Zustande kann man noch keine Fluktuation im Bauche fühlen, auch keine Gruben ins Fleisch drücken. Die Menschen können lange in solchem anscheinend blühenden und wohlgenährten Zustande bleiben, und werden, wenn sie über dieses und jenes klagen, von ihren Freunden verlacht. Auch chronischer Durchfall kann bloss die Folge der etwas verminderten Urinabsonderung sein; darum muss man vor allen Dingen auch bei diesem auf den Zustand der Harnabsonderung achten. Es ist aber nicht genug, dass man den Kranken fragt, ob er genugsam harne; denn wenn die Urinabsonderung mindert, fühlt er nicht selten öftere Neigung zum Harnen als sonst, mithin wird er dem Arzte auf dessen Frage antworten, er harne viel; zwischen viel und oft harnen ist aber ein grosser Unterschied.

Darum muss man, um in dieser Hinsicht aufs Reine zu kommen, den Kranken, von welchem man vermuthet, dass die Harnabsonderung bei ihm vermindert sei, sein Wasser, welches er in vierundzwanzig Stunden harnet, zusammenbewahren lassen (in so fern nämlich solches die Umstände erlauben); aus der Vergleichung mehrer Tage kann man dann wol die Wahrheit herausbringen. Durch diese Harnschätzung, welche, wie ich bemerkt, wol von den Aerzten in der ausgesprochenen Wassersucht, aber nicht in anderem Ungemache, wo sie eben so nöthig sein möchte, angewendet wird, kann man mancher Wassersucht vorbeugen.

Die Qualität des Harnes kann auch verändert werden. Ich rede hier nicht von Farbe und Consistenz, sondern von seinen chemischen Eigenschaften. Jeder gesunde Harn ist sauer. Gleich wie die Säure im Magen und in den Därmen überhand nehmen und die Verrichtung dieser Organe auf mancherlei Weise stören kann, eben so kann auch die Harnsäure in den Nieren überhand nehmen und die Verrichtung derselben also stören, dass daraus behinderte Urinabsonderung und Wassersucht entstehet. Wer diese Wassersucht mit solchen Mitteln behandeln will, welche gesunde Nieren zur vermehrten Harnabsonderung reizen, der macht die Sache eher schlimmer als besser. Hier sind Magnesia, Kalkwasser und die Laugensalze die einzigen urintreibenden Mittel, sie mindern die Harnsäure und nehmen die materielle Ursache der gestörten Nierenverrichtung hinweg, wo dann die Urinabsonderung wieder zum Normalzustand zurückkehret.

Ob ich gleich allen Laugensalzen und erdigen Mitteln wohlthätige Einwirkung auf die Nieren zugestehe, so muss ich doch der Magnesia, dem Kalkwasser und dem kohlensauren Ammonio, nach meiner Erfahrung, den Vorzug geben. Was ich in neuer Zeit über das Neutralmachen des Harnes durch unbedeutende Gaben von Laugensalzen, ja Mittelsalzen gelesen, halte ich für Täuschung, welche wahrscheinlich der Wenigkeit der Versuche und der Eigenthümlichkeit der Körper, an welchen die Versuche gemacht sind, zuzuschreiben ist. Ich habe bei dem häufigen Gebrauche der Laugensalze Jahrelang meine Aufmerksamkeit auf die Veränderung des Harnes gerichtet, und

weiss recht gut, dass im Allgemeinen, um den Urin neutral zu machen, in drei bis vier Tagen anderthalb bis zwei Unzen Natron, oder sechs Drachmen bis eine Unze kohlensaures Ammonium, oder reichlich anderthalb Unzen gebrannte Magnesia nöthig sind, vorausgesetzt, dass eine säurewidrige Lebensordnung hinsichtlich der Speisen und Getränke beobachtet werde. Bei krankhaftem Zustande der Nieren kann aber die Säureerzeugung in den Nieren noch weit bedeutender sein.

Meinen jüngeren Amtsgenossen will ich jetzt eine sehr nützliche Warnung geben. Es trifft sich zuweilen, dass Menschen mit unheilbaren Fehlern der Leber, oder Milz, ja selbst mit Vereiterung in diesen Organen wassersüchtig werden, und dass ihr Urin einen starken Gehalt von Harnsäure hat. Wenn man solchen Leuten mit Magnesia die übermässige Harnsäure wegnimmt, so fangen sie zuweilen an zu harnen, und harnen sich, wo nicht ganz, doch grössten Theils dünn. Ich bitte aber meine jungen Amtsbrüder, nicht viel Aufhebens von der Sache zu machen, den Angehörigen des Kranken nicht viel Hoffnung zu geben; denn sie werden sehen, dass die ganze Herrlichkeit auf eine Galgenfrist hinausläuft.

Die laugensalzige Beschaffenheit des Harns findet man auch häufig genug; sie ist aber gewöhnlich Zeichen einer eigenen Affektion des Gesammtorganismus, weshalb ich von ihr reden werde, wenn ich die Universalmittel abhandle. Jetzt zuerst von den Urintreibenden Mitteln.

Es gibt einen Urkrankheitszustand der Nieren, bei welchem die Absonderung des Harnes vermindert ist, und wo eigentliche *Diuretica*, solche Mittel, welche die Nieren direkt zur Urinabsonderung reizen, wahrhaft hülfreich sind; allein wo haben wir die wahren *Diuretica?* Manche Mittel, welche bei Wassersuchten die gestörte Urinabsonderung zum Normalstande gebracht, hat man auf guten Glauben *Diuretica* genannt, da sie doch vielfältig nicht auf die Nieren, sondern auf ein anderes urerkranktes Organ, oder auf den erkrankten Gesammtorganismus heilend eingewirkt, so die gestörte Urinabsonderung wieder hergestellet und die Wassersucht vertrieben haben. Daher kommt es denn auch, dass solche Mittel so oft von den Aerzten ganz vergebens als Urintreibende angewendet werden.

Ferner ist wol zu merken, dass Mittel, welche gesunde Nieren zur vermehrten Harnabsonderung zwingen, diese Gewalt nicht über kranke haben. Wenn man einen gesunden Menschen morgens viel dünnen Kaffe trinken lässt, gibt ihm einen Schluck Branntwein darauf und setzt ihn dann der kalten Luft aus, so kann man dadurch die Harnabsonderung bei ihm nicht einbildisch, sondern handgreiflich vermehren; aber deshalb wird man keine erkrankte Nieren durch solche Behandlung zur vermehrten Absonderung zwingen. Dass ein grosser Unterschied zwischen einem Kranken und einem Gesunden sei, das scheinen die Aerzte zuweilen vergessen und uns solche Mittel als *Diuretica* aufgeschwatzt zu haben, welche wol einem Gesunden die Harnabsonderung vermehren, aber die krankhaft gestörte nicht wieder normal machen können.

Ob wir eigentlich direkt harntreibende Mittel haben, darüber bin ich noch zweifelhaft. Wir haben abführende Mittel, mit denen wir die Därme zur vermehrten Aussonderung zwingen; und wenn kein mechanisches Hinderniss im Darmkanale ist, und die Laxirmittel werden nicht ausgebrochen, so wird sich unter mehren hundert Fällen kein einziger ereigenen, wo diese Mittel, in verhältnissmässiger Gabe gereicht, ihre Wirkung versagen. Mit einiger Einschränkung kann man das nämliche von den Brechmitteln behaupten. Wo ist nun aber der erfahrene Arzt, der dasselbe von irgend einem *Diuretico* behaupten möchte? Und doch müsste dieses mit Wahrheit können behauptet werden, wenn unsere Mittel den Namen der urintreibenden verdienen sollten.

Eine mässige, kaum flüssigen Stuhlgang bewirkende Prikkelung der Därme durch Laxirmittel vermehrt zuweilen die krankhaft gestörte Urinabsonderung. So soll Gummigut in ganz kleinen Gaben die Urinabsonderung vermehren, auch Jalappe, Weinstein und fast alle laxirende Mittelsalze. Man kann aber nicht behaupten, dass auch diese Harnbeförderung eine sichere Urintreibung sei, denn zuweilen glückt sie, zuweilen nicht. Das, was nun die Laxirmittel in ganz geringen Gaben leisten, das nämliche leisten sie auch in ganz grossen Gaben als heftige Purganzen gebraucht. Dieses scheint auf den ersten Blick widersprechend, ist es aber in der That nicht; denn die

Purgirmittel, in starken Gaben angewandt, wirken hier als ein antagonistischer Reiz auf den Darmkanal, und können eben so gut einen krankhaften Zustand der Nieren heben, als sie einen krankhaften Zustand der Mandeln, des Gaumens, des Gehirns, oder der äusseren Glieder zu heben im Stande sind. Bei der Wassersucht haben sie auf die bezeichnete Weise einzig ihren Ruf erhalten; denn nur in den Fällen, wo sie durch ihren feindlichen Reiz auf den Darmkanal die Nierenkrankheit heben, die Urinabsonderung zum Normalstande zurückführen, einzig in diesen Fällen sind sie Heilmittel der Wassersucht. Da, wo sie bloss das Wasser durch den Stuhlgang entleeren, ohne die Urinabsonderung zu regeln, nutzen sie wenig, denn das ausgeleerte Wasser erzeugt sich gar bald wieder. Diese feindliche Heilart ist, wie alle antagonistische Heilarten, unsicher; ich habe mich ihrer wenig bedienet. Oft genug habe ich aber Gelegenheit gehabt, die üblen Folgen derselben in Fällen, wo sie unverständig angewendet war, zu beobachten; denn zwei Meilen von hier war sonst ein Kloster, welches einen mit gemeinem Kornbranntwein bereiteten Abzug der Jalappenwurzel als Geheimmittel gegen die Wassersucht verkaufte. Der gemeine Mann bediente sich in hiesiger Umgegend oft dieses Mittels, zuweilen mit Nutzen, zuweilen mit Schaden. In letztem Falle wurde dann der Arzt zu Hülfe gerufen. Man kann leicht denken, dass bei einem solchen Arzeneihandel keine Rücksicht auf die besonderen Umstände des Kranken konnte genommen werden. So habe ich schon gesehen, dass eine im letzten Zeitraume der Lungensucht wassergeschwollene Frau das Geheimmittel brauchte und fast auf dem Nachttopfe starb. Manche, bei denen die Wassersucht von Leber-, oder Milzleiden herrührte, bekamen chronischen Durchfall und ihr Uebel wurde nicht besser, sondern viel schlimmer.

Jene Uraffektion der Nieren, welche durch einen starken antagonistischen Reiz auf den Darmkanal kann gehoben werden, scheint mir von den Nierenkrankheiten gerade die zu sein, welche am leichtesten zu heilen ist. Ich muss auch fast glauben, dass sie eben so leicht kann erworben werden als der Schnupfen, oder der Husten. Gar oft habe ich erlebt, sonder-

lich in den früheren Kriegesläufen, dass die Bauerjungen, wenn sie den Soldaten zu Dienst fahren mussten und, wie leicht zu erachten, schlechte Herberge hatten, in kalter Nacht auf ihren Karren schlafend die Wassersucht bekamen. Eben so gut, wie jemand, der etwas reizbare Haut und Nieren hat, dadurch Harnwinde bekommen kann, dass er seinen erhitzten Körper, sonderlich den Rücken, einem kalten Luftzuge aussetzet, eben so gut kann er auch Wassersucht bekommen. Solche Wassersucht muss man aber nicht mit Wassersuchten gleichstellen wollen, welche von Krankheiten anderer Eingeweide, oder von einer Affektion des Gesammtorganismus abhangen. Letzte beide erfodern, wenn sie geheilt werden sollen, einen umsichtigen und erfahrenen Arzt, erste mag wol von einem unweisen Arzeneihändler und Marktschreier geheilt werden.

Jedoch keine Krankheit ist so leicht, dass, wenn man alt genug wird, man nicht einen seltsamen, ausgezeichneten Fall der Art erleben sollte, wohl werth, verständigen Aerzten erzählt zu werden. Ich hoffe, meine Leser nicht zu langweilen, wenn ich ihnen einen ganz ausgezeichneten und zum wenigsten in meiner Praxis einzigen Fall solcher leicht zu hebenden Wassersucht mittheile. Vor ungefähr fünfzehn Jahren schickte einst ein ziemlich betagter Geistlicher aus einem benachbarten Städtchen zu mir und liess mir sagen, ich möge ihm etwas verschreiben gegen heftigen Bauchschmerz. Der Bothe, der die Nachricht mündlich brachte, wusste auf meine Fragen weiter nichts zu antworten, als dass der alte Herr im Bette liege, beständig über Bauchschmerz klage, sich gar nicht rühren könne, sondern steif wie ein Baum auf einem Flecke liege. Ich musste mich hier bloss an den Bauchschmerz halten und verschrieb einen Trank aus stinkendem Asant und Krähenaugentinktur. Am folgenden Tage, fast Abends, kam der Bothe noch einmahl, mit dem Ersuchen, den Kranken selbst in Augenschein zu nehmen; die verordnete Arzenei habe die Bauchschmerzen nicht im mindesten gelindert. Als ich am andern Tage zu dem Kranken kam, sah ich zu meinem Erstaunen, dass er einen von Wasser ganz aufgetriebenen Bauch hatte, dass seine Füsse, bis zu den Waden, und sein Hodensack wassergeschwollen waren. Der Bothe hatte aber wahr ge-

sprochen, der Kranke war ganz unfähig, sich zu bewegen, lag im eigentlichen Sinne steif wie ein Baum im Bette, und, was merkwürdig war, der Bauchschmerz, gegen welchen er durch den Bothen Hülfe bei mir gesucht, war kein Schmerz der Därme, sondern des äusseren Bauches. Die Ausfragung des Mannes gab folgende Nachricht. Er habe, sagte er, als Geistlicher vor ungefähr zehn Tagen einen Kranken auf dem Lande bei schneidend kaltem, nassen Winde besucht. Auf dem Hinwege, wo ihn der Wind von vorn angeweht, habe er, weil er Brust und Bauch gut bedeckt, keine Unannehmlichkeit gespüret. Auf dem Heimwege aber habe ihn der Wind von hinten gepackt und ihm Rock und Wams so durchweht, dass ihm der ganze Rücken kalt wie eine Scholle Eis geworden. Zu Hause sei ihm gleich unheimlich gewesen; er habe Fliederthee getrunken und warmen Wein, um den üblen Folgen der Erkältung vorzubeugen. Bald darauf (die nächsten Tage nämlich) habe er bemerkt, dass sein Athem kurz und sein Bauch steif werde. Dieses Ungemach sei von Tage zu Tage so schnell vergrössert, dass er sich jetzt, nach ungefähr zehn Tagen, in dem wahrhaft hülflosen Zustande befinde, worin ich ihn sehe. Auf mein Befragen, wie es gleich nach gehabter Rückenerkältung mit dem Harnen gegangen, ob dasselbe bedeutend verringert sei, wusste er nicht zu antworten; denn er war ein alter, ehrlicher, einfältiger Mann, der ohne Zweifel recht gut für die Theologie, aber sonst gewiss zu nichts in der Welt brauchbar war. Den jetzigen Zustand der Harnabsonderung, ob sie bedeutend verringert sei, konnte ich nicht einmahl von ihm erforschen, er wusste es selbst nicht; aber das wusste er wol, dass er keine Harnstrenge habe und nicht oft zu pissen brauche. Da er nun aber nicht aus dem Bette kam, mithin draussen nicht harnen konnte, so mussten die, welche ihm aufwarteten, doch wol aus der Völle des Nachttopfes wissen, ob er viel oder wenig harne. Als ich diese einzeln darüber vernommen, ergab sich, dass keiner sich erinnern konnte, je den Nachttopf ausgeschüttet zu haben, woraus denn folgte, dass die Harnabsonderung bei ihm ganz aufgehört. Nun waren mir das Unvermögen sich zu bewegen und die Schmerzen der Bauchmuskeln sehr erklärlich.

In allen Fällen von Bauchwassersucht, die ich vorher und nachher gesehen, war die Harnabsonderung nicht ganz aufgehoben, sondern nur mehr oder weniger vermindert; das Wasser sammelte sich also nach und nach in dem Bauche an, und nach und nach gewöhnten sich Bauchfell, Muskeln und Haut an die Ausdehnung. Hier aber, wo die Harnabsonderung gänzlich, und wahrscheinlich plötzlich, gleich nach der empfindlichen Rückenerkältung aufgehört, sammelte sich das Wasser in Zeit von etlichen Tagen in der Bauchhöle; Bauchfell, Muskeln und Haut wurden so plötzlich und widernatürlich ausgedehnt, dass diese gewaltsame Ausdehnung sehr schmerzlich sein und die Bauchmuskeln zu den willkürlichen, die Bewegungen des Rumpfes bedingenden Zusammenziehungen unfähig machen musste.

Ein Schütteltrank von Glaubersalz und Jalappenpulver, beides in reichlicher Gabe stündlich genommen, entleerte einen grossen Theil des Wassers und stellte zugleich die Urinabsonderung wieder her, wo dann die vollkommne Entleerung des Wassers auf dem ordentlichen Wege und die vollkommne Heilung wol erfolgen musste. Merkwürdig bei diesem Manne war noch, dass sich zugleich mit der Bauchwassersucht eine *Hydrocele* des rechten Hodens erzeugt hatte. Da ich ihn zum ersten Mahle sah, war der Hodensack sehr geschwollen. Ich fühlte wol, dass der rechte Hode aufgetrieben war, mochte aber, wegen des stark geschwollenen Hodensackes, vorläufig kein Urtheil darüber fällen. Der Kranke behauptete bestimmt, nie vorher die mindeste Auftreibung des Hodens gehabt zu haben. Als ich ihn zum zweiten Mahle sah, war der Hodensack gar nicht mehr geschwollen, und es konnte kein Zweifel über das Vorhandensein der *Hydrocele* mehr Statt finden. Dieser Wasserbruch verging von selbst und verging bald. Das freiwillige Verschwinden des Wasserbruches gehört zwar nicht zu den seltenen Begebenheiten, aber doch immer zu den aussergewöhnlichen.

Von den angeblich urintreibenden Mitteln kenne ich nur drei, denen ich diese Kraft zugestehe; jedoch ganz sicher bin ich auch noch nicht in diesem Punkte.

Das erste ist der *Tartarus boraxatus.* Will man ihn als urintreibendes Mittel geben, so muss man bekanntlich die Gabe

desselben so den Därmen anpassen, dass er nicht häufige Stühle erregt; denn sobald er nur mässig auf die Därme einwirkt, treibt er am besten den Urin. Man findet aber auch Fälle, wo man, diese Vorsicht nicht beobachtend, seine urintreibende Kraft unwidersprechlich gewahr wird. Da nun aber, wie männiglich bekannt, der *Tartarus boraxatus* ein Laxirmittel ist; eine geringe laxirende Einwirkung auf die Därme, welcherlei Art sie auch sei, die Urinabsonderung befördert: so möchte es schwierig zu bestimmen sein, in wiefern er, ausser seiner laxirenden, eine spezifische, die Urinabsonderung befördernde Kraft habe. Ich glaube wol, dass die meisten erfahrenen Aerzte ihm letzte Kraft zugestehen werden; aber wirklich, zanken darf man sich mit niemand darüber, man hat keinen festen Grund, auf den man fussen kann. Ich habe schon einzelne Fälle erlebt, aber auch nur einzelne, seltene, wo die Bauchwassersucht von unheilbaren, tödtlichen Fehlern eines Bauchorgans abhing, und wo nichts destoweniger der *Tartarus boraxatus* die Urinabsonderung wieder herstellte, so dass der Kranke das Wasser glücklich wegharnte. Wenn solche Leute aber alsdann nicht bald sterben, so stockt die Urinabsonderung in kurzer Zeit wieder und die Wasseransammlung fängt aufs neue an. *) Es sind jetzt acht Jahre, da habe ich den Fall erlebt, dass ein junger Mann aus der arbeitenden Klasse an unheilbarer Verstopfung der Leber litt (wahrscheinlich war schon Vereiterung darin). Dieser hatte den Bauch und das Zellgewebe voll Wasser; aber, ob ich ihm gleich sein Hauptübel nicht heben konnte, so brachte ich ihn doch mit *Tartarus boraxatus* ans Harnen, er wurde wieder so dünn als jeder andre Mensch und ging wieder aus dem Hause. Die Freude währte aber nicht lange, das Wasser kam wieder, und nun leistete das Mittel allerdings wol etwas, aber nicht mehr das, was es zum ersten Mahle geleistet.

Im Jahre 1828 rieth ein Pfarrer einem alten wassersüch-

---

*) Seit ich Obiges geschrieben, habe ich eine alte, an unheilbaren Abdominalfehlern leidende wassersüchtige Frau durch *Tartarus boraxatus* alles Wasser wegharnen lassen und sie ist erst über ein Jahr nachher an der *phthisis abdominalis* gestorben, ohne wieder wassersüchtig zu werden.

tigen Branntweinsäufer, der schon lange vor der Wassersucht an Unterleibsbeschwerden, Abmagerung und chronischem Durchfalle gelitten, vom letzten aber jetzt frei war, und der schon geduldig auf das Leben verzichtete (was auch sehr verständig war), er müsse meine Hülfe in Anspruch nehmen. Hier konnte nun wol ein Kind einsehen, dass keine Heilung möglich sei. Aber da wir Aerzte doch einmahl dazu verdammt sind, an allerlei elenden, verkrüppelten und halb verfaulten Leichnamen unsere Kunst zu üben (von welchem Schicksale bloss die soldatischen Aerzte ausgenommen sind, diese haben immer auserlesene Körper zu behandeln); so musste ich mich in mein Schicksal finden und konnte auch nicht, ohne grausam zu sein, den von dem Pfarrer angefachten Funken der Lebenshoffnung in dem armen Leider tölpisch wieder ersticken. Ich gab ihm also bloss *Tartarus boraxatus* und zwar reichlich mit Wasser verdünnet (eine Unze auf ein Pfund Wasser). Das Mittel bewirkte reichliche Urinabsonderung, und der schon gänzlich zum Gerippe ausgemergelte, bloss vom Wasser aufgeschwemmte Körper gewährte einen wahrhaft seltsamen Anblick; denn da er fein von Knochenbau war, so sah sein Kopf, so bald das Wasser sich aus dem Zellgewebe verloren, gerade so aus, als sei ein erwachsener Mensch wieder zum Kinde zusammengeschrumpft. Als er das Wasser fast alle weggeharnt, da starb er.

Solche und ähnliche Fälle von Folgewassersuchten, begründet in unheilbaren Fehlern einzelner Organe, haben mir den Glauben gegeben, dass der *Tartarus boraxatus* wirklich dadurch die krankhaft verminderte Urinabsonderung vermehre und die Wassersucht heile, dass er direkt auf das Nierenorgan, die Urinabsonderung ursachend, einwirke. Aber, wie gesagt, den Glauben habe ich wol und es werden ihn auch andere Aerzte haben, nur das Beweisen ist, des oben angeführten Grundes wegen, nicht gut möglich.

Das zweite Mittel, welches ich als ein wirkliches urintreibendes ansehe, ist der Same der Coloquinte. Ich habe es aus einem Buche, welches *Wedel* geschrieben und das den etwas seltsamen Titel hat: *Amoenitates materiae medicae.* Der Verfasser sagt, ein Wundarzt habe einst (ich weiss nicht mehr,

wo) eine Tinktur aus jenem Samen bereitet, und mit selbiger, als mit einem sonderlichen Geheimmittel, die Wassersucht geheilet. Es ist wirklich eine gute Arzenei, und wenn die Wassersucht allezeit ihren Urgrund in den Nieren hätte, und durch urintreibende Einwirkung auf die Nieren zu heben wäre, so würde man weit öfterer damit heilen können als wirklich der Fall ist.

Sie ist weit häufiger entweder consensuelle Nierenaffektion, oder eine in den Nieren vorwaltende Affektion des Gesammtorganismus, weshalb die eigentlichen urintreibenden Mittel begreiflich in den wenigsten Fällen Heilmittel sein können. Die Samenkörner der Coloquinten haben bei weitem die starke Bitterkeit des Fleisches nicht. Man muss sie, ehe man sie zur Tinktur gebraucht, erst gut abstäuben und dann abwaschen, damit der beim Aufbrechen der Frucht daraufgefallene, sehr bittere Staub nicht in die Tinktur komme. Die Gabe der Tinktur lässt sich im Allgemeinen nicht bestimmen. Sie hat schwache laxirende Kräfte. Da aber Schwach und Stark von der Empfänglichkeit der Därme für diese Einwirkung abhängt, so muss man sie so geben, dass sie nur wenig laxirend wirkt. Die grösste Gabe, welche ich mit Vortheil gereicht, ist viermahl tags dreissig Tropfen gewesen. Ich muss aber hier noch bemerken, dass, abgesehen von der auf die Därme laxirend einwirkenden Kraft, man nicht denken muss, viel hilft viel. Ich habe Menschen getroffen, welche diese Tinktur, in der Gabe wie ich sie reichte, nicht laxirte, sie wirkte auch nicht urintreibend auf die Nieren; da ich aber die Gabe verminderte, wirkte sie urintreibend und heilend. So erinnere ich mich, dass ich sie einst einer siebenzigjährigen Frau zu fünfzehn Tropfen viermahl tags reichte. Die Frau, welche Bauchwassersucht hatte, laxirte nicht davon, aber die Urinabsonderung vermehrte auch nicht. Statt nun mit der Gabe aufzusteigen, schlug ich ab, und als ich auf sieben Tropfen viermahl tags, jedesmahl mit einer Tasse Wasser verdünnet, gekommen war, da äusserte das Mittel seine urintreibende Kraft, und die Frau, die bloss an den Nieren erkrankt und übrigens gesund war, genas gar bald durch dieses einfältige Mittel. Es gehet aber mit diesem wie mit allen andern Eigenmitteln auf die erkrank-

ten Organe; zu gewissen Zeiten hat man häufige Gelegenheit, das eine oder das andere hülfreich anzuwenden, zu anderen Zeiten hat man diese nicht, weil die Krankheiten dann anders naturet sind. Wer voreilig seine Erfahrungen bekannt macht, das heisst, wer Erfahrungen über ein Mittel bekannt macht, welches er nur kurze Zeit, vielleicht nur ein Jahr lang, in vorkommenden Fällen gebraucht hat, der erhebt leichtlich ein grosses Geschrei, als ob er ein unfehlbares Mittel gegen diese oder jene Krankheit entdeckt habe; hätte er drei oder vier Jahre gewartet, so würde er wahrscheinlich etwas kleinlauter davon gesprochen haben.

Das dritte Mittel, welches ich als wirkliches *Diureticum* erkannt habe, ist der gewässerte Mohnsaft (drei, vier, aufs höchste fünf Tropfen Mohnsafttinktur mit einem Masse Wasser vermischt und in vierundzwanzig Stunden verzehrt). Dieses Mittel ist aber in der Medizin bekannt genug, darum will ich es auch nur eben berühren und dem Leser nicht mit vielem Geschwätze von dessen Wirkung beschwerlich fallen.

Dass man chronische Durchfälle zuweilen mit diesem gewässerten Mohnsafte heben könne, gegen welche der Mohnsaft in reichlicher Gabe und conzentrirter Form schon nutzlos gegeben war, rührt meines Erachtens daher, dass manche chronische Durchfälle bloss in einer etwas verminderten Urinabsonderung begründet sind. Stellet man die Urinabsonderung wieder auf die gesundheitsgemässe Norm, so hört der Durchfall auf. Mohnsaft in conzentrirter Form und in solchen Gaben, wie er gewöhnlich zum Schmerzstillen oder zum Stillen eines Durchfalles gegeben wird, vermindert die Urinabsonderung, Statt sie zu vermehren, kann also wol solchen chronischen von einer Nierenaffektion entstandenen Durchfall auf ein paar Tage mit Gewalt hemmen, wird ihn aber nie gründlich heilen. Uebrigens glaube ich doch, dass es eine besondere, durch verminderte Urinabsonderung sich äussernde Affektion der Nieren sei, welche man gerade mit dem gewässerten Mohnsaft heben kann. Jede verminderte Urinabsonderung, obschon sie Urleiden der Nieren ist, wird man nicht damit heben; zum wenigsten habe ich in früherer Zeit, (wo ich freilich noch wenig eingeweiht in die Heimlichkeit der Wassersucht

war) den gewässerten Mohnsaft oft genug vergebens als *Diureticum* angewendet; zuweilen hat er aber auch überraschende Wirkung geäussert. Einen seltsamen, aber doch tödtlich abgelaufenen Fall der Art kann ich mich nicht enthalten dem Leser zu erzählen.

Ich wurde zu einem Herrn gerufen, der die Bauch- und Zellgewebewassersucht, ich weiss nicht, wie lange schon gehabt. Zwei Aerzte hatten ihn behandelt. Der erste hatte ihm, angeblich, das Wasser durch Schwitzen weggeschafft, da es aber wiedergekommen, hatte der zweite es durch Purgiren ausgeleert. Weil man aber an die Herstellung der Nierensecretion, entweder nicht gedacht, oder keinen Rath darauf gewusst, so war, wie leicht zu erachten, das Wasser wiedergekommen, und es ist mir nicht einmahl wahrscheinlich, dass Bauch- und Zellgewebe ganz sollten entleert gewesen sein, denn das macht sich so geschwind nicht. Da ich den Kranken sah, war sein Bauch und der ganze Körper sehr geschwollen, und die Leser werden auch ohne meine Erinnerung begreifen, dass er nach dem überstandenen Schwitz- und Purgirstrausse bettlägerig gewesen sei. Hätte ich ihm nun gesagt, (vorausgesetzt die prophetische Gabe): Sie werden nicht an dieser Wassersucht sterben, guter Herr! ich werde Sie davon befreien; aber Sie werden dennoch nimmer wieder auf die Strasse kommen, denn sobald Sie das Wasser weggeharnt, werden Sie im Hui am bösen Halse sterben. Hätte ich also im prophetischen Geiste sprechen können, so würde der Kranke mir ohne Zweifel geantwortet haben: helfen Sie mir nur durch ihre Kunst von der Wassersucht; für den bösen Hals werde ich dann schon selbst sorgen. — Aber wirklich, so wie ich hier die Sache sage, ist sie geschehen. Ich verordnete gewässerten Mohnsaft, die Urinabsonderung kam in Kurzem wieder auf den Normalstand, und da konnte es nicht fehlen, der Kranke musste sich dünn harnen. Als nun die Geschwulst beigefallen ist, neue Hoffnung und Lebenslust in sein Herz einziehen und er schon wieder durch das Haus gehet, bekommt er eine Halsentzündung und stirbt in ein paar Tagen daran. Ich bemerke aber dabei, dass sein Arzt, den er eine Meile weit kommen liess, obgleich in der Stadt selbst ein guter und erfahrener wohnte, ein grosser,

sehr grosser Trunkenbold war; Gott mag wissen, was er mit ihm angefangen, ein solch erschöpfter Körper ist leicht über den Haufen geworfen. Die Leser werden wol nie eine bessere Auslegung des Horazischen Spruches, *Improvisa lethi vis rapuit rapietque gentes*, gehört haben.

Ausser der Affektion der Nieren, welche durch Vermehrung oder Verminderung des Urins, durch saure, oder alkalische Beschaffenheit desselben sich äussert, gibt es noch eine andere Affektion, welche sich nicht durch solche erkennbare Dinge äussert, sondern gerade, wie die geheimen Leber- und Milzaffektionen, bloss durch Leiden, entweder benachbarter, oder auch sehr entfernter Theile. Die gewöhnlichsten, auch des Einfältigsten Aufmerksamkeit erzwingenden Zufälle sind die Leiden der Blase und Harnröhre, erscheinend als mehr oder minder schmerzhaftes Harnen. Weniger die Aufmerksamkeit des Arztes auf die Nieren lenkend ist das Seitenstechen. Ist es in der linken Seite, gerade wo die Milz liegt (auf der Grenze der *Regionis epigastricae* und *hypochondriacae sinistrae*, wo sich häufig die Leberaffektionen schmerzhaft äussern, sah ich bis jetzt die Nierenaffektion sich noch nicht äussern), und ist dann der Urin zugleich roth, so ist dieses zwar kein sicherer Beweis, dass die Niere ergriffen sei, aber es ist doch ein Fingerzeig für den Arzt, die Augen aufzuthun. Stiche in der rechten Seite mit rothem Urine können die Aufmerksamkeit des Arztes weniger auf die Nieren lenken, weil bei Affektionen der Leber der Urin leicht roth ist. Rother Urin bei Abwesenheit aller Leberaffektion lenkt auch die Aufmerksamkeit des Arztes auf die Nieren. Schmerzen in den Fersen und Ballen der Füsse, wenn keine Leber-, Milz-, Gekröse- und Gehirnleiden vorhanden sind, deuten ebenfalls auf eine Nierenaffektion. Ein Zustand der Abmagerung mit beschleunigtem Pulse und blasser, selbst schmutziger Gesichtsfarbe, bei welchem der Kranke über allerlei wandelbare, schmerzhafte Gefühle klagt, kann auch blosse Folge eines Nierenleidens sein.

Jetzt muss ich, um meinen Lesern verständlich zu werden, etwas die epidemische Constitution Betreffendes einschieben. Früher habe ich schon gesagt, dass, wenn Leberkrankheiten herrschen, dann zuweilen Milzkrankheiten mitunter-

laufen, dass aber das eine Jahr weit ergibiger an solchen Abweichungen sei als das andere; das Nämliche erinnere ich jetzt von den Nierenkrankheiten. Ich habe in früheren Jahren solche Anomalien nur einzeln erlebt, aber im Herbste des Jahres 1829 mehr mit Nierenaffektion zu thun gehabt, als in meiner ganzen früheren Praxis. Sie war entweder für sich bestehend, oder folgte der herrschenden Leberaffektion. Im letzten Falle äusserte sie sich, sobald die Leber wieder zum Normalstande zurückkehrte, das Gefühl von Gespanntheit in den Präkordien nachliess, und überhaupt der Kranke anfing sich wieder wohl zu fühlen. War früher der Harn dunkel gefärbt gewesen und auf den Gebrauch der Lebermittel gesundheitsgemäss von Farbe geworden, so wurde er, in Fällen, wo die Nieren erkrankten, unter dem fortgesetzten Gebrauche der Lebermittel braun und etliche Mahl trübe. Hier war nun freilich die Erkenntniss nicht schwer, das heisst, für den nicht schwer, der schon mehr in seinem Leben mit solchen Wandelkrankheiten zu thun gehabt. In andern Fällen wurde der Urin nicht braun, sondern er blieb ganz gesundheitsgemäss, wie ihn die Lebermittel gemacht hatten; die Besserung ging aber nicht mehr voran, sondern weit eher zurück. Der Puls, der vorher schon wieder ruhig war, wurde von neuem unruhig, gegen Abend zeigte sich Fiebererhebung und die wiedergekehrte Esslust schwand gänzlich. In diesem Falle war die Erkenntniss schwierig, denn man hatte kein Zeichen der Nierenaffektion, als das Stillstehen der Besserung und das fernere Nichtwirken der Lebermittel. Ich muss aber hier bemerken, dass bei einigen sich auch allerdings Harnstrenge früher oder später einstellte, in welchem Falle die Uebertragung der Krankheit von der Leber auf die Nieren leichter zu vermuthen war.

Da, wo die Nierenaffektion als erstliches Leiden auftrat, war, um von der Erkenntniss durch Zeichen ganz zu schweigen, das blosse Vermuthen dieser Affektion nicht allein sehr schwierig, sondern in manchen Fällen bar unmöglich; ich bekenne aufrichtig, dass ich in manchen der früheren Fälle, wo ich die Mucken dieser Krankheit noch nicht kannte, die Menschen vergebens Arzenei habe nehmen lassen, da ich ihnen doch gering hätte helfen können, wenn ich nur die Stätte ihres

Leidens gekannt. Ich habe z. B. Menschen angetroffen mit lebhaftem Fieber, ohne, oder mit Kopfschmerz, die über nichts klagten, als über Rückenschmerzen, welche Klage denn doch bei akuten Fiebern sehr gemein ist. Die Leser werden vielleicht denken, da der Rücken lang ist, hätte ich das Nierenleiden aus der Gegend des Schmerzes vermuthen können; allein auch das ging nicht, denn einige hatten den Schmerz zwischen den Schulterblättern, oder in der einen oder der anderen Schulter, andere hatten ihn im Kreuze. Nur eine einzige Frau habe ich behandelt, welche mir gerade die Gegend der rechten Niere als Schmerzensstätte anzeigte. Der Harn war auch zuweilen bei solchen Kranken weder schleimig, fellig, noch trübe. Wie will nun ein verständiger Mensch aus solchen Zufällen auf Nierenleiden schliessen? und doch verhielt sich die Sache so. Bei einigen, wo besonders der Urin zur Röthe oder Gelbe neigte, gab ich, da doch die hauptherrschende Krankheit eine Leberaffektion war, im Sommer das Krähenaugenwasser, und im Herbste, da die Natur der herrschenden Leberkrankheit nach und nach so verändert war, dass sie unter der Heilgewalt des Chelidoniums stand, die Schellkrautsafttinktur. Allein die Krankheit blieb wie sie war und es kam kein Ende daran; gab ich nun ein gutes Nierenmittel, so erfolgte die Besserung bald und sicher; je früher ich es gab, je schneller erfolgte die Besserung.

Nun muss ich aber noch eins erinnern. Eben so, wie Leberkrankheiten bei der Besserung in Nierenkrankheiten übergehen können, so können auch umgekehrt Nierenkrankheiten in Leberkrankheiten übergehen. Ob man von diesem Uebergange im Allgemeinen sagen dürfe, dass er leicht zu erkennen sei, wage ich nicht zu behaupten; aber das kann ich mit gutem Gewissen behaupten, dass bei denen, welche ich unter meiner Behandlung gehabt, dieser Uebergang nur von einem höchst Unerfahrnen hätte können verkannt werden. Sobald man durch ein gutes *Nephriticum* die Nieren gesund gemacht, das Fieber vergangen war und das Gefühl der Gesundheit wiederkehrte, welches in vier bis sechs Tagen geschah, so stand, wenn die Krankheit sich auf die Leber warf, die Besserung still. Statt dass der Kranke stärker werden sollte, wurde er schwächer,

der Puls etwas schneller, der Urin mehr oder minder dunkel gefärbt und trübe, in etlichen Fällen selbst morastig. Nun erschienen nächtliche ermattende Schweisse, die Esslust verging ganz, der Athem wurde kurz. Sobald man also sah, dass die Besserung und das Stärkerwerden des Genesenen nicht rasch und sichtbar fortschritt, oder wenn zu dieser schon höchst verdächtigen Zauderhaftigkeit sich noch ein, wenn gleich geringer Grad von Röthe des Urins gesellte, so musste man nicht warten, bis man alles Böse mit Händen greifen konnte, sondern gleich die Schellkrauttinktur zu fünfzehn Tropfen fünfmahl tags reichen, dann wurde der Harn wieder blass und das Befinden kehrte bald zum Normalstande zurück. Wurde man bei ausserstädtischen Kranken aber erst dann von der Sache benachrichtiget, wenn alles Böse schon da war, so konnte man es nicht mehr abkehren, aber wol mit der Schellkrauttinktur vertreiben. Die profusen Nachtschweisse (ein für den Kranken lästiger und ihn sehr schwächender Zufall) wichen auch dem Schellkraut, früher oder später, je nachdem sie eingewurzelt waren. So waren nun die Krankheiten beschaffen, bei denen ich mehr von Nierenaffektion gelernt habe als in irgend einem anderen Zeitpunkte meines praktischen Wirkens; wiewol ich zulasse, dass mir die Nieren auch schon früher viel Kopfbrechen und Schererei verursachet haben. Jetzt zu den Nierenmitteln.

Cochenille.

Ich lernte dieses Mittel als Nierenmittel bloss durch Zufall kennen *). Ich habe schon oben gesagt, dass Nierenaffektion,

---

*) Bei meiner Aufnahme in die Zunft der Aerzte gehörte die Cochenille zu den ungebräuchlichen Mitteln, ich sah auch, so lange ich Arzt bin, sie noch nie von einem Arzte verschreiben, obgleich sie in pharmazeutischen und arzeneimittellehrigen Schriften des vorigen Jahrhunderts als *Diureticum*, *Lithontripticum*, *Cephalicum* und *Stomachicum* zu Buche steht. (*Jo. Fr. Cartheuser Fundamenta Materiae med.* 1750. — *Casp. Neumann* medizinische Chymie 1753 — *R. A. Vogel Historia Mat. Med.* 1760 — *J. R. Spielmann Institut. Materiae med.* 1781.) Von diesen vier Schriftstellern werden *Strisser*, *Lister* und *Struve* als Gewährmänner angeführt. *Spielmann* sagt aber ausdrücklich von der Cochenille: *ad infucanda medica-*

sie mag in Steinen, oder in anderer Krankheit bestehen, zuweilen sich durch schmerzhafte Affektion in der Milz-, oder Lebergegend äussert. Ich hatte einst eine alte arme Frau zu behandeln, welche ein wenig Fluktuation im Bauche, geschwollene Füsse bis zu den Knien, Husten, Auswurf, schleichendes Fieber mit wenigem, dunklen und trüben Harne hatte. Diese klagte ausserordentlich über Schmerzen im linken *Hypochondrio.* Ich gab ihr Eichelnwasser; der Schmerz liess nach, aber der Harn vermehrte nicht. Weil nun alte Frauen oft etwas wunderlich sind, so kam auch diese auf den Einfall, das Eichelnwasser werde ihr nicht helfen; ich sehe ihre Krankheit für unheilbar an, und gebe ihr bloss zur Vertröstung etwas, was nicht schade und nicht helfe. Da nun aber das Eichelnwasser den Schmerz aus der Seite bald weggeschaffet, so hatte ich die Hoffnung, es werde auch die Urinabsonderung vermehren (ich sah die Krankheit für *Hydrops splenicus* an), mochte die Arzenei also nicht mit einer andern vertauschen. Bloss um die alte Frau zu beruhigen, liess ich das Eichelnwasser mit Cochenille färben. Die Alte war dadurch beruhigt, aber zugleich sah ich auch solche herrliche Wirkung auf die Urinabsonderung, dass ich anfig Misstrauen in meine Erkenntniss zu setzen, zumahl da ich mehr als einmahl bei Nierensteinsüchtigen schmerzhafte Affektionen der Milz oder Leber erlebt, mithin auf ein solches vorwaltendes Zeichen eben nicht baute.

Zuerst versuchte ich nun die Cochenille an mir selbst, um zu sehen, ob sie auch feindliche Wirkung auf den Gesunden äussere; da ich sah, dass das nicht der Fall war, so trug ich kein Bedenken, sie bei Kranken anzuwenden. Gleich anfänglich hatte ich das Glück, einen äusserst belehrenden Fall zu beobachten, dessen Seltenheit mir erst im Herbste 1829, wo die Nierenaffektionen häufig waren, recht deutlich geworden. Eine Frau von mittlen Jahren war mit akutem Fieber und Stichen in der linken Seite, gerade in der Gegend der Milz, behaftet. Die Zufälle des Fiebers waren die ge-

---

menta inter nos praecipue adhibetur. Sechs Jahre später erschien Hahnemanns Uebersetzung der *Materia Medica* des *William Cullen*, in dieser ist schon gar nicht mehr von der Cochenille die Rede.

wöhnlichen und sind nicht nöthig zu erzählen; ich bemerke bloss, dass es ziemlich lebhaft war und die Frau sich recht krank fühlte. Ich gab ihr Eichelnwasser zu einem halben Löffel viermahl tags. Der Schmerz liess nach; aber nun erschien Statt des Milzschmerzes heftiger Schmerz der linken Niere, und zwar so, dass ich um diesen Schmerz zu vermehren nur ganz mässig auf den Ort zu drücken brauchte; zugleich stellte sich auch Strangurie ein. Ich gab jetzt der Kranken Cochenille mit so gutem Erfolge, dass innerhalb zwei Tage Nachlass der Schmerzen erfolgte, und das Fieber, welches abnehmend noch einige Tage länger anhielt, beim fortgesetzten Gebrauche desselben Mittels verschwand. Dieser Fall, von dem ich bloss das erzähle, was belehrend ist, hat das Besondere, dass sich die Nierenaffektion durch Schmerz gerade an dem Orte, wo die Niere liegt, offenbarte; dieses ist so selten, selbst bei Steinsüchtigen selten, dass ich mich nur weniger ähnlichen Fälle erinnere, in denen sich die Krankheitsstätte so deutlich, ja handgreiflich offenbart hätte. Für mich war der Fall besonders belehrend. Ich hatte nämlich jetzt keinen Zweifel mehr, dass die Cochenille ein edles Organmittel auf die erkrankten Nieren sei.

Ich will den Leser nun nicht mit Erzählung gemeiner Fälle von akuten Fiebern ermüden, welche ich im Herbste 1829 zu behandeln gehabt. Da ich oben die Anomalien der herrschenden Leberkrankheit deutlich genug auseinandergesetzt, so brauche ich nichts weiter zu sagen, als dass in den Fällen, wo die Nieren affizirt wurden, die Cochenille mich nimmer im Stich gelassen. Anziehender wird es sein, wenn ich einige verwickelte Fälle erzähle, wo consensuelle, stark vorwaltende Leiden den Arzt in die Irre führen konnten. Ich bedaure nur, dass meine Pflicht als praktischer Arzt mir nicht immer erlaubt hat, als blosser Versuchmacher zu handeln. Hätte ich in dem ersten der folgenden Fälle, z. B., bloss und allein Cochenille geben wollen, so würde ich bei der Neuheit der Heilkräfte der Cochenille und bei der Dringlichkeit der Umstände gewissenlos gehandelt haben, und hätte ich im zweiten Falle bloss Cochenille geben wollen, so hätte ich gegen meine eigene und anderer verständigen Aerzte Erfahrung handeln

müssen, ich hätte nämlich auf unverkennbare gastrische Schärfen keine Rücksicht nehmen dürfen.

Der erste Fall, den ich anführe, betrifft eine Frau, die ich leider nicht selbst gesehen, von der mir aber, wegen des sehr beunruhigenden Zustandes, worin sie sich befand, ganz pünktlich Nachricht von dem Ehemann gebracht wurde. Die Zufälle, worüber diese klagte, waren: sehr heftige Rücken- und Bauchschmerzen mit stark aufgetriebenem Bauche, behinderte Urinabsonderung, Wassergeschwulst der Füsse, Schenkel und Schamlippen. Höchst wahrscheinlich war der Bauch voll Wasser; bestimmt kann ich dieses aber nicht sagen, weil ich es nicht selbst habe untersuchen können. Ferner waren die consensuellen Leiden der Blase und Harnröhre so vorwaltend, dass die Kranke weder Tag noch Nacht vor der Harnstrenge Ruhe hatte. Der Wundarzt, der zu Hülfe gerufen ihr den Catheter in die Blase gebracht, hatte nur etwas Blut entleert. Weiter ist wohl zu merken, dass ein starker Mutterblutfluss allem diesen Elende vorhergegangen, und dass die Kranke, wie der Ehemann sagte, starke Hitze nebst vielem Durste hatte, und mehre Tage nicht zu Stuhle gegangen war. In dem beschriebenen Zustande hatte sie sich schon mehre Tage befunden und vergebens die Hülfe der Kunst angesprochen.

Aus dieser Erzählung konnte ich nichts anders schliessen, als dass sie am tobenden Nierensteine krank sei; denn solche Steine machen gern bei Weibern Mutterblutflüsse und heftige Leiden der Blase und Harnröhre. Die Rücken- und Bauchschmerzen sind gemeine Zufälle des in einer Niere tobenden Steines. Ob die Frau nun wirklich Nierensteine gehabt hat, oder ob ein nicht von Steinen herrührendes Nierenleiden durch Mangel an Hülfe, oder durch unrechte Mittel (ohne Schuld des ersten Arztes, denn der wird wol eben so gut nach Bericht haben verordnen müssen als ich) zu solcher Höhe gesteigert sei, das ist nicht mit voller Sicherheit zu bestimmen. Ich gab dieser Frau eine Unze gebrannter Magnesia, zwei Drachmen Cochenille und sechszehn Unzen Wasser zum Schütteltrank gemacht, und liess sie davon stündlich einen Löffel voll nehmen. Der Bericht darauf lautete: der Rückenschmerz sei über die Hälfte minder geworden, der Bauch bei weitem nicht

mehr so gespannt und die Urinabsonderung wieder hergestellt. Der Urin, den mir der Ehemann brachte, war nicht roth, ohne gerade trübe zu sein etwas unklar, und zeigte beim eingetunkten Lakmuspapier, trotz der verzehrten Unze gebrannter Magnesia, noch reichliche Harnsäure. Oeffnung war nur Einmahl erfolgt und zwar eine reichliche; die Strangurie hatte zwar nachgelassen, kehrte aber von Zeit zu Zeit in sehr vermindertem Grade zurück. Da ich keinen Grund hatte, eine Veränderung in der Arzenei zu machen, so liess ich die nämliche wiederholen, mit dem Bedeuten, weniger zu geben, im Falle mehr als zwei bis dreimahl tags Oeffnung erfolgen sollte.

Der darauf folgende Bericht lautete: dass die Kranke, wegen des häufiger erfolgten Abganges, die Arzenei seltener genommen, die schmerzhaften Zufälle seien aber bis auf geringe Spuren schon verschwunden, der Bauch beigefallen und die Füsse nur noch bis an die Knöchel geschwollen. Da der Urin, der jetzt reichlich abging, trotz der verbrauchten Magnesia Harnsäure enthielt, so liess ich noch einmahl die Arzenei wiederholen.

Aus dem nun folgenden Berichte hörte ich: alles sei zum Normalstande zurückgekehrt; die Frau aber sehr mager geworden. (Ich denke, ihre frühere Beleibtheit wird wol wässeriger Natur gewesen sein.) Der Urin hatte jetzt wenig Harnsäure mehr, war aber noch nicht ganz neutral. Nun gab ich bloss zwei Unzen Milchzucker mit zwei Drachmen Cochenille in Pulverform, und liess davon fünfmahl tags einen Theelöffel voll nehmen. Es ist auch weiter keine Arzenei nöthig gewesen; denn da die Frau in den besten Jahren war, so kamen Kräfte und Fleisch wol von selbst wieder. Die beste und erste Stärkung nach Krankheiten ist die gründliche Heilung des Hauptübels. Ich habe oben gesagt, es sei nicht mit voller Sicherheit zu bestimmen, ob Steine dieses heftige Nierenleiden verursacht; die regelmässig fortschreitende Besserung hat mich aber doch am Ende überredet, dass wol keine Steine in den Nieren sein mochten; denn die von Steinen abhangenden Nierenleiden sind gewöhnlich sperriger zu behandeln, wenn sie gleich nicht einmahl bis zu der beschriebenen Höhe gesteigert sind.

Der zweite Fall, den ich für interessant genug halte, um kurz erzählt den Lesern keine lange Weile zu machen, ist folgender:

Ich wurde eines Abends, zu der Zeit, da die besagten Nierenaffektionen ziemlich oft vorkamen, zu der Ehefrau eines hiesigen Bürgers gerufen. Diese war zuweilen von asthmatischen Beschwerden heimgesucht gewesen, gegen welche sie aber noch nie die Hülfe eines Arztes in Anspruch genommen; sie war jetzt schon seit acht Tagen in hohem Grade asthmatisch, dabei auf der Hälfte der Schwangerschaft. Der Puls war schnell und voll, der Urin wurde in grosser Menge abgesondert und war etwas röther, als er im Normalstande hätte sein müssen. Die Athemsnoth war stark, und stärker gegen Abend, also, dass die Kranke schon in acht Tagen nicht gelegen und nicht geschlafen hatte, das Gesicht roth und aufgetrieben, der Blick der Augen flau, die Zunge dick weiss belegt, der Geschmack angeblich bitter; alles, was in den Magen kam, bewirkte Neigung zum Aufstossen, ohne dass die Kranke, nach ihrer Aussage, recht zum Aufstossen kommen konnte; übrigens war sie seit drei Tagen verstopft. Ich gab ihr einen Schütteltrank von einer halben Unze gebrannter Magnesia, zwei Drachmen kubischen Salpeter und acht Unzen Wasser, wovon sie stündlich einen Löffel voll nahm.

Nachdem sie diesen Trank verzehret, war der Puls nicht mehr voll, aber noch unvermindert schnell, der Geschmack wol ein wenig besser, aber doch noch bitter, die Gespanntheit der Präkordien um vieles besser; Oeffnung von steinhartem Kothe war Einmahl erfolgt. Ich liess den Trank wiederholen. Als nun dieser zweite verbraucht war, hatte die Zunge den dicken weissen Schmutz verloren und nur noch einen leichten weissen Anflug, der bittere Geschmack und die Gespanntheit der Präkordien war ganz verschwunden, das Gesicht beigefallen, kurz, das Befinden im Ganzen viel besser. Der Puls war aber unverändert schnell, das Asthma wol etwas minder, aber doch noch immer so, dass die Kranke nicht liegen und nicht schlafen konnte. Der Urin war reichlich, hatte die röthliche Farbe verloren und zeigte noch viel Harnsäure. Nach diesem zweiten Tranke war zweimahlige reichliche breiige

Oeffnung erfolgt. Nun kam ich auf den Gedanken, ob hier das Asthma auch wol durch eine Nierenaffektion unterhalten werden möchte. Ich gebe zu, dass die vorhandenen Zeichen nicht bestimmt dafür sprachen; denn wenn gleich reichlicher Harnabgang zuweilen bei Nierenaffektion Statt findet, so findet er doch eben so wol und zwar nicht selten beim gewöhnlichen Asthma Statt. Husten und Asthma können von Nierenaffektion herkommen; hier jedoch, wo das Asthma schon mehrmahls vorhanden gewesen und von selbst in ein paar Tagen vergangen, konnte man es nicht als von Nierenaffektion entstanden ansehen. Allein es konnte durch eine Nierenaffektion unterhalten werden; denn da es sonst, nach Aussage der Kranken, in ein paar Tagen von selbst vergangen war, so musste seine jetzige Hartnäckigkeit doch in irgend etwas begründet sein. Hier, wo der Versuch durchaus nicht gefährlich war, hätte ich wol ein Thor sein müssen, ihn nicht zu machen.

Weil ich aber durch Erfahrung weiss, dass da, wo viel bitterer Geschmack, Aufstossen und Spannung in den Präkordien ist, eine ganze oder halbe Unze Bittersalzerde wol zuweilen hinreicht, jene widrigen Gefühle zu heben, gewöhnlich aber noch scharfe Stoffe in dem unteren Theile des Darmkanals haften, besonders wenn die Magnesia, wie in dem gegenwärtigen Falle, die Bewegung der Därme wenig vermehrt hat; so verband ich, zur Vorsicht, die Magnesia noch mit der Cochenille, gab einen Schütteltrank von einer halben Unze Magnesia, einer Drachme Cochenille und acht Unzen Wasser, und liess davon stündlich einen Löffel voll nehmen. Die Wirkung, die dieser Trank auf das Asthma äusserte, war merkwürdig. Den ersten Tag, da sie ihn nahm, konnte sie schon ein paar Stunden Nachts ruhen, und liegend ruhen; sie fing an, reichlich Schleim auszuwerfen, der leichte weisse Anflug verschwand ganz von der Zunge. Ich liess diesen Trank noch einmahl wiederholen, und dann gab ich die Cochenille in Pulverform, fünfmahl tags einen Theelöffel von der Mischung einer Unze Milchzucker mit einer Drachme Cochenille. Das Befinden wurde nun täglich besser, die Schleimaussonderung aus den Lungen reichlich, der ruhige, ununterbrochene Schlaf kehrte wieder, auch die Esslust stellte sich ein und die Speisen

wurden gut vertragen. Indessen bei dieser erwünschten Besserung war eine Erscheinung, die, hätte ich in diesem Falle zum ersten Mahle die Cochenille gegeben, mich arg würde verblüfft haben. Nämlich, der vorher sehr reichliche Urin wurde bei dem Gebrauche der Cochenille und bei der täglichen Besserung immer minder, der Puls blieb schnell, Auswurf und Husten liessen nicht nach, der verminderte Urin wurde bald roth und trübe.

Da ich nun, wie gesagt, der Meinung war, dass eine Nierenaffektion das Asthma, wo nicht geursacht, doch unterhalten habe, so musste ich hier erst untersuchen, ob der dunkelgefärbte, sparsame, trübe Harn eine Krankheitsversetzung auf die Leber, oder eine Veränderung der Nierenkrankheit bekunde. Alle Zeichen, aus welchen man damahls eine Uebertragung auf die Leber vermuthen konnte, fehlten gänzlich, die Frau hatte weder Nachtschweisse, Spannung im rechten Hypochondrio, noch garstige Gesichtsfarbe; mithin war es wol am klügsten, dass ich vorläufig annahm, es könne möglich sein, dass die Nierenaffektion in ihrer Natur verändert sei. So gut, wie ein gewöhnliches Gallenfieber in Gelbsucht übergehen kann, eine vermehrte Gallenabsonderung also in eine gänzlich gehemmte, (welche Gelbsucht die Alten, närrisch genug, eine kritische genannt haben,) eben so kann auch eine durch vermehrte Urinabsonderung sich urkundende Nierenaffektion in eine durch sehr verminderte oder fast unterdrückte sich urkundende übergehen. Dergleichen Uebergänge in anscheinend ganz entgegengesetzte Zustände können bei den Krankheiten aller absondernden Organe, so weit diese nämlich sinnlich zu bereichen und zu beurtheilen sind, Statt finden. Ich verschrieb also jetzt der Kranken die Goldruthe, liess täglich eine halbe Unze mit fünf Tassen kochendem Wasser eine halbe Stunde ziehen, dann abgiessen und den Aufguss in vierundzwanzig Stunden verzehren. Dieses Kraut leistete alles, was man von einem guten Nierenmittel verlangen konnte. Schon nach dem ersten Loth hatte der Harn die Trübheit verloren, nach dem zweiten die rothe Farbe, nach dem dritten war er schon bedeutend vermehrt, und beim fortgesetzten Gebrauche ging alles rasch zur vollkommnen Gesundheit, Husten

und Auswurf verlor sich und der Puls wurde normal. Ich habe aber zur Vorsicht das Heilmittel noch weit länger nachgebrauchen lassen, als es wol der krankhaften Zufälle wegen nöthig gewesen wäre. *) Man kann nie behaupten, dass die krankhafte Affektion eines Organs ganz gehoben sei, sobald sie sich nicht mehr durch erkennbare Unregelmässigkeiten in dem Organe selbst oder in benachbarten offenbaret. Die Krankheit ist ein unsichtbares Ding, darum muss man etwas vorsichtiger damit verfahren, als wenn es sichtlich und greiflich wäre.

Wäre mir die Wirkung der Cochenille, bei krankhaft vermehrter Urinabsonderung den Urin zu vermindern, indem sie den Menschen gesund macht, nicht schon durch Erfahrung bekannt gewesen, so würde der eben erzählte Fall mich stutzig gemacht haben. Diese Wirkung der Cochenille äussert sich aber nicht in allen Fällen so, wie in dem erzählten, dass sie nämlich die Harnabsonderung nicht bloss auf den Normalstand zurückführt, sondern (man erlaube mir den Ausdruck) über den Normalstand hinausdrängt und in den entgegengesetzten krankhaften Zustand verwandelt; in den meisten Fällen bringt sie die Urinabsonderung bloss auf den Normalstand. Uebrigens ist in dem erzählten Falle diese Ausnahme nicht gerade etwas Unerhörtes. Der Brechweinstein z. B. wirkt zuweilen eben so bei der durch vermehrte Gallenabsonderung sich äussernden Krankheit der Leber. In vielen Fällen vermindert er die Gallenabsonderung und führt sie auf den Normalstand zurück; in andern Fällen drängt er sie über den Normalstand hinaus und bewirkt eine krankhaft verminderte Gallenabsonderung, ja selbst Gelbsucht. Solche Wirkungen sind übel zu

---

*) Im Jahre 1836 wurde ich, eines unbedeutenden Mutterblutflusses wegen, zu derselben Frau gerufen, erkundigte mich bei der Gelegenheit, ob sie seit der letzten Krankheit oft Anfälle ihres periodischen Asthma gehabt, und hörte nun, dass sie in den sechs Jahren nicht die leiseste Mahnung davon gespüret. Ich führe dieses deshalb an, weil ich in dem folgenden Abschnitte dieses Kapitels von dem selbstigen Ausbleiben periodischer Uebel sprechen und auf die grosse Unweisheit aufmerksam machen werde, solches Ausbleiben gutgläubig den zuletzt gegebenen Arzeneien zuzuschreiben.

erklären; jeder mag sie sich nach seiner Weise erklären, verständig, oder phantastisch. Es mag sie nun aber jemand erklären wie er will, so wird er bei der Behandlung eines Kranken es eben so machen müssen als ich, er muss sehen, wie sich die Wirkung des Mittels auf das erkrankte Organ gestaltet, und nach dieser Beobachtung seine weiteren Massregeln nehmen; vorher lässt sich nach keiner Theorie darüber etwas Sicheres bestimmen.

Nun will ich den Lesern noch einen sehr verwickelten Fall erzählen, bei welchem die Cochenille zwar auch nicht alleiniges Heilmittel war, wo aber ohne Cochenille die Heilung wol schwerlich würde gelungen sein.

Ich wurde den 26. October 1829 zu der Ehefrau eines sehr verständigen Landmannes gerufen, welche bis dahin einer meiner Amtsgenossen behandelt hatte, die sich aber angeblich in sehr üblen und lebensgefährlichen Umständen befinden sollte. Als ich hinkam, fand ich, dass man die Sache berichtend nicht vergrössert habe; denn die Frau war zwar bei gutem Verstande, aber übrigens so schwach, dass sie das Bett nicht allein nicht verlassen, sondern sich nicht mehr im Bette aufrichten konnte. Sie litt an einem so heftigen Durchfalle, dass in einer Stunde ungefähr fünf Bauchentleerungen erfolgten. Die Excremente liefen ins Bett, denn an Aufstehen oder Unterstecken eines Beckens war theils wegen der grossen Schwäche, theils wegen der Schnelle der Entleerung nicht zu denken. Der Bauch war sehr schmerzhaft und etwas aufgetrieben; bei aller Mühe aber, die ich mir gab, konnte ich durchaus nichts erfragen und entdecken, was auf die Affektion irgend eines besonderen Organes gedeutet hätte. Der Puls war schnell und klein, die Zunge etwas weiss angeschlagen, der nicht rothe, stark harnsaure Urin wurde, im Verhältniss zum heftigen Durchfalle, reichlich entleert. Uebrigens klagte die Kranke über beständige Uebelkeit und über viel Aufstossen, welches zuweilen mit Erbrechen eines geschmacklosen Schleimes abwechselte; der Durst war stark und die Hitze abwechselnd gross. Die schon länger Kranke hatte in diesem traurigen Zustande bereits ein paar Tage gelegen.

Von dem Beginne der Krankheit konnte ich Folgendes

in Erfahrung bringen. Alles Elend hatte mit einem starken Mutterblutflusse angefangen, gegen welchen die Frau Rath bei einem benachbarten Arzte gesucht, der ihr saure Tropfen gegeben, wonach der Blutfluss sich gestillet; sie war aber nach gestillter Blutung noch unwohl geblieben. Nun hatte der Arzt für nöthig erachtet, ihr ein Abführungsmittel zu verschreiben. Nach dem Gebrauche dieses Mittels war sie so ungeheuer an den Durchfall gekommen und in den kläglichen Zustand versetzt worden, worin ich sie fand.

Aus dieser Erzählung und aus den Zufällen selbst war durchaus nicht zu erkennen, ob hier der Gesammtorganismus, oder ein einzelnes Organ, und welches, erkrankt sei. Ich musste also, verlassen von allen wahrscheinlichen Gründen für das Eine oder für das Andere, den Organismus dieser Frau mit den Arzeneien in Berührung bringen, und aus dem Verhalten beider gegen einander die Krankheit beurtheilen. Innerhalb acht Tage war ich auf diesem Wege so weit gekommen, dass ich gewiss wusste, der Durchfall (der inzwischen durch die Anwendung einiger Darmmittel wol um zwei Drittel nachgelassen) sei ein consensueller; es blieb also noch zu untersuchen, ob Leber, oder ob Nieren das urergriffene Organ sei. Für die Leber sprach durchaus nichts, für die Nieren ebenfalls nichts. Der vorhergegangene Mutterblutfluss konnte ein consensuelles Leiden gewesen sein, welches von einer Affektion der Leber abgehangen; er konnte aber eben so gut von einer Affektion der Nieren abgehangen haben. Der heftige Durchfall, bloss durch ein gewöhnliches Laxans veranlasst, konnte eben so wol in einer Affektion der Leber, als der Nieren begründet sein. Es war also unter diesen Umständen gleichbedeutend, ob ich zuerst ein Lebermittel, oder ein Nierenmittel gab: ich bestimmte mich für letztes, und zwar wegen folgender an sich unbedeutender Wahrscheinlichkeiten.

Ich hatte bemerkt, dass die Frau im Anfange und selbst auch in der Folge, zwar keine reichliche Harnausleerung hatte, aber doch reichlicher, als sie es bei der heftigen Darmausleerung hätte haben müssen. Dieses gab nun eine schwache, aber wahrlich sehr schwache Wahrscheinlichkeit, dass das

Hauptübel in den Nieren stecke. Ferner klagte sie über beständige Uebelkeit. Nun war im Anfange, wo die Darmaffektion sich so sehr stürmisch äusserte, aus diesem Zufalle eben so wenig als aus dem Aufstossen und aus dem Erbrechen zu machen; denn solche Zufälle sind eben nicht ungewöhnlich bei Urleiden des Darmkanales. Aber da die Darmaffektion durch den Gebrauch einiger guten Darmmittel um zwei Drittel gemindert war, und die Uebelkeit noch immer unverändert anhielt, so deutete diese mehr auf eine Nieren-, als auf eine Leberaffektion; denn wo findet man anhaltendere Uebelkeit, als (zwar nicht immer, aber doch zuweilen) bei Nierenaffektionen? — Aber freilich war das auch nur eine sehr geringe Wahrscheinlichkeit; und wenn man nun beide kleine Wahrscheinlichkeiten zusammennahm, so kam daraus noch nichts Erhebliches. Ich konnte nicht sagen, hier ist eine Nierenaffektion, aber ich konnte wol sagen: die genannten zwei unbedeutenden Zeichen bestimmen mich, da ich so gut wie jeder andere Arzt lieber positive als negative Wirkung meiner Mittel sehe, zuerst lieber ein *Nephriticum* als ein *Hepaticum* mit dem Organismus in Berührung zu bringen. Das Nichtwirken des Nierenmittels wird mir dann ein Beweis sein, dass das Uebel in der Leber steckt. Ich gab jetzt *Sacchari Lactis* ℥ii *Coccinellae* ʒii M f ℥ DS alle zwei Stunden einen Theelöffel voll zu nehmen.

Die Wirkung dieses Mittels war so ausnehmend gut, dass, da ich am andern Tage die Frau sah, der Durchfall schon ganz aufgehört hatte. Sie hatte nämlich, seit sie das Pulver genommen, nur während der ersten Stunden des Gebrauches Einmahl Oeffnung gehabt und seitdem nicht wieder. Der Puls war freilich noch schnell, aber übrigens das ganze Befinden so zum Vortheil geändert, dass ich es, ohne den Verdacht der Unwahrheit auf mich zu laden, kaum zu sagen wage. Freilich bin ich alt genug, um zu begreifen, dass, da jetzt alle heimliche Furcht des Sterbens von der Kranken gewichen war, nicht bloss die Hoffnung, sondern selbst die Zuversicht, im Lande der Lebendigen zu bleiben, die durch die Cochenille bewirkte Besserung in den Augen des blossen Zuschauers um vieles vergrösserte und verschönte; aber, abgezogen diese

durch psychische Einwirkung geursachte Besserung, war doch die durch die Cochenille direkt geursachte physische bedeutend genug. Dass ich bei diesem kitzlichen Falle, da ich einmahl das wahre Heilmittel getroffen, nicht sobald davon abging, sondern selbiges in verminderter Gabe fortgebrauchen liess, werden die Leser wol denken. Es ereignete sich jetzt, dass, Statt des Durchfalles, hartnäckige Verstopfung eintrat. In den ersten Tagen dieses veränderten Zustandes war der Bauch noch, wie vorhin, etwas empfindlich, ohne dass eine hervorstechende schmerzhafte Stelle zu entdecken gewesen wäre; in Zeit von etlichen Tagen liess diese Empfindlichkeit nach, die Winde gingen frei von unten weg, Aufstossen und Uebelkeit waren verschwunden. Oeffnung musste durch Klystire verschafft werden; denn, da ich das Beispiel meines Amtsbruders (der eben nicht zu den Unvorsichtigen gehört) vor Augen hatte, so hütete ich mich, ein Abführungsmittel in diese Därme zu schicken. Der Urin war in dieser Zeit klar, natürlich von Farbe, ordentlich sauer, und der Puls, den fünften November, wo ich die Kranke sah, wieder ziemlich ruhig. (Ob er ganz zum Normalschlage dieses Körpers zurückgekehrt war, konnte ich nicht wissen, weil ich die Frau nie vorher behandelt, ja sie nie vorher gesehen hatte.) Da sie reichlich eine deutsche Meile von mir wohnte, und der Weg dahin sehr übel war, so sah ich sie vom fünften bis neunzehnten November nicht wieder. In der Zeit brachte der Ehemann Nachricht. Ich merkte aber aus diesen Nachrichten, dass die Besserung still stand; der Urin wurde nach und nach gelb, trübe und morastig. Da ich schon durch diesjährige Erfahrung den Lauf der Krankheit kannte, so begriff ich, besonders, da sich auch die heftigen Nachtschweisse einstellten, dass hier eine Krankheitsübertragung von den Nieren auf die Leber Statt gefunden. Die Kranke begehrte den achtzehnten November, ich möchte sie selbst sehen; sie habe eine schmerzhafte Geschwulst im Bauche. Da ich am Neunzehnten hin kam, sah ich sehr bald, dass meine Vermuthung, als sei die Krankheit auf die Leber übertragen, gegründet sei. Dieses Organ war unverkennbar und handgreiflich affizirt, ja die Bauchmuskeln, wo sie die Leber berühren, waren consensuell ergriffen, und ich fühlte hier eine Verhärtung

von der Grösse eines Laubthalers (ohne bestimmte Grenzen), welche so empfindlich war, dass die Kranke nicht den leisesten Druck darauf vertragen konnte. Meine schon früher an sie gerichteten Fragen, in Betreff älterer Bauchleiden, wurden auch jetzt zwar nicht ganz verneinet, aber doch so unbestimmt beantwortet, dass nichts daraus zu machen war. Landleute, welche immer gesund und körperlich thätig gewesen, kennen keine andere krankhafte Gefühle als den eigentlichen Schmerz; sind sie von diesem nicht heimgesucht, so sind sie auch ihrer Meinung nach gesund gewesen. Ich konnte auf mein Ausfragen keinen anderen Bescheid bekommen, als dass mir der Mann sagte: die Frau sei den ganzen Sommer nicht so recht gewesen, wie sie wol hätte sein sollen; die Frau konnte diese Aussage des Mannes nicht in Abrede stellen; worin aber das Nichtrechtgewesensein eigentlich bestanden, war nicht auszumitteln. Ich gab ihr Schellkrauttinktur und legte auf die Verhärtung Galmeisalbe; dadurch ist sie zu ihrer Gesundheit gelangt. Die Langsamkeit des Besserwerdens hat es mir aber sehr wahrscheinlich gemacht, dass das sogenannte Nichtrechtgewesensein des vorherigen ganzen Sommers wol von einem Leberleiden wird abgehangen haben. Da beschäftigten Aerzten solche Fälle, wo akute Krankheiten chronische Uebel aufrühren, sehr bekannt sind, und ich überdies diesen Krankheitsfall nur hinsichtlich der Wirkung der Cochenille erzähle: so muss ich abbrechen um nicht langweilig zu werden.

Folgender Fall wird wahrscheinlich den Unerfahrnen etwas albern bedünken; die Erfahrnen wissen aber wol, dass anscheinend leichte Krankheiten so luftig nicht zu nehmen sind. Es war nämlich eins von jenen schleichenden Fiebern, bei denen die Menschen nicht bettlägerig sind, und über nichts klagen, als über Verlust der Kräfte. Der Kranke war ein ehrlicher Mann aus der arbeitenden Klasse. Als er mir sein Leid erzählen sollte, wusste er nichts anzugeben, als, er sei beständig müde, habe keinen Zug zum Essen und der Schlaf erquicke ihn nicht. Ich fragte ihn nun besonders aus über Bauch, Brust u. s. w. (ohne ihm jedoch Suggestivfragen zu thun); allein es ergab sich durchaus nichts, worauf ich hätte fussen können. Der Puls war schnell, wie der eines Schwindsüchtigen; aus

dem Harne konnte ich nichts erkennen, dieser war sauer und ganz wie der eines Gesunden gefärbt; der Kranke behauptete auch, nicht mehr und nicht weniger wie früher zu harnen. Uebrigens sagte er, dass er sich bereits seit vier Wochen in diesem zwischen Krankheit und Gesundheit schwebenden Zustande befinde und arg mager geworden sei.

Es lagen nun unter den besagten Umständen zwei Wege vor mir: entweder musste ich zu dem Manne sprechen, ich weiss nicht, was dir fehlt, oder ich musste die Krankheit bloss durch Erkennungsmittel *(Reagentia)* ergründen. Ich wählte den letzten Weg, und bei den Arzeneien, die ich zuerst mit diesem Organismo in Berührung brachte, hatte ich die Natur der herrschenden Krankheit im Auge. Ich wusste, dass wie in der Musik der Grundton einer Symphonie in verwandte Tonarten abweicht, also weiche auch der Grundton unserer epidemischen Constitution, die Leberkrankheit, in verwandte Tonarten, in Milz- und Nierenleiden ab. Mithin gab ich zuerst die Schellkrauttinktur, als welche zu der Zeit das Hauptlebermittel war. Die half aber gar nicht. Da gab ich das Eichelnwasser; das half eben so wenig, schadete aber auch eben so wenig als die Schellkrauttinktur. Da ich nun erfahren, dass der Fehler nicht in Leber und Milz stecke, so musste ich die Nieren untersuchen, und gab zu dem Ende die Cochenille in Pulver. Als der Mann anderthalb Drachmen verzehret hatte, kam er zu mir mit grosser Zufriedenheit und sagte: es fehle ihm nichts mehr, er sei wieder gesund. Sein Puls war jetzt ruhig, aber es war ziemlich unnöthig, diesen zu untersuchen, denn das ganze Ansehen des Mannes sprach es gar verständlich aus, dass eine wichtige und vortheilhafte Veränderung seines Befindens vorgegangen sei. Da er mir ganz unbekannt war, so konnte ich anfänglich über das Aeussere seines Leibes, in wiefern es von dem Gesundheitsgemässen abweiche, nicht urtheilen; denn manche Menschen haben ja bei gesundem Leibe ein gar ekeliges Aussehen. Jetzt aber konnte ich erst aus der Veränderung zum Guten recht abnehmen, wie garstig er anfänglich ausgesehen. Dass ich ihm aber gerathen, zur Vorsicht noch eine Portion Cochenillpulver zu gebrauchen, versteht sich von selbst. Die Gabe, in welcher ich im erzählten Falle die

Cochenille reichte, war fünfmahl Tags ein Theelöffel voll, von einer Mischung aus acht Theilen Milchzucker und einem Theile Cochenille.

Der vierte Fall betrifft einen sogenannten Kopfrheumatismus.

Eine Frau von mittlen Jahren wurde von ganz mässigem Fieber und periodischem, jedoch unregelmässig wiederkehrendem Kopfschmerze und zwar von letztem in heftigem Grade ergriffen. Er erstreckte sich vom rechten Jochbeine bis über die rechte Seite des Stirnbeines so, dass der rechte Stirnhügel die äusserste Grenze desselben ausmachte. Der Augapfel der rechten Seite litt bei jedem Anfalle mehr oder minder schmerzhaft, ohne dass er, oder die Augenlieder dadurch wären geröthet worden. Der Anfall währte unregelmässig, bald länger, bald kürzer; im Durchschnitte konnte man ihn auf zwölf Stunden anschlagen. Beim Nachlasse war der Puls vom gesundheitsgemässen nicht zu unterscheiden, jedoch die Frau, trotz diesem Nachlasse, grösstentheils bettlägerig. Die Harnabsonderung war sowol inner als ausser dem Anfalle so reichlich, dass mich die Frau selbst ungefragt darauf aufmerksam machte. Der Harn war nicht, wie bei Hysterischen, weiss gleich Brunnenwasser, sondern strohgelb wie bei Gesunden, auch ordentlich sauer, und diese Eigenschaften behielt er ausser und inner dem Anfalle. Uebrigens klagte sie über eine besondere, empfindliche Kälte des Rückens, welche sich aber nicht, wie beim Anfange mancher akuten Fieber, durch ein Ueberlaufen von Kälte oder Schauder über den Rücken äusserte, sondern in einer gleichmässigen Kälte bestand, die die Gegend des Rükkens von der Spitze der Schulterblätter bis zum Kreuze einnahm. Während der Exazerbation, wo der Puls etwas beschleunigt wurde, und die Wärme des Körpers, ohne eben in Hitze auszuarten, fühlbar vermehrte, nahm die Kälte des Rückens zu; aber bloss das Gefühl der Kranken erkannte diese Kälte, mit meiner Hand konnte ich sie nicht erkennen. Nun muss ich einschalten, dass bei dem hier herrschenden Leberfieber solche und ähnliche halbseitige Kopfschmerzen zwar nicht zu den gewöhnlichen Zufällen, aber doch auch gerade nicht zu den ganz seltenen Erscheinungen gehörten. Ich hatte sie im J. 1829,

bis zum Anfange des Herbstes, immer durch Einwirkung auf das Leberorgan, und zwar mit Krähenaugenwasser geheilet; und da dieser Fall sich im Anfange jenes Herbstes ereignete, so versuchte ich zuerst das Mittel, welches bis dahin schnell und sicher geholfen; denn die vermehrte Urinabsonderung und die Kälte des Rückens waren doch auf alle Fälle keine sichere Zeichen krankhaft affizirter Nieren. Da aber die Kranke das Krähenaugenwasser mehre Tage ganz ohne Nutzen gebraucht, und die vermehrte Urinabsonderung meine Aufmerksamkeit auf die Nieren lenkte, so versuchte ich die Cochenille in Pulverform. Diese half gleich; seit sie die Kranke gebraucht, ist kaum noch Einmahl ein Schatten von Anmahnung des Schmerzes erschienen, und dann ist er verschwunden. Die übermässige Urinabsonderung trat in die Gesundheitsschranken zurück, und die Kälte des Rückens wich der natürlichen Wärme. Von dem ganzen sehr peinlichen Uebel blieb nichts über als ein Gefühl von Mattigkeit, und im Kopfe eine Dusseligkeit, welche letzte aber als Vorläuferinn und Nachfolgerinn aller Affektionen der Kopf- und Bauchorgane den Aerzten genugsam bekannt ist. Es ist klug, das Heilmittel fortgebrauchen zu lassen, bis die Dusseligkeit ganz verschwunden ist. Wenn man diese Vorsicht nicht gebraucht, machen die Affektionen der Organe leicht Rückfälle.

Die Erfahrung, welche *Sauters* über die Heilkraft der Cochenille gegen den Gesichtsschmerz bekannt gemacht hat, scheinet durch diesen Fall einige Bestätigung zu erhalten. So viel habe ich aber begriffen, und habe es schon längst begriffen, dass Kopf- und Gesichtsschmerz (mit welchem griechischen oder lateinischen Kunstnamen wir sie auch belegen mögen) zuweilen allerdings ein Urleiden des Gehirns, oder der Gesichtsnerven, in gar vielen Fällen aber Urleiden des einen oder des anderen Baucheingeweides sind, und dass wir der Kunst einen schlechten Dienst leisten, wenn wir die Mittel, durch welche wir solche Schmerzen gehoben, ohne Bedenken für Eigenmittel auf die schmerzlich erkrankten Gesichtsnerven, oder auf das erkrankte Gehirn ausgeben.

Seit ich Herrn *Sauters* Erfahrungen, etwas spät, nämlich am Ende des Jahres 1829 gelesen, habe ich gleich darauf fol-

genden Fall beobachtet. Ein Mann aus der arbeitenden Klasse suchte meine Hülfe gegen einen heftigen Schmerz, der seinen Sitz im rechten Jochbeine hatte, sich über die Schläfe und bis zum Rande der unteren Kinnlade verbreitete. Das Schlukken war beschwerlich, aber keine Röthe oder Geschwulst des inneren Halses sichtbar zu erkennen. Der Schmerz machte täglich einen Anfall zu unbestimmter Zeit, verrieth beim Nachlasse sein Dasein bloss durch ein erträgliches Wehthun. Vier Wochen hatte der Mann an diesem Schmerze gelitten; denn er war arm, fürchtete bei dem Hülfesuchen nicht mich, sondern die Apotheke, und war zu ehrgeizig, um von der Armenverwaltung die Arzenei zu begehren. Nachdem ich ihn nun vorläufig beredet hatte, die Freiheit der Arzenei nachzusuchen, welche ihm auch nicht geweigert wurde, so gab ich mir alle ersinnliche Mühe, aus den vielleicht vorhandenen Zeichen die Affektion irgend eines Organs zu ermitteln; allein ich konnte durchaus nichts erkennen, was mich auch nur auf den Schatten einer Vermuthung hätte bringen können. Hier hätte man also den Gesichtsschmerz wol als ein Urleiden der Gesichtsnerven ansehen können; dass ich ihn also angesehen, behaupte ich nicht, denn ich kenne zu gut die heimlichen, sich durch keine Zeichen verrathenden Affektionen der Bauchorgane, als dass ich nicht vorsichtig in Beurtheilung solcher Schmerzen sein sollte, die ich gar zu oft aus jenen heimlichen Bauchaffektionen habe entstehen sehen. Mir schien der Fall aber ganz geeignet, die Cochenille auf die Probe zu stellen. Ich gab also dem Kranken ein Pulver von anderthalb Unzen Milchzucker und anderthalb Drachmen Cochenille, von welchem er alle zwei Stunden einen Theelöffel voll nehmen musste. Die Wirkung war aber nicht erwünscht; weit entfernt, dass die Cochenille den Schmerz gelindert, oder vertrieben hätte, wurde er vielmehr bei dem Gebrauche derselben so wüthend, dass der Kranke erklärte, ihn noch nie in solchem Grade gehabt zu haben.

Diese Verschlimmerung des Schmerzes will ich nun eben nicht der Cochenille zuschreiben; aber helfen that sie doch gewiss nicht, und ich würde grausam gehandelt haben, wenn ich den Versuch länger hätte fortsetzen wollen als bis zum

verbrauchten Pulver. Nun ging ich bloss auf die epidemische Constitution, gab Schellkrauttinktur zu fünfzehn Tropfen fünfmahl tags, und der Schmerz linderte bald, war schon verschwunden, eh der Kranke eine halbe Unze verbraucht hatte. Bei der Behandlung solcher Schmerzen ist es dringend nöthig, auf die epidemische Constitution zu achten, weil sie nur zu oft davon abhangen. Ich will damit nicht sagen, dass sie allezeit davon abhangen, sondern nur, dass sie oft davon abhangen. Es ist damit wenig ausgerichtet, dass man der epidemischen Constitution einen Namen gibt, auch damit ist es nicht gethan, dass man weiss, welches Organ bei der herrschenden Krankheit urergriffen ist, sondern man muss wissen, unter welches Mittels Heilgewalt zu der Zeit das urerkrankte Organ stehet. Meinen jungen Lesern zu Liebe will ich einen, zwar ganz einfachen, aber äusserst belehrenden Fall erzählen, (in welchem aber von der Cochenille nichts vorkommt) der das, was ich jetzt gesagt, anschaulich machen wird, und ich hoffe, die Erfahrenen unter meinen Lesern werden mir diese Abschweifung zu gute halten. Man wird sich erinnern, dass ich schon oben bemerkt: im Sommer 1829 haben Leberkrankheiten geherrscht, welche unter der Heilgewalt des Krähenaugenwassers gestanden, im Herbst desselben Jahres seien die Krankheiten so verändert, dass sie unter die Heilgewalt des Schellkrautes gekommen. Der Fall, den ich jetzt erzähle, spielt gerade in beiden Jahreszeiten und wird eben dadurch belehrend.

Ein mannbares, angeblich früher gesundes Mädchen, litt im Junius an heftigem periodischen, halbseitigen Kopfschmerze, welcher die rechte Seite der Stirn, das Auge und das Jochbein einnahm, jedesmahl über zwölf Stunden anhielt, täglich in den Vormittagsstunden unregelmässig, bald früher, bald später wiederkehrte und beim Nachlasse nur als ein ganz leises Mahlen sein Vorhandensein kund gab. Da ich sie zuerst sah, hatte sie diesen Schmerz ungefähr vierzehn Tage gehabt; es waren ihr dagegen *Antirheumatica* verordnet. Beim Anfalle des Schmerzes war der Puls etwas gereizt, beim Nachlasse ganz ruhig. Abdominalleiden waren durch keine Zeichen zu erkennen. Der Urin sowol ausser als inner dem Anfalle gesund-

heitsgemäss von Farbe und Säure. Die Esslusst war freilich gering, allein bei solch anhaltendem Schmerze wird wol jedem Menschen die Lust zum Essen vergehen. Ich gab diesem Mädchen nichts als Krähenaugenwasser zu dreissig Tropfen fünfmahl tags; in Zeit von vier Tagen war der Schmerz verschwunden.

Da sie nun aber jung, flüchtig, und von der arbeitenden Klasse war (eine Nähterinn), so hatte sie meine Ermahnung, die Arzenei noch eine Zeitlang fortzugebrauchen, in den Wind geschlagen.

Im Herbste gegen Ende des Novembers bekommt sie den nämlichen Schmerz. Gleich greift sie wieder zu dem Krähenaugenwasser, dessen sie noch reichlich eine Unze vom Sommer her vorräthig hat; allein jetzt hilft es nicht, weil die Krankheit anders naturet ist. Nachdem sie die ganze Unze vergebens gebraucht hat, lässt sie mich bitten, ihr zu helfen. Nach allen Zeichen war es die nämliche Krankheit, der nämliche Schmerz, den sie vor vier Monaten gehabt; selbst ein mückenseigerischer Beobachter würde keinen Unterschied zwischen beiden haben erspähen können; und doch half jetzt das Mittel nicht, was vor vier Monaten geholfen. Jetzt half aber eben so schnell die Schellkrauttinktur zu fünfzehn Tropfen fünfmahl tags, so, dass keine drei Drachmen zur Vertreibung dieses heftigen Kopf- und Gesichtsschmerzes nöthig waren.

Von dieser Abschweifung kehre ich wieder zur Cochenille zurück. Es kann möglich sein, dass sie als ein spezifisches Mittel auf die urerkrankten Gesichtsnerven wirkt; mir ist es aber wahrscheinlicher, dass sie als *Nephriticum* consensuelle von einem Urleiden der Nieren abhangende Kopf- und Gesichtsschmerzen hebet. Wer kann aber mit Bestimmtheit darüber absprechen? Nur durch vergleichende Beobachtungen kann man mit der Zeit aufs Reine kommen. Wenn man die Affektionen der Organe so erkennen könnte, wie manche schulgerechte, zuweilen auch bücherlich berühmte Aerzte zu glauben scheinen, z. B. die Affektion der Nieren durch Harnwinde, Schmerz in den Lenden u. s. w., die der Leber durch bitteren Geschmack, Vollheit der Präkordien, Gelbsucht u. s. w., und so folgends die Affektionen aller anderen Organe, jegliche

durch ihre sicheren Zeichen, so würde es ja kinderleicht sein, die Uraffektionen der Organe zu erkennen, die consensuellen von den selbstständigen zu unterscheiden, und die Heilmittel, wo nicht zu finden, doch die richtige Anwendung der gefundenen zu bestimmen. Es scheint aber, als habe die Natur den menschlichen Organismus so ärztlich gelehrt nicht geschaffen.

Ich könnte noch manche Erfahrung von der Cochenille als Nierenmittel anführen; da aber dieses Mittel kürzlich, besonders in der letzten Zeit, wegen der herrschenden Krankheit meine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hat, und man leicht, sprechend über nah gelegene Gegenstände, geschwätzig wird; so will ich lieber jetzt abbrechen, damit ich nicht in jenen gemeinen Fehler der Sprecher und Schreiber falle, meinen Lesern, welche vielleicht bis dahin weniger mit Nierenübel zu kämpfen gehabt haben, Eckel und Langweile verursache. Unmöglich kann ich aber von diesem Gegenstande ganz scheiden, ohne meinen Amtsgenossen einen Vorschlag in Betreff der Harnruhr zu thun.

Dieses Uebel habe ich sehr selten gesehen, und da war es ein in den Nieren vorwaltendes Leiden des Gesammtorganismus; höchst wahrscheinlich ist mir aber, dass es auch als blosses Urleiden der Nieren in der Natur vorkommen muss, und vielleicht gerade als solches den Bemühungen der Heilkünstler am hartnäckigsten widersteht. Da ich nun gesehen habe, (freilich ganz im Kleinen) dass bei einer Nierenaffektion mit vermehrter Harnabsonderung durch den Gebrauch der Cochenille diese vermehrte Harnabsonderung zum Normalstande zurückgebracht, ja in einzelnen Fällen über den Normalstand zurückgedrängt wurde; so rathe ich denen, welche mit einer als Urleiden der Nieren sich kundenden Harnruhr zu thun haben möchten, die Cochenille zu versuchen. Ich selbst habe aber keine Erfahrung darüber, ich vermuthe bloss aus den angeführten Erfahrungen, dass sie Heilmittel sein könne. Aber, wie gesagt, nur einzig in der Harnruhr, welche in einem Urleiden der Nieren bestehet; denn die, welche von einem Urleiden des Gesammtorganismus abhangt, wird nie, weder durch die Cochenille, noch durch irgend ein anderes Nierenmittel gehoben werden.

Nun zum Schlusse noch eine kleine Bemerkung. *Sauters* gibt die Cochenille in Form einer Tinktur; das ist gut, wenn der Kranke sie ausdrücklich in dieser Form haben wollte und sie in keiner anderen nehmen könnte, sonst sehe ich keinen Zweck bei dieser Form. Will man die Tinktur machen, so muss man sie lange auf dem Branntwein stehen lassen, sie wird dann um so besser. Uebrigens belastet die Cochenille in Pulverform den Magen gar nicht; darum lass ich auch einfältig das Pulver mit Milchzucker zusammenrühren, welcher, als das unschuldigste und wohlfeilste Anlängungsmittel, der Heilwirkung der Cochenille keinen Eintrag thun wird. Die Eigenmittel auf die Einzelorgane sind oft sehr kitzlich zu gebrauchen; je einfacher und unvermischter man sie gibt, je eher siehet man ihre Heilwirkung. Wer sich von dem apothekerischen Mischmasche nicht los machen kann, vor dessen sehenden Augen verbergen sich oft genug die edelsten Tugenden der Arzeneien.

Goldruthe. (Solidago virga aurea.)

Dieses Kraut ist ein gar altes und gutes Nierenmittel. Bei *Ettmüller* findet man viel von seinen Tugenden. Auch in unsern Tagen haben bekanntlich etliche Aerzte seine angebliche urintreibende Kraft erhoben. Diese Kraft ihm beizulegen, scheint mir eben so klug, als dem Schellkraute, oder den Krähenaugen galletreibende Kräfte beizulegen. Es ist ein Eigenmittel auf die Nieren, es bringt die erkrankten zum Normalstande zurück; mehr kann man davon nicht sagen. Es passt für einen eigenen krankhaften Zustand der Nieren, welcher von jenem verschieden ist, der unter der Heilgewalt der Cochenille steht. Ich habe die Goldruthe schon lange gebraucht und muss ihr viel Gutes nachsagen. Vorzüglich habe ich sie bei akuten gastrischen Fiebern da besonders heilsam und nützlich befunden, wo bei deutlicher Besserung der Urin dunkel und trübe wurde, und wo entweder die Besserung still stand, oder weit langsamer fortschritt als sie hätte thun müssen. Wenn jemand solchen dunklen, einen dicken Bodensatz machenden Harn für kritisch ansehen will, so habe ich nichts dagegen

einzuwenden. Ich sage bloss, dass ich an solche fabelhafte kritische Entleerungen nicht glaube, bei denen ich die Besserung nicht schnell voranschreiten, sondern weit eher stillstehen, oder zögern sehe. Ehe ich die Cochenille kannte, habe ich mit der Goldruthe viel bei solcher Nierenaffektion gethan; ich sah sie selbige heben, den Urin wieder klar und normal machen, ohne ihn gerade zu treiben, und so die zögernde Besserung rasch zum Ziele führen.

Wenn ich oben vom Jahre 1829 gesprochen, in welchem ich solche Krankheitsübertragung von anderen Baucheingeweiden auf die Nieren vorzüglich bemerkt, so ist das nicht so zu verstehen, als ob ich früher solche Uebertragungen gar nicht bemerkt hätte. Ich habe sie allerdings bemerkt, aber bei weitem nicht so häufig. Früher waren unter fünfzehn Fällen von Nierenaffektion bei akuten Fiebern gewiss vierzehn bloss consensueller Natur, und ein einziger, ja kaum ein einziger, war als ein wirkliches übertragenes Urnierenleiden anzusehen. Es könnte aber jemand auf den Gedanken kommen, als ob ich mir die Krankheitsübertragung von einem andern Baucheingeweide auf die Nieren bloss einbilde. Es kann möglich sein, dass ich mir so etwas einbilde; ich kann das Innere nicht sehen, ja wenn ich auch das Innere des Menschen sehen könnte, so würde doch die darin steckende Krankheit unsichtig bleiben.

Solche unsichtbare Begebenheiten in den verschlossenen Höhlen des Leibes können dem Arzte nur durch den äusseren Menschen versinnlichet werden. Bei den Gliederschmerzen z. B. siehet man zuweilen auf den Gebrauch der Mittel den Schmerz gänzlich verschwinden, zuweilen aber ergreift er, ehe er abzieht, noch einen andern Muskel, oder ein anderes Gelenk. Wie oft siehet man nicht, wenn schmerzhafte Leberaffektionen auf den Gebrauch der Lebermittel nachlassen, die Gallenabsonderung wieder normal wird und das Fieber verschwindet, noch zuletzt die Zwischenrippenmuskeln derselben Seite feindlich und schmerzhaft ergriffen werden. Auf die Weise können wir an dem äusseren Menschen sichtbar und handgreiflich erkennen, dass solche Uebertragungen von einem Organe auf das andere nicht bloss Statt finden können, son-

dern wirklich oft genug Statt finden. Wollte nun jemand sagen: es sei Einbildung und Thorheit, solche Uebertragung in den Höhlen des Körpers blindlings anzunehmen, so würde ich darauf antworten, es sei weit eher thörichte Einbildung, zu glauben, dass die Organe in den verschlossenen Höhlen des Leibes solchen Gesetzen nicht unterworfen sein sollten, da sie doch Theile eines und des nämlichen Organismus sind. Und müssen nicht endlich die Heilwirkungen der Mittel die Probe auf die Richtigkeit unserer Ansichten sein? Wenn ich in dem Einzelfalle mir bloss eingebildet habe, dass eine Krankheitsübertragung von Leber auf Nieren Statt gefunden, so wird das Nichtheilwirken der Nierenmittel mich ohne Zweifel gar bald von meiner Einbildung heilen.

Ich rathe meinen jüngeren Amtsgenossen, nicht bloss bei chronischen, sondern auch bei akuten Krankheiten, das Nierenorgan allezeit im Auge zu halten; sie werden durch die Aufmerksamkeit, welche sie demselben schenken, dem Kranken weit nützlicher werden, als durch das gründlichste Studium der Hippokratischen Harnlehre.

Ich habe bis jetzt die Goldruthe immer in Form eines Aufgusses gegeben; ich lasse täglich eine halbe Unze mit fünf Tassen kochendem Wasser eine halbe Stunde ziehen, dann abgiessen und den Aufguss kalt oder warm, wie es die Leute gern haben, durch den Tag verzehren.

Es wird hier wol der schicklichste Ort sein, von Nierensteinen und Nierensand ein Wort zu sagen. Dass man aus gewissen eigenthümlichen Zufällen das Vorhandensein der Nierensteine sollte erkennen können, ist unwahr. Zuweilen machen sie Lendenschmerzen und Harnstrenge, in welchem Falle sie leicht zu muthmassen sind; zuweilen aber wirken sie gar nicht feindlich consensuell auf die Harnblase und auf die Röhre: sie machen Zufälle gerade wie jede andere Nierenaffektion, welcher nicht der mechanische Reiz der Steine zu Grunde liegt. Husten, Brustkrämpfe, Seitenstechen, anhaltende Uebelkeit, chronischer Durchfall, oder Verstopfung, aashaft riechender Harn, Schmerzen in den Fersen und Ballen der Füsse, und bei Weibern Mutterblutflüsse und Hysterie sind so die gewöhnlichen Begleiter der Nierensteine, wenn sie ein Wenig in Unruhe sind. Seltener

sah ich anhaltenden Stuhlzwang, Hüftweh, Lähmung der unteren Extremitäten. Sind sie ganz in Aufruhr, so sind heftige Kolik mit Erbrechen, und bei Körpern, welche Neigung zu Krämpfen haben, allerlei Krämpfe, denen man allerlei lateinische und griechische Namen geben könnte, die Folge davon. Wenn sie ganz ruhig sind, hat der Kranke gar kein Leid von ihnen.

Ich habe einen alten steinsüchtigen Herrn gekannt, der hatte allerlei Plage von den Nierensteinen, nur keine Urinbeschwerden. Da diesem nun genug Steine abgegangen sind, und zwar von den braunen, welche, wie man sagt, crystallisirte Harnsäure sein sollen, so kann niemand einen Irrthum der Erkenntniss vermuthen. Man hat in neueren Zeiten die Bittersalzerde als ein spezifisches Mittel gegen Nierensteine empfohlen. Ich glaube wol, dass man durch den anhaltenden Gebrauch der Magnesia die übermässige Erzeugung der Harnsäure in den Nieren beschränken und so der weiteren Erzeugung der Steine vorbeugen, vielleicht auch auf die Dauer die vorhandenen auflösen kann; allein es lässt sich daraus nicht genügend die schnell sich äussernde wohlthätige Wirkung derselben auf die Nieren erklären. Darum bin ich der Meinung, dass sie ein wahres und schätzbares Nierenheilmittel ist. Wollte man sie beim Nierensteine aber unbedingt unserem alten erprobten Mittel, dem Kalkwasser, vorziehen, so müsste ich Einrede thun. Es gibt allerdings Steinsüchtige, denen die Magnesia besser zusagt, als das Kalkwasser, aber anderen hilft wieder besser das Kalkwasser als die Magnesia. Warum das nun also geschiehet, das mag vielleicht professoralisch ganz gemächlich zu erklären sein, aber heilmeisterisch ist es ungemächlich auszulegen. Es ist bekannt, dass man die Magnesia als Nierenmittel nicht so stark geben muss, dass sie ordentlichen Durchfall erregt. Wie soll man es nun halten, wenn chronischer Durchfall, und zwar consensueller, von dem Reize der Nierensteine herrührender vorhanden ist? Ich kenne eine Frau, welche lange Zeit an chronischem Durchfalle gelitten, gegen welchen weder einer meiner erfahrensten Amtsgenossen, noch später ich selbst, Rath wusste. Endlich wurde ich zur Erkenntniss des Ursachlichen dieses Durchfalles gezwungen;

auf einmahl fing nämlich anhaltende, allnächtlich sich mehrende Harnstrenge an, der Frau so stark zuzusetzen, dass sie meine Hülfe in Anspruch nehmen musste. Damahls kannte ich die Cochenille noch nicht, die *Virga aurea* gab ich vergebens, eben so vergebens Mittel auf Blase und Harnröhre; aber Kalkwasser half bald. Wie wollte man es nun wol wagen, einer solchen an chronischem Durchlaufe seit Jahren leidenden Frau Magnesia als Nierenmittel zu geben, besonders da bei ihr der Durchlauf von Zeit zu Zeit, auch ohne erkennbare veranlassende Ursache, sehr stürmisch wurde und sie sehr angriff.

Einer anderen Frau, welche abwechselnd ungeheuer stinkenden, stark harnsauren Urin aussonderte, und periodisch mit heftigem Schmerz des rechten Schenkels, (der aber die Bewegung des Gliedes nicht hinderte) mit Erbrechen und lebhaftem Fieber heimgesucht wurde, bekam das Kalkwasser mit Milch sehr schlecht, ihr Magen konnte es durchaus nicht vertragen. *Virga aurea* half gar nicht, Magnesia half aber, und half einzig. Die Erau ist jetzt lange nicht mehr mit ihrem Uebel geplagt gewesen. Früher oder später wird es aber wol wieder ausbrechen, und kann dann leicht unter einer ganz andern Form erscheinen.

Ich kenne eine Frau, welche nie an Urinbeschwerden gelitten, aber seit mehren Jahren am chronischen Durchfalle. Bei dieser verminderte einst unmerklich der Urin, ward endlich roth und trübe, die Füsse schwollen bis zu den Waden, sie hatte schlaflose Nächte, beständige Uebelkeit, Mangel an Esslust, Schmerzen in den Fersen und Ballen der Füsse, sie blieb den grössten Theil des Tages im Bette. In ihrer Familie waren die Nierensteine zu Hause, ihr Bruder hatte fürchterlich daran gelitten. Jetzt, da sie die beschriebenen Zufälle hatte, litt sie nicht mehr am Durchfalle, im Gegentheil, sie war verstopft. Kalkwasser wirkte gut auf das Nierenorgan; der Urin verlor seine Trübe und Röthe und vermehrte bedeutend. Die Frau hatte aber einen grossen, sehr grossen Widerwillen gegen das Kalkwasser, der, was doch bei manchen andern der Fall ist, auch auf die Dauer nicht minderte; ich sah mich also gezwungen, ihr Magnesia zu geben und das Kalkwasser fahren zu lassen. Die Magnesia wirkte eben so

gut, als das Kalkwasser, wurde gern genommen und wendete die drohende Wassersucht ab. Nachdem die Kranke nun wieder so weit war, dass sie den ganzen Tag ausser dem Bette bleiben konnte und schon einzelne Mahle aus dem Hause ging, fing die Magnesia, welche sonst bei der Verstopfung ganz mässig auf den Stuhlgang gewirkt, auf Einmahl an, als starkes Abführungsmittel zu wirken, ja sie drohete, den alten Durchlauf wieder zu erwecken; denn wenn die Kranke von einer mässigen Gabe heute etwas weichen Stuhlgang bekam, so war sie, ohne weiter Magnesia zu nehmen, noch drei bis vier Tage nachher durchläufig. Ich hielt also fürs klügste mit diesem Mittel aufzuhören, und gab bloss Cochenille, welche denn auch alle Zufälle nach und nach wegschaffte. Die Uebelkeit blieb noch lange und wollte sich nicht geben; am allerlängsten blieb aber der Fersenschmerz. Dieses geschah im Sommer 1829. Im Januar 1830 wurde die Frau von dem damahls herrschenden Bauchfieber mässig ergriffen; gleich äusserte sich wieder das Nierenleiden, es war aber jetzt mässig und liess sich durch Magnesia und Cochenille bald rathen.

Wenn man solche steinsüchtige Leute wieder auf die Beine gebracht hat, man mag sie nun von Wassersucht, oder Kolik, oder Harnwinde, oder andergestaltigem Ungemache befreit haben, so muss man sie ja nicht als genesen ansehen, selbst dann nicht, wenn sie auch mehre Jahre frei von allen Zufällen geblieben, regelmässig und anhaltend Magnesia oder Kalkwasser gebraucht haben.

Ich kenne in einem Niederländischen Grenzstädtchen eine Frau, deren gewöhnlicher und einziger Arzt ich seit vierunddreissig Jahren gewesen. Seit 15 Jahren haben sich bei ihr Zufälle von Nierensteinen geäussert, anfänglich unter der Form des chronischen Seitenstechens, hernach unter der Form der Strangurie. Magnesia hat sie mehre Jahre regelmässig gebraucht, und sich so gut dabei befunden, dass sie wenig oder gar kein Leid mehr hatte, selbst es wieder wagte, in einem auf der Achse ruhenden Fuhrwerke zu fahren, welche Wagschaft ich doch eben nicht billigen konnte.

Eines Tages will sie an einem Fenstervorhange etwas verändern oder verschönen und steigt zu dem Ende auf einen

Stuhl. Nachdem sie ihr Machwerk vollbracht und wieder heruntersteiget, trifft es sich, dass sie zufällig mit der Ferse des einen Fusses zuerst auf den Grund tritt. Dieses Auftreten von der Höhe auf eine oder beide Fersen gibt bekanntlich eine eigene, sehr unangenehme Erschütterung, welche sich durch den Rückgrath fortpflanzt. Bei dieser Frau brachte die Erschütterung augenblicklich die Nierensteine in Aufruhr; ich musste über Hals über Kopf zu ihr eilen, um die Strangurie, die fast gänzlich gestörte Urinabsonderung, die heftige Kolik und andere böse, krampfartige Zufälle zu beschwichtigen.

Seit ich diesen Fall erlebt, habe ich keinen rechten Glauben mehr an die allmählige Auflösung der Nierensteine beim Gebrauche der Bittersalzerde, oder des Kalkwassers; zum wenigsten müsste diese Auflösung verzweifelt langsam von Statten gehen, denn die Frau, von der ich jetzt erzählt, hatte damahls wenigstens vier Jahre, wo nicht fünf, regelmässig Magnesia genommen. Es ist immer klug, dass der, welcher mit Nierensteinen heimgesucht ist, sich vor aller Erschütterung hüte. Aber wunderlich ist es doch, dass ruhende Nierensteine, sowol als ruhende Gallensteine, allerlei Erschütterung und Bewegung des Körpers vertragen, ohne böse zu werden; und zu einer anderen Zeit kann ein einziger falscher Tritt, eine einzige Bewegung des Körpers, diese eigensinnigen Gäste erzürnen. Ich habe auch bemerkt, dass die, welche Nierensteine bei sich haben, mässig leben müssen; denn nehmen sie zu viel Speise zu sich, oder solche, wodurch sich viele Winde erzeugen, so werden durch die Winde oder vielmehr durch die Ausdehnung der Därme, die Steine leicht in Aufruhr gebracht.

Es giebt Menschen, welche lange Zeit Nierensteine bei sich haben, ohne im geringsten davon belästiget zu werden; und wenn sie einmahl belästiget werden, und man hat die Steine wieder besänftiget, so leben sie wieder dahin, eben so gut wie jeder andere Gesunde; darum ist es thöricht, durch urintreibende Mittel die Steine wegtreiben zu wollen. Vor ein paar Jahren ist in hiesiger Nachbarschaft ein alter Mann wahrscheinlich am Schlage gestorben; denn man hat ihn todt im Bette gefunden. Dieser klagte mir vor mehr denn zwanzig

Jahren, dass er abwechselnd mit Harnstrenge und einem lästigen Jucken der Eichel geplagt sei. Der mässige Bodensatz seines Harnes, auf einen verglasten Teller gegossen, knirrschte, wenn man mit einem Löffel darüber strich; zum handgreiflichen Beweise, dass das Ausgesonderte sandiger Natur war. Diesem Manne habe ich damahls das Kalkwasser gerathen; er hat es seitdem immer getrunken, wie ein anderer Thee oder Kaffee trinkt, und nicht allein keine übleren Zufälle in der langen Zeit bekommen, sondern die vorhin genannten sind nach und nach verschwunden und nie wiedergekehrt.

Das Steintreiben ist überhaupt eine eigene und etwas gefährliche Sache, vorausgesetzt, dass man Mittel kennt, welche wirklich solche Kraft haben, dergleichen mir bis jetzt aber noch nicht bekannt worden sind. Abgesehen davon, dass die Nierensteine zuweilen eine seltsame und rauhe Gestalt und allezeit einen engen und langen Weg haben, eh sie zur Blase kommen, wodurch denn sehr heftige und schmerzhafte Zufälle erregt werden; so kann auch in seltenen Fällen die Form eines Steines so sein, dass er, eingekeilt in den Harngang, Entzündung und selbst den Tod verursachen muss. Ich war Arzt eines Alten steinsüchtigen Herrn, der schon viele Steine mit grossem Schmerz los geworden. Einst zeigte mir dieser einen Stein, der mit sehr geringem Schmerz durch den Harngang zur Blase gekommen war; er war braun von Farbe, von keilförmiger Gestalt, und an beiden Enden so spitz, wie eine Nadel. Wäre dieser Stein quer in den Harngang getreten (und die Möglichkeit eines solchen Quereintrittes hing doch von der Weite der Einmündung des Harnganges in das Nierenbecken ab) so würde Entzündung des oberen Theiles des Harnganges und des Nierenbeckens und der Tod des siebenzigjährigen Mannes die Folge davon gewesen sein.

Ich achte es für meine Pflicht, meine Leser auf eine Sache aufmerksam zu machen, worüber ich nur zwei Beobachtungen habe, die aber von der Art sind, dass ich es für Unrecht halte, das, was ich durch Zufall ganz absichtslos beobachtet, durch absichtliche Versuche zu bestätigen, oder zu berichtigen. Dem steinsüchtigen Herrn, von welchem ich eben erzählte, gab ich einst gegen Leberaffektion die Tinktur der

Nux vomica, und siehe! dieser Mann, welcher wenig oder gar nicht an Harnstrenge litt, bekam diese auf den Gebrauch der Tinktur in ziemlichem Grade, und die ruhenden Steine wurden aufrührisch. Ich schrieb dieses damahls dem Zufalle, unentdeckbaren Ursachen, aber nicht der *Nux vomica* zu. Eine lange Zeit nachher gab ich dem nämlichen Herrn gegen Bauchschmerzen abermahls die Tinktur der Krähenaugen, und siehe! abermahls erschien Harnstrenge, und die Bauchschmerzen wurden nicht besser, sondern schlimmer. Diese Beobachtungen, über welche ich damahls nicht aburtheilen mochte, wurden mir ungefähr achtzehn Jahre nachher auf eine unangenehme Weise ins Gedächtniss gerufen. Einer Frau, welche vor drei Jahren an Harnstrenge gelitten, anhaltend gelitten, und mit Kalkwasser nach und nach davon befreit war, gab ich bei einer akuten Krankheit, wo ich wegen des bei der Besserung auf Einmahl dunkel werdenden Harnes die Leber ergriffen glaubte, das Wasser der Krähenaugen. Sehr beschäftigt, wie ich damahls war, dachte ich wirklich nicht daran, dass sie vor drei Jahren an Zufällen von Nierensteinen gelitten, und eben so wenig dachte ich an jene unvollkommene Beobachtung in Betreff der üblen Wirkung der *Nux vomica* auf die Nierensteine, welche ich achtzehn Jahre früher bei dem alten steinsüchtigen Herrn gemacht. In zwei Tagen wurde der dunkle Urin hell; aber gleich nach dieser Veränderung trat auch Harnstrenge ein, und mahnte mich an die Steine der Frau und an meine frühere Beobachtung. Ich setzte die *Nux vomica* bei Seite, hatte aber genug zu thun, den üblen Folgen der aufgeregten Steine zu begegnen. Ja obgleich ich geschwind begriff, worauf es hier ankam, so waren doch, eh ich die Urinabsonderung wieder normal hatte, die Füsse bis zu den Knien ödematös.

Nierenaffektionen, welche Steine zur Ursache haben, beruhigen sich nicht so schnell, als andre nicht von Steinen herrührende; zuweilen kann man Erste von Letzten bloss durch ihre Hartnäckigkeit erkennen. Warme Bähung der Nierengegend ist ein sehr gutes Hülfsberuhigungsmittel der von Steinen herrührenden Nierenbeschwerden, zum wenigsten muss man ein solches einfaches Nebenmittel nicht verachten, es leistet

wirklich in einzelnen Fällen mehr als man erwarten sollte. Ich lasse Weizenkleie mit warmem Wasser anmengen, in einen Sack thun und den Kranken sich darauflegen.

Strangurie von Nierensteinen hat in einzelnen Fällen das Eigene an sich, dass sie plötzlich verschwindet, eine, oder ein paar Stunden schweigt, und dann plötzlich wieder erscheint; ja zuweilen kann das plötzliche Wiedererscheinen nur augenblicklich sein, wie ein Blitzstrahl. Jetzt plaudert der Kranke lustig mit uns, auf Einmahl verzerret er schmerzhaft das Gesicht, sucht das Nachtgeschirr, oder läuft eilig zum Abtritt, kommt über ein wenig wieder und der Stoss ist vorüber. Solche seltsame Abwechselung macht eine gewöhnliche Strangurie nicht; wo man dergleichen wunderliche Dinge siehet, kann man der Nierensteine ziemlich sicher sein; aber freilich, sind diese in den wenigsten, in den allerwenigsten Fällen höflich genug, sich also bloss zu geben.

Den Weibern sind Nierensteine, wegen der Mutterblutflüsse, welche sie verursachen können, gefährlich; ich habe zwei daran sterben sehen. Die eine hatte heftige Strangurie, der Urin war blass, trübe, mit einem Bodensatze, der im Glase aussah, als bestände er aus Schabsel von Häuten; zuweilen waren blutige Fliesschen mit diesem Schabsel gemischt. Sie hatte geschwollene Füsse bis zu den Waden, Wasser im Bauche und periodisch chronischen Durchfall, dabei beständig schleichendes Fieber und von Zeit zu Zeit mässige Blutungen aus der Bärmutter. Durch Cochenille, Kalkwasser, Magnesia u. s. w., je nachdem die Umstände die Anwendung des einen, oder des anderen forderten und erlaubten, wurde das Uebel so weit zur Ruhe gelullet, dass das Wasser aus dem Bauche verschwand, der Durchlauf aufhörte und das Oedem der Füsse fast vergangen war. Ich sagte ihr jetzt, nicht unter vier Augen, sondern absichtlich in Gegenwart ihrer grossjährigen Tochter: sie müsse sich vor aller Bewegung hüten, wodurch ihr Körper eine Erschütterung erleide, namentlich vor dem Herunterspringen von einer, wenn gleich geringen Höhe, und vor dem Fahren in einem unbefederten Fuhrwerke. Weil nun aber, wie es scheint, jeder sein Schicksal hat, dem er nicht entgehen kann, so trägt es sich zu, dass ihre verheirathete, in weiter Ferne

wohnende Tochter ihr einen Besuch ankündiget, und den Tag der Ankunft bestimmt. An diesem Tage ist liebliches Wetter, die Kranke fühlt sich wohl, sie vergisst meine Warnung, oder denkt, ich sei zu sehr um sie besorgt, fährt in einem auf der Achse stehenden Fuhrwerke, weil sie kein anderes haben kann, nach einem zwei Wegstunden entlegenen Flecken der kommenden Tochter entgegen. Alles macht sich ganz vortrefflich; aber gleich nach dieser Fahrt wird die Urinabsonderung aufs neue gestört, es entsteht Strangurie, starker Rückenschmerz, Oedem der Füsse, ein heftiger, unaufhaltsamer Mutterblutfluss, und in etlichen Tagen war die Frau todt.

Der zweite Fall war ganz anders; er trug sich in einem Niederländischen Grenzstädtchen zu. Ich wurde hingerufen, da die Frau schon längst bettlägerig und zum Gerippe abgezehrt war. Sie hatte bis dahin, angeblich, noch nie über Urinbeschwerden geklaget, ihre Urinabsonderung war auch nicht im mindesten gestört. Bis dahin war die Hauptsache, woran sie gelitten, ein nicht zu hemmender Blutfluss der Mutter und ein starker Kreuzschmerz gewesen. Ihr Arzt, der sie sehr lange behandelt, hatte mit beiden Zufällen übel fertig werden können; jedoch hatte der Mutterblutfluss, nachdem die Kranke gänzlich erschöpft war, aufgehört. Ob durch den Gebrauch der Mittel meines Amtsgenossen, oder von selbst, kann ich nicht sagen, denn ich weiss nicht, was er ihr gegeben. Die Kreuzschmerzen waren aber noch in hohem Grade vorhanden, dabei starkes Zehrfieber, gänzliche Erschöpfung und vollkommne Bettlägerigkeit. Da dieser Fall sich vor langer Zeit zugetragen, wo ich noch nicht so genau, wie später, auf das Urleiden der Einzelorgane achtete, und eben so wenig an Nierensteine dachte, als wahrscheinlich mein Niederländischer College daran wird gedacht haben: so wusste ich wahrhaftig nicht, was ich mit diesem ausgemergelten Leichname anders machen sollte, als ihm sogenannte stärkende Mittel reichen. Ich sah aber von denselben keinen Nutzen und keinen Schaden; das, was sich gleich darauf zutrug, kann ich durchaus nicht auf Rechnung der Mittel schreiben. Es begab sich nämlich, dass die Kranke anfing über Harnstrenge zu klagen, und es gingen ihr Nierensteine ab; nicht braune, welche krystallisirte Harnsäure

sein sollen, sondern weisse Kalksteine von sehr rauher Oberfläche. Es war mir gleich auffallend und merkwürdig, dass diese Steine, deren etliche doch so gross waren, als ich je ausgeharnte gesehen, beim Durchgange durch die Ureteren keine Kolikschmerzen verursacht hatten. Nachdem sie nun nach und nach eine gute Anzahl Steine (die Zahl habe ich nicht angeschrieben) von verschiedener Grösse, ohne Bauchschmerz losgeworden, ihr Zustand aber dadurch nicht im mindesten besser war, fing auf Einmahl die Harnstrenge, welche seit etlichen Tagen Nachlass gemacht, so grausam an zu wüthen, dass die inneren und äusseren Schamlefzen sich schmerzhaft entzündeten und so stark anschwollen, dass die arme Frau vor Schmerz und Noth nicht wusste, wohin sie sich wenden sollte. Entzündungswidrige Mittel beschwichtigten den heftigen Reiz und die Geschwulst der Scham in etwas, aber die Strangurie konnten sie nicht heben. Endlich wurde ein wunderliches Ding aus der Blase mit grosser Pein gepresst; man zeigte mir es in einem Theeköpfchen von mittelmässiger Grösse, welches zwei Drittel davon angefüllet war. Auf den ersten Blick sah es aus wie ein Flocken brauner, in einander gewirrter, nasser Haare; bei näherer Untersuchung ergab es sich aber, dass es eine Masse braunen, gallertartigen Schleimes war. Von aussen war dieser scheinbare Haarflocken mit neun weissen, sehr rauhen und scharfen Steinen besetzt, von denen der grösste wie eine Erbse, der kleinste, wie ein grosser Nadelkopf war. Dass diese rauhen, scharfen Steine, durch ihren Reiz auf der inneren Fläche der Blase, die heftige Strangurie und die Entzündung der Schamlefzen verursacht haben, ist wol zu begreifen; auch ist zu begreifen, dass sich durch den Reiz der Steine der Schleim aus der Blase gesondert. Aber zweierlei kann ich nicht gut begreifen, nämlich, wie der Schleim in solch wunderliche haarähnliche Fäden gezogen war, und wie es möglich, dass die Steine auswendig auf der Schleimmasse sassen. Wenn sie durch ihren Reiz auf die Blase die Absonderung eines solch gallertartigen Schleimes zu ursachen im Stande waren, so hätten sie inner der Schleimmasse, nicht von aussen auf derselben sitzen müssen. Doch wer kennet die eigenthüm-

lichen Bewegungen der Organe im lebenden Körper? Ich zum wenigsten kenne sie nicht.

Wie es nun weiter mit der Frau gegangen, ist bald zu erzählen. Sie war, nach Aussonderung der beschriebenen Masse, von allen Schmerzen frei, lebte noch etliche Tage ein Pflanzenleben und gab dann den Geist auf.

Dieser Fall hat noch zwei Besonderheiten, welche mir einer kurzen Erwägung werth scheinen. Die erste ist, dass die Steine ohne Schmerzen durch die Harngänge zur Blase kamen, obgleich mehre derselben so gross, so rauh und so scharf waren, dass sie die Harngänge wol heftig hätten reizen müssen. Ich schreibe diese Besonderheit auf die durch den grossen und anhaltenden Blutverlust verursachte Erschöpfung, und auf die Abnahme des Lebens, welches sichtlich sich dem Erlöschen nahete. In solchem Zustande erschlaffen alle Kanäle; Steine, welche früher, bei ihrem Durchgange durch die Ureteren die heftigsten Zufälle würden erregt haben, können dann gar wol ohne Schmerz in die Blase steigen. So siehet man ja auch zuweilen, dass bei tödtlichen Harnverhaltungen der Catheter, sobald das Leben zur Neige gehet, ohne Mühe in die Blase zu bringen ist, der vorher, von einer erfahrenen Hand geführet, mit aller Mühe nicht hineinzubringen war.

Die zweite Besonderheit des Falles ist, dass die Steine in der Blase einen so heftigen Reiz machten. Bis dahin hatte ich immer gesehen, dass ein Stein, wenn er beim Heruntersteigen durch den Harngang die heftigsten Zufälle verursachte, alle Gewalt zu schaden verlor, sobald er in der Blase war; wie durch einen Zauber verschwand dann in einem Augenblicke alles Elend, und kurz darauf wurde er ohne Mühe ausgeharnet. Sollte die Besonderheit des letzten Falles wol darin begründet sein, dass, wenn mehre Steine zugleich in der Blase sind, sie sich einander den Ausgang selbst versperren?

Den Durchgang der Steine durch die Harngänge habe ich jetzt in langer Zeit nicht erlebt. Da ich ihn zu behandeln hatte, und oft zu behandeln hatte, kannte ich die Eigenmittel auf Nieren und Blase weiter noch nicht als dem Namen nach, musste mich mit allgemeinen Mitteln behelfen, und kann also dem Leser nicht aus Erfahrung mittheilen, was die erwähnten

und noch zu erwähnenden Eigenmittel in solch grosser Noth leisten werden. Damahls habe ich mit Mohnsaft und Laxirmittel das Ding gut machen müssen. Sonderbar war es, dass beide Mittel, abwechselnd gegeben, den Kranken von seinem gräulichen Bauchschmerz eine Zeitlang (gewöhnlich einen Tag) befreiten. Wenn heute der Mohnsaft die Kolik zum Schweigen brachte, so liess er mich morgen ganz im Stich: dann half aber eine Abkochung von Sennesblättern mit Glaubersalz. Wollte ich nun am anderen Tage den wiedererwachten Schmerz mit dem Laxirtranke beschwören, so that ich vergebene Mühe; griff ich zum Mohnsafte, so sah ich, dass in diesem abermahls die rechte Hülfe war. Solchergestalt musste ich, je nachdem es fiel, längere oder kürzere Zeit laviren, bis der Stein in der Blase war. Auf alle Fälle sind dergleichen Geschichten aber für den praktischen Arzt sehr unangenehm, wer sie nicht erlebt hat, braucht nicht nach ihnen zu verlangen. Wir haben es mit einer körperlichen, harten, rauhen, scharfen, eingekeilten Krankheitsursache zu thun, die wir nicht mit der Zange aus dem Körper reissen können, sondern mit der wir gar säuberlich umgehen müssen, wenn wir sie nicht, statt sanfter, viel ungesünder und wüthiger machen wollen. Ich bin in meiner Jugend bei zwei alten steinsüchtigen Herren in der Lehre gewesen und kenne die Sache aus dem Grunde. Gott bewahre jeden Arzt vor solcher Kundschaft.

Ich habe vorhin als eine Seltsamkeit angeführt, dass bei der Frau, deren Krankheitsgeschichte ich zuletzt erzählt, die Steine ohne Kolik zu verursachen ihre Reise von den Nieren zur Blase gemacht hätten. Man muss das nun aber nicht so verstehen, als ob ich bei andern Steinsüchtigen nie ein solches schmerzloses Hinuntersteigen beobachtet hätte. Den ersten Stein habe ich wirklich noch nie ohne Schmerzen und ohne grosse Schmerzen heruntersteigen sehen; war aber der erste, zweite und dritte durch den Ureter mit Mühe gedrungen, und der Kanal wahrscheinlich erweitert, so konnte hintennach ein kleinerer mit geringem, oder fast gar keinem Schmerze durchgehen; vorausgesetzt, dass seine eigenthümliche Gestalt und Rauhigkeit ihn nicht zu solchem schmerzlosen Durchgange unfähig machte.

Der Schmerz, den ich bei einigen nierensteinsüchtigen nicht podagrischen Menschen in den Fersen und Ballen der Füsse bemerkt, der nicht bloss in einer schmerzhaften Steifheit dieser Theile beim Gehen bestehet (desgleichen sich zu manchen andern Bauchleiden gesellet), sondern der sich auch im ruhenden Zustande äussert, hat mich auf den Gedanken gebracht, ob das wirkliche echte Podagra der Steinsüchtigen wol eine bloss consensuelle Affektion der Füsse sein könne. Entscheiden lässt sich freilich darüber nicht; es ist mir aber der Gedanke aufgedrungen, wenn ich sah, dass nach beschwichtigter Steinkolik gleich ein Anfall des Podagras eintrat. Sydenhams Abhandlung vom Podagra, in welcher er uns seine eigenen Leiden erzählt, ist, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, nicht unbelehrend.

Die Nierensteine haben schon, da ich noch fast jung war, allerlei ärztliche Zweifel in meinem Kopfe rege gemacht. Wenn ich nämlich sah, wie an einem und demselben Körper beim Rebellischwerden der Steine sich allerlei Zufälle äusserten; jetzt solche, und dann wieder ganz andre, so dachte ich auf meine Weise: hier ist doch nun eine materielle, mechanische Ursache, ich kenne sie, ich werde sie früher oder später mit meinen Augen sehen, mit meinen Fingern halten, und doch macht diese grobe, greifliche, irdische Ursache jetzt solche Zufälle, vielleicht über zwei Monaten ganz andere, und vor fünf oder sechs Monaten machte sie wieder ganz andere, bald stinkenden Harn, bald Kolik, bald Harnstrenge, bald Seitenstechen, bald beständiges Uebelsein, bald Erbrechen, bald Husten mit garstigem Auswurfe, bald erstickende Brustkrämpfe. Wenn nun die von einer so groben, handgreiflichen Ursache erzeugte Affektion eines Organes sich durch solche abwechselnde und unsichere Zufälle äussert, deren die wenigsten auf ein Ergriffensein des urerkrankten Organes deuten; wie mag es dann wol um die ärztliche Erkenntniss solcher Affektionen aussehen, welche von einer unsichtbaren und ungreiflichen Ursache abhangen? Ist es wol wahrscheinlich, dass diese sich durch bestimmtere Zufälle kund geben werden?

Wollte ich aber behaupten, dass solche Zweifel schon einen unmittelbaren Einfluss auf meine intellectuelle ärztliche

Ausbildung gehabt hätten, so müsste ich Unwahrheit reden. Damahls machte ich schlicht Beobachtungen, und trug sie mit Glossen versehen in das Fundbuch meines Gedächtnisses.

Von der Einkeilung eines Nierensteines in den Harngang habe ich in meiner Jugend ein einziges Mahl tödtliche Apoplexie erfolgen sehen. Ein Kaufmann in einem benachbarten Flecken begehrte gegen Kolik Hülfe von mir. Aus den vorhergegangenen und vorhandenen Zufällen urtheilte ich, dass der Bauchschmerz von einem in den Ureter eingekeilten Steine herrühre. Ich sagte ihm dieses, ermahnte ihn, ein wenig Geduld zu haben, und gab ihm abwechselnd Mohnsaft und Laxirmittel. Dieses Mittel leistete die vorhin beschriebene Wirkung; der Schmerz wurde mehre Tage täglich beschwichtiget, und kehrte am folgenden Tage wieder. Weil es nun dem Manne zu langsam ging und er vielleicht Misstrauen in Betreff der Richtigkeit meiner Ansicht hatte, so wendete er sich an einen andern Arzt, damit ihm der schneller helfen sollte. Was dieser nun mit ihm angestellet hat, kann ich nicht sagen; er wird aber wol, da er ein ehrlicher Mann war, sein Bestes gethan haben. Nach zehn oder vierzehn Tagen bat man mich, noch einmahl zu dem Kranken zu kommen. Sobald ich ihn aber sah, begriff ich bald, dass es mit ihm vorbei sei, denn er war an einer Seite gelähmet, und diese Lähmung nach einer leichten, bald vorübergegangenen Betäubung eingetreten. Nun hörte ich, dass mein Amtsgenosse, der den Bauchschmerz schnell heben sollte, noch weit weniger Schlag gehabt, mit solchen Dingen umzugehen, als ich. Ich hatte doch noch täglich den Schmerz meistern können. Er hätte gar nichts gewonnen, der Schmerz war trotz allen Bemühungen geblieben, bis die Lähmung demselben ein Ende gemacht. Aber freilich war auch das Ende des Lebens da; der Tod erfolgte ein paar Tage nachher. Dieses ist jedoch nicht der einzige Steinsüchtige, den ich habe apoplektisch sterben sehen. Die zwei alten steinsüchtigen Herren, von denen ich oben gesagt, dass sie mich in meiner Jugend in der Mache gehabt, sind beide am Schlage gestorben, der eine plötzlich, der andere mit langem und ungewöhnlichem Elende, welchen letzten Fall ich an einem schicklicheren Orte dieses Buches erzählen werde. In beiden

wurde der Schlag aber nicht durch die Einkeilung eines Steines bewirkt.

In der Zusammensetzung der *Rad. Ononidis spinosae* mit der *virga aurea*, welche Herr Dr. *Murbeck* empfohlen, habe ich keine besonders wohlthätige Heimlichkeit gewahr werden können, obgleich ich sie etliche Mahle versucht. Es kommt mir fast vor, als ob ein Arzt, der die Wirkung der einfachen Goldruthe durch den Gebrauch kennt, diese nicht leicht mit jener Zusammensetzung vertauschen wird. Jedoch masse ich mir kein Urtheil in solchen Dingen an. Da ich in dem ganzen Laufe meiner Praxis auf sehr wenig Zusammensetzungen gestossen bin, denen ich mit Ueberzeugung geheime Kräfte zuschreibe; so kann es nicht fehlen, ich muss Misstrauen in die mir gebotenen Zusammensetzungen stellen, tauge also nicht zum Untersuchen solcher Dinge.

In Betreff der Goldruthe bemerke ich meinen Lesern Folgendes: Unter dem Namen *Solidago virga aurea* werden von den Materialisten falsche Kräuter verkauft. Da die echte drei Wegstunden von hier häufig wächst, so lassen die hiesigen Apotheker sie selbst sammlen. Einst war aber dem Herrn M., weil ich sie ungewöhnlich viel gebraucht, sein Vorrath zu früh eingegangen, und er genöthiget, sich an die Materialisten zu wenden. Von vieren bekam er falsche Goldruthe, sagte mir das aber als gewissenhafter Mann gleich, und ich behalf mich eine Zeitlang ohne Goldruthe, welches mir aber sehr lästig war.

Zusatz vom Jahr 1835.

Obiges schrieb ich im Jahre 1829. Seitdem hat sich nun die Cochenille als ein sehr edeles Nierenmittel bewähret, welches nicht durch die Goldruthe zu ersetzen ist. Es gibt zweierlei Erkrankung der Nieren, von denen die eine durch Cochenille, die andere durch Goldruthe geheit wird. Beide Mittel leisten aber nichts bei dem in einem Harngange eingekeilten Nierensteine.

Gebrannte Bittersalzerde hat mir, gleichzeitig mit der Cochenille gegeben, beim Nierensande ausnehmend gute Dienste

geleistet. Dieses gleichzeitige Geben beider Mittel beschwichtiget nicht allein die verschiedenartigen, mitunter lästigen Zufälle, sondern befördert auch gar trefflich den Abgang des Sandes. Es ist kaum glaublich, welche Menge Sand die Nieren enthalten können. Eine Frau, die durch den Reiz des Sandes heftigen consensuellen Schmerz des linken Fusses lange Zeit gehabt, zur Linderung des Schmerzes immer mit gebogenem Knie gelegen und gesessen, wodurch die Beugemuskeln schon bedeutend verkürzt waren, entleerte auf den Gebrauch der besagten Mittel zehn Wochen lang bei jedem Harnen schwarzgrauen, selten rothen Sand. Ihre Gesundheit ist wiedergekehrt, der Schmerz aus dem Fusse verschwunden; aber das Knie kann nicht ordentlich ausgestreckt werden. Diese Verkrüppelung habe ich zwar auf mechanische Weise zum grössten Theile gehoben; ganz kann sie aber nicht gehoben werden, da die Frau, die jetzt frei von Schmerz, sich wenig aus dem Hinken macht, die Anwendung der mechanischen Hülfe bis zur vollkommnen Geradheit des Gliedes, weil sie ihr zu langweilig ist, verschmähet.

Vor Kurzem habe ich einen merkwürdigen Fall erlebt. Eine funfzigjährige Frau, die angeblich schon lange mit allerlei Leiden gekämpft, deren materiellen, mechanischen Grund ich gleich in den Nieren fand, die auf den Gebrauch der Magnesia und Cochenille viel Sand entleerte, und nun ihrer Leiden so weit erlediget war, dass sie wieder herumgehen konnte, besuchte mich eines Tages. Da ich sie nie gesehen, sondern nur nach Bericht verordnet, der Bericht aber anfänglich sehr hoffnungslos gelautet, so war ich nicht wenig erstaunt, in der Person dieser rührigen Frau die angebliche Leiderinn vor mir zu haben. Ich äusserte die Vermuthung, ihr Sohn werde wol in seiner anfänglichen Beschreibung ihres Zustandes sich einiger Uebertreibung schuldig gemacht haben. Sie behauptete aber, er habe nichts übertrieben, sie sei wirklich sehr elend gewesen, aber mit Gottes und der Arzenei Hülfe seien die grössten Leiden von ihr gewichen, und sie lebe jetzt der Hoffnung, ganz wieder gesund zu werden. Ich hatte sie früher durch ihren Sohn warnen lassen, keine Urin-, oder Steintreibende Mittel, die ihr unkundige Rathgeber vielleicht an-

bieten möchten, zu gebrauchen; da nämlich niemand wissen könne, ob sie nicht nebst dem Sande auch Steine in den Nieren habe, und eben so wenig ein sterblicher Mensch befähigt sei, die Grösse und Form solcher Steine zu bestimmen, so sei das Steintreiben ein lebensgefährliches Unternehmen. Sie erinnerte sich jetzt dieser Warnung, und machte dazu, indem sie mir einen ihr vor acht Tagen abgegangenen Stein überreichte, folgende Auslegung: dieser Stein, der doch nur klein sei, habe ihr schon solche abscheuliche Schmerzen bei seinem Abgange verursacht, dass, berge sie noch grössere in den Nieren, jeder, der selbige mit Gewalt heraustreiben wolle, nothwendig ihr Leben auf die Schanze setzen müsse. Die gute Frau wusste aber selbst nicht, in welcher Gefahr sie wirklich schon bei dem Abgange dieses Steines geschwebt. Er war der seltsamste, den ich je gesehen. Länglich und nicht besonders rauh hatte er an dem einen Ende einen Haken und zwar einen tüchtigen starken und scharfen. Wäre er, die offne Seite des Hakens nach unten gerichtet, in den Harngang getreten, so wäre das Hinuntersteigen unmöglich geworden, und gefährliche, ja tödtliche Zufälle hätten die Folge davon sein müssen. Dass er zwar mit tüchtigem Bauchschmerz, aber doch nicht mit lebensgefährlichem zur Blase befördert war, bewies es gerade, dass bei seinem Hinuntersteigen die offne Seite des Hakens nach oben gerichtet gewesen. In der Blase hatte er aber furchtbaren Spuk gemacht. Aus der Erzählung der Frau musste ich schliessen, er sei, die offne Seite des Hakens nach unten gerichtet, in die Harnröhre getreten, wo dann der Durchgang unmöglich wurde. Der ungeheuer schmerzhafte Harndrang, dessen Grund die Frau nicht wusste, hatte sie bestimmt, von ärztlicher Hülfe entfernt, zur Hebamme zu schicken. Diese, die begreiflich auch den Grund des grossen Schmerzes nicht wissen konnte, drückt, um doch etwas zu thun, gegen die Harnröhre. Auf diesen Druck lässt Harndrang und Schmerz nach, wahrscheinlich, weil der an dem Eingange der Harnröhre festgehakte Stein in die Blase zurückgedrückt war. Bald darauf bekommt die Kranke wieder Nöthigen zum Harnen und entleert den Stein ohne Mühe. Ich denke, er wird jetzt wol umgekehrt in

die Harnröhre getreten und dadurch das Anhaken desselben unmöglich geworden sein *).

Ich habe seit dem Jahre 1829 drei Menschen an Nierensteinen sterben sehen. Ein alter, schon lange bettlägeriger Mann, der zwar wenig Sand harnte, aber einen bohrenden Schmerz in der Niere und anderes Bauchelend hatte, starb schwindsüchtig, zwei andere an der Einkeilung eines Steines in den Harngang. Eine dieser, eine ältliche Jungfer, muss wol apoplektisch gestorben sein, denn nach einem nur dreitägigen Leiden war sie unversehens todt. Die andere, eine rüstige Frau in dem besten Lebensalter, hat aber so ungeheuer gelitten, dass, wollte ich ihre Krankengeschichte nur ausführlich, nicht weitschweifig, erzählen, ich ein kleines Buch davon machen müsste, und wahrscheinlich meinen jungen Amtsbrüdern das Arztgeschäft dadurch verleiden würde. Ich bemerke nur den Lesern, dass ich bei der Gelegenheit auch die Belladonna ganz nutzlos gebraucht habe; es ist jedoch möglich, dass sie bei der Einkeilung eines minder grossen Steines gute Dienste leistet.

Am Ende des Jahres 1833 brachte mich die Aeusserung eines alten und verständigen Kollegen, man habe in neuer

---

*) Diese Frau ist zwei Jahre später an einer Vereiterung und Durchbohrung des Mastdarmes gestorben, welche durch die Knochen eines *Foetus extrauterini* verursacht waren. Ich habe die Leiderinn nicht gesehen, ihr Sohn hat mir aber einige Knochen, unter andern ein Schädel- und ein Schienbein gebracht, diese schienen mir von einer ungefähr viermonatlichen Frucht zu sein; 18 Jahre früher war die Frau schwanger gewesen, hatte aber nicht geboren, also die vermeintliche Schwangerschaft für Täuschung gehalten. Der hiesige Wundarzt, der einst hingerufen wurde, um einen Knochen, welcher nicht durch die Mündung des Afters wollte und ungeheure Schmerzen verursachte, herauszuholen, war der Meinung, die geschwürige, in die Bauchhöhle gaffende Oeffnung befinde sich hoch im Mastdarme; die mechanische Entfernung der Knochen sei unmöglich, und die langsame selbstige Austreibung werde die Frau nicht aushalten. Ich glaube, dass in einem solchen verzweifelten Falle die Oeffnung des Bauches in der *Linea alba* anzurathen wäre; diese Operation ist ja keine lebensgefährliche, und das Herausholen der Knochen aus der Bauchhöhle würde auch keine besondere Schwierigkeit haben. Ob aber hernach die geschwürige Oeffnung im Mastdarm heilen würde, lässt sich wol so bestimmt nicht vorhersagen.

Zeit ein Seltnerwerden der Nierensteine und des Nierensandes bemerkt, auf den Gedanken, mir einmahl die Zahl der in Einem Jahr vorkommenden Fälle aufzuzeichnen. Ich wählte gleich dazu das folgende Jahr, und fand am Ende desselben, dass ich gerade 28 Fälle der Art zu behandeln gehabt. Unter diesen waren nur fünf, die mit eigentlichen Harnbeschwerden begleitet, mir die Erkenntniss aufdrangen. Die übrigen waren dunkel, ich musste die sinnliche Erkenntniss des materiell-mechanischen Grundes aller Leiden mit Vorbedacht suchen. Da die Schriftsteller in diesem Punkte meist sehr unbelehrend sind, und die Hochschullehrer ihre Schüler auch im Dunklen lassen, so hoffe ich, die jungen Aerzte werden es mir Dank wissen, dass ich ihnen einen guten Rath gebe, und die Hochschullehrer es mir nicht übel deuten, dass ich ihnen ins Amt greife. Ich bemerke meinen jungen Amtsbrüdern Folgendes.

Sie müssen sich ganz den Gedanken auz dem Kopfe schlagen, als verriethen Nierensand und Steine sich vorzüglich durch gestörte Verrichtung, oder gar durch schmerzhaft gestörte Verrichtung der Harnorgane. Dieser Gedanke ist deswegen grundfalsch, weil man solche Störungen nur in den wenigeren Fällen beobachtet.

Alle chronische Krankheiten, mit wenigen Ausnahmen, können dunkle Offenbarungen des besprochenen Uebels sein. Ich darf nur diejenigen Krankheiten nennen, die ich selbst als solche dunkle Offenbarungen erkannt habe; sie sind folgende.

Chronischer Stuhlzwang (der nicht von einer Verhärtung im Mastdarme herrührt), chronischer Durchfall, oder Verstopfung, schmerzhaftes Leiden der Milz, ja greifliche Auftreibung derselben, schmerzhaftes Leberleiden, selbst Gelbsucht, Bauchschmerz, Husten, mit oder ohne Auswurf, vorübergehende asthmatische Zufälle, halbseitiges Kopfweh, Lähmung der unteren Extremitäten, Hüftweh, Wassersucht, Auszehrung, Störung der Verdauung, grosse Geneigtheit zur Säureerzeugung im Magen und Darmkanal, chronisches Erbrechen, Hysterie und Mutterblutflüsse. Da nun, wie gesagt, diese Krankheiten Offenbarung des Nierensandes und der Nierensteine bloss sein können, aber lange nicht immer sind, so ist es doch wol Pflicht des Arztes, die dunkle Offenbarung zur deutlichen zu

machen, und das kann auf keine andere Weise geschehen, als durch Untersuchung des Harnes.

Ob alle Menschen, die Nierensteine haben, auch gleichzeitig Sand in den Nieren bergen, kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen, denn zu der Zeit, da ich die beste Gelegenheit hatte, den Abgang der Nierensteine zu beobachten, war ich noch zu dumm, auf diesen Punkt zu achten. Seit ich etwas listiger geworden, kommt es mir aber wahrscheinlich vor, dass beide, die doch nur hinsichtlich der Grösse unterschieden sind, sich gewöhnlich zusammen finden. Es ist möglich, dass in einer Niere, die sehr grosse Steine beherberget, wenig Sand ist. So kenne ich einen geringen Mann, der an einer Lähmung der unteren Extremitäten schon mehre Jahre bettlägerig ist. Diese Lähmung ist die consensuelle Folge grosser Nierensteine, deshalb ist sie auch abwechselnd, bald vollständig, bald unvollständig. Ich habe diesen armen Mann genau und lange beobachtet und mich überzeugt, dass er, selbst auf den Gebrauch der Magnesia, oder des Kalkwassers, verbunden mit dem gleichzeitigen Gebrauche der Cochenille, oder der Goldruthe, sehr wenig Sand entleert. Von Zeit zu Zeit gehen ihm bloss einzelne grobe und scharfe Körner ab. Uebrigens ist der Harn beständig stinkend, als sei er faul, hat aber immer seine gehörige Säure. Vielmahls macht er einen Bodensatz, der in einem durchsichtigen, fast gallert-, oder froschleichartigen Schleime bestehet. Ich bin der Meinung, die Nierensteine des Mannes sind so gross, dass von einer Einkeilung eines derselben nichts zu fürchten sein wird. Sie müssen auch ziemlich glatt sein, denn wären sie rauh, so würden sie viel grösseres Elend verursachen. Er wird wol endlich wassersüchtig sterben, kann aber noch lange liegen. Aus dem geringen Abgange grober Sandkörner kann ich in diesem Falle noch nicht einmahl mit Sicherheit schliessen, dass wirklich wenig Sand in den Nieren stecke, denn einer, oder mehre grosse Steine können auch wol dem Sande den Ausgang versperren.

Zugegeben die Ausnahmen, wird aber wol in den meisten Nieren, die Steine bergen, auch Sand stecken. Dass aber jederzeit in Nieren, die voll Sand sind, auch Steine stecken, kann ich nicht behaupten, weil ich beobachtet, dass manche

Menschen, die auf den Gebrauch der genannten Nierenheilmittel, anhaltend viel Sand entleert hatten, nach dieser Entleerung von allen ihren Leiden befreiet waren. Diese Heilung würde wol nicht erfolgt sein, wenn noch Steine im Hinterhalt geblieben.

Der Sand, er mag nun mit, oder ohne Steine sich in den Nieren befinden, gehet von Zeit zu Zeit in geringer Menge, in einzelnen Körnern, von selbst ab, und darauf beruhet die sichere Erkenntniss. Wo solche einzelne Körner, oder auch ein feiner, dem blossen Auge unsichtbarer Sand abgehet, da kann man sicher sein, dass sich eine ordentliche Sandniederlage in den Nieren befindet. Da solche freiwillige geringe Entleerung aber nur von Zeit zu Zeit geschiehet, so muss man, will man zur Erkenntniss gelangen, bei allen chronischen, namentlich aber bei den oben genannten Leiden, die Untersuchung des Harnes 14 Tage bis drei Wochen, ja noch länger, täglich selbst machen, oder von dem Kranken und seinen Freunden machen lassen. Die Art, wie man den Harn auf Sand untersucht, ist so einfältig, dass ich mich schämen würde, in diesem Buche davon zu reden, wenn ich nicht mehre gut unterrichtete und achtbare junge Aerzte ganz unwissend in diesem Punkt befunden, und sie mir nicht gestanden hätten, dass ihre Meister sie unbelehrt gelassen.

Zuerst muss dafür gesorgt werden, dass der zu untersuchende Harn rein, und kein Sand von aussen hineingefallen sei, welches leicht geschehen kann, besonders hier und in den Niederlanden, wo manche Zimmerdecken bloss gedielt, leicht ein wenig Sand durchfallen lassen. Solche Täuschung wird dadurch vermieden, dass man das saubere Harngeschirr bedeckt. Nun muss man zur Untersuchung zwei Instrumente haben, die sich in allen Häusern finden, nämlich einen flachen porzellanen, oder fein verglaseten irdenen Teller (grobes Töpfergut taugt dazu nicht) und einen metallenen Löffel. Ob Sandkörner in der Verglasung des Tellers stecken, wodurch man bei der Untersuchung des Harnes könnte getäuscht werden, lässt sich leicht erkennen, wenn man mit der convexen Seite des Löffels über den Teller fährt.

Nun muss man das Harngefäss, ohne es viel zu bewegen,

ganz leise so neigen, dass der obere Theil des Harnes, in welchem doch kein Sand sein kann, abfliesst und nur der untere im Topfe bleibt. Diesen Theil des Harns schwenket man dann um, und giesst ihn so rasch auf den Teller, dass der Sand, der damit vermischt sein möchte, nicht wieder zu Boden sinken und im Topfe bleiben kann. Jetzt wartet man ein paar Minuten, damit auch der feinste Sand sich senke; fährt man dann mit dem Löffel leise über den Teller, so fühlt man den ganz feinen Sand deutlich, und der gröbere knirscht so, dass jeder es ein paar Schritte weit hören kann. Es ist durchaus nöthig, dem Kranken und dessen Freunden diese Untersuchung des Harnes zu zeigen, damit sie von ihnen täglich verrichtet werde; sie ist auch so einfach, dass der Einfältigste sie machen kann.

Damit ich aber meinen jungen Amtsbrüdern es recht anschaulich mache, wie nothwendig diese Harnuntersuchung bei den meisten chronischen Leiden sei, will ich ihnen noch Folgendes zu bedenken geben. Gesetzt, es sei ein Arzt aufgefodert, einen an einer chronischen Krankheit Leidenden zu heilen. Er thut sein Bestes, macht mancherlei gar kluge Indikationen, verordnet viele Arzeneien, die alle ausnehmend gut sind, nur das Gebrech haben, dass sie nicht helfen. Auf die Weise flickt er ein ganzes Jahr, oder zwei Jahre an dem Kranken; dieser wird des Dinges überdrüssig, sagt dem Arzte, er wolle aufhören zu arzeneien, schickt aber, wenn er des Flickmeisters losgeworden, zu einem anderen Arzte, in der Hoffnung, er werde in diesem den Heilmeister treffen. Nehmet nun einmahl an, werthe Leser! dieser neue Arzt, durch Erfahrung gewitziget, untersuche den Harn, und finde in diesem die fühl- und hörbare Ursache aller Leiden; was meinet Ihr, wie der Kranke und seine Freunde über den vorigen Arzt urtheilen? Sie sehen ihn entweder für einen unwissenden Menschen an, oder, wenn sie das nicht wol können, weil er schon ein anerkannt verständiger Mann ist, so betrachten sie doch die universitätische Lehre mehr als eine Narren-, denn als eine Heillehre, die den Aerzten dermassen die Augen und den Verstand begaukelt, dass sie selbst das sinnlich Erkennbare zu erkennen verabsäumen. Kann man ihnen darin wol

Unrecht geben? Ich könnte das Gesagte durch mehre Krankengeschichten bestätigen, wenn ich eine solche Bestätigung nicht für unzart hielte: bloss die treuherzige Aeusserung einer Bäuerinn erlaube ich mir, meinen Lesern mitzutheilen. Diese beschickte mich einst durch ihre Schwester, welche ein gut unterrichtetes und kluges Mädchen war, von der ich also alles Wissenswerthe erkunden konnte. Ich hörte, dass die Kranke an solchen Zufällen leide, welche wir Aerzte hysterische nennen, dass sie nie Harnbeschwerden, aber zuweilen Bauchschmerzen habe, mitunter einige Tage bettlägerig sei und sich gerade jetzt in einem solchen Schwächezustand befinde. Da ich nun zugleich vernahm, dass sie schon seit vier Jahren gekränkelt, und sich in dieser Zeit immer an Einen Arzt gehalten, den ich als einen verständigen Mann kannte, so begriff ich leicht, dass ich hier mit einem verzweifelt heimlichen Handel werde zu thun bekommen. Als ich das der Jungfrau äusserte, bekam ich von ihr eine recht gescheite Antwort, sie sagte mir nämlich: gerade weil ich den Namen habe, dass ich mich nicht verdriessen lasse, solchem heimlichen Handel auf den Grund zu kommen, verlange ihre Schwester meinen Beistand. Am allerersten beschloss ich nun, den Harn der Kranken auf Sand zu untersuchen, und hiess die Jungfrau, den Topf, worin die Kranke geharnt, gut zugedeckt bis zu meiner Ueberkunft bewahren. Am folgenden Morgen fand ich in der Person der Bäuerinn eine kluge und gut unterrichtete Frau. Keine Zufälle, die auf gestörte Verrichtung der Harnwerkzeuge gedeutet hätten, waren zu erfragen. Ich untersuchte jetzt den ganz klaren und vollkommen gesund aussehenden Harn in dem Wohnzimmer, und zwar in Gegenwart der jungfräulichen Schwester, damit diese in der Folge die Untersuchung selbst fortsetzen könnte. Das Wohnzimmer stiess an das Schlafzimmer der Kranken; diese konnte, weil die Thür des letzten offen stand, alles hören, was ich mit der Schwester verhandelte. Da es sich nun zufällig traf, dass die Portion Harn, welche ich untersuchte, viel grobe Sandkörner enthielt, welche so laut unter dem Löffel knirschten, dass die Kranke es deutlich auf dem Bette hörte, so hub diese an, also zu reden. „Die Doktoren haben den Namen, dass sie den Kranken

„allerlei weiss machen; warum sie das thun, weiss ich nicht. „Niemand soll mir aber weiss machen, dass ich keinen Sand „in den Nieren habe, denn ich höre ihn laut genug knirschen. „Wer mich sinnlich, fühl- und hörbar von dem überzeugt, „was mir anliegt, dem glaube ich mehr, als zwanzig andern, „die mir ihr Vorgeben nur mit Worten verbürgen können.“

Das ist eine wahre Rede, welche alle diejenigen zum ernsten Nachdenken einladen muss, die die sorgfältige Erforschung dunkler Organerkrankungen als ein Hirngespinnst verwerfen, indem sie sich irrig einbilden, jede Urorganerkrankung müsse sich durch Schmerz in oder an dem kranken Organ, oder durch erkennbare Störungen seiner Verrichtung offenbaren.

In dieser Geschichte habe ich gesagt, dass der die groben Sandkörner enthaltende Harn ganz klar und von Farbe gesundheitsgemäss gewesen. Meinen jüngeren Amtsbrüdern bemerke ich, dass ich weit öfter in klarem und hellgelbem Harne Sand gefunden, als in dem dunkel gefärbten, oder trüben, oder einen Bodensatz machenden. Wunderlich ist es, dass man, bevor man durch Erfahrung gewitziget ist, das Vorurtheil hat, man werde ihn eher in dem trüben und garstigen, als in dem klaren Harne entdecken. Auch die Kranken haben, ich weiss nicht warum, dieses Vorurtheil; man muss es ihnen aber benehmen, damit sie zur eigenen Untersuchung des Harns geschickt werden.

Endlich bemerke ich meinen jungen Amtsbrüdern noch Folgendes. Im Allgemeinen kann man zwar annehmen, dass mehr alte als junge Leute Sand und Steine in den Nieren haben. Diese Beobachtung darf uns aber nicht verleiten, den Gegenstand bei jungen Leuten ganz unbeachtet zu lassen. In diesem laufenden Jahre wurde meine Kunst von einem Fräulein in Anspruch genommen, die über Drücken im Magen, Säure, und den hysterischen Brocken im Halse klagte. Da sie von steinsüchtiger Art war, so rieth ich ihr, ihren Harn auf Sand zu untersuchen. Sie behandelte die Sache anfänglich als einen Possen, denkend, ein zwanzigjähriges Mädchen könne unmöglich solchen Unrath im Leibe haben. Auf meine ernstliche Vorstellung ging sie aber doch an die Untersuchung und fand schon beim ersten Griffe den Sand.

Ich müsste jetzt auch noch wol von der Kohlensäure als Nierenmittel reden; da ich aber, seit ich grossjährig geworden, sie nicht gebraucht, so beschränke ich mich auf folgende Bemerkung. Ich habe sie als ein Mittel erkannt, das die Nieren aufregt, sie zur vermehrten Harnabsonderung prickelt, mithin kann man damit Sand und Steine wegtreiben. Weil ich aber die Form des steinigen Inhaltes der Nieren unmöglich beurtheilen, und das, was ich vorwärts getrieben nicht wieder zurücktreiben kann, so enthalte ich mich lieber alles Treibens. Meine jüngeren Amtsbrüder ermahne ich, im Gebrauche der Kohlensäure, selbst beim chronischen Erbrechen vorsichtig zu sein. Wenn dieses, als consensuelles Leiden, die einzige Offenbarung der Nierensteine ist, so können sie es durch Kohlensäure heben, aber auch zugleich die Nierensteine so aufrührisch machen, dass sie wol wünschen möchten, nie Kohlensäure gereicht zu haben.

Heilmittel auf die Harnblase und Harnröhre.

Fungi oder Glomeres Cynosbati (Schlafkunze).

Diese Dinger, welche *Ettmüller* mit dem deutschen Worte Schlafkunze bezeichnet, und die man an den Stämmen der wilden Rosen findet, sind bekanntlich die zusammengesetzten Wohnungen kleiner Würmchen. *Crollius* in seiner *Basilica chymica* lehret uns, wie wir aus diesen Schwämmen eine Tinktur bereiten sollen. Seine Vorschrift aber, die Thierchen aus ihren Zellen herauszunehmen und dann von den Schwämmen die Tinktur zu machen, scheint mir etwas unweise, denn ich glaube, dass gerade in diesen Thierchen die besondere Heilkraft steckt. Wenn man ein solches Würmchen zwischen dem Daumen und Zeigefinger zerdrückt, ergreift mit beiden von dem Safte des Würmchens befeuchteten Fingern, beim Zahnweh, den leidenden Zahn und hält ihn eine kurze Zeit umfangen, so verschwindet der Schmerz eben so gut, als nach einer ähnlichen Anwendung des siebenpunktigen Kornkäfers. Diese Kraft, den Zahnschmerz wegzunehmen, ist in neuer Zeit wieder erprobet worden. Bei *Ettmüller* geschieht derselben Erwähnung.

Es ist oft schwer zu sagen, ob Urinbeschwerden von einem Urleiden der Nieren, der Blase, oder der Harnröhre abhangen. Ich habe hinreichenden Grund anzunehmen, dass die Rosenschwämme keinesweges heilend auf die Nieren, sondern vielmehr auf den Blasenhals und die Harnröhre wirken. Die Sache scheint mir aber zu unbedeutend, als dass ich viele und langweilige Erzählungen davon machen sollte. Die Urleiden der Blase und Harnröhre sind im Verhältniss zu den Urnierenleiden und zu den in den Nieren vorwaltenden Leiden des Gesammtorganismus selten zu nennen. Fälle von einfacher Strangurie, welche oft durch gewisse Getränke, oft durch Erkältung veranlasst wird, und der einige Körper mehr unterworfen sind als andre, heilen sich von selbst; die Anwendung der *Tinct fung. cynosbati* in diesen Fällen würde also wenig beweisen. In ernsthaften Fällen von Strangurie und von Harnverhaltung habe ich aber das Mittel sehr heilsam befunden, und es verdient gewiss die Aufmerksamkeit der Aerzte.

Eben sagte ich, dass es auf die Nieren nicht wirke. Wenn das gleich wahr ist, so kann es dennoch bei Nierensteinen sehr nützlich werden. Es mag jetzt jährig sein, da wurde meine Hülfe von einer gar alten nierensteinsüchtigen Frau in Anspruch genommen, deren Urinabsonderung, bei tüchtigen Kreuzschmerzen, und bei unbedeutender, abwechselnder, selten auffallender Strangurie, ganz in Stocken gerathen war. Ihr Harn war roth, sehr wenig, sehr trübe und die Füsse bis zu den Knien wassergeschwollen. Da ich ihr nun mit Cochenille und Magnesia die Urinabsonderung normal gemacht und sie vor der nahenden Wassersucht geschützt hatte, so wurde auf Einmahl die vorher unbedeutende und seltene Strangurie so heftig und marternd, dass man mich ausser der Zeit zu Hülfe rief. Hier gelang es mir, das schmerzhafte Leiden durch die *Tinct. fung. cynosbati* zu beschwichtigen. Dann ging ich aber wieder zur Cochenille über; denn das Hauptübel, welches Verderben drohte, durfte ich nicht zu lange sich selbst überlassen. Es geht mit den Urinwerkzeugen gerade wie mit allen andern Organen: hat man das urergriffene Organ fast beruhiget, so fangen zuweilen consensuelle Affektionen an, eine Hauptrolle zu spielen.

Bei der Strangurie, die von Blasenhämorrhoiden herrührt, habe ich die Tinktur ein paarmahl vergebens angewendet. Die zeitliche Beschwichtigung des Leidens (welche ich begreiflich allein dadurch bezwecken wollte) konnte ich nicht darin finden. Auch bei der Strangurie, welche zwar nicht von angeschwollenen Blutadern im Blasenhalse herrührt, aber doch eine von einer krankhaften Vollblütigkeit des Pfortadersystems abhangende consensuelle Affektion der Harnröhre, und zuweilen sehr hartnäckig ist, habe ich das Mittel ebenfalls vergebens gebraucht. Ein paarmahl gab ich es anscheinend mit Nutzen im nicht venerischen Schleimflusse der Harnröhre. Da solche Schleimflüsse aber auch wol von selbst aufhören, so können ein paar einzelne Versuche nichts beweisen.

Oben habe ich gesagt, dass ich die Tinktur in Harnverhaltung heilsam befunden. Ich muss jetzt hinzusetzen, dass ich sie einst bei einem siebenzigjährigen Manne ganz hülflos befunden. Hier konnte aber der Wundarzt auch nicht mit dem Catheter in die Blase kommen, obgleich er erfahren, das Instrument gut zu handhaben verstand, und früher als ich, gleich beim Entstehen des Uebels zu Hülfe gerufen war. Gegen die Entleerung der Blase durch den Stich protestirte der alte Herr, also musste er sterben. Ungefähr vierundzwanzig Stunden vor dem Tode ging der Catheter ohne Mühe in die Blase; diese war aber schon gelähmt, und konnte nur, als der Catheter darin stak, durch äusseren Druck entleert werden.

Was nun die Gabe der Tinktur betrifft, so hängt bei diesem Mittel nicht so viel davon ab, als bei manchem anderen. Mann kann alle Stunden, oder alle zwei Stunden, dreissig bis vierzig Tropfen geben, auch eine ganze Unze mit sieben Unzen Wasser und etwas Schleim mischen und davon alle Stunden einen Löffel voll reichen. Da das milde Oel ebenfalls ein nicht zu verwerfendes Mittel bei Harnbeschwerden ist, so kann man, wenn man will, sieben Unzen Mohnöl mit einer Unze Rosenschwammtinktur zusammenmischen, und davon stündlich einen Löffel voll geben; die Mischung muss aber jedesmahl tüchtig umgeschüttelt werden. Wenn das Oel auch zur Linderung der Urinbeschwerden direkt wenig beitragen

möchte, so wirkt es doch indirekt vielleicht dadurch wohlthätig, dass es den *motum peristalticum* ein wenig beschleuniget, ohne die Därme eben feindlich anzugreifen.

Zum Schlusse bemerke ich noch, dass die Rosenschwämme zwar ein Paracelsisches Blasenmittel sind, aber übrigens im 16ten Jahrhundert und früher offizinell gewesen. Wozu sie die Galeniker jener Zeit gebraucht, ist mir unbewusst. *Symphorianus Campegius*, in dem Buche, worin er die Irrthümer der Apotheker, der Arabischen, und der damahligen jungen Aerzte rügt (den eigentlichen Titel kann ich nicht angeben, weil mein Exemplar keinen mehr hat), sagt *fol.* 67 Folgendes: *Pro spina alba quam Persae et Arabes vocant Bedeguar, quoniam haec a Pharmacopolis ac junioribus medicis ignoratur, utuntur spongiola rosae sylvestris, quae in spinis nascitur: nam etsi haec plurimum in medicinae usu differat a spina alba, non tamen est haec permutatio exitialis.*

Liquor Ammonii sulphurati.

Ich habe diesen als Mittel auf die Harnröhre einst durch einen mir dem Namen nach unbekannten Niederländischen Amtsgenossen kennen gelernt, und zwar bei folgender Gelegenheit.

Ein Herr, der oft mit kleinen venerischen Beschwerden, als Tripper und örtlichen Geschwüren, behaftet war, in seiner Jugend aber in Berlin an der Lustseuche in sehr hohem Grade gelitten, war als Wittwer zur zweiten Ehe geschritten, und kam, der neuen Frau seine hiesige Besitzung zu zeigen, in die Nähe meines Wohnortes. Auf der Reise von anhaltender Harnstrenge heimgesucht, hatte er einen mir gut bekannten, sehr verständigen Arzt um Rath gefragt; der Rath desselben war aber nicht helfend gewesen. Ich fand diesen Herrn an beständiger, schon seit mehren Tagen nicht nachlassender Strangurie leiden. Begreiflich war er wol ein wenig entstellt und sein Puls ein wenig beschleunigt, aber man konnte ihn doch nicht krank nennen, und er nannte sich auch selbst nicht also. Ich gab ihm einen Trank von sieben Unzen schleimigen Wasser und einer Unze Rosenschwammtinktur. Da er diesen

Trank, stündlich einen Löffel voll nehmend, verzehrt hatte, war die Strangurie gehoben. Eine zweite Unze Tinktur liess ich zur Vorsorge noch langsam nachbrauchen. Den Eheleuten gemeinschaftlich bemerkte ich aber, dass sie sich des ehelichen Liebeswerkes eine kleine Zeit enthalten müssten, weil nämlich die Handlung des Begattens das kaum geheilte Uebel am leichtesten wieder hervorrufen könne. Nach einigen Wochen kehrte der Herr in die Heimath und hatte bis dahin keine weitere Anfechtung von der Strangurie gehabt. Ein Jahr darauf sah ich ihn wieder; er erzählte mir, wie er zu Hause abermahls von der Strangurie sei ergriffen worden. Sein Arzt habe ihm etliche Mittel vergebens gereicht, aber endlich mit dem *Liquor ammonii sulphurati*, zu fünf bis sechs Tropfen mit einer halben Tasse Milch alle zwei Stunden gereicht, ihn bald wieder hergestellt. Dass hier die Harnröhre urergriffen war, erhellet aus folgender Thatsache. Der Mann hat nur etliche Jahre nach der erzählten Begebenheit gelebt, und ist in seiner Heimath an einer Vereiterung der Harnröhre gestorben, nachdem er vorher lange und viel an Urinbeschwerden gelitten. Einer seiner Pächter, den er, da er schon bettlägerig, zu sprechen verlangte, sagte mir: es sei ihm unmöglich, mir die Qualen zu beschreiben, die dieser Mann ausgestanden; die Aerzte hätten sein Uebel für eine Vereiterung der Harnröhre und für unheilbar erklärt. Die Witwe des Herrn hat mir hintennach das nämliche gesagt; also ist an der Wahrheit der Thatsache nicht zu zweifeln.

Ich habe nun den *Liquor ammonii sulphurati* seit der Zeit zwar nicht häufig, aber doch mehre Mahle mit gutem Nutzen gebraucht. Hätte ich aber ernsthafte Urleiden der Harnröhre so oft zu behandeln gehabt als ernsthafte Urleiden der Nieren, so würde ich den Lesern mehr davon sagen können. Jetzt kann ich weiter nichts davon sagen, als dass es gewiss ein Mittel ist, welches wol verdient als Harnröhrenmittel angewendet zu werden. Bei einer anhaltenden consensuellen Strangurie, wo ich das Urleiden verkannte, weil es durch Zeichen unerkennbar war (es war nämlich eine Krankheit des Pfortadersystems), habe ich das Mittel ganz vergebens gebraucht. Dieses beweiset aber nichts gegen den Werth desselben. Ein

gutes Eigenmittel auf ein Organ beschwichtiget zuweilen wol cosensuelle Leiden des Organs, auf welches es Macht hat, aber gewiss nicht immer. Warum das Einmahl geschieht, und vielleicht zwei-, dreimahl nicht, weiss ich nicht anzugeben.

Mit dem Blasensteine habe ich bis jetzt noch gar nichts zu thun gehabt; er ist hier zu Lande, wie manche andere Krankheit, nicht heimisch.

Der unfreiwillige Abgang des Harns ist ein Zufall, der mir zwar nicht ganz selten, aber doch auch nicht häufig vorgekommen ist. Entstand er nach gehobener Urinverhaltung, so habe ich ihn nach und nach von selbst vergehen sehen. Ein paar mahl sah ich ihn nach schweren Geburten entstehen und bleiben.

Ich erinnere mich unter andern einer Frau, die nach einer schweren Geburt eine Lähmung der unteren Extremitäten und *Incontinentiam urinae* behielt. Einer meiner Bekannten, der eine treffliche Elektrisirmaschine besass, hat auf meine Bitte diese unglückliche Frau täglich elektrisirt, dadurch ist die Lähmung der unteren Extremitäten zwar ganz geheilt, aber die *Incontinentia urinae* ist geblieben.

Bei einem Menschen, der den unfreiwilligen Harnabgang durch einen Sturz von einem hohen Baume bekommen, versuchte ich das Uebel durch den inneren Gebrauch der spanischen Fliege zu heben; allein ich habe meinen Zweck nicht erreicht. Ich gab die Canthariden in Substanz und in täglich steigender Gabe. Wie hoch ich gestiegen, kann ich nicht bestimmt sagen, denn es ist gar zu lange her, dass sich dieser Fall zugetragen, und ein Theil meiner Papiere, worauf ich solche und ähnliche Merkwürdigkeiten bemerkt, sind mir, wie ich schon einmahl gesagt, in den Kriegeszeiten verschleppt, oder zerrissen, oder Gott weiss wie, abhanden gekommen. Wenn ich also nicht unwahr sein will, so kann ich nichts mehr von der Sache sagen, als, ich bin so hoch mit der Gabe der Canthariden gestiegen, dass ich nie geglaubt hätte, dass man so hoch steigen könne. Da ich dem Leser schon gesagt, dass ich die Lähmung der Harnröhre nicht damit gehoben, so begreift jeder schon von selbst, dass die Canthariden auch

keine Strangurie hervorbringen konnten. Ueberhaupt war dieser Fall hinsichtlich der örtlichen Wirkung der Canthariden, sehr belehrend. Die Nieren waren hier nicht gelähmt; da sich nun keine Zufälle äusserten, welche auf ein feindliches Ergriffensein dieser Organe durch die Canthariden schliessen liess: so muss ich urtheilen, dass das feindliche Einwirken der Canthariden auf die Harnorgane bei gesunden, zum wenigsten bei ungelähmten Körpern, sich bloss auf die Harnröhre beschränke. Wirkten sie zugleich feindlich auf die Blase selbst, so hätte ich das durch den einen oder andern Zufall doch wol merken müssen, denn die Blase war ja nicht gelähmt. Sobald Blase und Harnröhre zugleich lahm sind, kann wol eine *Retentio*, aber keine *Incontinentia urinae* Statt finden; aber freilich ist das eine Harnverhaltung, bei der man den Catheter nicht nöthig hat, ein Druck mit der Hand auf die Unterbauchgegend entleert schon die Blase.

Bekanntlich hat man in neueren Zeiten das mit Weingeist bereitete Extrakt der *Nux vomica* bei der *Incontinentia urinae* mit Vortheil angewandt. Ich habe in dieser letzten Zeit, ohne es selbst zu ahnen, eine ähnliche Kur verrichtet. Eine alte Frau, die, da sie mit ihrer verheiratheten Tochter vor achtzehn oder neunzehn Jahren hierher kam, eine unvollkommne Lähmung der unteren Extremitäten hatte, gegen welche sie aber nie, (selbige für ein ausgemacht unheilbares Uebel haltend), meinen Rath verlangt hat, wurde im Jahre 1829 von dem damahls herrschenden Leberfieber ergriffen. Ich gab ihr Krähenaugenwasser, zu dreissig Tropfen fünfmahl tags, und in drei bis vier Tagen war sie geheilt. Im Winter des Jahres 1830, da ich anderer Kranken wegen im Hause war, sagt die Tochter der gelähmten Frau zu mir, ich möge doch ihrer Mutter die weissen Tropfen vom vorigen Sommer aufschreiben, sie könne nämlich seit mehren Jahren ihr Wasser nicht halten, und habe im vorigen Sommer, so lange sie selbige Tropfen gebraucht, (ich hatte ihr zwei Unzen verschrieben) von diesem Ungemache gar kein Leid gehabt. Auch jetzt thaten die Tropfen wirklich wieder dem Uebel Einhalt; ob sie es aber bei dem halbgelähmten Zustande der unteren Extremitäten auf die Dauer heben werden, muss die Zeit lehren.

Ein armer Handwerksmann ist einst ganz vergebens (ich konnte ihm nicht helfen,) sechs Wegstunden weit zu mir gelaufen, um bei mir Hülfe zu finden gegen eine *Incontinentiam urinae*, die er drei Jahre früher auf folgende seltsame Weise bekommen. Er hat das Unglück, sich in eine Witwe zu verlieben, die ihm auch wohlwill, und die er, nach Art der Handwerker, alle Abend nach beendigtem Tagewerk besucht. Die Witwe hat zwei aufgeschossene Jüngelchen mit ziemlich starken Fäusten, denen der neue Stiefvater nicht gefällt. Diese passen Abends dem armen Freier auf, werfen ihn nieder, und schlagen ihm, der eine mit einer eisernen Blaspfeife, der andere mit einem Holzscheite, den Hinteren so unbarmherzig und anhaltend, dass er wundärztliche Hülfe suchen und bis in die dritte Woche das Bett hüten muss. Von der Verliebtheit war er durch diese Arzenei vollkommen geheilt; weil man sie ihm aber in zu starker Gabe gereicht, hatte er eine *Incontinentiam urinae* davon behalten.

Das grösste Elend, welches ich je von Blasenkrankheit erlebt, ist eine Durchlöcherung der Blase gewesen. Ich habe diesen Fall im Jahre 1812 im 34sten Bande des Journals der praktischen Heilkunde mitgetheilt. Da ich aber in dem gegenwärtigen Werke alles Belehrende und Merkwürdige, was ich bei Uebung der Kunst erlebt, zusammenfasse; voraussetze, dass ein grosser Theil meiner Leser jene vor 23 Jahren geschriebene Krankengeschichte nicht kenne, und der Fall, ohne eben in der medizinischen Literatur unerhört zu sein, so selten ist, dass viele Aerzte leben, wirken und sterben können, ohne einen ähnlichen beobachtet zu haben: so will ich ihn, mit Hintansetzung aller zur Sache nichts thuenden schulmässigen Weitläuftigkeit, kürzlich erzählen.

Eine vierundfünfzigjährige, etwas verwachsene Frau, die von Jugend auf mit krankhaften Zufällen mancherlei Art zu kämpfen gehabt, litt zuletzt, bevor sie das Blasenübel bekam, an einer Krampfkolik, welche gewöhnlich alle fünf bis sechs Monate erschien, acht bis zehn Tage anhielt und dann verschwand. Gesundheit und Kräfte kehrten nach einem solchen Anfalle immer bald zurück. Ich hatte mich überzeugt, dass sich diese Kolik nicht durch Arzeneien heilen liess, beschränkte

mich also bloss darauf, den Schmerz durch Klystire, Fomentation und andere einfache gewöhnliche Mittel zu mässigen. Im Anfange des Winters 1808 stellte sich nun diese Kolik abermahls ein, war aber wider Erwartung sehr gelinde, und verschwand in sehr kurzer Zeit. Dieses Mahl blieb eine Beschwerde beim Harnen zurück, welche ich für ein Symptom von Krämpfen ansahe; denn obgleich die Kranke nie über ein ähnliches Leiden während oder nach der Kolik geklagt, so ist doch dieses Symptom im Allgemeinen eben nicht selten bei Bauchübeln. Ich wendete vergebens mancherlei krampfstillende Mittel an; die Kranke wurde der Arzenei überdrüssig und dachte, dieses Uebel werde, wie alle vorhergehende, wol von selbst verschwinden; ich selbst dachte eben so.

Im Winter wurde die Strangurie so stark und unerträglich, dass die Kranke genöthiget wurde, zur Arzenei ihre Zuflucht zu nehmen. Da ich den Harn untersuchte, fand ich ihn trübe, mit einem starken grauen Bodensatze, und hörte, dass er unmittelbar, nachdem er geharnt sei, schon so aussehe. Ich fürchtete, die Wassersucht möchte im Anzuge sein, gab zur Vorsicht *Diuretica*, aber ohne Nutzen; Schmerz und trüber Harn blieben, jedoch wurde letzter zuweilen, obwol selten, klar, veränderte sich aber bald wieder zur Trübe. Zuweilen bemerkte ich in dem grauen Bodensatze kleine gelbliche Körperchen, welche mir Kleie von Roggenbrot zu sein schienen; bestimmt konnte ich dieses aber nicht behaupten. Einst sagte mir die Kranke, sie habe mit unerträglichem Schmerz einen Wind aus der Blase gelassen. Hernach hörte ich dieses selbst; der Ton des Windes war scharf, wie der Ton einer hölzernen Kindertrompete, der Schmerz dabei so unerträglich, dass die Kranke schreien musste. Inzwischen wurden die Kräfte minder und die Strangurie mehrte sich. Die Aussonderung fremder Körper, deren Natur ich nicht mit Bestimmtheit angeben konnte, wurde stärker, mehrmahls des Tages wurden Winde aus der Blase gelassen. So ging es bis zum Januar, wo das Elend den höchsten Gipfel erreicht zu haben schien. Nachdem die Kranke drei Tage Höllenschmerz ausgestanden, wurde ein sonderbarer Körper aus der Blase getrieben. Es war dieses ein Stück zähen Schleimes, einen Zoll lang und einen halben

breit; eine der Oberflächen war mit sieben kleinen, weissen, rauhen, zerreibbaren Steinchen besetzt; die drei grössten waren, wie der Kopf einer grossen Stecknadel, deren man sich ehemahls beim Einwickeln der Kinder bediente, die übrigen kleiner.

Nachdem diese Substanz ausgetrieben war, fühlte die Kranke grosse Erleichterung, Schlaf und Esslust kehrten wieder, sie glaubte sich fast völlig hergestellt. Indessen liess ein unangenehmes Gefühl, welches in der Blasengegend zurückgeblieben, doch noch andere Fehler dieses Organs vermuthen. So verstrichen ein paar Monate, und plötzlich wurde alles wieder schlimmer. Winde, Stückchen Brot, Fleisch, Salatblätter, Korinten und andere Speisen wurden mit grossem Schmerz beim Harnen aus der Blase getrieben, so, dass auch nicht der geringste Zweifel über die direkte Communikation des Darmkanals mit der Blase mehr übrig blieb. Ueberdies wurde die Kranke noch von einem andern Ungemache geplagt. Es schien ihr nämlich, als ob eine Kugel in der Mutterscheide hange, welche beim Aufrichten im Bette mit erstaunlichem Schmerze hinunter sinke. Da ich den Finger in die Scheide brachte, fühlte ich einen runden elastischen Körper von der Grösse eines Hühnereies. Es war deutlich zu unterscheiden, dass er nicht in der Wand der Scheide, sondern zwischen dieser und den Schamknochen sich befinde: also schloss ich, die Blase selbst sei verhärtet. Da aber dieser harte Körper, nach Angabe der Kranken, plötzlich entstanden war, so urtheilte ich, dass die fühlbare Grösse der Geschwulst nicht die wirkliche Grösse der Verhärtung sei, sondern von einer krampfhaften Zusammenziehung der Blase abhange. Dieses bestimmte mich, äusserlich krampfstillende und erweichende Mittel anzuwenden, letzte auch in die Blase einzuspritzen. Das Einspritzen musste ich aber bald aufgeben, weil es grossen Schmerz verursachte. Von den äusseren Mitteln und dem Einspritzen in die Scheide behauptete die Kranke Linderung zu haben. So gingen einige Wochen unter abwechselndem Befinden hin, die Verhärtung wurde kleiner, weicher, die daher entstandene Beschwerde erträglich; das Ausharnen der Speisen hielt aber an.

Da jetzt der heftigste Reiz gemässiget war, so überlegte

ich, ob es möglich sei, das Loch in der Blase zu stopfen, und der Kranken, wo nicht die Gesundheit, doch zum wenigsten ein erträgliches Leben zu verschaffen. Zusammenziehende Mittel schienen mir zu diesem Zwecke am besten zu passen; allein die grosse Reizbarkeit der Därme, die Neigung zu Kolik und Durchfall, die man bei einer Frau voraussetzen musste, welche lange vorher abwechselnd mit solchem Ungemache geplagt gewesen, liessen befürchten, dass die *Adstringentia*, Statt zu helfen, neue Leiden bereiten möchten. Das unaufhörliche Ausharnen der Speisen, die dadurch verursachten Schmerzen und Klagen der Kranken, setzten mich indess über alle Bedenklichkeit hinweg. Ich liess zweigränige Pillen von Alaun machen und alle zwei Stunden eine nehmen. Da ich keine übele Wirkung davon sah, vermehrte ich die Gabe, bis die Kranke zweiundsiebenzig Gran innerhalb eines Tages verzehrte. Ferner liess ich die Kranke sich von allem Getränke und flüssiger Nahrung so viel möglich enthalten; denn ich dachte, Fleisch und Brot, ohne Getränk, bilde in dem Magen einen festeren Nahrungsbrei und könne also nicht so leicht durch ein kleines Loch in die Blase dringen, als wenn es mit vieler Flüssigkeit vermischt sei.

Die Wirkung dieser Behandlung war gar wunderbar. Nach drei Tagen war der Urin klar, oder hatte höchstens einen unbedeutenden weisslichen Bodensatz; es kamen keine Winde mehr aus der Blase, auch wurden keine Speisen mehr ausgeharnet. Die Kranke, welche schon alle Hoffnung aufgegeben, bekam neuen Muth, ja ihre Kräfte fingen an, sichtlich zu vermehren, so dass sie selbst ein wenig aufsitzen und mit ihren Freunden plaudern konnte. Diese Besserung war aber von kurzer Dauer. Nach zehn Tagen werde ich eilig zu ihr gerufen und finde sie in dem traurigsten Zustande. Sie harnt wieder Stücke der genossenen Speisen, grösser als je vorhin; die Schmerzen sind ganz unerträglich. Ich vermehre die *Adstringentia*, ich wende selbst zusammenziehende Eisenmittel an; alles vergebens: das Loch in der Blase scheint jetzt so gross zu sein, dass kein *Adstringens* es mehr verstopfen kann. Der Puls wird sehr schnell, gänzlicher Mangel an Esslust, beständige Schlaflosigkeit und die grausamsten Schmerzen bringen

diesen ausgemergelten Körper bald dem Tode nahe. Es erfolgen Ohnmachten, und endlich am achten Mai 1809 macht der Tod allem Elende ein Ende.

Aerzte, die viel mit Kranken umgegangen, nicht bloss den körperlichen, sondern auch den geistigen Menschen beobachtet haben, werden mit mir einig sein, dass es Menschen genug gibt, die, nach ihren Reden zu urtheilen, den Tod wünschen, nach ihm sich sehnen, aber in ihrem innersten Herzen weit entfernt sind, gern sterben zu wollen, und dass derer wenige, sehr wenige gefunden werden, die wirklich auf das Leben verzichten und den Tod als ihren Wohlthäter, als ihren Freund erwarten. Von der letzten, seltneren Art war unsere Leiderinn. Acht Tage vor ihrem Absterben fiel sie in eine tiefe, lang anhaltende Ohnmacht; zwei Freundinnen brachten sie durch Wasch- und Riechmittel wieder zu sich. Kaum war sie zu Besinnung gekommen, so weinte sie bitterlich, dass die Ohnmacht noch nicht der Tod selbst gewesen sei. Das war also eine von denen, die (wie es beim Hiob heisst) den Tod suchen und ihn nicht finden, und grüben ihn wol aus dem Verborgenen.

Am nächsten Tage nach dem Absterben öffnete ich den Leichnam und fand Folgendes. Die Leber war ungewöhnlich gross, aber übrigens ganz gesund. Der Magen klein, enge, fast ganz in der linken Unterrippengegend liegend. Das Netz klein, sehr kurz und ohne Fett. Die Därme ganz leer, so, dass sie eher Stricken als Därmen ähnlich sahen. Indem ich, von dem Magen an, den Darmkanal durch meine Finger wollte gleiten lassen, wurde ich gewahr, dass der untere Theil des Zwölffingerdarmes fest an den Rückgrath gewachsen war, der untere Theil des Leerdarmes aber an den Grund der Harnblase. Letzte Verwachsung war gar sonderbar anzusehen. Am Grunde der Blase nämlich, sahe ich einen Knoten von der Grösse eines Hühnereies, welcher an dem Grunde angewachsen war, oder vielmehr mit ihm eine Masse auszumachen schien. Diese Zusammenwachsung nenne ich einen Knoten, weil sie mit diesem die grösste Aehnlichkeit hatte. Die ganze Masse war rund, weich und glatt, und an beiden Seiten sah man zwei Därme herausgehen, so, dass es offenbar war, dieser

Knoten sei aus zwei Windungen der dünnen Därme, welche durch vieles Zellgewebe mit dem Blasengrunde verwachsen, gebildet.

Da ich weiter nichts Merkwürdiges in diesem Leichname fand, so schnitt ich die vier Enden Därme, da, wo sie aus dem Knoten gingen, ab, und nahm die Geschlechtstheile mit der Blase heraus. Nachdem ich nun besagte Organe in ihre natürliche Lage auf dem Tische gelegt, öffnete ich zuerst die Blase. Sie war klein, ihre Wände dick, fast wie bei denen, welche am Steine gelitten, übrigens keine Verhärtung zu entdecken. Die innere Haut war röthlich, glatt, gegen den Grund der Blase zu etwas runzlig. Im Grunde der Blase sahe ich zwei Löcher. Das kleinste, welches links lag, war rund, die Ränder weisslich und etwas angeschwollen; da ich die Sonde hineinbrachte, befand ich mich gleich in dem mit dem Blasengrunde verwachsenen Theile des Leerdarmes. Das zweite Loch, ebenfalls rund, lag rechts, von dem ersten ungefähr einen halben Zoll entfernt, es war so weit, dass man gemächlich den Kiel einer Schwanenfeder hätte durchbringen können. Da ich die Sonde hineinsteckte, befand ich mich wieder in dem nämlichen Theile des Leerdarmes, in welchen auch das erste gaffte. Nun öffnete ich diesen Theil des Leerdarmes; er war so verengt, dass ich, ohne den Wänden Gewalt anzuthun, höchstens meinen kleinen Finger hineinbringen konnte. Die Wand dieses Darmes war mit der Wand des Blasengrundes so enge verwachsen, dass beide nur eine Haut ausmachten, in der man zwei Löcher sah. Die Ränder der Löcher waren, besonders nach der Darmseite zu, so glatt und rund, als ob sie mit einem Messer oder einer Schere gemacht wären.

Die zweite Windung des Darmes, welche unter der ersten in paralleler Richtung lief, und wahrscheinlich eine Windung des oberen Theiles des Ileums war (wahrscheinlich sage ich, denn die Grenzen beider Därme waren in diesem Leichname nicht gut zu bestimmen) war nicht so genau mit der Blase verwachsen; man sah zwischen beiden deutlich etwas Zellgewebe. Die beiden Darmtheile waren durch vieles Zellgewebe verbunden und umkleidet, wodurch, wie gesagt, das Ganze einem Knoten ähnlich wurde. In dem zweiten Darmtheile,

welcher bei weitem nicht so enge war als der erste, bemerkte ich durchaus nichts Normwidriges. Uebrigens fand ich alle Eingeweide gesund, und ausser einem kleinen unbedeutenden Polypen in dem Muttermunde, nichts Krankhaftes.

Zum Schlusse bemerke ich noch, dass, trotz der Verwachsung und bedeutenden örtlichen Verengerung des Darmkanals, aus welchen (abgesehen von der Durchlöcherung der Blase) begreiflich mancherlei körperliche Leiden entstehen mussten, ich noch nie eine Frau gekannt habe, welche eine so frohe und gleichmässige Gemüthsstimmung gehabt hätte. Dies giebt den Beweis, dass Regelwidrigkeiten der Baucheingeweide nicht nothwendig auf den Geist feindlich einwirken: dass also wahrscheinlich das feindliche Einwirken, in Fällen, wo wir es doch unwiedersprechlich gewahren, durch etwas bedingt sein müsse, welches wir nicht kennen; von dem wir vielleicht keine Ahnung haben.

Mittel auf die Gebärmutter.

Wir wollen zuerst von diesem Organe, in so fern es sich im unbefruchteten Zustande befindet, reden.

Eine jauchige Vereiterung desselben habe ich selten erlebt, in den seltenen Fällen war die Verjauchung am Muttermunde und der Ausgang tödtlich. Eine Verhärtung des Körpers der Gebärmutter habe ich mit Bestimmtheit nur Einmahl selbst beobachtet und behandelt. Die Frau hatte seit ein paar Jahren ihr Monatliches nicht, klagte über Schmerzen des Bauches; in der Tiefe desselben fühlte ich bestimmt einen harten Körper, von der Grösse eines Kinderkopfes, jedoch ohne umschriebene Grenzen. Uebrigens hatte sie schon Wasser im Bauche und die Füsse waren bis über den Knöcheln geschwollen. Die Sabina hat mir in diesem Falle wirklich recht gute Dienste geleistet. Sie brachte zuerst die gestörte Harnentleerung in Ordnung. Da der Bauch nun ganz leer von Wasser war und die Frau sehr magere Bauchmuskeln hatte, konnte ich mich durch das Gefühl ganz deutlich von der Verhärtung der Mutter überzeugen; natürlich in der Voraussetzung, dass kein fremdartiges Aftergebilde den Ort, wo die ausgedehnte Gebärmutter

liegen musste, einnahm. Die Bauchschmerzen sind bei dem Gebrauche der Sabina nach und nach, jedoch langsam, vergangen, und die Verhärtung ist auch nach und nach so vermindert, dass ich zuletzt mit meinen Fingern nichts mehr davon entdecken konnte. Trotz dieser günstigen Veränderung glaube ich aber nicht, dass das Organ ganz zum Normalstande zurückgebracht ist. Da die Frau der Schmerzen ohne, und vor der Wassersucht nicht weiter bange war, gebrauchte sie die Sabina nicht mehr regelmässig. Die Geschäfte ihres Mannes waren offenbar im Zurückgehen, und unter solchen Umständen scheuen die geringen Bürger die Apotheke. Drei Jahre habe ich sie noch nachher von Zeit zu Zeit gelegentlich gesehen; sie hat eine erträgliche Gesundheit behalten, ihr Monatliches ist aber nicht wiedergekommen. Da die Haushaltung von hier nach dem Holländischen verzogen ist, werde ich die Frau wol nicht wiedersehen, glaube aber, dass auf die Dauer doch nicht viel Gutes aus ihrer Gebärmutter spriessen wird.*)

---

*) Seit ich Obiges geschrieben, habe ich den zweiten Fall einer greiflich verhärteten Gebärmutter zu behandeln gehabt, aber mit der Sabina eben so wenig ausgerichtet als mit andern Mitteln, auch die Kunst meines ältesten, erfahrensten wundärztlichen Freundes scheiterte hier. Da noch keine Vereiterung oder Verjauchung in dem Organ war, so hatte die Kranke bloss consensuelle Nervenschmerzen in den unteren Extremitäten, welche Schmerzen sie Gicht nannte. Nachdem die Verhärtung mehre Jahre scheinbar in dem nämlichen Wesen geblieben, starb die Frau im Julius 1836 an einer kaum 30 Stunden anhaltenden Kolik. Da ich Abends 7 Uhr hinkam, fand ich sie mit kühlem Gesichte und kühlen Extremitäten, der Pulsschlag kaum 60 mahl in einer Minute. Der Bauch war nicht empfindlich für die Berührung, er vertrug Einreibungen gut, sie leisteten aber nichts. Der Schmerz war ungeheuer heftig; die minutenlangen Nachlässe waren nicht ein Aufhören des Schmerzes, sondern bloss ein Nachlassen seiner Heftigkeit. Ich bin einst als zweiter Arzt zu einer an *Enteritis* leidenden Frau den Tag vor ihrem Tode gerufen worden (die Leichenöffnung hat nämlich die Diagnose vollkommen bestätiget); allein diese Scene war mit der erzählten nicht zu vergleichen. — Ob ein Zusammenhang, und welcher, zwischen der verhärteten Gebärmutter und dem baldigen, unglaublich schmerzhaften Absterben war, weiss ich nicht. Neugierig war ich wol, das Räthsel durch die Leichenöffnung gelöset zu sehen, die Freunde der kinderlosen Witwe würden auch ohne Zweifel die Oeffnung zugestanden haben; allein die Wohnung der Verstorbenen war zwei Meilen von hier entfernt, der Weg dahin schlecht, sandig, zum Theil

Eine grosse verhärtete Mutter, welche ich einst gesehen, wog reichlich achtzehn Pfund Bürgergewicht. Das Mädchen, aus dessen Bauche sie geschnitten war, habe ich nicht gekannt, aber Folgendes über ihren Zustand erfragt. Sie hat sich mit einem jungen Menschen begattet, wird nach und nach dicker und immer dicker, zugleich aber kränklich, hernach bettlägerig, endlich stirbt sie. Der Pastor, der sie für schwanger hält, (sie hat sich selbst dafür gehalten) lässt den Wundarzt holen, um das Kind aus der todten Frau durch den Schnitt zu Tage zu fördern, damit es, im Falle es noch lebte, könne getauft werden. Wie der Wundarzt den Bauch öffnet, stösst er, Statt auf den schwangeren Uterum, auf einen verhärteten, schneidet ihn in der Geschwindigkeit heraus und nimmt ihn mit nach Hause, um mir diese Seltenheit zu zeigen. Nun, viel seltsames war eben nicht daran zu sehen. Seine Substanz war eine ziemlich leichte, schwammige Masse, die Aehnlichkeit mit Kuheuter hatte. Beim Durchschneiden ward ich zwei kleine Höhlen, eine ungefähr in der Mitte der Masse, die andere zur Seite, gewahr, die eine Unze Flüssigkeit jede enthalten mochten, welche wie Eiter aussah, aber weder den Geruch des Eiters, noch auch einen fauligen Geruch hatte. Durch die weisse Masse sah ich zwei rothe, strohhalmdicke, dem Anscheine nach ungezweigte Blutgefässe laufen. Da bei dem schnellen und rauhen Ausschneiden, welches bei diesem Gebärmutterdiebstahl Statt gefunden, die Anhängsel des Organs theils verletzt, theils in dem Leichname zurückgeblieben waren, so kann ich über die Eierstöcke nichts sagen; was von den Muttertrompeten übrig war, bekundete wol, dass sie gesund gewesen.

Von den Leiden der nicht schwangeren Gebärmutter sind

---

durch eine holperige Heide laufend: das sind Umstände, die den praktischen Arzt eben nicht einladen, in der heissesten Jahreszeit seine Neugierde bei einer Todten zu befriedigen, wenn Lebendige seine Zeit in Anspruch nehmen.

Im Jahre 1840 sollte ich einer Frau helfen deren verhärtete Gebärmutter so gross war, wie eine im neunten Monat schwangere. Ich konnte aber weder die Gebärmutter zur Norm zurückführen, noch der Folgewassersucht steuern. Die Frau starb nach unsäglichen Leiden.

die fehlende Menstruation, die schmerzhafte und die beschwerliche gerade die, warum man uns Aerzte am meisten überläuft, dann folgt die zu starke und die zu oft wiederkehrende. Ich kann mich unmöglich über alle diese Dinge hier auslassen, da ich wol Erfahrung, aber keine eigenthümliche darüber habe, überdies kein Lehrbuch der speziellen Therapie schreibe. Eins will ich aber meinen jüngeren Lesern ans Herz legen: sie müssen nie vergessen, dass die Gebärmutter mit andern Organen, besonders mit den Bauchorganen in genauem Consens stehet, und dass Blutflüsse, heftige Blutflüsse der Mutter, nicht selten bloss von einem Urleiden der Leber, der Milz, oder der Nieren abhangen. Mit einer Abkochung des Frauendistelsamens kann man heftige, den zusammenziehenden Mitteln trotzende Blutflüsse stillen, sobald sie in einer Affektion der Leber, oder Milz begründet sind; und noch im vorigen Jahre habe ich mit der Cochenille einen von einer Nierenaffektion abhangenden Mutterblutfluss gestillet, gegen welchen umsonst der *Liquor stypticus L.* versucht war.

Das Ausbleiben der Menstruation ist ebenfalls zuweilen in einem Urleiden eines anderen Bauchorganes begründet: darum ist eine Zeit, wo gastrische Krankheiten herrschen, für geehelichte Weiber eine üble Zeit. Werden diese von solchen atmosphärischen Ursachen feindlich berührt, so bleibt zuweilen das Monatliche aus. Sie fühlen widrige Bewegungen in den Präkordien; was ist natürlicher, als dass sie schwanger sind? Weit entfernt, ärztliche Hülfe zu suchen, schleppen sie sich halb krank, halb gesund herum. Nun fängt der Bauch an, nach und nach dick zu werden; ist das nicht die beste Bestätigung der Schwangerschaft? Aber vergebens wartet man im fünften Monate auf Lebensäusserungen der Frucht; die verhält sich ganz ruhig. Nun, eine Frau kann sich wol um ein vierzehn Tage verrechnen; wir müssen noch ein paar Wochen warten. So wartet man, bis in den sechsten Monat; jetzt, da das eigensinnige Kind immer noch schläft, wird endlich zum Arzte geschickt. Was finden wir nun? Ein garstiges gelbes, oder erdfarbenes Gesicht, schleichendes Fieber, schmerzhafte Präkordien und den Bauch voll Wasser. Nun können wir uns an die Arbeit geben und die wassergeschwängerte

Frau heilen; eine erbauliche Arbeit! Ich habe noch nie gastrische Constitution erlebt, wo ich nicht solche Missgriffe der Weiber mehr als Einmahl gesehen hätte.

Ueberhaupt herrscht bei den Weibern über das Ausbleiben des Monatlichen ein gar verkehrter Begriff, den leider nicht wenig Aerzte mit ihnen theilen. Bleibt einer Frau oder einem Mädchen das Monatliche aus und sie wird kränklich, so heisst es gleich, diese Kränklichkeit komme von dem Ausbleiben des Monatlichen, da doch gewiss, unter sechs Fällen des ausbleibenden Monatlichen, in fünf Fällen gerade das Gegentheil Statt findet. Die Körper sind krank, darum bleibet die Menstruation aus. Man mache die Körper gesund, so kehrt die Menstruation wieder. Will man die Sache umkehren und das Monatliche treiben, so macht man die Weiber kränker als sie vor dem Arzeneien gewesen sind, ja treibt sie nicht selten auf der vielbetretenen Heerstrasse der Schwindsucht zum Grabe. Ich begreife nicht, was man von jeher in der Medizin mit dem Treiben gewollt hat. Da sind steintreibende, urintreibende, monatszeittreibende Mittel. Ich sehe aber, dass die natürlichen Ab- und Aussonderungen von selbst wieder regelmässig werden, sobald man entweder den erkrankten Gesammtorganismus oder einzelne erkrankte Organe gesund gemacht hat; wozu soll also das Treiben dienen?

Das Monatliche, dem entweder Schmerzen vorhergehen, oder das mit Schmerzen begleitet ist, welche Krankhaftigkeit bekanntlich den Weibern sehr lästig zu sein pflegt, kann in manchen Fällen in dem erkrankten Gesammtorganismus begründet sein, und ist es wirklich nur zu oft bei jungen erstblütigen Mädchen, wo dann durch die *Universalia* muss geholfen werden, wovon ich, der Ordnung wegen, an einem schicklicheren Orte reden muss.

In gar vielen Fällen ist aber dieses Ungemach, welches nicht bloss schmerzlich ist, sondern durch welches die Blutaussonderung mehr oder minder kann gestöret werden, eine eigene Krankheit der Gebärmutter, die wahrlich nicht immer gemächlich zu heben ist. Wie oft habe ich nicht Mohnsaft und andere schmerzstillende Mittel ganz vergebens von den Aerzten reichen sehen, und wie oft habe ich nicht in jüngeren

Jahren selbst dergleichen vergebens gereicht. Es werden ungefähr zwanzig Jahre sein, da fand ich zuerst, dass eine gleichtheilige Mischung von Krähenaugen- und Biebergeiltinktur das beste Heilmittel der besagten Mutterkrankheit sei. Diese Mischung stillet die Schmerzen bald; wenn man sie ein paar Tage vor dem Monatlichen, fünf- bis sechsmahl zu dreissig Tropfen täglich nehmen lässt, und fährt damit fort, so lange das Monatliche fliesst, so kann mann, wenn man jeden Monat diese Vorschrift gebraucht, auf die Dauer das Uebel ganz heben. Ob nun in dieser Zusammensetzung eine besondere Heimlichkeit stecke, kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen; ich habe mich einfältig an selbige gehalten, seit ich sie heilsam befunden. Dass Biebergeil allein solches Mutterübel nicht hebe, weiss ich recht gut; ob aber die Krähenaugen allein es heben werden, habe ich noch nicht versucht. Das müsste ich aber mehrmahls und bei verschiedenen Körpern versucht haben, wenn ich bestimmt behaupten wollte, in jener Mischung stecke eine besondere Heimlichkeit.

Uebrigens habe ich mich bei dieser Mischung nie des Sibirischen Biebergeils bedient (es ist mir viel zu theuer), sondern eines guten Canadischen. Mit Biebergeil allein habe ich wirklich noch nie einen Menschen geheilt; es ist aber eine gute Beihülfe, welche bei manchem Bauchübel augenblickliche Erleichterung verschafft; darum behalte ich es auch bei, indess ich den grössten Theil anderer sogenannten krampfstillenden Mittel schon längst habe fahren lassen. Es ist eine grosse und aberwitzige Einbildung, wenn man glaubt, ohne solch Zeug die Menschen nicht heilen zu können.

Eine vornehme Frau hat mir einst ein Rezept gezeigt, welches in Wien geschrieben war; es enthielt in einem gemeinen apothekerischen Mischmasche, destillirtes Wasser des Sibirischen Biebergeils. Wenn ich nun gleich beim Beriechen der Flasche zweifelhaft wurde, ob das Biebergeil sich wirklich in der Flasche, oder noch in Sibirien befinde, so gefiel mir doch der Gedanke, und ich liess von gutem nichtsibirischem Bibergeil ein geistiges Wasser destilliren. Dieses, in welchem das Verhältniss des Castoreum zum geistigen Wasser gerade das nämliche ist, wie in der offizinellen Tinktur zum Weingeiste,

hat einen so starken Geruch, dass eine Drachme, acht Unzen Flüssigkeit nicht einbildisch, sondern wirklich durchstinkt.

Sollte es nicht möglich sein, durch ein inländisches Mittel das Biebergeil zu ersetzen, damit wir doch, wenn unsere Weiber die Mutterplage bekämen, nicht mehr nöthig hätten aus Amerika oder aus Sibirien Hülfe zu holen? Die hornigen Warzen, welche die Pferde an der inneren Seite der Füsse haben, sind in der alten Welt gebraucht worden. *Oswald Crollius* hat in seiner *Basilica chymica* eine *Tinct. verrucarum equorum.* Diese Substanz hat wirklich einen eigenen, stinkenden, durchdringenden Geruch; ich sollte wol denken, dass sie das Castoreum ersetzen könnte. Vor geraumer Zeit habe ich einmahl eine Tinktur davon bereiten lassen. Diese gefiel mir aber nicht; der Weingeist waltete zuviel vor und verdunkelte zu sehr den feinen Geruch der Pferdewarzen. Ich glaube, dass geistiges Wasser den feinen durchdringenden Grundstoff besser, zum wenigsten dem Geruche erkennbarer ausziehen wird als Weingeist. Versuche habe ich aber bis jetzt noch nicht darüber gemacht.

Die befruchtete Mutter macht bekanntlich manchen Weibern viel zu schaffen; ich habe indess wenig Rath auf all das Ungemach, welches sie verursacht, finden können; jedoch ist die unvertilgbare Neigung zur Säure, womit einige Weiber zu kämpfen haben, zuweilen von der Art, dass man ihnen wol helfen muss so gut man kann. Bei denen, welche in der zweiten Hälfte der Schwangerschaft, oder durch die ganze Zeit der Schwangerschaft stark daran gelitten, verschwindet oft das Lästige des brennenden, nagenden Gefühls im Magen, des Aufstossens und anderes Ungemach gleich nach der Niederkunft. Weil sie aber den ganzen Darmkanal noch voll Säure haben, so leiden die neugebornen Kinder viel dadurch, bekommen Durchfall von grünem Kothe, Bauchschmerzen und anderes Elend. Statt nun an den armen kleinen Würmern zu flicken und ihnen gleich beim Eintritte in dieses Jammerthal die Apotheke in den Leib zu schicken, thut man wirklich besser, die Mutter reichlich Natron nehmen zu lassen, damit in der kürzesten Zeit alles saure Zeug in den Därmen neu-

tralisirt werde und die Milch alle feindliche Einwirkung auf die Kindesdärme verliere.

Ueberhaupt kann man jüngeren Aerzten nicht genug empfehlen, bei allen Bauchleiden und den davon abhangenden Krämpfen saugender Kinder auf die Mutter zu achten. In den Därmen der Mutter, in der Milch der Mutter sitzt nur zu oft die materielle Ursache solcher Kindernoth, und wenn man den Kleinen, nach Verhältniss ihres Alters und ihrer Zufälle, entweder bloss etwas mildes Oel, oder Traganthauflösung reicht (letzte ist der Säurung nicht unterworfen), lässt die Mutter in getheilten Gaben eine halbe Unze Natron täglich nehmen und eine säurewidrige Diät beobachten, so kommt man mit dieser einfachen Behandlung in ein paar Tagen weiter als mit allen zusammengesetzten syropigen Kinderarzeneien.

Ein übler Gebrauch mancher Aerzte ist es, dass sie säugenden Weibern Bittersalzerde reichen, wenn die Säuglinge Durchfall mit Bauchschmerzen und grünem Koth haben. Die armen Kleinen laxiren noch mehr nach dieser Arzenei und schwächliche können solche feindliche Einwirkung auf ihre feinen Därmchen nicht vertragen. Ein Glück ist es, dass die Aerzte ihre unweisen Anschläge auch unweise ausführen, sie geben nämlich die Bittersalzerde in so geringer Gabe, dass sie zur Tilgung der Säure in der säugenden Frauen Därme nicht zum zehnten Theile hinreicht; auf die Weise wird zwar die Säure nur zum kleinsten Theile getilgt, aber auch wenig laxirendes Salz gebildet. Was ich aber hier von der Magnesia sage, ist nur auf zarte Säuglinge zu beziehen; ältere können schon einen Stoss vertragen, wiewol es auch bei Ruhren, Durchfällen und Koliken älterer weit klüger sein möchte, den säugenden Weibern Natron oder Ammonium, als Bittersalzerde zu geben, indem erste beide mit der Darmsäure keine Laxirsalze bilden.

Ich habe oben gesagt, dass bei herrschenden Bauchleiden geehelichte Weiber sich zuweilen täuschen, und Bauchkrankheit für Schwangerschaft halten. Solche vernachlässigte Bauchleiden sind hintennach lästig für den Arzt zu heben; aber übrigens, wenn man ihn nicht befragt hat, kommt die Täu-

schung nicht auf seine Rechnung. Ganz anders verhält es sich, wenn wirklich schwangere Weiber, oder solche, welche zweifeln, von der gastrischen epidemischen Constitution berührt werden und den Arzt um Rath fragen. Ich stelle hier nicht den Fall, dass sie vom wirklichen Gallenfieber aufs Krankenlager geworfen werden, sondern ich spreche von jener epidemischen Berührung, bei der das Gesundheitsgefühl der Berührten mit gewisser Beschränkung bestehet. Wie ist ein solcher Zustand bei Schwangeren zu erkennen? — Ich weiss es wahrhaftig nicht; und doch wird man um Rath gefragt, zuweilen in Fällen, wo die Frauen bestimmt wissen, dass sie schwanger sind, zuweilen in Fällen, wo sie noch zweifeln.

Alle Zeichen, wodurch man die Affektion eines Bauchorgans erkennen könnte, finden sich auch nicht selten bei Schwangeren; wie wäre es also möglich, mit Sicherheit zu entscheiden? Z. B. der Schmerz in der Leber, der bei herrschenden Leberkrankheiten zuweilen ganz gemein, zuweilen seltener ist, findet sich auch etliche Mahl bei Schwangeren, denn zwischen der Mutter und der Leber ist ein so genauer Consens, dass ich schon bei tödtlicher Verletzung der Mutter ganz weissen Darmkoth wie bei Gelbsüchtigen habe abgehen sehen. Der Magen, der bei verschiedenen Affektionen der Bauchorgane consensuell ergriffen, nicht selten die Speisen, bald nachdem sie genossen, wieder auswirft, thut dasselbe auch bei manchen Schwangeren. Aufstossen, Mangel der Esslust, selbst etwas belegte Zunge findet man sowol bei Schwangeren als bei gastrisch Berührten. Wie sollen wir uns nun, zum Helfen aufgefodert, verhalten? Dürfen wir, einem dunklen praktischen Gefühle vertrauend, nach der Wahrheit rathen? Ich sollte denken, wir thäten besser, uns alles Rathens zu enthalten, denn was wir nicht mit unserm Verstande erkennen können, das werden wir doch durch blindes Rathen noch minder treffen. So wenig es mir möglich ist, aus dem Anblicke einer Quetschung oder Blutunterlaufung zu bestimmen, ob selbige durch Stossen, Fallen, oder Schlagen geursacht sei, so wenig werde ich auch sagen können, ob die Affektion der Bauchorgane von der Befruchtung, oder von atmosphärischen Ursachen abhange. Es ist wahrlich schwer genug, aus den

vorhandenen Zufällen die verborgene Uraffektion eines Organs zu ergrübeln; wie sollte es denn möglich sein, aus diesen Zufällen auch das verborgene Ursachende solcher dunklen Organaffektion zu erkennen? Wenn wir also nicht mit gelehrten und ernsthaften Gesichtern paar oder unpaar spielen wollen, so thun wir wol am besten, denen, die uns um Rath fragen, die Wahrheit zu sagen. Wir können bei Uebung unserer Kunst allenthalben wahr sein, wo wir glauben, von den Kranken verstanden zu werden, vorausgesetzt, dass die Pflicht der Menschlichkeit uns das Wahrsein nicht verbietet. Wer da wähnt, durch blindes Rathen sich und die Kunst bei den Leuten in Ansehen zu setzen, der kennt die Menschen nicht. Die praktischen Aerzte haben (jedoch mit Ausnahme) sich von jeher bemühet, den Laien die Unvollkommenheit der Kunst, sonderlich in Betreff der Krankheitserkenntniss, zu verbergen; aber haben sie bis jetzt wol ihren Zweck erreicht? Ich sollte es nicht denken. Je klüger, je listiger die Menschen werden, um so weniger lassen sie sich täuschen. Der Arzt setzt sich in ihren Augen durch seine Täuschversuche weit eher herunter, als dass er sich heben sollte. Wir leben wirklich nicht mehr in jener Zeit, wo der Nichtstudirte den, der auf der Hochschule eine gewisse Menge Wein oder Bier getrunken, für ein Wesen klügerer Art, für ein mit unbegreiflicher Eingebung betheiltes Wesen hielt. Die Verstandesbildung der Menschen hat mit der Zeit zugenommen und ist in beständigem Vorrücken; war früher die ärztliche Weltklugheit in der Täuschung zu finden, so möchte ich den eben nicht einen Unweisen schelten, der sie heut zu Tage gerade in der Wahrheit suchen wollte.

Bei der Unmöglichkeit der Erkenntniss, ob bei gastrischer Constitution die Leiden der schwangeren Weiber von Krankheitsberührung, oder von der Befruchtung abhangen, müssen wir, meines Erachtens, Folgendes in Betracht ziehen. Entweder sind die Zufälle von Krankheit oder von blosser Schwangerschaft geursacht. Wird im ersten Falle der Zustand von dem Arzte verkannt und als blosse Schwangerschaft angesehen, so sind die Folgen dieses Irrthums verderblich für die Frau. Die Affektion des Bauchorgans nimmt nach und nach zu und macht

leicht Missgebären, sonderlich wenn das Organ in den ersten Monaten der Schwangerschaft berührt war. Wird aber in den späteren Monaten die Frau von der gastrischen Constitution berührt, so schleppt sie sich gewöhnlich, halb krank halb gesund, bis zur Niederkunft, bekommt zur ordentlichen Zeit das Milchfieber und dieses gehet dann in das Bauchfieber über, oder ist vielmehr schon das Bauchfieber selbst. Ein solches Fieber, wenn auch der Gesammtorganismus sich in dem Indifferenzstande befindet (das beste Ereigniss unter den schlechten), ist doch nicht eben gemächlich zu heben, sonderlich wenn die Frau die Organaffektion schon zwei oder drei Monate getragen und im Kindbette viel Blut verloren hat. Ja passt der Arzt nicht gut auf, dass er das urergriffene Organ bald erkenne, oder ist er einer von denen, die alles, wo nicht mit Feuer und Schwert, doch mit Blutegel und Quecksilber zwingen wollen, so kann die Frau gar wol in die Ewigkeit gehen.

Nun wollen wir den entgegengesetzten Fall in Erwägung ziehen. Gesetzt, die Bauchleiden, worüber eine Schwangere klagte, rührten nicht von Bauchkrankheit her, sondern von blosser Schwangerschaft; der Arzt nähme die Sache aber, bei der Unmöglichkeit einer sicheren Erkenntniss, für Bauchkrankheit; was würde da die Folge sein? — Was die Folge sein würde, wenn er die vermeintliche gastrische Affektion mit wiederholtem Brechen und Abführen heilen wollte, kann ich nicht sagen; aber das weiss ich wohl, wenn er auf die Art, die ich im Vorigen angegeben, die unterstellte gastrische Affektion bekämpfte, so würde er höchstens vergebene Mühe haben und die Frau würde vergebens Arzenei verschlucken, aber auf keine Weise feindlich von der Arzenei angegriffen, im Gegentheil noch dadurch etwas erleichtet werden, und früher oder später würden sich Arzt und Schwangere überzeugen, dass die Arzenei unnöthig gewesen sei.

Nun frage ich jeden verständigen Menschen: wenn bei der Unmöglichkeit der Erkenntniss in dem Einzelfalle, zwei Wege vor mir liegen, deren einer die Frau zu Krankheit, Missfall und zum Tode führen kann, der andere aber Sicherheit der Gesundheit und des Lebens verbürgt; welchen Weg

muss ich als gewissenhafter Arzt und als Verstandesmensch einschlagen?

Ob es gleich der erfahrenen Leser wegen ganz überflüssig ist, das, was ich hier gesagt, durch einen Krankheitsfall zu erläuteren, so will ich doch, weil bei herrschenden gastrischen Krankheiten so sehr viel an der Sache gelegen ist, meinen jüngeren Amtsgenossen zu Liebe einen Fall als Erläuterung beifügen, der, ob er gleich an sich unbedeutend ist, mir doch noch ganz frisch im Gedächtnisse schwebt, weil ich ihn erst vor sechs Wochen erlebt habe. Ich wurde zu einer jungen, ganz kürzlich geheiratheten Frau gerufen, die ich nie vorher gesehen. Ich fand ein junges, zartes, recht hübsches, etwas blödes Frauchen. Sie klagte, dass sie seit zehen Tagen alles Essen und Trinken ausbrechen müsse, es höchstens eine halbe Stunde im Magen behalten könne. Uebrigens war das Ausgebrochene nicht sauer, sondern die unveränderte Nahrung. Sie war matt, ging vom Stuhle ins Bett und vom Bette auf den Stuhl. Ihr Puls war, so viel ich ohne ihn je vorher gefühlt zu haben urtheilen konnte, regelmässig. Ihre Zunge hatte einen ganz schwachen weissen Anflug. Schmerz und Spannung in den Präkordien war nicht vorhanden, der Harn war trübe, der Schlaf unruhig und nicht erquickend, das Monatliche, das vor vierzehn Tagen eintreten musste, war ausgeblieben. Unter diesen Umständen legten die Eheleute und Aeltern mir die Frage vor: ob hier, wo Schwangerschaft doch wol wahrscheinlich sei, das Erbrechen bloss von der Schwangerschaft, oder von Krankheit herkomme.

Um diesen Eall richtig zu beurtheilen, muss ich etwas von der epidemischen Constitution einschalten. Es herrschten im Anfange des Jahres 1830, in welcher Zeit diese Geschichte spielt, gastrische Krankheiten, und zwar machte Leberaffektion den Grundton; Pankreas- und Nierenaffektion waren bloss Abweichungen von diesem Grundtone. Die Leberaffektion, welche im Herbste des Jahres 1829 unter die Heilgewalt des Schellkrautes getreten war, ging schon im Anfange des Jahres 1830 wieder unter die des Krähenaugenwassers zurück, unter welchem sie auch im Sommer 1829 gestanden; jedoch mit dem Unterschiede, dass, wenn im vorigen Jahre dreissig

Tropfen fünfmahl tags Heilung bewirkten, jetzt zehn oder fünfzehn dasselbe leisteten, und dreissig nicht gut thaten. Das Erbrechen war auch bei diesen Krankheiten, wie bei den meisten gastrischen, nicht ganz selten. Ueberhaupt habe ich diesen Zufall noch nie so häufig und gewöhnlich gesehen als Seitenstechen, Spannung der Präkordien, oder Bitterkeit des Mundes; aber bei allen gastrischen Krankheiten, welcherlei Natur sie auch sein mochten, doch immer einzelne Menschen gefunden, welche alles, was sie zu sich nahmen, ausbrechen mussten. So war nun die Stellung der herrschenden Krankheit zu der Zeit, da ich der Frau wegen um Rath gefragt wurde.

Sollte ich nun sagen: junge Frau! fasse deine Seele in Geduld; du bist schwanger und dein Erbrechen kommt von der Schwangerschaft, es wird schon zu seiner Zeit aufhören? — Möglich wäre gewesen, dass ich richtig gerathen; aber auch eben so möglich, dass mich die Frau vier oder sechs Wochen nachher abermahls zu sich gerufen, und bettlägerig und krank mir ganz gerechte Vorwürfe gemacht, dass ich ihren Zustand anfänglich ganz verkehrt beurtheilt, sie in eine Krankheit habe fallen lassen, der ich habe vorkommen können. Was wäre nun für eine Entschuldigung vorzubringen gewesen? Ich hätte das alte Lied der Aerzte anstimmen können: früher, da ich sie zuerst gesehen, sei sie bloss schwanger, nicht krank gewesen, die Krankheit sei hintennach hinzugekommen. Nun freilich, man hört ja z. B. häufig, dass die Menschen ein Catharrhalfieber bekommen, zu dem Catarrhalfieber tritt ein Nervenfieber, zu dem Nervenfieber ein Faulfieber, zu dem Faulfieber der Tod —; das ist ganz in der Ordnung. Ich habe aber einiges Bedenken, ob dieses alte ärztliche Leierstückchen, auf welches unzählige Variationen zu machen sind, den Ohren der Kranken und ihrer Freunde heut zu Tage noch so erbaulich und tröstlich klinge, als vor fünfzig oder hundert Jahren.

Bei unserer jungen Frau habe ich den geraden Weg eingeschlagen, ihr und den Angehörigen ehrlich gesagt, dass ich nicht wissen könne, ob hier blosse Schwangerschaft, oder krankhafte Affektion eines Bauchorgans die Zufälle hervor-

bringe; ich habe ihnen alles verständlich und begreiflich gesagt, was ich eben dem Leser gesagt, und sie dann selbst wählen lassen. Da nun niemand seine eigene, oder der Seinigen Gesundheit leichtsinnig auf die Schanze setzen mag, so wird der Leser leicht begreifen, dass man mich gebeten, vor allen Dingen den sichersten Weg einzuschlagen.

Ich versuchte nun zuerst, durch unmittelbares Einwirken auf den Magen das Erbrechen zu stillen; nicht weil ich glaubte, dieses sei ein Urleiden des Magens (ich hielt es vielmehr für ein consensuelles), sondern weil mich die Erfahrung schon längst gelehrt hatte, dass man auch consensuelle Erbrechen durch Eigenmittel auf den Magen, wo nicht ganz heben, doch auf eine Zeit beruhigen könne, und dass sich, bei solch zeitlicher Beruhigung des consensuellen, leicht das urergriffene Organ auf die eine oder die andere Weise, mehr oder minder deutlich offenbaret. In dem gegenwärtigen Falle, wo ich eine conzentrirte Auflösung des salzsauren Kalkes zu fünfzehn Tropfen sechsmahl tags mit Wasser vermischt gab, erreichte ich aber diesen Zweck nicht. Es ist wahr, das Mittel versagte nicht ganz seine Wirkung, das Erbrechen minderte, kam nur zweimahl tages, die Speisen blieben auch weit länger im Magen; allein am zweiten Tage des Gebrauchs war diese gute Wirkung minder als am ersten, am dritten noch minder. Ich liess also das Mittel fahren, und mich bloss nach dem Grundtone der epidemischen Constitution richtend, gab ich jetzt Krähenaugenwasser zu fünfzehn Tropfen fünfmahl tags. Am ersten Tage des Gebrauches erschien das Erbrechen nur Einmahl, am zweiten blieb es ganz aus und ist seitdem nicht wieder gekommen. Am dritten Tage des Gebrauches wurde der trübe Harn klar. Nun konnte ich richtig über dessen Farbe urtheilen, sie hielt das Mittel zwischen Strohgelb und Goldgelb. Dieses war zu damahliger Zeit das sicherste Zeichen der verborgenen Leberaffektion. (Ich gebe jedoch zu, dass selbiges Zeichen zu anderer Zeit bedeutungslos sein kann; denn die meisten Zeichen haben einen zeitlichen, keinen beständigen Werth.) Bei dem fortgesetzten Gebrauche des Krähenaugenwassers wurde der Harn in den folgenden drei Tagen nach und nach ganz strohgelb, wie der des gesundesten Menschen;

Esslust und ruhiger Schlaf kehrten wieder, und ich fand es überflüssig, die Frau noch weiter zu sehen; empfahl ihr jedoch noch zwei Wochen mit dem Gebrauche der Tropfen fortzufahren. Nach vier Wochen besuchte ich sie aus blosser Neugierde noch Einmahl. Sie war in der Zeit vom Brechen und anderem Ungemache frei geblieben; schwanger war sie aber. Da ich sie, wie oben gesagt, nie früher gekannt, so konnte ich bei meinem ersten Besuche nicht über ihr äusseres Ansehen und ihr Vorkommen urtheilen. Aus der gegenwärtigen Veränderung ihrer Farbe und ihres ganzen Wesens sah ich aber jetzt, dass das zehntägige Erbrechen sie damahls mehr müsse angegriffen haben als ich geglaubt. Die blasse junge Frau war in eine blühende verwandelt und das anscheinend blöde Wesen hatte einer gefälligen Freimüthigkeit Platz gemacht.

Nun, was bedünkt denn meine Leser von diesem Falle? — Sollte das Erbrechen und Unwohlsein der Frau bloss von der Schwangerschaft, oder von epidemisch gastrischer Berührung gekommen sein? — Ich sage ehrlich, dass ich es weder im Anfange, noch am Ende mit Bestimmtheit habe wissen können. Sehr geneigt bin ich aber, das Ganze für epidemisch gastrische Berührung zu nehmen; zum wenigsten würde ich diesen Fall nie einer medizinischen Zeitschrift einverleiben, mit der Ueberschrift: neues und unfehlbares Mittel gegen das Erbrechen der Schwangeren.

Ueber das Fehlgebären habe ich manchmahl nachgedacht, aber weder durch mein Nachdenken, noch durch meine Beobachtung etwas sonderlich Kluges herausbringen können. Das weiss ich mit Bestimmtheit, dass die krankhafte Affektion anderer Organe, es mag chronische, oder akute sein, durch consensuelle Einwirkung auf die Mutter Fehlgeburten machen kann, und dass wol die meisten aus dieser Quelle entspringen. Wenn wir also denselben vorbeugen wollen, so können wir es am sichersten durch Gesundmachen des urerkrankten, auf die Gebärmutter feindlich consensuell einwirkenden Organes. Aber freilich werden wir in den wenigsten Fällen zu solchem Gesundmachen aufgefodert. Ob Vollblütigkeit Fehlgebären verursachen könne, und ob selbiges Fehlgebären durch wiederholtes Aderlassen zu kehren sei, weiss ich nicht. Ich habe

dieses Aderlassen oft genug anwenden sehen, und die Fehlgeburt kam doch zu ihrer Zeit. Ob die Mutter sich an das Umwerfen gewöhnen könne, weiss ich auch nicht. Zuweilen habe ich bemerkt, dass Weiber mehrmahls auf der nämlichen Höhe der Schwangerschaft fehlgebaren. Daraus sollte man fast vermuthen, dass, eben so, wie durch öfteres Harnen die Harnblase sich verkleineren kann, dass sie bei geringer Menge Harn den Menschen schon zum Harnen mahnt, auch so die Mutter, auf dem Punkte, wo sie bei der vorhergehenden Schwangerschaft verschüttet, einer weiteren Ausdehnung ohne Unbequemlichkeit nicht fähig, durch das Wachsthum der Leibesfrucht zum Zusammenziehen und Abortiren gereizt werde. Wenn ich aber sah, dass Weiber, nachdem sie dreimahl, ungefähr zur nämlichen Zeit, fehlgeboren, zum vierten Mahle die Frucht gehörig und ohne Beschwerde austrugen; so musste ich wol jene Erklärung als unstatthaft verwerfen. Ueberhaupt ist der Werth einer ärztlichen Behandlung fehlgebärender Weiber sehr zweifelhaft. So habe ich schon gesehen, dass einer Frau, die ein paarmahl abortiret, von einem geburtshelfenden Arzte wiederholte kleine Aderlässe gerathen waren; aber trotz diesen Aderlässen abortirte sie zu ihrer Zeit. Bald wurde sie wieder schwanger; wenig geneigt, abermahls einem nichthelfenden Rathe zu folgen, überliess sie sich der Natur und gebar zur ordentlichen Zeit ein ausgetragenes Kind. Wenn also bei einer angerathenen ärztlichen Behandlung (sei sie, welche sie wolle) solche Weiber, welche mehrmahls fehlgeboren, ordentlich austragen, so muss man sich hüten, dieses glückliche Ereigniss blindlings und gläubig auf Rechnung der ärztlichen Behandlung zu schreiben. Dass die Frauen selber dieses thun, dass sie ihren Rathgeber als den erfahrensten Frucht- und Kinderhalter allen Bekannten anpreisen, das ist gut und löblich; aber löblich ist es nicht, dass solch fräulicher Glaube in unsere doktoralischen Köpfe schleicht.

Ich habe schon vor gar langer Zeit, ich weiss aber wahrhaftig nicht mehr, bei welchem Schriftsteller (möglich bei *Osiander*) gelesen, dass Missfälle in den ersten Monaten die Ursache chronischer, periodischer, heftiger Mutterblutflüsse sein könnten. Eine halbe Lösung der Nachgeburt findet oft genug

bei Fehlgeburten Statt, weshalb man auch zuweilen bei denselben mit heftigen Blutstürzen zu kämpfen hat. Ist Frucht und Nachgeburt herausgetrieben, so hört bekanntlich die Blutung auf, oder mässigt sich so, dass keine Gefahr mehr zu fürchten ist, vorausgesetzt, dass der Abortus nicht durch consensuelle Einwirkung eines andern urerkrankten Organs auf den Uterus bewirkt sei, in welchem Falle die Blutung nach ausgetriebener Frucht und deren Anhang noch stark genug fortwähren kann. Das vollkommne Trennen der von der Mutter halbgetrennten Nachgeburt in den ersten Monaten ist auch nicht immer ganz gemächlich zu bewerkstelligen. Wir wollen aber von diesen Dingen bei einer schicklichern Gelegenheit handeln und jetzt bloss davon sprechen, dass von frühen Missfällen etwas zurückbleiben kann, welches hernach, als ein Aftergebilde fortlebend, in der Gebärmutter die heftigsten Blutflüsse bewirken kann. Seit ich diese Bemerkung zuerst vor vielen Jahren gelesen, habe ich wahrscheinlich ein einziges Mahl Gelegenheit gehabt, mich von der Richtigkeit derselben augenscheinlich zu überzeugen. Die Frau eines französischen Wegaufsehers hatte angeblich einen Missfall in den ersten Monaten der Schwangerschaft gehabt und war seitdem periodisch mit heftigen und gefahrdrohenden Mutterblutflüssen geplagt gewesen. Der Zufall wollte es, dass ich gerade zu Hülfe gerufen wurde, da die Natur das Räthsel dieser Blutstürze lös'te. Die Frau hatte zu der Zeit einen so heftigen, allen äusseren und inneren Mitteln trotzenden Blutsturz, dass ich wirklich um ihr Leben besorgt war. Den Puls konnte ich nicht mehr fühlen, die Besinnung war dahin, und die Extremitäten waren ganz kühl. Unter diesen Umständen wurde aus der Mutter ein Körper getrieben, welcher ungefähr drittehalb Zoll lang, einen Zoll breit und zwei Linien dick sein mochte; er hatte das Ansehen einer Membran, war fest und von Farbe röthlich. Die eine Fläche war ganz glatt, die andre nur bis zur Hälfte; ich vermuthe, dass die Substanz da, wo sie rauh war, mit der Gebärmutter zusammengehangen hatte. Nachdem dieser Körper aus der Mutter getrieben war, hörte der Blutsturz von selbst auf. Die Frau war aber so blutarm geworden, dass drei Wochen hingingen, ehe sie wieder auf die Strasse kam. Ob nun die

ausgetriebene Substanz ein Ueberbleibsel von dem zwei Jahre vorher gehabten Missfalle gewesen, mag der Himmel wissen. Die seit jener Zeit mehrmahls wiederkehrenden Blutungen machen es einigermassen wahrscheinlich; aber zur Gewissheit fehlet noch viel. So lange sich die Frau hier aufgehalten, ist sie hernach von Blutflüssen frei geblieben; da sie aber Gattinn eines französischen Beamten war, der ein wanderndes Leben führte, so kann ich über ihr ferneres Schicksal nichts berichten.

In dem Kindbette sind die Leiden der Gebärmutter, die man unter den Namen der falschen Wehen, Nachwehen und der fehlenden Wehen begreift, wol grössten Theils eine in der Mutter sich offenbarende Affektion des Gesammtorganismus, und werden am besten durch die Universalmittel gehoben, von welcher Sache wir zu seiner Zeit ausführlicher reden werden. Es ist aber nicht zu läugnen, dass nach der Geburt sich zuweilen ein krankhafter Zustand der Gebärmutter einstellet, den man nicht unter die Kategorie der Affektion des Gesammtorganismus bringen kann, wenn er gleich mit einem mehr oder minder lebhaften Fieber begleitet ist. Gewöhnlich äussert sich dieser krankhafte Zustand beim Eintritte des Milchfiebers, zu der Zeit, wenn die Geburtsreinigung etwas stockt. Die Gebärmutter schmerzt und ist mehr oder minder empfindlich beim äusseren mässigen Drucke. Nach eingetretener Milch kann die Geburtsreinigung häufiger oder sparsamer, blutig oder unblutig wiedererscheinen, ohne dass dieses die schmerzhafte Mutteraffektion höbe.

Ich habe mich in solchen Fällen bei dem alten Muttermittel, dem Borax, am besten befunden. Er hebt den schmerzhaften Zustand der Gebärmutter und dadurch das consensuelle Fieber weit besser als alle sogenannte entzündungswidrige Mittel. Es lässt sich aber leider jener krankhafte Zustand der Gebärmutter nicht flugs beim Eintritte des Milchfiebers richtig beurtheilen, denn beim Erscheinen dieses Fiebers äussert sich ohnedies leicht eine schmerzhafte Spannung in der Gebärmutter, welche bei geordneter Milchabsonderung von selbst verschwindet. Nur wenn diese Absonderung in Ordnung ist und die Schmerzen der Gebärmutter und das Fieber bleiben, nur

dann kann man eine Uraffektion des Uterus als wirklich vorhanden annehmen, und die Erkenntniss ist um so gewisser, wenn man anfänglich wegen der Stärke des Milchfiebers würfelichten Salpeter gereicht hat, mithin das Nichtheilwirken dieses mächtigen Universalmittels schon mit in der Schale der Wahrscheinlichkeit liegt.

Ich habe eben gesagt, dass Nachwehen meist eine in der Mutter vorwaltende Affektion des Gesammtorganismus seien. Zuweilen sind sie aber auch unwidersprechlich Uraffektion der Gebärmutter. Ich habe gefunden, dass in diesem Falle, bei ihnen eben so vortheilhaft, als bei der schmerzhaften Menstruation, eine gleichtheilige Mischung von Krähenaugen- und Biebergeiltinktur gebraucht wird.

Die Verletzung der Gebärmutter bei dem Geburtsgeschäfte ist von dem hinzugerufenen Arzte wol einigermassen zu vermuthen, aber nicht mit Sicherheit zu erkennen. Dass bei der Geburt durch Zerreissung der Mutter plötzlicher Tod erfolgen könne, ist bekannt, davon wollen wir also nicht reden. Es gibt aber mindere Verletzungen der Mutter, die sich nicht gleich nach der Niederkunft, sondern erst mit Eintritt des Milchfiebers äussern. Wenn ich sage, sie äussern sich nicht, so verstehe ich darunter, dass sie sich nicht deutlich erkennbar äussern; übrigens bin ich überzeugt, dass eine Mutterverletzung wol gleich ihren Einfluss auf den Gesammtorganismus haben wird; aber über den Zustand mancher Kindbetterinnen kann man weder gleich nach der Niederkunft, noch selbst am folgenden Tage richtig urtheilen; denn welche geistige und körperliche Einflüsse haben nicht auf sie gewirkt! und wie sollte es möglich sein, die durch solche äussere Einflüsse bewirkte Aufregung des Organismus von dem Kranksein desselben zu unterscheiden? Darum ist auch zuweilen Freude die Fülle in dem Wochenzimmer, indess der Tod schon unsichtbar seine sichere Beute erfasst hat. In Betracht dieser Unsicherheit der Erkenntniss ist es höchst ekelhaft für einen Arzt, wenn er aufgefordert wird, eine erkrankte, durch geburtshülfliche Künste entbundene Kindbetterinn zu heilen, vorausgesetzt, dass er den Geburtshelfer nicht als einen verständigen und (was die Hauptsache ist) aufrichtigen Mann kenne. Mich bat einst eine

gar verständige Frau, eine arme, kranke, von einem Geburtshelfer entbundene Wöchnerinn zu heilen. Ich vermuthete aus allen Zufällen, dass hier eine bedeutende Verletzung der Gebärmutter müsse Statt gefunden haben, und erklärte der menschenfreundlichen, mich zum Helfen auffordernden Frau, dass meine Kunst hier scheitern werde. Der Tod erfolgte auch, ich weiss nicht mehr, ob am anderen, oder am folgenden Tage. Kurze Zeit darauf bittet mich ein Landmann, seiner nach der Niederkunft erkrankten Frau etwas zu verordnen. Auf meine Frage, wer der Frau bei der Niederkunft geholfen, nennet er mir den Namen desselben Geburtshelfers, dessen Kunst oder Unkunst ich jüngst hatte kennen gelernt. Da ich nun wol einige Erfahrenheit in natürlichen Krankheiten habe, aber in den künstlichen gänzlich unerfahren bin, so stellte ich dem Manne vor, dass ich nicht in den Bauch seiner Frau sehen könne; der Geburtshelfer sei aber mit der Hand darin gewesen, so müsse denn der viel besser wissen, wie es darin gestellt sei, als ich; mithin sei es doch wol am klügsten, dass der Geburtshelfer, und nicht ich, die Kindbetterinn behandle. Dem Manne kam diese Rede sehr verständig vor, und er ging hin, meinen Rath zu befolgen. Einige Zeit darauf hatte ich in der Nachbarschaft jener Kindbetterinn zu thun, und erkundigte mich aus Neugierde, wie es ihr doch ergangen; da hörte ich denn, dass sie schon am ersten, oder am zweiten Tage, nachdem der Ehemann bei mir gewesen, das Zeitliche gesegnet.

Es ist sehr preislich von den Medizinalbehörden, dass sie Aerzte und Wundärzte, die sich der Entbindungskunst widmen wollen, einer besonderen und strengen Prüfung unterwerfen; es wäre aber noch preislicher, wenn sie ihnen gesunden Verstand und gewandte Hände anprüfen könnten. So lange sie das nicht können, will ich unter übrigens gleichen Umständen lieber fünf kranke Wöchnerinnen aus den Händen der Wehemütter als eine einzige aus den Händen eines Geburtshelfers zu heilen übernehmen. Dass ehemahls aus Mangel künstlicher Hülfe einige Frauen in solchen Gegenden, wo keine Geburtshelfer waren, gestorben sind, ist nicht in Abrede zu stellen; ob aber heut zu Tage nicht noch mehr Frauen an gar zu

reichlicher Spende der Geburtshülfe sterben, will ich denen zu beurtheilen überlassen, die vermöge ihrer Stellung dieses zu beurtheilen im Stande sind.

Es mögen 26 Jahre sein, da erzählte mir eines Tages eine sehr verständige und menschenfreundliche Frau: sie komme eben aus dem Hause einer Kreissenden, der habe der Geburtshelfer angekündigt, sie könne nicht ohne den Kaiserschnitt entbunden werden. Die Frau wolle sich zu dieser Operation nicht verstehen, erkläre bestimmt, sie werde ihr Leben nie auf solche Schanze setzen, sondern es getrost der Hand Gottes anbefehlen. Einige Zeit darauf hatte ich Geschäfte in dem Schlosse der Berichterstatterinn und mir fiel jene Kreissende wieder ein. Wie gehet es, sagte ich, Ihrer Pächterinn, hat ihr der Geburtshelfer endlich doch noch den Kaiserschnitt versetzt? — Sie ist standhaft in ihrer Weigerung geblieben, antwortete die menschenfreundliche Erzählerinn mit lächelnder, die Kunst höhnenden, Miene; der Geburtshelfer hat sie als unhelfbar verlassen, und am folgenden Tage ist sie ganz ohne Hülfe niedergekommen. — Was konnte ich nun zu dieser verzweifelten Geschichte sagen? — Nichts, gar nichts; bloss die Bemerkung erlaubte ich mir: da die Kreissende ihr Leben gläubig der Hand Gottes anbefohlen, so habe sich auch hier einmahl wieder der alte Spruch bewähret, es sei besser, in die Hand Gottes zu fallen, als in die Hände der Menschen.

Ich bin einst zu einer Kindbetterinn unter so wunderlichen Umständen gerufen, dass ich vermuthe, den wenigsten meiner Leser wird etwas Aehnliches begegnet sein. Der Frau war nämlich von einem ausländischen Geburtshelfer, zur Förderung der Geburt, der Schambeinknorpel etliche Tage vorher durchschnitten worden. Sie musste sich oft erbrechen, hatte kleinen, schnellen Puls, und ob es gleich in der heissesten Jahreszeit war, fühlten sich doch ihre Hände und Arme kühl an, auch hatte ihr Gesicht einen eigenen, fremdartigen Ausdruck, den ich, da ich sie oft vorher gesehen, sehr gut würdigen konnte.

Die Meinung der Geburtshelfer über die Durchschneidung des Schambeinknorpels war mir zwar bekannt, ich hatte aber

noch nie dieser Operation beigewohnet, oder ihre Folgen beobachtet. Dem Gatten, einem gar verständigen und halb studirtem Manne, sagte ich dieses gerade heraus, und machte ihm ohne Mühe begreiflich, dass es höchst unschicklich sein würde, wenn ich bei einem so wichtigen Falle dem operirenden Meister ins Handwerk greifen wollte. Es sei weit besser und herkömmlicher, dass er diesen bäte, die Kranke selbst zu sehen und das Nöthige zu verordnen; der habe ja die Operation mehrmahls gemacht, werde also am besten beurtheilen können, in wiefern die Zufälle, die uns höchst verdächtig vorkämen, als nothwendige und unbedenkliche Folgen der Operation anzusehen seien.

Der Geburtshelfer wurde gleich beschickt und kam in der kürzesten Zeit. Ich hielt, als ein in dieser Sache Ungeweihter, mein Urtheil zurück und übernahm die blosse Rolle des schweigenden Zuschauers. Der Geburtshelfer machte nicht viel Aufhebens von den mir sehr bedenklich scheinenden Zufällen; diese Kühnmüthigkeit bestimmte mich noch mehr, zu schweigen und mein Urtheil zurück zu halten. Merkwürdig war es mir indess, dass er, die sehr kühlen Hände der Frau fühlend, dieser sagte: sie habe sich erkältet, sie solle die Hände unter die Decke stecken. Den Ehemann dreist beruhigend, reisete er nach Hause; am andern Tage war die Frau todt.

Einige Zeit darauf hat mir jemand eine Zeitschrift gegeben, in welcher dieser Fall mit seinem tödtlichen Ausgange ganz der Wahrheit gemäss beschrieben war. Hier habe ich denn gelesen, dass der Tod ganz unerwartet und unangekündiget gekommen, und dass weder der Berichterstatter noch ich den tödtlichen Ausgang vermuthet. Nun, ich kann den Mann auch in diesem Punkte der Unwahrheit nicht zeihen; ich habe, wie gesagt, als ein in solch halsbrechenden Händeln ganz Unerfahrener geschwiegen, und wer schweigt, der stimmt ein.

Jetzt will ich den Lesern bloss, zur Unterhaltung eine solch wunderliche Geschichte geburtshülflichen Inhaltes erzählen, dergleichen sie noch nie werden gehört haben. Des Jahres, in welchem sie sich zugetragen, erinnere ich mich zwar nicht ganz bestimmt mehr; wenn ich aber die Zeit zwischen

den Jahren 1810 und 1813 als ihren Spielraum angebe, werde ich der Wahrheit wol nicht zu nahe treten. Schriftlich habe ich mir nie etwas darüber aufgezeichnet. Die geburtshelferische Albernheit, die damahls öffentlich und landkundig zu Tage gelegt wurde, ist aber so ausgezeichnet gross, dass ich die Sache selbst nimmer vergessen werde. Es verbreitete sich nämlich zu der angegebenen Zeit auf Einmahl ein Gerücht durch das ganze Land: in der Stadt V** habe eine Frau in Einer Niederkunft sechzehn Kinder zur Welt gebracht. Anfangs achtete ich nicht auf dieses Gewäsch; da mir aber die Sache von verschiedenen Menschen und mitunter von verständigen erzählet, bestimmt der Arzt genannt wurde, der dieses Begebniss beobachtet und das Gerücht desselben verbreitet haben sollte; so wurde ich aufmerksam, und ohne eben an sechzehn Kinder zu denken, musste ich wol im Allgemeinen für wahr annehmen, dass sich in der Stadt V** ein ganz ausserordentlicher Fall bei einer Schwangeren ereignet habe.

Die Leser können leicht denken, dass das wunderliche Gerücht, wie alle Gerüchte, durch den Mund vieler Menschen wandernd, auch viele kleine Veränderungen erlitt; so sollten bald sechzehn, bald vierzehn Kinder, bald unreife, bald ausgetragene zu Tage gefördert sein. Einst knüpfte ich mit einem Reisenden ein Gespräch auf der Landstrasse an, und da ich hörte, er sei ein Bewohner der Stadt V**, so fragte ich gleich nach dem allgemein besprochenen Gegenstande. Er behauptete die Wahrheit des sechzehnkindrigen Gerüchtes, setzte aber berichtigend hinzu, die Frau habe eine Fehlgeburt in der früheren Zeit der Schwangerschaft gemacht, die sechzehn Kinder seien nicht grösser als Spinnen.

Mich erinnernd, dass eine gar kluge und unterrichtete Frau, deren Hausarzt ich war, in der Stadt V** Verwandte habe, wendete ich mich an diese. Auf meine Erkundigung wurde mir die Nachricht: die in Rede stehende Gebärerinn habe eine Frühgeburt gemacht, es seien nicht sowol vollständige Kinder, als vielmehr sechzehn befruchtete Eier von ihr gegangen. Diese Nachricht beruhte aber auch nicht auf Beaugenscheinigung, sondern auf Hörensagen. Die Berichterstatterinn, die in solchen natürlichen Dingen neugierig war, schlug mir vor, mich

selbst hinzubegeben und die Sache zu untersuchen; sie lasse, sagte sie, über ein paar Tage eine Verwandte von V** mit dem Wagen abholen, ich sollte mich dieser gemächlichen Gelegenheit, ihre und meine Neugierde zu befriedigen, bedienen. Auf den ersten Augenblick schien mir das freundliche Erbieten annehmbar; aber hintennach wollte es mir doch nicht recht in den Kopf, dass ich meine Geschäfte hintansetzen und einen ganzen langen Tag herumkutschen sollte, um sechzehn Kinder aufzusuchen, die nicht grösser als Spinnen waren, und deren Wirklichkeit mir noch eben so zweifelhaft schien, als die der elftausend Jungfrauen. Ich that jetzt etwas, was ich nicht gern that, ich schrieb an den Arzt, den das Gerücht als den Beobachter dieses Falles bezeichnete.

Statt mir einfach zu antworten, schickt mir dieser den Vater der sechzehn Kinder selbst. Es war ein armer, kleiner, dickköpfiger Schneider; ein mässiger irdener Topf enthielt seine in Branntwein eingemachte Nachkommenschaft. Da ich nun die vielbesprochene Seltenheit herausnahm und brennend vor Neugierde sie betrachtete, was fand ich da? — Nichts als viermonatliche Zwillinge und eine Anzahl runder Blutklumpen, welche mein gelehrter geburtshülflicher Amtsbruder für befruchtete Eier angesehen. Das Tollste bei der Sache war, dass er mir zugleich ein Schreiben des Professor *Günther* aus Duisburg beilegte, worin dieser verständige Mann ihm auf eine höfliche und schonende Weise das nämliche sagte, was ich mit meinen Augen sah. Ein die Blutembryonen begleitendes Schreiben meines Amtsbruders schien den Zweck zu haben, mich zu seiner Meinung überzuholen und die des Prof. *Günther* verdächtig zu machen. Diese Absicht war zu entschuldigen, denn er wusste nicht, dass ich von Natur etwas halsstarrig bin, in Sachen, die ich selber sehen und untersuchen kann, die Meinung anderer auf guten Glauben anzunehmen. Der billige Leser könnte vielleicht glauben, die angeblichen Eier seien runde Klumpen weisser geronnener Lymphe gewesen und auf dieses eierähnliche Ansehen habe sich die ärztliche Täuschung gegründet. Ach nein, lieber Leser! es war ehrliches, rothes, geronnenes Blut, woraus die Eier bestanden, diese waren zum Theil auch schon von früheren Untersuchern zerquetscht.

Ich sehe voraus, dass meine jüngeren Amtgenossen, die die Welt und das Verhältniss des Arztes zu der Welt noch nicht kennen, der festen Meinung sein werden, jener Arzt, der sich nicht bloss in den Augen einer Stadt, sondern einer ganzen Provinz lächerlich gemacht, müsse sich nothwendig dadurch in seinen Geschäften bedeutend geschadet haben. Ich bitte Euch aber, meine Freunde! schlagt Euch solch unwahre Gedanken aus dem Kopfe. Glaubt es mir, jeder Arzt, wenn er nicht ein ausgemachter Dummdusel ist, hat seinen weiteren oder engeren Menschenkreis, innerhalb welches er die Rolle des unfehlbaren Wahrsagers spielt, und nimmer wird das missbilligende Urtheil einer medizinischen Fakultät, nimmer das der höchsten Medizinalbehörde ihn innerhalb dieses Zauberkreises entsatteln. Weit entfernt, zu glauben, jener sechzehnkindrige Arzt habe sich in seinen Geschäften geschadet, bin ich vielmehr in meinem Herzen überzeugt, dass die Frauen, deren Geburtshelfer er bei Leibes Leben gewesen, bis auf diese Stunde noch bei jeder Schwangerschaft fürchten, sechzehn Kinder im Leibe zu haben.

Vom Kindbettfieber müsste ich jetzt wol ein Wort sagen, allein diese Krankheit kenne ich nur aus Büchern; in der Natur habe ich sie nie, weder behandelt, noch gesehen. In meiner Jugend hatte ich mir aus purer Neugierde den Kopf so voll von allerlei ärztlichen Meinungen gestopft, dass Gott aus sonderen Gnaden mich vor Narrheit muss behütet haben. Das vielbesprochene Kindbettfieber nahm, begreiflich, einen ansehnlichen Platz in der Plunderkammer meines Gehirns ein. Guter Gott! welch einen Wust von wunderlichem Zeuge, grössten Theils aus einer ausführlichen Compilation geschöpft, habe ich damahls verschlungen, das mir hintennach zu nichts, zu gar nichts genutzt hat. *)

Wollte mich jetzt jemand nur bloss über die Meinungen der damahls bekannten Schriftsteller, abgesehen von den seitdem bekannt gewordenen, prüfen, so würde ich verzweifelt

*) Die neunbändige Pathologie des *E. A. Nicolai* war die erste Fundgrube, aus der ich mein buntscheckiges pathologisches Wissen schöpfte; in ihr findet man fünfundzwanzigerlei Meinungen über das Kindbettfieber.

schlecht bestehen, denn ich bin jetzt weit dummer als da ich zuerst von der Hochschule kam. Das, was ich seitdem mit meinen Sinnen und mit meinem schlichten Verstande an kranken Wöchnerinnen beobachtet habe, ist herzlich wenig; ich will es aber treulich dem Leser berichten.

Dass die Gebärmutter nach der Niederkunft, abgesehen von gefährlichen und tödtlichen Verletzungen derselben, so gut, wie jedes andere Organ, erkranken könne, daran wird wol niemand zweifeln. Ich habe aber von diesem Krankwerden schon ein wenig gesprochen und gesagt, dass, im Falle einer reinen Uraffektion dieses Organs, ich das alte Muttermittel, den Borax, noch für das beste erkannt. Das Erkranken der Gebärmutter wird aber, meiner Meinung nach, unter andern veranlassenden Schädlichkeiten, auch durch gar zu reichliche Spende der Geburtshülfe geursacht. Die Hand des Meisters, die Zange und andere Instrumente, und das zuweilen ganz unnöthige und unverständige Blutstillen nach der Niederkunft, machen ohne Zweifel nicht wenig Weiber mutterkrank, die, bloss der Natur überlassen, nie krank geworden, nie Kindbettfieber, nie *Metritis*, *Peritonitis*, oder andere griechische und lateinische Uebel würden bekommen haben. Wenn man den Werth unserer heutigen Geburtshülfe gehörig schätzen will, so muss man nicht fragen, wie viel Frauen sind während und gleich nach der Entbindung gestorben? sondern man muss fragen, wie viel sind innerhalb vierzehn Tage nach der Niederkunft erkrankt? Aus diesem Gesichtspunkte Vergleichungen anstellen, heisst die gelehrte Geburtshülfe unparteiisch würdigen; jede andere Vergleichung sagt nichts und führt nur zu Täuschung. Wenn ich zuweilen das Verhältniss der natürlichen Geburten zu den künstlichen in den Gebäranstalten nachsehe, überfällt mich wahrhaftig ein Grauen. So las ich noch neulich, dass in einer solchen Anstalt von siebenundachtzig Entbindungen nur zweiunddreissig natürlich verlaufen waren; unter den künstlichen waren vierunddreissig Zangengeburten. Wahrlich! wenn hier die künstliche Hülfe nicht ganz unnöthig und überunnöthig gespendet ist, so muss die Natur das Menschengeschlecht sehr stiefmütterlich bedacht haben. Wo ist aber der verständige Arzt, der

diese Klage gegen die Natur erheben und gehörig begründen wollte?

Was das blosse Milchfieber betrifft und Milchknoten und wunde Warzen, so will ich davon nichts sagen; denn das Milchfieber bedarf in den allerwenigsten Fällen ärztlicher Hülfe, und wo es seiner Stärke wegen selbige verlangt, ist es, zwar nicht nothwendig, aber in der Wirklichkeit gewöhnlich ein Urleiden des Gesammtorganismus, welches unter der Heilgewalt des Salpeters stehet. Von den Milchknoten und von der Entzündung der Brüste werden wir weit schicklicher unter den Universalmitteln reden, und wunde Brustwarzen gehören gar nicht hierhin.

Die wenigen bis jetzt angeführten Erkrankungen sind aber die einzigen, welche die Wöchnerinnen ausschliesslich, insofern sie Wöchnerinnen sind, befallen; alles andre Krankhafte, was sie ergreift, ergreift sie bloss, insofern sie Menschen, nicht insofern sie Wöchnerinnen sind.

Wäre ich ein Zauberer und könnte die fieberkranke Wöchnerinn augenblicklich zum Manne umschaffen, so würde mir das um kein Haar die Heilung erleichtern; denn, kennete ich die Natur des zu heilenden Fiebers nicht, so würde ich dem Manne eben so wenig helfen als der Kindbetterinn; kennete ich aber die Natur des zu heilenden Fiebers, so würde ich der Wöchnerinn so gut helfen als dem Manne, mithin würde meine Hexenwandelung zu nichts führen. Da aber manchem Leser diese Rede hart, die angebliche Kunst berühmter Meister höhnend vorkommen möchte, so will ich billig sein und noch Eine Eigenthümlichkeit der Wöchnerinnen gelten lassen.

Bei vielen, aber gewiss nicht bei allen, befindet sich der Körper in einem solchen Zustande, dass sowol Arzeneimittel, welche den Organismus feindlich angreifen, als auch solche, welche freundlich und heilend auf ihn in seiner Erkrankung einwirken, in weit geringerer Gabe ihre Einwirkung vollführen, als sie es bei andern weiblichen oder männlichen Körpern zu thun pflegen. Das hier Gesagte gebe ich aber nur ganz im Allgemeinen zu; denn theils gibt es Kindbetterinnen genug, bei denen dieser Zustand des Organismus nicht nachzuweisen ist, theils gibt es auch Männer genug, zwischen deren Körper

und der Aussenwelt das nämliche Verhältniss obwaltet; und endlich sind zu gewissen Zeiten alle kranke Menschenkörper in einem solchen kindbettlichen Zustande, das heisst, wollen wir sie heilen, so müssen wir ihnen die Heilmittel nur in der halben, oder Viertelgabe reichen, sonst helfen wir ihnen entweder nicht, oder machen sie kranker, statt gesund. Also kann ich einen solchen Zustand des Körpers, man mag ihn erhöhte Erregbarkeit, oder Reizbarkeit nennen, oder ihm einen andern Namen geben, unmöglich als einen den Wöchnerinnen eigenthümlichen Zustand ansehen.

Es ist aber gut, sehr gut, ja es ist nothwendig, dass jeder Arzt, der eine erkrankte Wöchnerinn heilen will, wohl bedenke und es sich deutlich sage, dass er es mit einem Körper zu thun haben könne und wahrscheinlich zu thun haben werde, dessen Erregbarkeit, im Verhältniss zu anderen weiblichen nicht kindbettlichen Körpern, mehr oder minder erhöhet sei. Wenn er sich dieses deutlich denkt, so wird er säuberlich mit der Frau verfahren, sie nicht mit feindlichen Mitteln bestürmen, ihr selbst die milden, direkt heilenden, in ganz mässigen, ja in kleinen Gaben reichen. Körper, deren Erregbarkeit sehr erhöhet ist, es mögen männliche oder weibliche, Kindbetterinnen oder Nichtkindbetterinnen sein, sind gar bald verdorben; wer diese zarten Gangwerke mit der Axt und dem Schrubbhobel ausbesseren will, der braucht sich eben nicht zu wundern, wenn sie ganz in die Wirre gerathen, und Krankheiten bei ihnen sich bilden, deren Gestalt ganz fremd und unerhört ist.

Ich habe schon oben davon gesprochen, dass gastrische Krankheiten, die nicht selten eine lange Vorlaufszeit haben, bei Schwangeren höchst lästig zu erkennen sind, indem sich ihre Zufälle übel von den Zufällen der blossen Schwangerschaft unterscheiden lassen. Aber nicht bloss gastrische Krankheiten, sondern alle Organkrankheiten haben das Uebel an sich, dass ihre Vorlaufzeit lang sein kann; je länger diese Vorlaufzeit ist, um so schlimmer ist die Krankheit wenn sie zum Ausbruche kommt. Es ist wahr, dass andere Menschen, eben so gut als Schwangere, von solchen Organkrankheiten können beschlichen werden; allein es ist eben so wahr, dass, wegen der

Zufälle der Schwangerschaft, die Weiber, verhältlich zu allen andern Menschen, im unverkennbaren Nachtheile sind und zuweilen bei dem besten Willen von der Krankheit beschlichen werden. Der Ausbruch solcher Organberührtheit erscheint als Fieber im Kindbette zu ganz unbestimmter Zeit. Am häufigsten trifft es wol, dass das Milchfieber solche zwei-, drei-, oder viermonatliche Organaffektion in Aufruhr bringt. In diesem Falle hört das Milchfieber zur gewöhnlichen Zeit nicht auf, sondern währt entweder als schleichendes, oder als heftiges akutes fort. Die Milchabsonderung macht sich entweder unvollkommen, oder die schon geordnete wird, wie bei allen säugenden kranken Frauen, täglich minder, oder, im Fall der Gesammtorganismus heftig ergriffen wird, hört die Milchabsonderung ganz auf.

Wenn aber der Ausbruch der Organkrankheiten in den meisten Fällen durch das Milchfieber veranlasst wird, so ist dieses doch keine feste Regel, sondern der Ausbruch kann zu jeder Zeit geschehen; wiewol ich zulasse, dass die ersten vierzehn Tage nach der Niederkunft uns häufiger kranke Wöchnerinnen liefern als die folgenden.

Die Gebärmutter kann bei Kindbetterinnen vielleicht leichter als bei andern Weibern, zum wenigsten eben so leicht, durch das Urleiden eines andern Organs consensuell ergriffen werden, dadurch bekommen dann die fieberhaften Krankheiten der Weiber, namentlich die der Wöchnerinnen, eine wunderliche, den Arzt leicht täuschende Form. Die Organe, die nach meiner Beobachtung in vorzüglich genauem Consens mit der Mutter stehen, sind die Leber und die Nieren. Von dem Urleiden beider habe ich bei fieberkranken Kindbetterinnen heftige consensuelle Blutflüsse, Bauch- und Rückenschmerzen entstehen sehen; ich will schweigen von den consensuellen Gehirn- und Hautaffektionen, die, wo nicht die gewöhnlichen, doch auch nicht die ganz seltenen Begleiter jener Urleiden sind. Alle diese den Arzt leicht verwirrenden Zufälle können nur durch heilendes Einwirken auf das urerkrankte Organ gehoben werden.

Ferner bemerke ich noch zum Ueberfluss, dass auch jedes Urleiden des Gesammtorganismus bei Kindbetterinnen leicht

in der Gebärmutter vorwalten kann; ich sage, kann; denn dieses Vorwalten ist nichts Nothwendiges.

Aus dem, was ich bis jetzt gesagt, folgt, dass der Arzt, der fieberkranke Wöchnerinnen heilen will, mit grossem Fleisse die epidemische Constitution beobachten müsse, sonst wird er mit seinem bücherlichen Wissen gar bald festfahren. Wie der aber handeln soll, der, zu einer fieberkranken Wöchnerinn gerufen, aus Faulheit, oder aus Geiz, oder aus Mangel an Zutrauen unter der Masse des Volkes, oder aus Jungheit und Unbekanntschaft mit dem Menschenkreise, worin er lebt, muthwillig versäumt hat, oder der Umstände wegen nicht befähiget gewesen ist, die Natur der landgängigen Krankheit zu beobachten und ihre feinsten Veränderungen in der wandelnden Zeit zu haschen; wie der, sage ich, handeln soll, das weiss ich nicht, er muss thun, wie er kann; Gott helfe ihm und der Wöchnerinn. Eins will ich Euch, meinen jüngeren Amtsbrüdern, sagen. Wenn Ihr fieberkranke Wöchnerinnen zu behandeln habt, und zwar solche, deren Fieber von der Berührtheit irgend eines Organs abhängt, und Ihr hört, dass die Frau schon einige Zeit vor der Niederkunft gekränkelt hat, so denkt nur immer, dass Ihr es mit einem Falle zu thun habt, bei dem das Sturmlaufen übel angebracht ist. Da gilt es, mehr listig als entschlossen, mehr umsichtig als gelehrt sein. Vergesst nicht das, was ich Euch früher von der Veränderung des Krankheitsitzes und von dem Urwerden des Consensuellen gesagt habe, es sind einfältige und geringe Dinge, sie werden Euch aber bei Heilung der Wöchnerinnen wol zu Statten kommen.

Das, was ich oben von der erhöheten Erregbarkeit der kranken Wöchnerinnen bemerkt, werden mir, hoffe ich, meine erfahrenen Amtsgenossen nicht uneben auslegen. Um aber allen Missdeutungen vorzukommen, erkläre ich vorläufig, dass ich auch Zeiten erlebt habe, wo man den fieberkranken Wöchnerinnen die kräftigsten Heilmittel in eben solcher Gabe reichen musste als jedem andern Kranken. Es hing aber solcher Zustand des Körpers von der Natur der damahls landgängigen Krankheiten ab. Durch die epidemische Constitution kann das Verhältniss des menschlichen Leibes zur Aussenwelt gar wunderbar und unbegreiflich verändert werden.

Von den Milchabszessen hatte ich schon auf der Hochschule gar wunderliche Fälle gelesen, aber vom Jahre 1795 bis 1829 die Heilkunst geübt, ohne jemahls einen Milchabszess gesehen zu haben; im letzt genannten Jahre endlich, habe ich den ersten Fall beobachtet, der mit einigen der früher gelesenen Geschichten die grösste Aehnlichkeit hat. Die ausführliche Erzählung möchte aber wol dem Leser zu langweilig sein, darum will ich nur das Hauptsächlichste daraus anführen.

Die Kindbetterinn hatte von der Hälfte der Schwangerschaft an gekränkelt, hauptsächlich über Spannung und Schmerz in der Lebergegend geklaget, sich aber getröstet mit dem gemeinen Troste der Schwangeren, alles werde mit der Niederkunft von selbst besser werden. Die Entbindung war leicht und gut von Statten gegangen; am dritten Tage trat das Milchfieber mässig ein, mit ihm aber allerlei Begebenheiten, welche die Milchabsonderung in Stocken brachten. Den Anfang machte heftiger Bauchschmerz mit starkem Durchlaufe; darauf erschien mässiger Schmerz in der Lebergegend, ihm folgte Schmerz im linken Hypochondrio, diesem behinderte Urinabsonderung. Unter diesen sich abwechselnden Zufällen verstrichen mehre Wochen; ich wusste wirklich nicht recht, was ich aus der Sache machen sollte, und hatte genug zu thun, die Frau von der Wassersucht abzuhalten: mehr wie Einmahl stockte in dieser Leidenszeit die Urinabsonderung, Bauch und Füsse fingen an zu schwellen, das Quassiawasser brachte aber diese Ausleerung jedesmahl wieder in Ordnung, ohne auf das Ganze des krankhaften Zustandes sichtbar heilenden Einfluss zu haben. Von allen wandelbaren Erscheinungen fing zuletzt Eine an sich zu festigen; dieses war schmerzhafte Spannung in der Lebergegend. Früher gehörte diese zu den vorübergehenden Zufällen, jetzt blieb sie und erstreckte sich über die ganze rechte Seite des Bauches, ohne bestimmt umschriebene Grenzen zu haben. Ich dachte jetzt wol an einen Leberabszess; allein es war doch noch manches, was dagegen sprach, so, dass ich ehrlich bekenne, ich bin bis zur Lösung des Räthsels zweifelhaft geblieben, mit welchem seltsamen Ungemache ich es eigentlich zu thun habe.

Endlich zeigte sich um den Nabel eine Wulst, die sich

in ein paar Tagen röthete, dann aufbrach und eine Feuchtigkeit ergoss, die der Milch sehr ähnlich war. Sie reagirte nämlich weder sauer noch laugensalzig, ging aber gar bald in einen sauren Zustand über, so, dass selbst das Hemd und die Leinwand, welche die Frau auf den Nabel gelegt, sauer rochen. Die Menge der ausgeleerten, ganz weissen, milchartigen Flüssigkeit war beträchtlich. Gleich nach dem ersten Aufbruche zeigte mir der Ehemann einen Nachttopf, der zwei Drittel davon erfüllet war, und wie viel war bei dem unvermutheten Aufbruche ins Bett und ins Hemd gelaufen, eh man den Topf untergehalten.

So viel ich die Sache beurtheilen konnte, war dieses ein Lebermilchabszess; gleich anfänglich habe ich nicht darüber absprechen mögen, da aber die Milchsekretion mehre Monate in dem Abszess gewähret, so hätte ja die Milch, wenn sie sich in der Höhle des Bauches befunden, nicht aus der Nabelwunde laufen können, oder die Bauchhöhle hätte bis zum Nabel voll sein müssen, welches sich durch Fluktuation würde verrathen haben. Ich habe aber nie im Unterbauche Fluktuation fühlen können, ausser in der ersten Leidensperiode mehrmahls, wenn ich die stockende Harnabsonderung nicht geschwind genug normal machen konnte. Nach geöffnetem Abszess hatte die Unterbauchhöhle mit der Milchabsonderung nichts zu thun. Am Ende, wo die Milchabsonderung minder und minder wurde, heilte zuweilen die Nabelöffnung zu, fing nach einigen Tagen an zu schmerzen, borst auf, und es ergoss sich wieder eine kleine Menge milchiger Feuchtigkeit.

Ich habe mir Mühe gegeben, die anfänglich überreichliche Sekretion in dem Abszess, wodurch begreiflich die Frau sehr geschwächt wurde, zu mässigen, habe aber nichts Merkliches ausgeführt. Als ich das sah, beschränkte ich mich bloss darauf, der Frau, die noch immer, wie in der ganzen Zeit ihres Krankseins, eine gelblich schmutzige Gesichtsfarbe hatte, die Leber und die Gallensekretion wieder in Ordnung zu bringen und gab ihr zu dem Ende eine Mischung von Asant- und Krähenaugentinktur. Ich war jetzt glücklicher in meinem Unternehmen als vor dem Milchabszess, auch hinderte mich jetzt nicht mehr, wie früher, die consensuelle Nierenaffektion; ich

konnte grade und ohne Unterbrechung meinen Zweck verfolgen, ohne genöthigt zu sein, nebenbei einen kleinen Krieg mit der Wassersucht zu führen. So geschah es denn, dass die Frau bald wieder eine gute Farbe bekam, und selbst bei der anhaltenden, durch die Zeit nur langsam mindernden krankhaften Milchsekretion, sichtbar Fleisch gewann. Endlich nach reichlich drei Monaten hat diese denn auch aufgehört. Dass eine Ausdehnung des vorderen Leberlappens und eine Verwachsung desselben mit dem Bauchfelle Statt gefunden, ist wol ausser Zweifel, denn sonst hätte die Ausleerung durch den Nabel nicht erfolgen können. Leicht hätte sich aber jemand täuschen und das Ganze für Ablagerung der Milch auf die Höhle des Bauches ansehen können, besonders, wenn kurz vor Aufbrechen des Abszesses der Unterbauch, wegen der consensuell gestörten Harnabsonderung, voll Wasser gewesen wäre. Ob bei früheren Beobachtungen ähnlicher Fälle von Milchablagerung auf die Bauchhöhle eine solche Täuschung Statt gefunden, kann man so genau nicht wissen. Bei der Gelegenheit, dass ich jetzt den Fall einer wahrscheinlichen Milchversetzung erzähle, die denn doch wol durch einen früheren, schon während der Schwangerschaft Statt gefundenen krankhaften Zustand der Leber vorzüglich bedingt war, drängen sich mir allerlei Gedanken auf, die ich nicht unterdrücken kann, ohne mir Gewalt anzuthun.

Kurz vor meiner Aufnahme in die Zunft der Aerzte, war die eigentliche, wahrhafte Milchmetastasenzeit. Verschwand einer kranken Kindbetterinn die Milch aus den Brüsten, welches doch bei gewissen Arten des heftigen Ergriffenseins des Gesammtorganismus fast immer der Fall ist, so sahen in dem sich nun zeigenden, einigermassen hervorstechenden Leiden die Aerzte bestimmt eine Milchversetzung. Ich erinnere mich noch aus meiner Knabenzeit, dass damahls viel von Milchversetzung gesprochen wurde, denn die ärztliche Modemeinung hatte sich auch der Köpfe der Nichtärzte bemeistert. Wenn eine Kindbetterinn gestorben war, so sagten die klugseinwollenden Leute, aus denen die Meinung der Aerzte wiederhallte, die Milch sei ihr auf das Gehirn, auf die Lunge, auf den Bauch, und Gott weiss, auf was mehr geschlagen. Wenn

man aus der damahligen Zeit eine einzige, oder ein paar Beobachtungen über diesen Gegenstand lieset, so gewähret das wenig Unterhaltung, es kann selbst wegen der schriftstellerischen Weitschweifigkeit (welche die Schreiber selbst wahrscheinlich für Gründlichkeit gehalten) etwas langweilig werden. Man muss aber eine ausführliche Zusammenplünderung über diesen Gegenstand, eine enge Zusammenstellung aller verständigen und aberwitzigen Beobachtungen und Meinungen lesen, das gewähret dem, der nur etwas Demokritischen Sinn hat, eine wahrhaft köstliche Unterhaltung, ja es gibt auch reichlichen Stoff zum ernstlichen Nachdenken über die grosse Neigung der Aerzte, Modemeinungen zu haben. Mir kommt es fast vor, als ob akute und chronische *Peritonitis* heut zu Tage in den Köpfen mancher die wichtige Rolle der ehemaligen Milchmetastasen übernommen habe.

Da ich auf der Hochschule war, konnte man sich nicht vereinigen, ob es besser sei, die Nachgeburt der Natur zu überlassen, oder sie mit der Hand zu bewerkstelligen; jetzt, nach so langer Zeit, ist man noch nicht darüber einverstanden. Die Verbindung der Nachgeburt mit der Gebärmutter ist bald ziemlich locker, bald fester. Das feste Verwachsen hat auch seine Grade; mithin lässt sich das, was man in dem einen Falle beobachtet, nicht auf den andern anwenden. Wer kann z. B. behaupten, dass der Grad des Zusammenhanges in dem Falle A der nämliche sei, als in dem Falle B? Niemand. Also lässt sich im Allgemeinen dem Geburtshelfer keine feste Verhaltungsregel vorschreiben; wenn in dem Falle A die Lösung der Nachgeburt mit der Hand glückliche Folgen hat, im Falle B gefährliche und tödtliche, so kann man nicht behaupten, dass der Geburtshelfer im Falle B ungeschickter sich benommen als im Falle A, denn der Grad des Zusammenhanges der Nachgeburt mit der Mutter kann in beiden Fällen ganz verschieden gewesen sein.

Will man in Fällen, wo das Lösen der festsitzenden Nachgeburt bloss der Natur überlassen wurde, die Nachgeburt nach und nach stückweise von der Frau faulte, und diese dabei litt und lange kränkelte (dergleichen Fälle sich einzeln zutragen; so hat vor dreiunddreissig Jahren ein solcher hier im Orte jedoch ohne

tödtlichen Ausgang sich ereignet); will man, sage ich, einen solch seltenen Fall als Beweis für die Nothwendigkeit der handlichen Lösung der Nachgeburt aufstellen, so wende ich Folgendes ein. In den einzelnen Fällen, wo die Natur, von ihrem gewöhnlichen Wege abweichend, nicht vermögend ist, die Nachgeburt früher oder später ganz und ungekränkt auszustossen, wo sie also gezwungen ist, selbige stückweise nach und nach durch einen eigenen Prozess von der Gebärmutter zu trennen, der uns, des sich dabei entwickelnden bösen Geruches wegen, Fäulniss zu sein bedünkt; in diesen einzelnen Fällen kann man kühn annehmen, dass die Nachgeburt so fest mit der Gebärmutter verwachsen war, dass eine gewaltsame Trennung derselben durch die Finger des Geburtshelfers, nicht ohne heftigen Reiz und selbst nicht ohne Wundung der Gebärmutter würde haben geschehen können, mithin der Frau weit gefährlicher würde gewesen sein als die langsame und stinkende selbstige Absonderung.

Die Fälle hinwiederum, wo ein Geburtshelfer mit glücklichem Erfolge und ohne böse Folgen die festanhangende Nachgeburt mit Mühe von der Mutter trennte, beweisen ebenfalls nichts für die Vorzüglichkeit der künstlichen Lösung; denn man kann hier sagen: hättest du geburtshülflicher Arzt die Nachgeburt nicht mit deinen künstlichen Fingern abgeklaubt, so habe ich den Glauben, die geburtshelfende Natur würde auch ohne deine Finger das Absondern der Nachgeburt vollbracht haben; mithin bleibt deine wohlthätige Hülfe, die du der Kindbetterinn vermeinest geleistet zu haben, ein gar zweifelhaftes Ding.

Alles wohl erwogen, glaube ich, dass eine der zwei Meinungen, in Betreff der Lösung der Nachgeburt, gar wol eine Zeitlang das Uebergewicht über die andre behaupten und zur Modemeinung werden kann; gründlich wird man sich aber nie darüber vereinigen, und nach dreihundert Jahren noch eben so getheilt sein wie jetzt. Ich habe mehrentheils mit Kindbetterinnen zu thun gehabt, denen die Nachgeburt mit der Hand gelöset war, und die Erfahrung gemacht, dass ein bemerkbarer Unterschied zwischen den geburtshülflichen Händen sei; die Hand des einen Geburtshelfers ist plump mit tappischen,

die des andern gewandt mit fühlhörnigen Fingern. Mehre Jahre lebte hier ein geburtshelfender Wundarzt, der, weil die Wehemütter einfältig und ungelehrt waren, viel mit Kreissenden zu thun hatte. Er holte die Nachgeburt mit der Hand; ich bin aber nie öfter von Kindbetterinnen zu Hülfe gerufen als zu der Zeit, da dieser Mann sein geburtshülfliches Geschäft trieb, obgleich er, wie mir die Frauen gewöhnlich selbst offenbarten, meine Dazwischenkunft als einen Eingriff in seine Rechte und als eine Verkümmerung seiner geburtshelferischen Ehre so lange wie möglich aufzuschieben oder ganz und gar abzuwenden suchte. Die Wöchnerinnen, zu denen ich gerufen wurde, klagten entweder über allgemeine Bauchschmerzen, oder gaben bestimmt die Gebärmutter als schmerzhaft ergriffen an, die denn auch, über den Schambeinen fühlbar, bei der Berührung einen grösseren oder geringeren Grad von Empfindlichkeit zeigte. Unglückliche Fälle der Art habe ich aber, mit Ausschluss eines einzigen, nicht erlebt. Damahls bin ich auch mehr als früher und später zu solchen Wöchnerinnen gerufen, die so schwach waren, (von grossem Blutverluste bei der Geburt nach ihrer Angabe) dass sie vielmahls des Tages in Ohnmacht sanken.

Nachdem nun dieser Geburtshelfer das Zeitliche gesegnet, übernahm ein anderer Wundarzt das Geschäft. Dieser übertraf jenen an Verstande und an Kenntnissen weit; von seiner wundärztlichen Hand konnte ich aber, bloss nach Thatsachen urtheilend, eben nicht die vortheilhafteste Meinung haben. Dieser holte ebenfalls, wie der vorige, die Nachgeburt, wenn sie nicht gleich dem Kinde von selbst folgte, mit der Hand aus der Gebärmutter. Er hat lange in dieser Stadt und Gegend die Geburtshülfe geübt; aber trotz seiner wahrhaft ungeschickten wundärztlichen Hand, muss er das Lösen des Mutterkuchens von der Gebärmutter geschickter gemacht haben als sein Vorgänger, denn so lange er gelebt und gewirkt, bin ich von Kindbetterinnen wol wegen Krankheit, aber nicht wegen schmerzhafter Gebärmutteraffektion zu Hülfe gerufen. Der einzige Fall, bei dem er offenbar einen Missgriff gemacht, war der letzte, wo ich zu Hülfe gerufen wurde, aber nicht helfen konnte. Hier hatte er die Nachgeburt halb gelös't und abge-

rissen, die andre Hälfte steckte noch in der Gebärmutter. Als die Natur am 12ten Tage den zurückgebliebenen Theil der Nachgeburt ausgestossen, schickte sich die Frau sichtlich zum Tode an; dieses und das heftige Ergriffensein des Gesammtorganismus, das von Anfang an hervorstechend war, trotz dem, dass die Frau ungeheuer viel Blut verloren, ungerechnet andre böse Zeichen, als Durchlauf mit weissem Darmkothe und später Erbrechen, machte es mehr wie höchstwahrscheinlich, dass der Geburtshelfer bei dem misslungenen Versuche die Nachgeburt zu lösen, die Mutter verletzt haben müsse. Er war aber sehr zu entschuldigen, denn er war damahls alt, mit Hämorrhoiden übel geplagt und deshalb steif im Rücken, spie von Zeit zu Zeit Blut und war kurzathemig, ein Theil der Därme steckte in seinem Hodensacke, er zitterte stark und war gänzlich verschlissen, so dass er ein Jahr darauf ganz abgelebt gestorben ist. Es ist traurig genug, dass Mangel und grosse Dürftigkeit einen Mann zwingen, Geschäfte fortzusetzen, denen er, in Rücksicht auf sein Alter und auf seine körperliche und geistige Schwachheit, nicht mehr gewachsen ist.

Abgesehen von diesem tödtlichen Falle, beweiset mir doch der jahrelang beobachtete, ganz verschiedene Erfolg, der von zweien Geburtshelfern geübten handlichen Lösung der Nachgeburt, dass, wenn man über diesen Gegenstand sprechen will, man vor allen Dingen die die Nachgeburt lösenden Hände mit in Anschlag bringen muss. Solche Händeveranschlagung wird aber wol ganz unthunlich sein; denn wäre sie wirklich thunlich, so hätte ich das Zutrauen zu den Medicinalbehörden, zum wenigsten zu der unseren, sie würde manchem federlosen zweifüssigen Thiere weit eher das Prädikat eines Geburtsstörers als eines Geburtshelfers bekunden.

Ueber die krankhafte Geilheit der Weiber habe ich wenig oder keine Gelegenheit gehabt, Beobachtungen anzustellen, oder Heilmittel auf selbige ausfindig zu machen. Ein einziges Mahl in meinem Leben deshalb um Rath gefragt, wusste ich aus dem Stegreif kein Heilmittel, auch erlaubten die Umstände nicht, mich der Sache ernsthaft anzunehmen, unter welchen

Umständen die zu grosse Entfernung der Kranken von meinem Wohnorte wol nicht der geringste war.

Die Mutter des Mädchens, eine ehrbare und fromme Frau, wollte mich mit dem Unglücke ihrer Tochter bekannt machen, drückte sich aber, entweder aus Mangel an Mittheilungsgabe, oder aus Schamhaftigkeit, so verworren aus, dass ich zwar wohl begriff, sie spreche nicht von dem Kopfe, sondern von den Geschlechtstheilen ihrer Tochter, übrigens aber die Art des Uebels unmöglich errathen konnte. Sie führte mich endlich in das Zimmer ihrer Tochter und liess mich mit dieser allein, damit sie mir ihr Leid selbst beichten möchte. Das war nun wieder eine grosse Noth und ein Drücken, eh das Bekenntniss herauskam. Ich musste mich aufs Rathen legen, habe aber manchmal verkehrt gerathen, eh ich das Wahre traf. Um der Jungfrau Muth zu machen, sprach ich etwas herzlich und zutraulich zu ihr und nahm sie bei der Hand. So wie ich sie aber berührte, sah ich zu meinem Erstaunen, dass sie Zuckungen der Gesichtsmuskeln bekam. Ich machte mehrmals ganz unbefangen im Gespräche den nämlichen Versuch, und die zuckende Bewegung der Gesichtsmuskeln folgte den Berührungen unmittelbar.

Ihr Geständniss lautete seltsam genug. Sie war zu dieser widernatürlichen Geilheit gekommen, ohne zu wissen, wie; sie hatte weder Onanie getrieben, noch ihre Einbildungskraft durch das Lesen unkeuscher Bücher erhitzt. Die Geilheit war abwechselnd, bald stärker, bald schwächer, zuweilen so heftig, dass die Kranke sich selbst zwei oder drei Wochen lang von aller Gesellschaft zurückziehen und auf ihr Zimmer verbannen musste, aus Furcht, sie möchte, durch den ungeheuren wollüstigen Reiz gleich einer Mänade getrieben, den Männern etwas höchst Unkeusches und Ungewöhnliches ansinnen. Wenn die Leser nun bedenken, dass hier nicht die Rede von einer Lustdirne, sondern von einer ehrbaren und frommen Jungfrau ist, so werden sie mit mir einig sein, dass man eine solche krankhafte Geilheit mit Recht ein grosses Unglück nennen muss. Wunderlich war es noch, dass die Kranke vielmahls des Tages ejakulirte, ohne die Geschlechtstheile mechanisch

zu reizen. Jene convulsivischen Bewegungen der Gesichtsmuskeln, die ich anfänglich, indem ich ihre Hand ergriff, bemerkte und mir nicht erklären konnte, waren, wie ich hernach von ihr selbst hörte, unwillkürliche Begleiterinnen jener Ejakulationen. — *Bartholinus* hat uns in seinen Briefen einen ähnlichen Fall erzählt; wer ihn nicht kennet, der versäume nicht ihn zu lesen, er ist wirklich merkwürdig.*)

Mittel auf die männlichen Geschlechtstheile.

Ich weiss keine besondere Mittel auf diese Theile, und wünschte wol, dass mich jemand dergleichen lehrte, indem ich in der Praxis derselben bedurft habe und wirklich noch bedarf. Das Kranksein der männlichen Ruthe äussert sich entweder durch übermässige Geilheit und Steifwerden der Ruthe, oder durch Geilheit mit einem Unvermögen steif zu werden gepaaret, oder durch Unvermögen vergesellschaftet mit Mangel an Geiheit.

Wegen übermässiger Geilheit mit Vermögen der Ruthe bin ich nur ein einziges Mahl um Rath gefragt und zwar von einem ehrbaren Ehemanne, der mit einer recht hübschen Frau schon manches Jahr verlebt und mehre Kinder gezeugt hatte. Hier war aber die Geilheit consensueller Art und hing von Bauchleiden ab. Nachdem ich ihm den Bauch gesund gemacht, kehrte der Trieb zur Begattung wieder in die gehörigen Schranken zurück. Wäre dieser Mann nicht verständig gewesen, so würde er die übermässige Geilheit als etwas ganz Vortreffliches angesehen und, ihr blindlings folgend, sich selbst aufgerieben haben; denn gewöhnlich hatte er, eine halbe Stunde nachdem er seine Frau erkannt, schon wieder Lust zur Vermischung. Ich habe einen andern gekannt, der, weniger verständig, seine Gesundheit nicht bei Lustdirnen, sondern bei seiner eigenen Frau (die freilich anziehend genug war) durch Missbrauch der Begattung zerstört hat, obgleich die Frau ihn oft genug, die üblen Folgen seiner Unersättlichkeit ahnend, gewarnet zu haben behauptet. Die Schwindsucht, die ihn ins

---

*) *Centur. III Epist.* 39.

Grab stürzte, fing mit Schmerzen des Rückens an, darauf folgte sichtbare Abmagerung, darauf kurzer Husten, zu diesem gesellte sich Blutspeien, und so ging er langsam zum Grabe. Nach seinem Tode gebar seine Gattinn noch die jüngste Frucht seines überspannten Geschlechtstriebes.

Das Merkwürdigste, was ich je von der Kraft der männlichen Ruthe, zwar nicht selbst gesehen, aber von mehren ganz glaubwürdigen Augenzeugen gehört habe, ist Folgendes. Ungefähr in dem letzten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts lebte zu Wesel ein Preussischer Soldat, der an der aufgerichteten Ruthe einen gewöhnlichen Eimer voll Wasser aus dem Rheine nach der Wache tragen konnte. Ich bin unbekannt mit der Gelegenheit der Stadt Wesel, weiss nicht, wie lang der Weg gewesen, den der wunderliche Wasserträger zurückgelegt; aber sei der Weg immerhin kurz, so wird es ihm doch nicht leicht jemand nachthun. Die Herren, die mir dieses erzählt haben, sprachen davon als von einer ganz bekannten Sache, die damahls jedermann sehen konnte. Der Soldat zeigte seine Kraft für acht Groschen; begreiflich aber nur am frühen Morgen, ehe die Strasse belebt war.

Ungenügende oder gänzlich mangelnde Aufrichtung der Ruthe mit Neigung zur Begattung gepaaret, kann zuweilen consensuelle Affektion der Geschlechtstheile, aber auch eine Uraffektion derselben sein, in welchem letzten Falle ich keinen Rath darauf weiss, und im ersten nur, in so fern ich das Urleiden zu heben im Stande bin. Wenn ein solch unvermögender und zugleich sinnlicher Mensch sich in den Stand der Ehe begeben will, gestehet seinen körperlichen Fehler der Geliebten und diese will sich mit der Platonischen Liebe begnügen, so ist nichts dagegen einzuwenden. Wer aber einen solchen Fehler verschweigt, der handelt höchst unbesonnen; und doch erlebt man zuweilen dergleichen Possen.*)

Unaufrichtbarkeit der Ruthe ist auch zuweilen mit einem Mangel aller Neigung zur Beiwohnung gepaaret. Dieser Zu-

*) Ich weiss den Fall, dass ein Alberner ein Jahr in der Ehe lebte, ohne die junge Frau erkennen zu können; später ist er durch kalte Bäder von seinem Unvermögen geheilt und hat mehre Kinder erzeugt.

stand ist an sich nicht beklagenswerth: begreiflich kann er es aber der Umstände wegen werden. Ich bin in solchen Fällen etliche Mahl um Rath gefragt, habe aber keinen Rath gewusst und die Frager zu andern Aerzten gehen heissen. Mittel, die fehlende Aufrichtung der Ruthe zu befördern, müssen wol in der Medizin bekannt sein. Einige alte Arzeneien habe ich nicht versucht, weil ich keinen Glauben daran hatte; warum ich den aber nicht hatte, kann ich nicht bestimmt angeben. Möglich war es die bekannte, mir etwas albern dünkende Ansicht *Galens* und seiner Anhänger in Betreff der Aufrichtung der Ruthe, welche mich abgeschreckt, die von ihnen angerathenen Mittel zu versuchen. Die spanischen Fliegen gebrauchte ich in meiner Jugend als urintreibendes Mittel, jedoch mit wenig Glück, bemerkte bei der Gelegenheit aber nicht, dass sie die Aufrichtung der Ruthe beförderten. Einige der alten Galeniker (deren Namen ich aber nicht bestimmt anzugeben weiss, denn es ist gar lange, dass ich sie gelesen) vermassen sich, das reine *Principium aphrodisiacum* der spanischen Fliegen darstellen zu können; wahrscheinlich, indem sie durch Zusätze den den Blasenhals feindlich angreifenden Grundstoff zur Null machten; (aus ihrer Meisterschaft im Zusammensetzen, und aus ihrer Unwissenheit im Scheiden, muss man zum wenigsten dieses vermuthen). Wie aber ihre Zusammensetzung gewesen, kann ich nicht sagen, sie haben selbige für sich behalten, aus Vorsicht, damit böse und leichtsinnige Menschen nicht Missbrauch damit treiben möchten. Solche Mittel, mit denen vielleicht in Einem Falle einem rechtlichen Manne in seinen Nöthen kann geholfen, in neun und neunzig Fällen aber grosser Unfug kann getrieben werden, bleiben auch besser das Eigenthum weniger Menschen.

Manche Kranke haben mir ungefragt gesagt, dass ihnen dieses oder jenes Mittel, welches ich ihnen gereicht, Steifheit der Ruthe verursacht habe; so kenne ich einen, der dieses von dem inneren Gebrauche des Kamphers, einen andern, der es von der Krähenaugentinktur, einen dritten, der es von dem würfelichten Salpeter behauptete; untersuchte ich die Sache näher, so beruhete sie auf Täuschung; man hätte solche Mittel hundert und tausend Menschen reichen können, ohne ihnen

Steifheit der Ruthe damit zu erwecken. Ich glaube, dass *Formeys* Aeusserung, in Betreff des Jod als Lustreizmittel, auch auf solche einzelne Angabe eines Kranken beruhen muss; ich habe zum wenigsten das Jod so oft gebraucht, dass mir, durch *Formey* aufmerksam Gemachten, wol schwerlich diese Wirkung auf die männlichen Geschlechtstheile könnte entgangen sein, ich habe aber noch nie diese Wirkung beobachtet.

Merkwürdig ist es und nicht gut erklärbar, dass bei etlichen Männern nach den sechzig Jahren der zahm gewordene Geschlechtstrieb aufs neue erwacht und sie mit Geilheit und Aufrichtung der Ruthe heimsucht (wiewol letzte wahrscheinlich nicht der jugendlichen gleich sein wird). Ich habe einen siebenzigjährigen Arzt gekannt, bei dem dieses Wiedererwachen des Geschlechtstriebes üble Folgen hatte. Weil er wegen seines hohen Alters verstandesschwach war, folgte er blindlings dem neu erwachten thierischen Triebe, lief den Huren nach und wurde von diesen mit der Lustseuche begabt.

In physiologischer Hinsicht ist mir die Aufrichtung der männlichen Ruthe noch sehr dunkel. Ich sah einst einen Knaben, dem die Ruthe etliche Wochen unablässig gestanden, obgleich er an einer Lähmung der unteren Extremitäten litt, die von der Auftreibung einiger Rückenwirbel abhing und ihn bald ins Grab stürzte.

Eigenmittel auf die erkrankten Hoden kenne ich gar nicht, würde aber auch wenig Gelegenheit gehabt haben, sie anzuwenden, denn die nicht venerische Anschwellung der einen oder der anderen Hode, die ich zuweilen, jedoch in Verhältniss zu anderen Krankheiten selten gesehen und geheilt habe, war jedesmahl eine in diesem Theile vorwaltende Affektion des Gesammtorganismus und stand unter der Heilgewalt des einen, oder des andern Universalmittels. *)

---

*) Vom Jahre 1837.

Bekanntlich findet man auch zuweilen, jedoch selten, bei alten, eingewurzelten Uebeln der Bauchorgane consensuelle Hodenaffektion. Wo ich diese sah, bestand sie nicht in einem Anschwellen, sondern in einem Schwinden der Hoden und in einem Aufkrimpen des Samenstranges. In diesem laufenden Jahre beobachtete ich aber eine schmerzhafte Erkrankung beider Hoden, die consensuell von einer neuen epidemischen Leberberührt-

Der eigentliche *Scirrhus* der Hoden ist gewöhnlich unheilbar, und man thut wol am besten, die verhärtete Hode wegzuschneiden, vorausgesetzt, dass nicht wichtige Gegenanzeigen solche Operation widerrathen. Jedoch habe ich vor vierzig Jahren einen Herrn gekannt, der mit einer sehr grossen und unförmlichen scirrhösen Hode noch zwanzig Jahre gelebt hat; so viel ich in Erfahrung gebracht, ist in der verhärteten Hode auch nicht sein Absterben begründet gewesen.

Was den Wasserbruch betrifft, so habe ich bis jetzt auch wenig Hülfe von Arzeneimitteln gesehen. Oben schon führte ich einen Fall von schnell entstandener Wassersucht an, bei der sich *Hydrocele* eingefunden, welche hernach mit der Bauchwassersucht zugleich verschwunden. Ich habe aber noch einen andern Fall erlebt, wo ein durch äusserliche Gewalt entstandener Wasserbruch nach etlichen Jahren von selbst verschwand. Eine kurze Mittheilung dieses Falles wird, denke ich, dem neugierigen Leser nicht ganz unwillkommen sein.

Im Sommer des Jahres 1797 kam einer meiner früheren überrheinischen Bekannten zu mir und bat mich, seine Hode zu beschauen, an welcher er seit Kurzem Ungemach bekommen. Ich erkannte das Uebel für Wasserbruch. Er gab eine kleine Quetschung der Hode als Ursache der Schwellung an. Er hatte nämlich Geschäfte in einer, ein paar Meilen von seinem Wohnorte entlegenen Stadt gehabt und ein bei ihm zur Herberge liegender Reuteroffizier ihm ein Pferd geliehen. Mein Freund, der mehr in den Büchern als auf dem Sattel gelebt, setzt auf dem Wege das Pferd in Trab; da er aber wahrscheinlich dem Thiere eine demselben unverständliche lateinische oder griechische Hülfe gegeben, stehet es auf dem Flecke still und der unvorbereitete Reiter quetscht sich die Hode ein wenig auf dem Sattel. Der Schmerz war, seiner Aussage nach, nicht gross gewesen, auch bald vorübergegangen, und würde

---

heit abhing und zwar von einer solchen Leberberührtheit, die nicht mit einem consensuellen akuten Fieber gepaart war. Hier waren beide, mässig schmerzende Hoden sehr hart aber platt; ich glaube nicht, dass ich je früher solch seltsam erkrankte Hoden gefühlt. Uebrigens kehrten sie, weil sie bloss consensuell ergriffen waren, mit dem Gesunden der Leber zum Normalstande zurück.

von ihm ganz vergessen sein, wenn ihm nicht etliche Tage darauf ein Dickerwerden der einen Hode daran gemahnet hätte. Diese Anschwellung und ihre allmählige Zunahme hatte ihn besorgt gemacht, weshalb er mir, seinem früheren Bekannten, das Ding zeigte.

Der niederländische, sehr verständige, als Schriftsteller bekannte Wundarzt *van Wy* hat das Wasser etlichemahl durch den Stich entleeret, und viele, aber vergebene Mühe angewendet, das Uebel, ohne Operation, durch Arzeneimittel zu heben.

Nachdem nun so ein paar Jahre vergangen, traf ich meinen wasserbrüchigen Freund einst in dem Hause seiner Verwandten. Sobald ich mich mit ihm allein befand, fragte ich nach seinem Uebel, und hörte, dass es ganz geheilt sei; aber nicht durch Arzt oder Wundarzt, sondern von selbst auf folgende Weise. Er war von Jugend auf sehr zu Magensäure geneigt und hatte schon mehrmahls üble Zufälle davon gehabt, weshalb er eine eigene, der Sache angemessene Lebensweise beobachten musste. Einst hat er diese ihm zusagende Ordnung vernachlässiget, die Säure nimmt überhand, er bekommt starkes Erbrechen und fühlt sich von den Beschwerden der Säure um vieles erleichtert. Aber gleich darauf dünkt ihm, als sei seine damahls sehr gespannte Hode schlaffer geworden. Bald gehet die Wahrscheinlichkeit in Gewissheit über; die Geschwulst wird täglich minder und die Hode befindet sich bald ganz wieder im Normalstande. Anfänglich trauet er dieser Heilung nicht recht, fürchtet, das Wasser werde sich wieder ansammlen; nach und nach wird ihm aber der Glaube, dass ihm die Natur gut und gründlich geholfen. Jetzt mögen sechsunddreissig Jahre nach dieser Heilung verflossen sein; und da er in diesem ganzen Zeitraume auch nicht die mindeste Mahnung von seinem Uebel gespüret, so muss ich doch wol annehmen, dass die Natur es eben so gründlich geheilet, als der beste Wundarzt es nur immer durch eine schmerzhafte Schneiderei hätte heilen können.

Man sagt, wir Aerzte sollen die Natur beobachten, von ihr lernen, ihr in ihren Heilungen nachahmen. — Das sind alles gar gute Redensarten; wenn man aber zwanzig mit dem Was-

serbruche Behaftete wollte speien lassen, Gott weiss, ob ein einziger dadurch geheilt würde. *) In dem erzählten Falle wissen wir gewiss, dass der Mann sich erbrochen hat, wir wissen eben so gewiss, dass gleich darauf der Wasserbruch nach und nach vergangen ist; ob aber ein Zusammenhang zwischen dem Erbrechen und der Selbstheilung sei, das können wir nicht mit Bestimmtheit behaupten. Als Verstandesmenschen können wir bloss die Möglichkeit anerkennen, dass Brechen und Selbstheilung sich wie Ursache und Wirkung zu einander verhalten.

Besondere Bemerkungen über Bauchkrankheiten und Bauchmittel.

Bitterkeit des Mundes.

Bitterer Mund, Aufstossen, Vollheit der Präkordien sind gewöhnliche Zeichen, dass die Leber krank sei, dass krankhaft veränderte Galle zu reichlich in selbiger abgesondert, und in den Zwölffingerdarm und weiter in den Magen entleeret worden. Wenn man auch in den gewöhnlichen Fällen, auf diesen Schluss bauend, durch die ausleerende, oder neutralisirende Heilart dem Kranken hilft, so ist es doch nicht gut, dass man den besonderen behauptenden Obersatz dieses Schlusses zum allgemeinen behauptenden macht, welche Verwechselung, wo nicht wörtlich, doch thätlich oft genug von den Aerzten begangen wird.

Woher der bittere Geschmack bei einer grossen Ansammlung von scharfer Galle im Magen und Darmkanale herrühre, ist mir noch nicht hinlänglich klar. Durch die Speiseröhre kann er nicht wol zur Zunge kommen; man kann ja durch Versuche an sich selbst zur Ueberzeugung gelangen, dass auch die allerbittersten Substanzen, sobald sie einmahl in den Magen sind, uns keinen bitteren Mund machen. Mir ist es wahrscheinlich, dass der bittere Geschmack bei Gallenfiebern und

---

*) Brechmittel werden in den chirurgischen Lehrbüchern zur Heilung des Wasserbruches empfohlen, müssen aber wol nur in seltenen Fällen helfen, zum wenigsten erinnere ich mich nicht, in meinem Wirkungskreise von einer solchen Heilung gehört zu haben.

andern Leberübeln durch eine Einsaugung der Galle in der erkrankten Leber und durch eine mittelst des grossen Kreislaufes bewirkte Ablagerung dieser Galle auf die Mundhöhle sich macht; also, dass nicht sowol die in den Magen und Darmkanal ergossene, als vielmehr die in der Leber zurückgehaltene Galle die materielle Ursache des bitteren Geschmakkes ist.

Bei vielen Fällen von Gelbsucht, wo doch kein Tropfen Galle in den Darmkanal kommt, wo der Darmkoth ganz ungefärbt ist, klagen die Kranken über unerträglich bittern Geschmack; und bei Gallenfiebern, wo Magen und Darmkanal voll scharfer, reizender Galle sind, fehlet zuweilen der bittere Geschmack gänzlich. Es möchte schwer zu erklären sein, warum in einigen Fällen die eingesogene Galle auf den inneren Mund abgelagert wird und bitteren Geschmack macht, und warum sie in andern Fällen, auf die Haut des ganzen Körpers abgelagert, das abscheulichste Jucken und Brennen verursacht, wie man dieses zuweilen bei Gelbsuchten, zuweilen bei Gallenfiebern wahrnimmt. Es ist wahrlich noch vieles dunkel in solchen Dingen, die wir glauben, schon längst ergründet zu haben.

Belegte Zunge.

Ich habe weit mehr von der belegten Zunge gehört und gelesen als selbst gesehen. Meine Erfahrung lautet also: Im Anfange der Fieber, den ersten, zweiten und dritten Tag ist die Zunge etwas weisslich angeschlagen; äusserst selten ist sie aber ganz mit einem weissen Ueberzuge bedeckt. Letztes gehört schon zu den Seltenheiten und scheint in der übel erklärbaren Eigenthümlichkeit einiger Körper begründet zu sein. Uebrigens nehme ich nach meiner Erfahrung als wahr an, dass, wenn der Arzt Meister des Fiebers bleibt, die weisslich angeschlagene Zunge nicht schmutzig, weder weiss pelzicht, noch gelb, noch braun, sondern, je nachdem die Besserung zunimmt, vielmehr immer reiner wird. Wenn also die Zunge unter der Behandlung des Arztes schmutzig wird, so ist dieses ein Beweis, dass er der Krankheit nicht Meister ist, dass diese unter

seiner Behandlung schlimmer, anstatt besser wird. Bei sehr reiner und sehr rother Zunge kann der Magen voll scharfer Galle stecken. Das haben schon die Anhänger Stolls gewusst. Wenn sie aber sagen, dass nach einem oder nach ein paar Brechmitteln sich die Zunge belegt, so beweisen sie durch solche Aeusserung, dass sie mit ihren Brechmitteln die Krankheit verschlimmert haben. Wenn man bei rother, feuriger Zunge im Gallenfieber neutralisirende Mittel in gehöriger Gabe reicht, so verliert die Zunge wol ihre feurige Röthe, aber sie wird nicht schmutzig, und der Kranke wird besser, ohne dass sich die Zunge belegt.

Die Spei- und Laxirärzte haben einen Canon gemacht, der lautet also; ohne Brechen und Laxiren ist kein gastrisches Fieber zu heilen. Dass Gott erbarme! sie sprechen, wie sie klug sind. Wollte man sie fragen, ob sie auch wol je die neutralisirende Heilart angewendet, und ob sie selbige anzuwenden verständen, so möchten sie wol etwas kleinlauter werden; wollte man sie aber vollends fragen, ob sie auch aus eigener Erfahrung solche gastriche Fieber kenneten, bei denen beides, Ausleeren und Neutralisiren, wol mit grossem Nachtheile, aber nicht mit Vortheil angewendet werden könne, so möchten sie vielleicht ganz verstummen.

Es ist wahrlich übel in unsrer bücherlichen Welt, dass Männer, die durch Verstand oder Glück sich einen schriftstellerischen Ruf erworben, diesen dahin missbrauchen, dass sie durch ihre dreiste, auf einseitige Erfahrung sich stützende Behauptung die Schwachverständigen und Unerfahrenen verblüffen. Man muss dem Verstande der Menschen keine Fesseln anzulegen versuchen. Es haben vor Stoll auch verständige Heilmeister gelebt; lasst doch, Ihr gelehrten Schreiber! jeden Arzt sich auch mit diesen Meistern und ihren Erfahrungen befreunden. Wenn er sich dann mit der Natur des Menschen auf dem Wege der Beobachtung ganz ohne Voreingenommenheit bekannt macht, so wird ihm sein gesunder Verstand schon selbst sagen, was von alten und neuen ärztlichen Meinungen wahr, was halb wahr, und was unwahr sei, und er bedarf der hölzernen Wegweiser und der Warntafeln nicht.

Consensuelle Zufälle bei erkrankten Baucheingeweiden.

Gliederreissen, Augenentzündung, schwarzer Star, Wahnsinn und andere Arten von Geistesverwirrung können bekanntlich als Zufälle eines gastrischen Urleidens erscheinen. Wer sich aber hier bloss eine gewisse Menge scharfer Galle im Bauche denken wollte, deren Ausleerung den Kranken nothwendig heilen müsse, der würde mit seiner irrigen Meinung nicht weit reichen.

Ich habe allerdings erlebt, dass wirkliche, im Darkanal vorwaltende scharfe Stoffe Gliederreissen verursachten, in welchem Falle man den Rheumatismus durch Natron, oder Bittersalzerde gar bald meistern konnte. In bei weitem den meisten Fällen sind aber jene consensuelle Rheumatismen unmittelbar von einem Urleiden eines Bauchorgans abhängig, werden nicht durch Brechen und Laxiren, sondern durch Heilen des urergriffenen Organs gehoben. Das, was ich hier vom Rheumatismus sage, gilt eben so gut von der Ophthalmie, Amblyopie, Amaurose, Manie, Melancholie u. s. w. Was aber die akute gastrische Halsentzündung betrifft, so habe ich die Erfahrung gemacht, dass diese fast immer von einer guten Portion scharfer Galle im Darmkanale abhängt und der Magnesia weicht. *).

In gewissen Jahren, wo gastrische Fieber herrschen, siehet man auch die gastrische Entzündung der Speiseröhre bald häufiger, bald seltner. Dieses ist ein gar täuschendes Uebel; eh es sich die Menschen versehen, können sie gar nichts mehr schlucken, dann werden sie bange und schicken zum Arzte. In der Höhle des Mundes ist nichts zu sehen; zuweilen ist der Theil des Schlundes den man schauen kann, entzündet, zuweilen sitzt das Uebel aber tiefer und man siehet dann gar nichts. Ich habe gefunden, dass eine Boraxauflösung, die der Kranke theelöffelweise in den Schlund bringt, indem sie vermöge ihrer Schwere langsam in die Speiseröhre hinuntergleitet,

---

*) Vom Jahre 1829 bis 1835 habe ich viel häufiger Ausnahmen von dieser Regel beobachtet als früher; ich werde aber in der Folge wol eine schickliche Gelegenheit finden, davon ausführlich zu sprechen.

die rosenartige Entzündung derselben gar bald in so weit mindert, dass das Schlucken wieder, obschon mit grosser Beschwerde, seinen Fortgang hat. Sobald man das gewahr wird, muss man nicht säumen, einen säurewidrigen Trank in den Magen zu bringen. Begreiflich passt aber hier, wegen der wunden Speiseröhre, kein Ammonium; ein Schütteltrank von Magnesia ist das Mildeste und Hülfreichste, was man geben kann.

Verhärtung der Bauchorgane.

Galen sagt schon: er habe noch nicht gesehen, dass eine wirkliche handgreifliche Verhärtung der Leber sei zertheilt worden. Ganz Unrecht hat der Mann wol nicht. Ist einmahl ein solches Organ lange und handgreiflich verhärtet, so können wir wol daran flicken, können den Menschen, wenn er erkrankt, ja selbst bettlägerig ist, wol wieder auf die Beine bringen, aber gründlich heilen können wir ihn nicht. Das Hauptübel bleibt, wird früher oder später wieder rebellisch und stürzt endlich den Menschen doch ins Grab, vorausgesetzt, dass er nicht vor der Zeit auf eine andre Weise ums Leben komme. So lange man jung ist, bildet man sich ein, manche chronische Uebel der Organe gründlich geheilt zu haben. Wird man aber alt, bleibt an Einem Orte wohnen, und siehet, wie Ein Menschengeschlecht nach und nach vom Schauplatze abtritt und ein anderes seinen Platz einnimmt; so überzeugt man sich, dass die chronischen Uebel der Organe, sonderlich die erblichen, selten gründlich geheilt werden, und das es die Einrichtung der Welt so mit sich bringt, dass die Mehrzahl der Menschen an und durch Organübel sterben muss.

Merkwürdig bleibt es immer, das bei bedeutenden handgreiflichen Verhärtungen der Organe das Gefühl der Gesundheit noch lange bestehen kann und dass die Menschen noch ein recht frohes Leben dabei führen können. An kleine unangenehme Gefühle sind sie wahrscheinlich nach und nach gewöhnt, diese haben also das Störende verloren, welches sie ohne Zweifel für einen vollkommen Gesunden haben würden.

Das Merkwürdigste, was ich je von verhärteter Leber gefühlt, war bei einer armen, alten Frau. Bettlägerig klagte

sie, es sei ihr so hart vor dem Herzen. Als ich hinfühlte, glaubte ich auf den ersten Griff, ich sei mit meinen Fingern auf dem Brustbeine. Es war bei dieser zum Gerippe ausgezehrten Frau durch das Gefühl, hinsichtlich der Härte, nicht zu unterscheiden, ob man sich auf dem Brustbeine, oder auf dem Magen befand. Die Verhärtung auf dem Magen war der vordere vergrösserte und knochenharte Leberlappen; ich konnte ihn bis unter die Rippen verfolgen. Die eigentliche Knochenhärte war aber am auffallendsten auf dem Magen zu fühlen. Diese Frau, die gar bald starb, hatte noch einige Tage, bevor ich sie sah, ihr Geschäft verrichtet, welches, da es in Betteln bestand, sie doch nöthigte, durch die Strassen zu gehen.

Vereiterung der Bauchorgane.

Ueber Vereiterung habe ich wenig Gelegenheit gehabt Beobachtungen zu machen, denn sie kommt gar selten vor. So lange ich Arzt bin, habe ich nur zwei nach aussen sich öffnende Lebervereiterungen mit Bestimmtheit gesehen. Die eine mit glücklichem Ausgange ist im IV. Bande des Journals der Praktischen Heilkunde beschrieben, die zweite mit tödtlichem erlebte ich im vorigen Jahre. Hier habe ich mich überzeugt, dass eine solche in Eiterung übergehende Entzündung sich von jeder andern etwas schmerzhaften, bei epidemisch gastrischer Constitution täglich vorkommenden Leberaffektion in nichts, in gar nichts unterscheidet, weder hinsichtlich des Fiebers und des Pulses, noch des Schmerzensortes, noch der Art des Schmerzes, noch des Hustens, noch des Urins. Ich bemerke aber, dass der Mann, von dem ich spreche, so lange ich ihn gekannt, und da er ein Fünfziger war, habe ich ihn lange gekannt, immer eine sehr garstige, schmutzige, gelbe Gesichtsfarbe gehabt; möglich ist es also, dass er schon lange mit chronischer Leberverstopfung behaftet gewesen. Die Ausfragung gab indessen keinen näheren Aufschluss, ausser dass er angab, oft mit Magenschmerzen geplagt gewesen zu sein.

Es hatten sich in seiner Leber zwei Eiterbeulen gebildet. Die erste öffnete der Wundarzt, sie ergoss einen ungeheuer

stinkenden Eiter (ein böses Vorzeichen nach Angabe der Schriftsteller); der Eiter besserte sich aber in der Folge, der Kranke bekam Esslust, verliess einen grossen Theil des Tages das Bett, rauchte mit Behagen seine Pfeife und schlief auch wieder gut, kurz, nicht er, nicht seine Freunde ahneten, dass noch ein verborgener Feind im Rückhalte sei. Auf einmahl wurde die Leber wieder schmerzhaft und es bildete sich in etlichen Tagen eine Eiterbeule neben der alten. Die Geschwulst wurde faustdick und ergoss sich von selbst mit grossem Gestanke in die alte, fast geschlossene und wenig Eiter mehr gebende Höhle. Seitdem aber dieser zweite Abszess seinen Eiter ergossen, verschwand alle Hoffnung zur Genesung. Der Kranke nahm ab an Fleisch und Kräften. Die Esslust und der Schlaf schwanden und er starb ganz ausgezehrt. Dieses ist der erste Leberabszess, der sich bildete, während ich den Kranken zu heilen versuchte. Ich habe so eben gesagt, dass eine in Eiterung übergehende Entzündung durch nichts sich von jeder andern schmerzhaften Leberaffektion unterscheide; ich setze aber jetzt noch hinzu, dass ich nicht selten, sondern oft, weit schmerzhaftere Leberaffektionen, mit heftigerem consensuellen Brustleiden und heftigerer Aufgeregtheit des Adersystems zu behandeln habe, die bloss und allein den Lebermitteln weichen. Und warum ging nun dieses minder schmerzhafte Leberleiden in Eiterung über? Ich weiss wahrhaftig nicht darauf zu antworten, so wenig ich weiss, wodurch einem solchen Uebergange des schmerzhaften Zustandes in Eiterung vorzubeugen sei.

Wollte man sagen, ich müsse solchen leber- und fieberkranken Menschen nur reichlich und oft zur Ader lassen, dann werde ich einem solchen Uebergange vorbeugen; so antworte ich darauf: ich habe schon in meiner Jugend als rüstiger Kämpe mit jener Waffe gestritten, und weiss recht gut, wie weit man damit reicht. Manche Menschen, denen die Leber schmerzhaft ergriffen ist, vertragen wol das wiederholte Aderlassen (wie oft werden nicht schmerzhafte Leberleiden von den Aerzten als Lungenentzündungen behandelt!), aber andere vertragen es nicht, sterben nach dem zweiten Aderlasse eines unvermutheten Todes. Ich müsste also, um

einer Vereiterung, die ich in sechsunddreissig Jahren nur zweimal erlebt, vorzukommen, das Leben vieler Menschen auf das Spiel setzen. Das wäre vielleicht sehr schulgerecht, aber gewiss auch sehr unverständig und sehr unsittlich.

Abermals könnte man sagen, ich müsse solchen leberkranken Menschen Einmahl tüchtig zur Ader lassen und ihnen dann Quecksilber reichen, das sei sicher und unfehlbar. Gut! sehr gut! ich kenne das; das Quecksilber ist in jüngeren Jahren eins meiner Lieblingsmittel gewesen, darum weiss ich aber auch recht gut, dass in unserm ganzen Arzeneischatze kein Mittel ist, welches bei chronischer Verstopfung oder Verhärtung der Organe, oder bei verhärteten Drüsen in den Organen, so leicht Vereiterung bewirkt, als gerade diese Panazee. Man kann z. B. bei schmerzlichem fieberhaften Brustleiden mit einem einzigen Aderlasse und hintennach gereichtem Quecksilber viel Gutes ausrichten, wenn die erkrankte Lunge früher ungefälscht war; war sie aber schon früher voll Knoten, so kann man gerade durch das Quecksilber einen oder mehre Knoten in Eiterung setzen und den Kranken, den man von der Lungenentzündung befreiet, in die Schwindsucht stürzen. Gerade so wird es, denke ich, mit der Leber und mit allen andern Organen sein. Der Doktor M. zu S., mein eigener Schwager, hatte gegen Leberaffektion viel Calomel gebraucht und starb schwindsüchtig. Einer seiner Amtsgenossen öffnete die Leiche und fand, ich erinnere mich nicht mehr genau, ob eine, oder zwei Eiterbeulen in der Leber.

Wenn ein Leberkranker mich um Rath fragt, der schon durch die Hände mehrer Aerzte gegangen, von dem ich mithin vermuthen kann, oder aus den Verordnungen ersehe, dass er viel Quecksilber verzehrt, so bin ich desonders vorsichtig in meinen Versprechungen. Ich kann nicht in den Bauch sehen, was Böses dort das Quecksilber angerichtet; aber Böses hat es höchst wahrscheinlich gethan, sobald es nichts Gutes gewirkt.

Eine vorhandene Eiterung der Bauchorgane zu erkennen ist gar schwierig, ja fast unmöglich. Das schleichende Fieber beweiset gar nichts, denn ein grosser Theil leberkranker Menschen haben schleichendes Fieber, ohne dass dieses auf Ei-

terung schliessen liesse. Stärkere oder schwächere periodische Schauder mit nachfolgender Hitze, welche bei Lungenleiden zwar nicht mit Gewissheit, aber mit grosser Wahrscheinlichkeit auf Eiterung deuten, beweisen bei Leberleiden gar nichts, insofern sie ein gemeines Symptom sind, welches bei etlichen herrschenden akuten Leberkrankheiten zu den täglich vorkommenden Erscheinungen des zweiten Zeitraumes gehört. Ja, erscheinen nicht manche Leberkrankheiten unter der Form des ungeregelten Wechselfiebers?

Nachtschweisse, welche bei Lungenleiden verdächtig sind, beweisen bei Leberaffektionen gar nichts; sie sind nicht bloss bei diesen häufig und erscheinen schon früh in der Zeit, sondern machen die Krankheit um kein Haar schwieriger heilbar.

Durchfall, den man bei Lungenleiden nicht gern siehet, bedeutet bei Leberleiden nichts Böses; er ist meist consensueller Art, und das Schlimmste, was man ihm nachsagen kann, ist, dass er die Anwendung mancher guten Mittel schwieriger macht.

Kurz, ich weiss keine Zeichen, aus welchen ich die Eiterung der Leber erkennen kann, und weil ich das nicht kann, so muss ich mit dem Kranken so handeln, als ob ich gewiss wüsste, dass keine Eiterung in der Leber wäre, es für und für aufs Heilen und Zertheilen anlegen. Ist wirklich schon Eiterung da, so findet sich das am Schlusse von selbst, der Kranke hat durch die Unsicherheit meiner Erkenntniss nichts, gar nichts verloren.

Die Oeffnung eines Leberabszesses in den Grimmdarm (welche begreiflich nur mittelst Verwachsung des Darmes mit der Leber sich machen kann) ist ebenfalls eine seltene Erscheinung. Bestimmt weiss ich zwar nicht anzugeben, wie oft ich sie in meinem Leben beobachtet; gewiss ist aber, dass mitunter viele Jahre hingegangen sind, ohne dass ich einen einzigen Fall der Art erlebt; die neusten drei, die mir noch ganz gegenwärtig sind, trugen sich in den Jahren 1835, 37 und 38 zu. Der Aufbruch des Abszesses ist immer mit mehr oder minder sorglichen Zufällen gepaaret; ein Zufall ist aber ständig, nämlich, stuhlzwangiger Durchlauf mit öldrusenartiger Entleerung. — Die Kunst kann bei einer solchen Be-

gebenheit in der Hauptsache wenig meistern; ich beschränke mich darauf, durch einen Trank von Wasser, Oel und Gummi den zu starken *motum peristalticum* etwas zu mässigen und dabei befinden sich die Kranken gut. In solchen Fällen, wo die ausgesonderten Stoffe so scharf sein möchten, dass sie den Mastdarm zum wirklichen *Tenesmum* reizten und Zusammenziehung des Darmes bewirkten, würde ich lieber Oel und schleimige Stoffe in den Mastdarm selbst bringen; bis jetzt ist mir aber ein solcher Fall noch nicht vorgekommen.

Es ist auch leicht einzusehen, dass zuweilen einige Nebenumstände die Beihülfe der Kunst nöthig machen. So hatte z. B. im Jahre 1837 die Frau eines Landmannes, bei der, da ich sie zuerst sah, die Eiterbeule sich schon in den Grimmdarm entleeret hatte, und die sich wirklich in einem sehr kläglichen Zustande befand, den Bauch dabei voll Wasser und Füsse und Schenkel waren stark geschwollen. Hier war ich wol genöthiget, die gestörte Harnabsonderung normal zu machen.

Ueberhaupt ist es aber unweise, bei einem solch misslichen Handel, wenn gleich die Eiterbeule gut ausgeheilt und der Kranke sichtbar gebessert ist, eine gar zu günstige Prognose zu stellen; denn in den meisten Fällen (nicht in allen) bilden sich, wenn eine chronisch erkrankte Leber schwäret, mehre Eiterbeulen, und hat nun eine derselben sich in den Grimmdarm entleeret und ist auch gut ausgeheilt, so kann ja eine zweite sich abermahls in den Darm entleeren, und diese zweite, hinsichtlich ihrer Form unheilbar (wegen Höhlen und blinder Gänge) den Kranken, oder vermeintlich Geheilten durch Bauchschwindsucht tödten. So starb z. B. im Anfang des Jahres 1836 der Bürger eines Belgischen Fleckens an den Folgen einer zweiten unausheilbaren Eiterbeule, die sich in den Grimmdarm entleert hatte. Die erste, die sich im Jahre 1835 in den Grimmdarm entleert hatte, war (freilich nach vielen Leiden) so gut ausgeheilt, dass nicht bloss der verdächtige Durchlauf ganz aufhörte, sondern dass man den angeblich Geheilten, da ich ihn (zu einem anderen Kranken in dem Flecken gebeten) aus Neugier besuchte vom Felde, wo er seine Ackerwirthschaft nachsah, rufen musste.

Es kann auch, wenn eine in den Grimmdarm entleerte

Lebereiterbeule ausgeheilt ist, eine zweite bersten und sich in die Bauchhöhle ergiessen, wo denn, je nachdem die Eiterbeule gross oder klein ist, oder vielleicht, je nachdem durch ihr Aufbrechen mehr oder minder zum Leben nothwendige Verrichtungen der Leber gestört werden, ein mehr oder minder schneller, den unerfahrenen Arzt überraschender Tod erfolgen. So ist z. B. die leberkranke wassersüchtige Frau, von der ich oben gesprochen, die nach ausgeheilter Eiterbeule wieder im Zimmer aufsitzen und häusliche Arbeit verrichten konnte, deren Kräfte aber nicht wiederkommen wollten (ein sehr verdächtiger Umstand), einst, nachdem sie auf einmahl über ein seltsames Ergriffensein in ihrem Leibe geklagt und man sie ins Bett gebracht, urplötzlich gestorben. — Im Jahre 1838 starb auf ähnliche, aber doch etwas verschiedene Weise eine Frau, bei der eine Lebereiterbeule sich unter sehr sorglichen Zufällen in den Grimmdarm entleert hatte. Nach allmählig ausgeheilter Eiterbeule konnte die Frau wieder aufsitzen und sich recht genüglich, ja mitunter recht munter mit ihren Freunden unterhalten, kam jedoch nicht so zu Kräften, als es hätte geschehen müssen, wenn durch die Eiterausleerung ihre Leber vollkommen gesund geworden wäre. Nachdem es mir längst deutlich geworden, dass die anfangs sichtbare Besserung stocke, fing sie einst an, über mässigen Schmerz im *Epigastrio* zu klagen, dieser Schmerz verschwand in ein paar Tagen, und statt seiner erschien ein mässiger Schmerz im *Hypogastrio;* gleichzeitig aber mit diesem Hypogastrischen Schmerze trat das Sterben ein, nämlich plötzlicher Verfall der Kräfte, entstelltes Gesicht, kleiner schneller Puls, Vergessigkeit, Gleichgültigkeit. Das Sterben währte zwei Tage, da erfolgte der Tod.

Blei.

Die alten scheidekünstlerischen Aerzte sahen das Blei als das höchste Milzmittel an. Ich habe es nur selten in Milzleiden versucht, und weil wenige Fälle nicht hinreichen, ein Mittel zu erproben, so will ich ganz davon schweigen. Bei den Lungenmitteln werde ich ohne dies Gelegenheit haben, mehr davon zu sagen.

Zinn.

Eben so selten habe ich auch das Zinnoxyd *(magisterium Jovis)* als *Hepaticum* gebraucht, obgleich es *Paracelsus* und nach ihm *Poterius* als ein gar nützliches Mittel anpreisen. So viel habe ich begriffen, dass man es als *Hepaticum* in kleinen Gaben reichen müsse. In der Gabe von zehn und mehren Granen wirkt es als Abführungsmittel ohne Bauchschmerzen zu machen. Möglich wäre es, dass Aerzte, die der Laxirmittel oft und viel bedürfen, (ich gehöre nicht zu dieser Gesellschaft) in dem Zinnoxyd ein eben so kräftiges, als schmerzlos wirkendes Mittel fänden, welches andere ausländische Laxirmittel reichlich ersetzte *).

Indifferenzstand des Gesammtorganismus bei Organerkrankungen und bei den von diesen abhangenden Fiebern.

Ich habe im Vorigen mehrmahls von diesem Indifferenzstande gesprochen. Jetzt bemerke ich, dass dieser Zustand des Körpers ein solcher ist, bei welchem man keine ärztliche Rücksicht auf den Gesammtorganismus zu nehmen, sondern einzig auf das krankhaft berührte Organ zu achten braucht. Zu manchen Zeiten ist er bei den vorkommenden Kranken so vorherrschend, dass Ausnahmen zu den Seltenheiten gehören, zu andern Zeiten findet das entgegengesetzte Verhältniss Statt. Der Indifferenzstand des Gesammtorganismus hat aber seine Grade; gar oft ist er bei herrschenden Krankheiten so deutlich ausgesprochen, dass der Gesammtorganismus der Fieberkranken sich in dem nämlichen Verhältnisse zu den äusseren Schädlichkeiten befindet als der des vollkommen Gesunden. Wie man einen gesunden Menschen kann speien und purgiren lassen und kann ihm sein Blut abzapfen, ohne ihm das Lebens-

---

*) Seit dem Jahre 1829, wo ich obiges schrieb, habe ich das Zinnoxyd mehrmahls bei Fällen versucht, wo mich andere Mittel im Stich liessen, aber von demselben keine Heilwirkung beobachtet, auch befunden, dass seine laxirende Kraft unsicher ist. Wer es gebrauchen will, muss dafür sorgen, dass es frei von Arsenik sei.

licht auszublasen, eben so kann man den Fieberkranken hart angreifen, ohne ihn zu tödten: ja man kann ihn, wie ich schon im Vorigen bemerkt; durch solch feindliches Angreifen auf antagonistische Weise heilen.

Hingegen gibt es auch Zeiten, wo der Indifferenzstand des Gesammtorganismus zwar unwidersprechlich bei der Mehrzahl der Kranken vorhanden ist, so, dass man sie am sichersten und schnellsten dadurch gesund macht, dass man bloss auf das urergriffene Organ direkt heilend einwirkt, ohne sich im geringsten an den consensuell aufgeregten Gesammtorganismus zu kehren; und wo doch der Gesammtorganismus, bei diesem unverkennbaren Indifferenzstande, eine heimliche Geneigtheit zum Urerkranken hat. Diese Geneigtheit zum Urerkranken wird aber nur dann zum wirklichen Kranksein, wenn man den Ergriffenen durch Brechen, Laxiren, Blutentziehen, durch Quecksilber, oder auf eine andere Weise feindlich antastet. Durch solch feindliches Einwirken werden dann bei Bauchorganerkrankungen die nervösen gastrischen Fieber künstlich von den Aerzten gebildet. Wenn ich nun bedenke, dass es auch noch Zeiten gibt, wo bei der Mehrzahl der Kranken der Gesammtorganismus sich nichts weniger als im Indifferenzstande befindet, sondern wo er nebst dem urerkrankten Organe selbst urerkrankt ist, und zwar also, dass dieses Urerkranktsein kein feindliches Angreifen verträgt: so ist es mir wirklich unbegreiflich, wie es Aerzte geben konnte, die, seitdem die der Ausleerungsmethode ungünstige Erregungstheorie zu Grabe getragen war, uns mit Gewalt wieder zu dummen Leibstuhlärzten und zu unweisen Blutvergeudern machen wollten.

Aderlassen bei Bauchorgankrankheit.

Ich erinnere mich, gelesen zu haben, dass öfteres und reichliches Aderlassen bei Leberkrankheiten nicht gut vertragen werde. Meine frühere Erfahrung bestätiget dieses auch. Sobald man aber von der Annahme ausgehet, dass bei akuten Krankheiten ein gewisser Theil der Kranken sterben müsse, und man schlägt diesen Abgang nicht zu gering an, so kann man bei Leber- und Milzkrankheiten getrost das Blut abzapfen.

Selbst habe ich freilich darüber keine Versuche gemacht, aber oft genug Gelegenheit gehabt, die Wirkung des wiederholten Aderlassens zu beobachten. Zur Zeit, wenn Leberkrankheiten herrschen, erscheinen sie oft unter der sehr täuschenden Form von Pleuresie und werden von manchen Aerzten mit wiederholtem Aderlassen angegriffen. Wenn ich gleich zugebe, dass die, welche mich hintennach um Rath gefraget, durch das Aderlassen ziemlich baufällig geworden, und dass das Leberleiden wol einem Unerfahrnen noch deutlich erkennbar, mithin nicht durch das Aderlassen gehoben war: so kann ich doch nicht läugnen, dass durch das Blutentziehen der akute Zustand in einen chronischen umgewandelt war, welcher Vortheil mir jedoch sehr gering scheint. Ob viele durch das Aderlassen ganz und gründlich von ihrer Leberkrankheit befreiet werden, ob auch verhältnissmässig viele, oder wenige bei dieser Behandlung sterben, ist mir unmöglich anzugeben, denn die Leser werden selbst einsehen, dass weder die gründlich Geheilten, noch die Verstorbenen Hülfe bei mir suchen; nach blossem Volksgeplauder über diesen Gegenstand zu urtheilen, passt für einen schlicht verständigen Mann gar nicht.

Den merkwürdigsten Fall solcher Blutarzung habe ich im Jahre 1830 erlebt. Ein junger Handwerker, den ich schon zweimahl an einer Leberkrankheit behandelt, die er sich entweder durch seine sitzende Lebensart (er war Schuhmacher), oder durch Einwirkung unerfragbarer Schädlichkeiten zugezogen, und die sich zum ersten Mahle unter der nosologischen Form des *Rheumatismus acutus*, einige Jahre darauf unter der der *Pleuritis* äusserte, wird im Jahre 1830, nachdem er drei Jahre lang wohl gewesen, in den Niederlanden von der Leberkrankheit zum dritten Mahle befallen, welche sich (nach seiner Beschreibung) als *Rheumatismus* der Füsse und als fieberhaftes Seitenstechen muss offenbaret haben. Vier Wochen hat er in den Niederlanden krank gelegen, ist acht Mahl zur Ader gelassen, und jedesmahl ist ihm, angeblich ein Suppenteller voll Blut abgezogen, auch funfzehn Blutegel sind ihm gesetzt worden. Nun holte ihn seine Mutter, die, als wenig bemittelte Frau, die Unkosten für Verpflegung und ärztliche und apothekerische Behandlung nicht beibringen konnte, mit einem

Karren hierhin. Damahls sollte ihm zum neunten Mahle zur Ader gelassen, oder es sollten ihm zwanzig Blutegel gesetzt werden, welches aber wegen der Abreise unterblieben. Nun, wie war es denn mit unserm leberkranken Jungen gestellt, da er hier ankam? — Er war bettlägerig, sein Puls schnell, wie der eines Schwindsüchtigen, die Leber schmerzhaft, ohne aufgetrieben zu sein, die Intercostalmuskeln und der dreieckige Brustbeinmuskel waren consensuell schmerzhaft ergriffen, weshalb das Athmen und die Bewegung des Körpers erschweret war, so dass er sich nur mit Mühe im Bette aufrichten konnte. Der Schlaf war wenig und unruhig, die Zunge rein, sie hatte nur einen leichten weissen Anflug wie ihn auch wol Gesunde zu haben pflegen, die Gesichtsfarbe war gelblich, so, dass jeder Arzt von einiger Erfahrenheit gleich auf den ersten Blick sehen konnte, wo der Fehler steckte.

Ich gab dem Jungen eine achtunzige Abkochung einer Unze des Frauendistelsamens, und liess von dieser stündlich einen Löffel voll nehmen. Er war schon am folgenden Tage um vieles besser, in acht Tagen waren Leberschmerz und consensueller Muskelschmerz vergangen, Puls, Esslust, Schlaf normal, sein Gesicht war gebleicht und er verliess das Bett. Aber das abgezapfte Blut konnte ich ihm nicht wieder in den Körper bringen. Als der Harn bei dem Gebrauche der angezeigten Mittel seine etwas goldgelbe Farbe in strohgelbe veränderte und reichlicher floss, da ergab die Untersuchung mit geröthetem Lackmuspapier, dass er nicht allein ganz ohne Säure, sondern selbst stark laugensalzig war. Ich hielt es nicht für gerathen, diesen Zustand, von welchem ich in der Folge ausführlicher reden werde, der Natur zu überlassen, indem er eine unter der Heilgewalt des Eisens stehende Affektion des Gesammtorganismus ist, welche die Natur sehr langsam hebt. Ich gab dem Kranken täglich eine halbe Unze einfache essigsaure Eisentinktur, (deren Bereitung ich in der Folge anzeigen werde) mit einer halben Unze arabischem Gummi und vier Unzen Wasser gemischt, von welcher Mischung er stündlich einen Löffel voll nahm. Da die ganze Portion nur neun Löffel enthielt, so konnte er gemächlich die halbe Unze Eisentinktur täglich verzehren. Diese wirkte denn auch unglaublich

wohlthätig auf diesen blutarmen Körper; jedoch hat es etwas lange gewähret, eh der Harn wieder sauer geworden.

Ich tadle gerade die Aerzte nicht, welche solche Blutkuren machen, denn ich denke, sie handlen nach ihrer Ueberzeugung, thun ihr Bestes auf ihre Weise, wie ich es auf meine Weise thue; aber das Geständniss wird mir wol niemand übel nehmen, dass mir diese Kuren nicht gefallen. Mir scheint, so weit ich nämlich im Allgemeinen die menschlichen Körper kenne, ein Theil der Kranken, die der alleinigen Gewalt der Krankheit nicht unterliegen würden, müssen der vereinten Gewalt solcher Arzung und der Krankheit nothwendig unterliegen.

Gelbe Gesichtsfarbe.

Ich habe früher geglaubt, dass die ins Gelbe oder Braungelbe spielende Gesichtsfarbe manchen Menschen von Natur eigen sei wie die Farbe der Haare; jetzt bin ich aber anderer Meinung. Den Spaniern und Italienern ist eine solche Gesichtsfarbe eigen; wenn aber Leute unseres Himmelsstriches, ohne dass sie sich der Sommersonne oft und viel ausgesetzt haben, gelb oder braun aussehen, als wären sie von der Sonne verbrannt, so ist dieses ein Zeichen des mehr oder minder feindlich berührten galleabsondernden Organs, bei welcher Berührtheit das Gefühl der Gesundheit, gute Verdauung und selbst Vielfleischigkeit bestehen kann. Es ist freilich nicht immer bestimmt, dass die Beeinträchtigung der Gallenabsonderung ein Urleiden der Leber sei; es kann eben so gut Bauchvollblütigkeit sein, die sich als beeinträchtigte Gallenabsonderung offenbaret. Wie sich aber auch die Sache verhalten mag, auf alle Fälle ist es rathsam, wenn man einem hierländischen Menschen Hülfe leisten soll, der braune oder gelbe Gesichtsfarbe hat, dass man auf die Leber besonders sein Augenmerk richtet, und sich gar nicht daran kehret, wenn er selbst, oder seine Freunde behaupten, die gelbe oder braune Farbe sei seine natürliche ihm angeborne Gesichtsfarbe. Beim Schlusse der Rechnung wird es sich schon ausweisen, ob der Kranke und seine Freunde Recht behalten, oder der Arzt. Der gelehrte Heilkünstler aber, der gegen Leberberührtheit keine

andere Waffe kennt als Brechen, Laxiren und eine Hetze bitterer Extrakte, oder der aus Vorurtheil von der apothekerischen Sudelköcherei nicht lassen kann, der braucht sich wahrlich den gelben oder braunen Weibern nicht als Bleichmeister anzutragen, er wird mit Schande abziehen müssen. Je einfacher man die Sache angreift, je besser glückt die Bleiche.

Das auffallendste Beispiel der Art habe ich vor ungefähr 14 Jahren erlebt. Eine junge, hier geborne Frau, die jedermann nie anders als gelb gekannt hatte, bekam die damahls herrschende Gehirnkrankheit, bei welcher in manchen Fällen, in dem gegenwärtigen aber vorzugsweise, das Gehirnleiden consensuell auf die Leber einwirkte. Wollte ich sie heilen, so musste ich wol das consensuelle Leberleiden, welches drohte, zum Urleiden zu werden, besonders berücksichtigen. Bei der Genesung liess ich, unter dem Vorwande des zu verhütenden Rückfalles, lange Zeit eine gleichtheilige Mischung von stinkendem Asant und Krähenaugentinktur nehmen: dadurch habe ich die gelbe Frau vollkommen gebleicht, so, dass sie eine gesunde, natürliche Fleischfarbe bekommen. Dieses ist nicht der einzige, aber mir gerade der merkwürdigste Fall der Art, weil ich die Frau mit ihrer garstigen Gesichtsfarbe von ihrer Kindheit an gekannt, mich mithin in dieser Hinsicht nicht auf die Aussage anderer Menschen zu verlassen brauchte. Hätte ich aber auch nur diesen einzigen Fall erlebt, so würde er hinreichen, mir die angeblich natürliche, angeborne, Spanische oder Italienische Gesichtsfarbe unserer Eingebornen höchst verdächtig zu machen.

Gelbsucht.

Ich habe einzelne Fälle von Gelbsucht erlebt und den letzten noch im Jahre 1829, wo die Menschen von beständigem Erbrechen gequälet wurden. Hier kam kein Gran Galle in den Darmkanal, denn der Darmkoth war ganz weiss und die Gelbsucht ganz ausgebildet, allein bei jedesmahligem Erbrechen wurde gelbe, ganz bittere Galle ausgeleeret. Es ist also wol offenbar, dass bei einer solchen Gelbsucht sich die Einmündung des gemeinschaftlichen Gallenganges in den Zwölf-

fingerdarm in einem ähnlichen Zustande befindet, wie der Mastdarm bei der Ruhr. Durch den heftigen antagonistischen Reiz des Erbrechens wird die Zusammenziehung der Gallengangmündung gelöset und ein Theil Galle in den Magen getrieben. Wahrscheinlich sind solche Gelbsuchten (die nicht immer mit Erbrechen verbunden zu sein brauchen) gerade diejenigen, welche man mit gelinden Laxirmitteln heben kann, unter denen die Aloë sich bei einigen Aerzten ein sonderliches Zutrauen erworben. Ich glaube aber nicht, dass alle Gelbsuchten solcher Natur sind, dass sie mit Laxirmitteln, oder vorzugsweise mit Aloë zu heilen wären. Ob man auch Gelbsucht mit consensuellem Durchfalle durch Laxirmittel, namentlich durch Aloë heilen könne, will ich denen zu entscheiden überlassen, die uns solche Mittel als die möglichst besten in der Gelbsucht anpreisen. So viel ist sicher, Gelbsucht mit consensuellem Durchlaufe verbunden, ist zwar eine Krankheit, die nicht zu den alltäglichen gehört, aber zu den ganz seltenen kann man sie auch nicht rechnen, und sie ist etwas häklicher zu behandeln als die gewöhnliche, bei der die Menschen eher verstopft als durchläufig sind.

Räthselhafte Schwulstverhärtung in der Oberbauchgegend.

Im Jahre 1829 kam zur Herbstzeit einer unserer Nachtwächter zu mir, wegen schmerzhafter Leiden in der Oberbauchgegend. Durch das Gefühl konnte ich wol eine Spannung in dieser Gegend, aber sonst nichts Regelwidriges entdecken. Die Gespanntheit war auch nicht ausgezeichnet, sondern nur so, wie man sie oft genug antrifft. Nach dem, was die Ausfragung ergab, konnte ich nichts anderes urtheilen, als dass die Leber erkrankt, und die Erkrankung derselben schon länger müsse bestanden haben, ohne jedoch früher durch eigentlichen Schmerz das Gesundheitsgefühl zu beeinträchtigen. Ich versuchte die mir durch den Gebrauch bekannten Lebermittel vergebens; das letzte, was ich ihm gab, war die gleichtheilige Mischung von Brechnuss- und Asanttinktur. Angeblich hat er sich bei dieser Arzenei am besten befunden; das heisst wol, sie hat ihm die schmerzhaften Gefühle beschwichtiget, ohne

heilend auf das Uebel einzuwirken. Ich sah ihn jetzt in mehren Monaten nicht; er verrichtete sein Nachtwächtergeschäft, hat aber, wie ich in der Apotheke gesehen, den Gebrauch der verordneten Arzenei fortgesetzt. Eines Tages erscheint er wieder bei mir, und erklärt, sein Uebel sei seit einiger Zeit verschlimmert; es habe sich nach und nach eine grosse, harte Geschwulst im Magen gebildet. Früher sei er nach dem Essen wol pustig gewesen, jetzt aber habe er, wenn er nur ein Theeschüsselchen voll Speise zu sich genommen, ein Gefühl im Magen, als stecke eine ungeheure Masse in demselben. Bei der Untersuchung fühlte ich in der linken Seite der Oberbauchgegend eine harte, sichtlich nach aussen hervorragende Geschwulst von der Grösse eines Kindkopfes. Glitt ich mit meinen Fingern von dieser Geschwulst nach dem rechten Hypochondrio, so fühlte ich, sobald meine Finger von der Geschwulst waren, nichts Hartes mehr, nur eine gewöhnliche Spannung, wie ich sie auch früher gefühlt. Auf meine Bitte untersuchte unser Wundarzt, Herr *Schellenberg*, die Sache, konnte aber eben so wenig einen Zusammenhang der Geschwulst mit der Leber entdecken als ich. Ich wurde ganz irre in meiner Erkenntniss. Nach der Lage der Eingeweide zu urtheilen, musste die Geschwulst in der linken Seite der vorderen Magenwand sich befinden. Da ich bis dahin immer gefunden, dass Verhärtungen in dem Magen mit Erbrechen begleitet waren, dieser Mann sich aber nicht erbrach, so blieb mir die Geschwulst ein Räthsel, dass nur die Leichenöffnung lösen konnte. Der Tod erfolgte nach langer Bettlägerigkeit und gänzlicher Auszehrung den 2ten September 1830. Da ich abgehalten wurde, die Leichenöffnung selbst zu machen, übernahm sie der Wundarzt. Ich habe seinen ausführlichen Fundbericht vor mir liegen; den Lesern wird aber mit einer Mittheilung desselben wol nicht gedient sein, also gebe ich nur die kurze und einfache Lösung des Räthsels. Die Verhärtung, die nach dem Gefühle zu urtheilen, in der vorderen Magenwand hätte stecken müssen, befand sich in dem vorderen, sehr vergrösserten und ganz entarteten Leberlappen. Der Grund, warum man durch das Gefühl keinen Zusammenhang zwischen der Verhärtung und der Leber hatte erkennen

können, lag darin, dass der übrige Theil des Leberlappens zwar in seiner Substanz entartet, aber nicht verhärtet war.

Einen ähnlichen, meiner Kunst zwar unheilbaren, aber vorläufig noch nicht tödtlichen Fall, bei welchem jedoch die Verhärtung weder so gross, noch so sichtbar äusserlich hervorragend war, beobachtete ich im Jahre 1834 bei einem Zollbeamten. Weil ich dieses Mannes lange schon verdorbene Leber kannte, und sie, wenn sie schmerzhaft aufgeregt war, schon ein paarmahl beschwichtiget hatte, so konnte mich das Gefühl hinsichtlich der Diagnose nicht irren. Wäre das nicht gewesen, so hätte ich, bloss auf das Gefühl bauend, das Uebel für eine Magenverhärtung halten müssen, denn die Verhärtung sass auf dem Magen, und ein Zusammenhang derselben mit der Leber, war durch das Gefühl eben so wenig zu erkennen als bei dem vorigen Kranken.

In Berlin, wo die Anatomie nie Mangel an Leichnamen hat, habe ich mir in meiner Jugend Mühe gegeben, die Lage der Eingeweide durch Uebung so kennen zu lernen, dass ich jedes derselben wol blindlings greifen konnte. Wozu hat es mir gedient? — Bis jetzt weiss ich es noch nicht.

Ueber die Schwierigkeit, Verhärtungen in der Höhle der Bauches durch das Gefühl zu entdecken.

Auf diese Schwierigkeit bin ich schon im dritten Jahre meiner Praxis gestossen, und habe es mir deutlich gesagt, dass man in Beurtheilung solcher Verhärtungen äusserst vorsichtig sein, nicht einzig sein Fingergefühl, sondern auch alle andere Umstände zu Rathe ziehen müsse. Balggeschwülste, die zwischen Haut und Bauchmuskeln sich bilden, halte ich nicht für schwer zu erkennen, sie haben umschriebene Grenzen und ragen hervor. Ich habe im vorigen Jahre noch eine solche faustgrosse Geschwulst gerade auf dem Magen gesehen; aber auch der Unerfahrenste würde sie nicht mit einer Verhärtung des Magens verwechselt haben.

Die Verhärtung des Zellgewebes, die man zuweilen (jedoch in meinem Wirkungskreise äusserst selten) am Bauche findet, und die einen grösseren oder geringeren Raum einnimmt, ist

ebenfalls leicht zu erkennen, wer sie ein einziges Mahl gefühlt hat, kennet sie über zwanzig Jahre wieder.

Schwieriger schon ist die Zusammenkrampfung eines Theils der Bauchmuskelfasern, die man zuweilen bei Affektionen von Leber oder Milz findet, von der in Eiterung übergehenden Hartheit der Bauchmuskeln zu unterscheiden. Im vorigen Jahre habe ich beide Fälle zu einer und der nämlichen Zeit beobachtet, den ersten bei einem Manne im rechten Hypochondrio und den zweiten bei einer Frau in der Unterbauchgegend. Ich konnte keinen Unterschied zwischen beiden finden, ausser, dass die in Eiterung übergehende Härte von Anfang an weit empfindlicher beim äusseren Drucke war, als die, welche ich für eine bloss consensuelle Muskelfaserzusammenkrampfung hielt. Letzte schmerzte auch beim Drucke; allein, wenn man nicht gerade plump darauf drückte, konnte man sie doch mit den Fingern untersuchen. Aber Erste war so schmerzhaft, dass mir die junge Frau nie gestattet hat, selbige gehörig mit den Fingern zu untersuchen. Eh ich mit der Hand auf der Haut war, fing sie schon an zu kreischen wie toll. Es bildete sich hier eine Eiterbeule von mässiger Grösse; wie die geöffnet war, hörte alles Leid auf.

Am allerschwierigsten durch das Gefühl zu erkennen sind die Hartheiten, die sich zwischen dem Bauchfelle und den Bauchmuskeln bilden. Dem blossen Fingergefühle vertrauend, sollte man schwören, man fühle Verhärtungen in der Höhle des Bauches. Ich habe davon einen sehr merkwürdigen Fall erlebt, den ich meinen jüngeren Amtsbrüdern zur Warnung mittheilen will.

Die Ehefrau des hier wohnhaften Kaufmannes und Fabrikanten Herrn J. H. fragte mich im Jahre 1805 um Rath, wegen einer harten Geschwulst, die sie unterhalb des Nabels, unter den geraden Bauchmuskeln hatte. Ich hielt dafür, dass diese Geschwulst sich innerhalb der Scheide der geraden Bauchmuskeln befinde; gab jedoch zu, dass die Erkenntniss durch das Gefühl etwas ungewiss sei. Die Frau fragte darauf einen alten Arzt um Rath, der zugleich erfahrener Wundarzt und Geburtshelfer war. Dieser erklärte ohne viel Zaudern und Bedenken, sie sei schwanger, und die Härte, die man fühle,

sei die Gebärmutter. Man beruhigte sich bei dieser Aussage bis zu der Zeit, da die Frucht sich hätte rühren müssen. Weil diese gar kein Lebenszeichen von sich gab, fing man an zu glauben, dass der alte ärztliche Geburtshelfer sich gröblich müsse geirrt haben. Man fragte mich jetzt, was nun zu thun sei. Ich schlug vor, die Frau sollte sich einmahl von dem Prof. *Günther* in *Duisburg* untersuchen lassen, und hören, was der aus der Sache mache. Sie war das zufrieden und reis'te nach Duisburg ab. An den Rhein kommend, ist das Wetter so stürmisch, dass sie die Ueberfahrt nicht wagt. Man gibt ihr hier den Rath, sich von einem disseitrheinischen Arzte und Geburtshelfer, der ihr ungefähr am Wege wohnte, untersuchen zu lassen. Da dieser viel guten Ruf hatte, und auch wol wirklich ein verständiger und erfahrener Mann war, so trägt sie kein Bedenken, den Rath zu befolgen.

Sie brachte mir einen Brief dieses Arztes, in welchem er erklärte: sie habe eine verhärtete Gebärmutter und man könne nur eine ungünstige Prognose stellen. Sie hatte eine Verordnung von ihm gegen den *Scirrhum uteri*, und brauchte diese Mittel treu eine geraume Zeit. Eines Tages kommt sie zu mir und bittet mich, ihren Bauch zu untersuchen, es komme ihr vor, als fange die Verhärtung an, mehr nach aussen hervorzutreten. Als ich nachsehe, werde ich gleich unverkennbare Schwappung gewahr, und rathe ihr, sich das Ding augenblicklich von dem Wundarzte öffnen zu lassen. Sie that es, und es ergab sich, dass die vermeintlich schwangere Gebärmutter und die verhärtete Gebärmutter auf eine Eiterbeule hinauslief. Der jetzige Kreiswundarzt, Herr *Krüger* in *Cleve*, hat ihr den Abszess geöffnet und geheilet, aber bei der Behandlung einige Schwierigkeiten gefunden, weil der Eiter in der Scheide der geraden Bauchmuskeln heruntergesackt war. Hintennach hat die Frau noch mehre Kinder geboren; zum Beweise, dass die Gebärmutter weder verhärtet noch sonst erkrankt war.

Da der zuletzt untersuchende Arzt mir ohne Veranlassung über den Fall geschrieben, und ich aus seinem Briefe sah, dass er ein verständiger Mann sei: so hielt ich es für billig und höflich, ihm jetzt auch den Ausgang der Sache zu berichten. In seiner Antwort schien er mir aber etwas betreten; er

zählte mir alles das auf, was er an dem Gebärmuttermunde und durch den Mastdarm an der Gebärmutter gefühlt habe; aber er mochte gefühlt haben, was er wollte, am Tage war doch, dass er sich verfühlt hatte. Dieser Arzt war kein junger Springinsfeld, sondern ein vierzigjähriger Mann, er war kein Pfuscher, kein Lump, sondern ein geachteter Heilkünstler; also eine Warnung für alle junge Aerzte, bei ähnlichen Fällen vorsichtig in ihrem Urtheile zu sein.

Merkwürdig ist es mir, dass diese Eiterung mit wenig Schmerzen und ohne consensuelle Darmleiden geschah, da doch Eiterung in anderen Theilen des Bauches (in den seltenen Fällen, wo ich sie sah, machte sie sich in, oder unter den Muskelfasern der queren Bauchmuskeln) mit mehr oder minder deutlich ausgesprochenem Darmleiden gepaaret ist. Allerdings hatte die Frau auch abwechselnd Harnbeschwerde, die ich damahls als consensuelles Leiden ansah; hintennach aber, da sie mich wegen Urinbeschwerden schon ein paarmahl um Rath gefragt, zu einer Zeit, wo jenes Abenteuer schon verjährt und fast vergessen war, bin ich zweifelhaft geworden, ob früher die Urinbeschwerde sich nicht bloss zufällig bei dem Bauchmuskelabszesse eingefunden.

Eiterung des Psoasmuskels.

Die Entzündung und Eiterung dieses Muskels habe ich nur zweimahl gesehen. So viel ich begreife, ist die Erkenntniss dieser Entzündung sehr schwierig, ja fast unmöglich; denn der Schmerz im Rücken und die behinderte Bewegung des Schenkels findet sich eben so, wo nicht stärker, oft genug bei dem Rheumatismus des Rückens. Ich glaube, dass ich mehr denn Einmahl Menschen unnöthiger Weise das Blut abgezapft habe, bloss aus Furcht, ihr heftiger Schmerz möchte Entzündung des Psoas sein. Bis jetzt ist unter meiner Behandlung der Psoas noch nicht in Eiterung übergegangen; ob ich aber eine wirkliche Entzündung desselben jemahls unter Händen gehabt, ist auch zweifelhaft.

Es fragt sich, ob bei der wirklichen Entzündung des Psoas das Pulsadersystem consensuell müsse aufgeregt sein, ob ein

schneller und kräftiger Puls nothwendiger Begleiter dieser Entzündung sei? Auf diese kitzliche Frage weiss ich aber nicht mit Bestimmtheit zu antworten. Möglich ist es, dass bei Entzündung der dem Rückgrathe nahegelegenen Organe das Rückenmark consensuell ergriffen wird, dass diese consensuelle Rückenmarkaffektion eine eigene, uns, wegen der Seltenheit solcher Fälle, wenig bekannte Einwirkung auf das Arteriensystem hat. Folgender Fall scheint dieses wahrscheinlich zu machen.

Ein Landmädchen wird vermeintlich von einem heftigen Rheumatismus des Rückens ergriffen, sie legt sich auf einen Sack mit heissem Sande und vermehrt den Schmerz dadurch sehr. Da sie aber nichts anders weiss, und alle Leute ihres Schlages sagen, dass es das beste Mittel sei, so hält sie die peinliche Kur aus. Es mochte der sechste Tag sein, da ich zufällig hinkam. Der Schmerz sass in den Lenden und zwar in den Muskeln der linken Seite. Beim Druck vermehrte er; Geschwulst und Röthe war nicht zu sehen. Dieses Mädchen, welches einen gräulichen Schmerz ausstand, hat so lange ganz ruhigen Puls behalten, bis die in der Tiefe erzeugte Eiterung so weit vorgerückt war, dass man Fluktuation fühlen konnte. Da mir dieser Fall äusserst merkwürdig schien, so habe ich ihn so genau wie möglich beobachtet, die Kranke oft vor Mittag und dreimahl gegen Abend untersucht, aber ihren Puls jedesmahl hinsichtlich der Geschwindigkeit und Vollheit dem gesundheitsgemässen vollkommen gleich befunden. Dass hier das Rückenmark consensuell ergriffen war, ist keinem Zweifel unterworfen; ja, das consensuelle Leiden dieses Organs muss zum Urleiden geworden sein, denn wie der Abszess geöffnet war, und die Kranke, die, bis dahin wegen der Heftigkeit des Schmerzes in Einer Lage verharret, nun, zum grössten Theile der Schmerzen erlediget, sich bewegen sollte, ergab sich, dass sie eine Lähmung der unteren Extremitäten davon getragen, von welcher sie jedoch durch den inneren Gebrauch des Kupfers später vollkommen geheilt wurde.

Hier darf man nicht zweifeln, ob eine wirkliche Entzündung eines Theils der Rückenmuskeln vorhanden gewesen, denn die Eiterung stellet diesen Punkt ausser allem Zweifel; und

doch war der Puls, bis zur fingerlich fühlbaren Eiterung, nicht im mindesten beschleuniget. Die Leser könnten vielleicht denken, wegen des consensuell affizirten Rückenmarkes habe der Puls widernatürlich langsam, aussetzend, oder auf irgend eine Weise unregelmässig geschlagen. Ich versichere aber auf das bestimmteste, dass er ganz regelmässig, dem gesundesten Pulse vollkommen gleich geschlagen hat.

Der Psoas liegt doch nun auch dem Rückgrathe nahe genug, also kann es möglich sein, dass bei der *Psoitis* in einzelnen Fällen das Rückenmark auch consensuell ergriffen und dadurch eine eigene Einwirkung auf den Kreislauf geursacht wird. Zum wenigsten ist, hinsichtlich der Diagnostik, der erzählte Fall, wo nicht sehr belehrend, doch sehr zweifelerregend.

Ich habe einst einen an der Vereiterung des Psoas gestorbenen Mann geöffnet. Bei diesem aus Neugier unternommenen Geschäfte stiegen mancherlei seltsame Gedanken in mir auf, von denen ich dem Leser etwas mittheilen will.

Ich sah, dass der Eiter sich einen Weg zu den Schenkelmuskeln gebahnet und schon das Fleisch um den Hals des Schenkelknochens unterhöhlet hatte. Der Psoas war ganz verschwunden, ganz in Eiter aufgelöset. Da nun diesen psoatischen Eitersack nichts mehr von der Bauchhöhle schied als das Bauchfell, so ist offenbar, dass letztes sich nicht leicht entzünden lässt; entzündete es sich leicht, so würde der Eiter sich bald einen Weg in die Bauchhöhle gebahnet haben. Wie können nun die Aerzte, besonders die jüngeren, so wunderlich von der *Peritonitis* träumen? Diese soll, wie man sagt, leicht in Verhärtung, oder Vereiterung der Bauchmuskeln übergehen; ich bin aber der Meinung, dass in den meisten Fällen das, was man für *Peritonitis* hält, wirklich eine Entzündung eines Theiles der tieferliegenden Bauchmuskeln sei, (des *Transversi*, oder *Obliqui interni*) welche dann früher oder später in Eiterung übergehet. Man muss sich gar nicht wundern, dass dabei der ganze Bauch schmerzt, ohne dass der Kranke bestimmt einen einzelnen Fleck als den Sitz des Uebels anzugeben vermag; denn wegen der flachen Ausdehnung der queren und schrägen Bauchmuskeln, die doch den ganzen Bauch umschliessen, ist es begreiflich, dass der ganze Muskel leiden muss, wenn ein

Theil desselben erkrankt ist; und wegen der genauen Mitleidenheit, die zwischen den Bauchmuskeln und den Därmen obwaltet, ist es eben so begreiflich, dass, durch eine consensuelle schmerzhafte Aufregung der letzten, das Ganze die Form eines inneren Bauchleidens annehmen muss.

Den merkwürdigsten Fall der Art, von dem ich aber nur das Ende, nicht den Anfang beobachtet, erlebte ich in dem Niederländischen Grenzstädtchen G. Ein junger Mann hatte im Inneren von Holland krank gelegen, angeblich an sehr heftigen, schmerzhaften Bauchleiden. Er war zweifelhaft, ob die Heftigkeit seines Uebels durch, oder bei dem Gebrauche der Arzenei nach und nach abgenommen. Kaum verfahrbar, hatte er sich zu seinen Aeltern bringen lassen, und ich wurde gebeten, mich seiner anzunehmen. Er war mager, bettlägerig, und sein Puls schnell. Da er vorzüglich über die rechte Seite der Unterbauchgegend klagte, so hatte ihn der im Orte wohnhafte Wundarzt schon untersucht, und in jener Gegend, in der Tiefe eine Verhärtung gefunden. Ich begriff leicht, dass das ganze Elend des Mannes in einer Entzündung des *Musculi transversi* seinen Grund gehabt, und dass die Heftigkeit der consensuellen Bauchleiden nicht durch die verschluckte Arzenei, sondern durch die eingetretene Eiterung nach und nach gemildert sei, und dass es jetzt bloss darauf ankomme, dem Eiter den Weg nach Aussen zu bahnen. Ich rieth also dem Wundarzte, einen erweichenden Breiumschlag aufzulegen. Da ich nach etlichen Tagen den Kranken zum zweiten Mahle sah, und durch das Bähen die Sache durchaus nicht gefördert fand, der Wundarzt nun auch die sehr richtige Bemerkung machte, dass das wol eine von den ewigen Kuren werden würde: so verordnete ich zum inneren Gebrauche essigsaures Kupfer; wodurch die Eiterung so rasch befördert wurde, dass mein alter wundärztlicher Freund, weit entfernt, die Kur eine ewige zu nennen, sie nicht einmahl zu den langweiligen rechnen wollte. Nachdem der Abszess geöffnet war, kehrte die Gesundheit des Mannes bald wieder in das alte Gleis zurück.

In dem vorliegenden Falle, wo nach aller Wahrscheinlichkeit Entzündung und darauf folgende Eiterung in einem Theile des queren Bauchmuskels begann, hätte der Eiter einen äusserst

kurzen, gemächlichen Weg in die Bauchhöhle gehabt, und doch hat er den Weg nach Aussen gewählt, wo er sich durch zwei Muskeln und durch die Haut, Entzündung und Eiterung dieser Theile erregend, durchgearbeitet. Hier haben wir den deutlichen Beweis, dass das Bauchfell weder leicht entzündbar, noch leicht vereiterbar ist. Ich glaube, dass die Natur überhaupt weit klüger ist als die gelehrten Aerzte. Wäre das Bauchfell so leicht entzündbar als die Haut, so würden ja (nach Aehnlichkeit von der Haut auf das Bauchfell zu schliessen) von einer solchen Entzündung die fürchterlichsten Störungen der Verrichtung aller Baucheingeweide entstehen, und ein ganz mässiger Grad der *Peritonitis* müsste fast unbedingt und schnell tödlich sein.

Ueber die Diät der zu Magen- und Darmsäure-Erzeugung geneigten Menschen.

Wenn Magen- und Darmsäure ihren Grund in einem krankhaften Zustand der Leber, der Milz, des Pankreas, des Pfortadersystems, oder eines anderen Organes hat, so muss man suchen das Grundübel zu heben, sonst kann man wol die vorhandene Säure neutralisiren, aber die Geneigtheit zu Erzeugung derselben nicht heben. Da es aber schwierig, ja fast unmöglich ist, manche chronische, oder angeerbte Uebel der Eingeweide gründlich zu heben, so lässt sich auch die Geneigtheit zur Säureerzeugung nicht immer gründlich heben. Um so nöthiger ist es also, sein Augenmerk auf die Diät zu richten; denn ein übrigens gesunder Mensch, das heisst, ein solcher, welcher zwar körperliche Unvollkommenheiten haben kann, aber keine krankhafte Gefühle hat, will doch nicht beständig Arzenei essen; ja alle Arzenei hilft hier allein nichts, wenn nicht eine zweckmässige Diät beobachtet wird.

Das Erste und Nothwendigste, was die Säureerzeuger beobachten müssen, ist Mässigkeit im Essen und Trinken. Die Eigenschaften der Speisen sind es nicht bloss, die eine saure Gährung im Magen bewirken, sondern auch das Missverhältniss ihrer Menge zu den Verdauungskräften des Magens. Ich weiss aber nur zu gut, wie schwierig es manchen Säure-

erzeugern wird, mässig zu essen, indem sie zuweilen einen unstillbaren Hunger haben.

Alle Suppen, sie mögen Namen haben, wie sie wollen, sind den Säureerzeugern höchst schädlich. Wer durch gute Diät es so weit gebracht hat, keine Beschwerden mehr von der Säure zu haben, der wird nach der ersten oder zweiten Mahlzeit, wo er Suppe gegessen, noch keine Beschwerden fühlen; wenn er aber acht oder vierzehn Tage am Suppenessen bleibt, wird er schon merken, dass sein altes Uebel sich wieder einstellt. Ich erinnere mich, nur Einen Schriftsteller gelesen zu haben, der meine Beobachtung, hinsichtlich der Suppe, bestätiget, und das ist *Ettmüller*. Begreiflich ist in dieser Hinsicht die eine Suppe übler als die andre; so bewirkt Kalbfleischsuppe, Gerstensuppe mit Wein, Biersuppe und anderes solch schlabberiges Zeug eher die Säure als gute Rindfleischsuppe; allein man muss sich doch nicht täuschen und in diesem Punkte nach Theorie, oder nach vorgefasster Meinung, oder nach altem Herkommen urtheilen wollen; auch Rind-, Schaf- und Hühnersuppe verursachen denen zur Säureerzeugung Geneigten Säure.

Der Säureerzeuger darf vor Mittag weder Brot, Butterbrot, Fleisch, noch irgend ein festes Nahrungsmittel zu sich nehmen, sondern muss sich mit ein paar Schälchen Kaffee oder Thee begnügen; Sahne darf er aber nicht zum Kaffee thun, sondern bloss einfache Milch.

Mir hat schon im zweiten Jahre der Praxis diese Lehre ein alter reitender Förster gegeben, und zwar als diätetische Regel für den Reiter. Hernach habe ich sie auch in einem alten Schriftsteller gefunden als allgemeine diätetische Regel für den Säureerzeuger. Ob ich es aber beim *Ettmüller* oder beim *Paracelsus* gelesen, ist mir nicht mehr erinnerlich, es wird auch wol nicht der Mühe werth sein, dieser Kleinigkeit wegen, drei Folianten durchzustöbern. Ich selbst habe diese Regel oft und viel bewährt gefunden, sie manchem Menschen mitgetheilt, der sie für trefflich gut erkannt. Uebrigens muss man nicht denken, dass die Enthaltung vom Frühstücke eine grosse Bussübung sei; wer sich einmahl daran gewöhnt hat, findet nichts Lästiges mehr darin.

Was nun die einzelnen Speisen und Getränke betrifft, so hat jedes Land seine eigenthümlichen, es lässt sich, wenn man bloss aus Erfahrung sprechen will, keine allgemeine Vorschrift darüber geben. Jedoch möchte ich im Allgemeinen den Satz als der Wahrheit sehr nahe kommend aufstellen, dass nicht sowol saure Speisen und Getränke Säureerzeugern schädlich sind, als vielmehr solche, welche im Magen und Darmkanale leicht in saure Gährung übergehen.

Bier zur Mahlzeit getrunken, sei es auch hinsichtlich seiner Eigenschaften ganz untadelhaft, halte ich doch für ungesund. Es ist ein flüssiges, kräftiges Nahrungsmittel; wer dem Magen sein bescheiden Theil Speise gegeben, und überschwemmet ihn noch obendrein mit Bier, als sei dieses ein nichtsbedeutendes Nass, der braucht sich eben nicht zu wundern, wenn der Magen, unfähig, diese zu grosse Masse nährender Stoffe gehörig zu verarbeiten, sie in saure Gährung übergehen lässt.

Wein zur Mahlzeit getrunken ist den Säureerzeugern auch nicht gut. Wollen sie Wein trinken, so thun sie es am besten nach ganz vollendeter Verdauung, Abends um sieben Uhr oder noch später. Aber auch da müssen sie mit den Kräften ihres Magens Rath nehmen. Trinken sie mehr als sie verdauen können, so säuert ihnen selbst der beste Wein im Magen. Ferner sollen sie ihren Magen auch nicht mit dem Weine Knall und Fall überstülpen, sondern ihn langsam trinken, da werden sie ihn besser verdauen: z. B. wenn jemand von sieben bis neun Uhr Abends ein halbes Preussisches Quart leichten Wein tränke und dieses bekäme ihm gut, so würde es ihm nicht gut bekommen, wenn er es in einer halben Stunde ausleeren wollte.

Paracelsus sagt, den zur Säureerzeugung Geneigten seien gemischte Weine höchst schädlich. Etwas Wahres ist an dieser Behauptung, nur ist das Wahre zu allgemein ausgedrückt. Ob die Mischug mehrer Gewächse mit einander die Säurung im Magen befördert, wird wol von jeder besonderen Mischung abhangen, worüber ich im Einzelnen nicht urtheilen kann, weil ich diese Mischungen nicht kenne, die Weinhändler auch so freundlich nicht sein werden, mir selbige anzuzeigen. Eine

weinhändlerische Mischung kenne ich aber, von der ich gewiss weiss, dass sie ganz unschädlich ist, das ist die des gemeinen Bleichers mit Tavellewein. Es wird gewöhnlich von Letztem ein Viertel und von erstem drei Viertel genommen. Ich habe mich überzeuget, dass ein Magen, der den gemeinen Bleicher nicht verträgt, jene Mischung gut verträgt, und dass sie ihm keine Säure verursacht. Wer aber den Geschmack des Tavelleweines kennet, dem kann der Weinhändler nicht wol solchen Mischmasch für Bleicher verkaufen.*) Auch die Mischung des gemeinen Rheinweines, oder anderer mit dem Rheinweine verwandter Gewächse mit Teneriffawein ist unschädlich; die geringen Getränke bekommen dadurch für den Nichtkenner den Geschmack älterer, edlerer Weine. Schaden kann diese Mischung nicht, denn der Teneriffa ist gerade für Leute, welche zur Säure neigen, ein trefflicher Wein und gar nicht theuer. In den Herbergen wird er vielfältig für Madera verschenkt, welche zwei Weine wol Aehnlichkeit im Geschmacke, aber grosse Unähnlichkeit im Preise haben.

Eine höchst schädliche Mischung, welche die Weinhändler machen, ist die, dass sie erkrankte, in Gährung übergegangene Weine mit gesunden verschneiden. Dadurch wird der Geruch und Geschmack des kranken Weines für den Nichtkenner allerdings mehr oder minder versteckt; kommt er aber in den Magen, so fängt er an zu gähren und macht den Menschen, selbst in sehr mässiger Menge getrunken, allerlei Beschwerden.

Eine Haupt- und Grundkur des auf jede andere Weise unheilbaren Weines soll sein, dass er in einem mir unbekannten Verhältnisse mit Most gemischt wird. Durch die neue Gährung, die sich nun dem ganzen Gebräude mittheilt, soll der kranke Wein wieder gesund werden. Ich will es aber lieber glauben als die Gesundheit des geheilten in meinem Magen erproben.

Von den Versuchen, die man ausserhalb des Körpers

---

*) Die Preussischen hohen Eingangsrechte vertheuern jetzt den Tavellewein so sehr, dass ihn wol kein Weinhändler mehr zur Veredlung des gemeinen Rheinbleichers gebrauchen wird.

mit Weinen anstellet, lässt sich nicht wol mit Sicherheit schliessen, ob sie schwachen Magen zuträglich sein werden. Könnte man einen solchen Schluss wagen, so müsste man alle die als schädlich verwerfen, welche im Frühjahr oder im Sommer leicht in Gährung übergehen, und nur durch die Gewalt der schwefelichen Säure von diesem Gährungsprozesse abzuhalten sind. Die Erfahrung lehret aber, dass manche solcher Weine, zu welchen man mehre Italiänische, Spanische und Französische rechnen kann, den schwachen Magen gerade am zuträglichsten sind; wahrscheinlich weil der Frühlings- und Sommergährungsprozess, den die Weine im Keller untergehen, von dem Gährungsprozesse im Magen sehr verschieden ist.

Ich habe so eben vom Tavellewein gesprochen; dies ist gerade ein solcher, der, wenn im Frühjahr und Sommer nicht genau aufgemerkt und er mit Schwefel gebändiget wird, leicht in saure Gährung übergehet; und doch ist dieser Wein den zur Säure geneigten Magen sehr zuträglich. Er wird aber häufig von den Weinhändlern mit gemeinem rothen Weine vermischt, wo er dann eine mehr oder minder dnnkelrothe Farbe bekommt. Unvermischt hat er eine ganz hellrothe, die nicht dunkler sein darf als die des rothen brausenden Champagners.

Bourdeauxwein ist auch ein sehr gutes Getränk für säureerzeugende Magen, nur Schade, dass die Menschen ihn gar zu wohlfeil haben wollen, und die Weinhändler, die doch die hohen Eingangsrechte davon bezahlen müssen, zu allerlei Mischungen zwingen, die dem Magen nicht immer wohlthun. Gott mag wissen, welche Mischungen heut zu Tage für Bourdeauxwein verkauft werden, meistens wol geringe rothe Rheinweine mit wohlfeilen Spanischen verschnitten. Die Weinhändler sind in der Kunst zu mischen so weit gekommen, dass sie den Leuten ordentlich den Geschmack verhexet haben. Man setze den meisten Menschen, die an die weinhändlerischen Mixturen gewöhnt sind, einen reinen Bourdeaux vor, so werden sie sagen, das sei schlechter Wein.

Auch Portwein wird von säureerzeugenden Magen gut vertragen, wenn er rein ist und nicht gar zu starken Zusatz

von Branntwein hat; aber leider wird auch dieser treffliche Wein von den Weinhändlern im eigentlichen Sinne gebrauet und der Branntwein nicht dabei vergessen.

Von unserm Rheinwein, Moselweinen und den mit ihnen verwandten und vernachbarten Gewächsen weiss ich wenig aus Erfahrung zu sagen. Die besseren Sorten sind zu theuer, als dass man sie Leuten von mässigem Einkommen zum täglichen Gebrauche rathen könnte, und die gemeinen bekommen den zur Säure geneigten Magen nicht sonderlich. Von den Mitteltheuren scheint mir ein guter Steger noch der beste zu sein; der enthält wenig Säure, und macht auch nicht leicht Säure, vorausgesetzt, dass er nicht weinhändlerisch vermischt ist. Der Asmannshäuser rothe Rheinwein ist zwar den zur Säure Geneigten nicht abzurathen, aber wol denen, welche mit Hämorrhoiden geplagt sind, denn er treibt diese offenbar. Uebrigens wird unter dem Namen von Asmannshäuser viel verkauft, was diesen Namen nicht verdient.

Der an der Nahe wachsende Wein bekommt schwachen, zur Säure geneigten Eingeweiden recht gut. Er hat keinen vorwaltenden Geruch, aber einen angenehmen und weit milderen Geschmack als der Rheinwein. Gerade weil er keinen vorwaltenden Geruch hat, ist er den Weinhändlern sehr dienlich; indem sie ihm nämlich, durch einen Zusatz von Rheinwein Geruch geben, können sie aus ihm alle Rheinweinsorten bereiten. Freilich in dem Rheinweinlande selbst werden die Weintrinker eine solche Mischung nicht für echten Rheinwein hinnehmen, aber hier am Niederrhein und in dem übrigen Deutschland ist man schon damit zufrieden.

Von den Speisen will ich nur kürzlich die berühren, die wol in ganz Deutschland bekannt sind.

Rüben, Möhren, Pastinaken, Kohlrüben, die Wurzeln der Petersilie und Sellerie (vielleicht auch andere zuckerartige Wurzeln, worüber ich aber nicht nach Erfahrung sprechen kann), Spinat und Blumenkohl machen leicht Magensäure. Begreiflich ist aber die eine Speise in dieser Hinsicht schädlicher als die andre. So säuren Rüben leichter im Magen als Möhren. Ein zu Säurung geneigter Magen, der sich bloss mit Kartoffeln sättigen will, wird sich auch nicht sonderlich gut dabei befin-

den; als Zuspeise bei andern Gemüsen werden die Kartoffeln besser vertragen. Trockne Erbsen und weisse oder braune Bohnen taugen auch nicht viel; minder übel sind Linsen. Geschmolzene Butter als Brüh bei Kartoffeln, Fischen u. s. w. muss ganz vermieden werden.

Besser werden folgende Speisen vertragen:

Brauner und grüner Kohl, Weisskraut, grüner und weisser Wirsing; grüne Zucker- und Pellerbsen (letzte nicht zu reif), grosse Bohnen *(vicia faba)*, Sauerkraut, Vitesbohnen frisch und eingemacht, Salatbohnen, Spargel, Salat (Lattig, Andivie), Melonen, gelbe und weisse. Vom Obste: saftige Kirschen, Erdbeeren, Heidelbeeren, die verschiedenen Sorten feiner Pflaumen, Pfirsige, Aprikosen. Uebler werden vertragen Aepfel und die gemeinen Sorten zusammenziehender oder mehlichter Sommer-, Herbst- und Winterbirnen.

In Betreff des Fleisches bemerke ich, dass alle Arten von Fleisch gut vertragen werden. Ist es aber sehr fett, oder wird es fett mit Butter gebraten, so stört es die Verdauung und macht Säure. Daher bekommen den zur Säurung Geneigten Schnepfen und Krammetsvögel, die in einem Topfe mit Butter gebraten sind, zuweilen sehr übel, sind sie aber am Spiesse vorsichtig gebraten, so bekommen sie ihnen besser. Hühner und Truthühner, die auf die Weise der Kunstköche beim Braten mit grossen Schalen Speck umwunden werden, um sie weiss zu erhalten, bekommen den zur Säurung Geneigten, wegen des gebratenen Speckes, übel, indess ihnen die unkünstlich gebratenen gut bekommen. Ueberhaupt ist das Braten mit Speck, welches besonders die Köche vornehmer Herren treiben, eine unkeusche Kocherei. Wer doch Speck essen will, der esse Speck; wer aber Hühner oder Truthühner essen will, dem gebe man sie ungefälscht. Der Geschmack des Speckes waltet ja in allen Braten vor; es gehört ein wahrhaft bäurischer Geschmack dazu, so etwas angenehm zu finden.

Vom Schweinefleisch ist eine ganz verschiedene Meinung unter den Aerzten. *Galen*, in dem Buche von Euchymie und Kakochymie, lobet es sehr, im zweiten Buche seiner Heilkunst räth er einem an der Fallsucht leidenden jungen Menschen, er solle das Fleisch aller vierfüssigen Thiere meiden, nur

Schweinefüsse dürfe er essen. Die meisten Aerzte sind aber wol der Meinung, dass es schwerer zu verdauen sei als das Fleisch anderer Thiere.

Die künstliche Küche, die alles untereinander mischt, die mit Trüffeln, Champignons, Morcheln, Rocambole, Schallotten, Spanischem Pfeffer, Knoblauch und allerlei Gewürzen wundervoll schaltet, kann sich nimmer mit einem zur Säurung geneigten Magen befreunden; der muss ganz einfache Kost geniessen, je einfacher je besser.

Fische vertragen etliche zur Säure Geneigte recht gut, andre nicht; der Unterschied liegt vielleicht nicht sowol in den Fischen selbst, als in der Zuthat, in der Butter, in den Gewürzen, in den Zwiebeln, auch in den Kartoffeln, welche Manche zum Uebermasse mit den Fischen essen. Am gesundesten ist wol der Holländische Wasserfisch. Ich erinnere mich noch aus meiner Knabenzeit, wenn die Holländer sollten lächerlich gemacht werden, so wurde angeführt, dass sie den Fisch bloss mit Wasser, Salz und Petersilie gekocht ohne weitere Zuthat ässen und dazu von einem Butterbrote bissen. Seit ich aber diese beliebte Wassersode selbst gegessen, finde ich sie weit besser als alle andre Fischgerichte.

Den zur Säure Geneigten ist gesäuertes Brot nicht zuträglich. Ich kann aber bloss aus Erfahrung über das gesäuerte Roggenbrot sprechen, welches hier gegessen wird und eine schlechte Abart des westphälischen Schwarzbrotes ist. Weizenbrot und mit Hefen bereitetes ungesäuertes Roggenbrot, oder eine Mischung von Roggen und Weizen ist solchen Menschen zuträglich. Torten und anderes Backwerk müssen sie ganz meiden.

Milch stehet bei manchen Aerzten in üblem Rufe, aber gewiss mit Unrecht. Wenn man jemand, dessen ganzer Darmkanal voll Säure steckt, bloss Milch geben wolte, so würde er sie vielleicht übel vertragen. Tilget man ihm aber die Säure durch neutralisirende Mittel, so ist, beim Gebrauche dieser Arzeneien, Milch das beste Nahrungsmittel und das beste Getränk. Ja, ich bin schon einmahl in dem Falle gewesen, dass ich ausser Milch kein anderes Nahrungsmittel reichen durfte, weil ausser der Milch alles ausgebrochen wurde.

Wunderlich ist es indess, dass es einzelne Menschen gibt, selbst unter den Landleuten, die einen Abscheu vor aller Milch haben; auch haben mir einige, jedoch sehr wenige, versichert, dass ihnen die Milch Durchfall errege. Solchen Menschen kann man sie freilich nicht wol anrathen.

Brei von Milch und Weizenmehl, den Bauern und Bürger zuweilen geniessen, ist nicht bloss den zur Säure Geneigten, sondern überhaupt allen mit Abdominalleiden Behafteten schädlich; den Grund davon kann ich freilich bestimmt nicht angeben, die Erfahrung hat es mich aber zur Genüge gelehret*).

Buttermilch und Suppe von Buttermilch ist ebenfalls den zur Säure Geneigten schädlich.

Das ist nun so das Hauptsächlichste, was ich, in Betreff der Diät, nach meiner Erfahrung zu sagen weiss. Manches passt auch auf akute gastrische Fieber. Wenn man hier die Neutralisirmethode anwenden will, so muss man aber nicht bloss gährende Substanzen, sondern die Säuren selbst meiden, denn sonst würde man wol, statt Fortschritte zur Heilung zu machen, auf Einem Flecke stehen bleiben. Wenn gleich, wie ich oben gesagt, der anhaltende Gebrauch der Fleischsuppe bei chronischer Neigung zur Säure wenig zuträglich ist, so kann man sie doch den am gastrischen Fieber Leidenden kühn reichen, wenn man nur Kalbfleisch-Suppe meidet, weil diese vorzüglich leicht in saure Gährung übergehet und in erregbaren Därmen Durchfall veranlasst. Uebrigens kann man es den Menschen nicht zu oft einschärfen, dass sie dem Kranken vor allen Dingen keine zu mächtige Fleischsuppe reichen. Milch mit Weissbrot ist auch ein gutes Essen für Bauchfieberkranke, wie Milch mit drei oder vier Theilen Wasser verdünnet ihr bestes Getränk. Ueberhaupt fördert bei der Neutralisirmethode

---

*) Seit ich Obiges geschrieben, hat mich eine Frau in dem Punkte weis gemacht. Weizenbrot, sprach sie, erfodert eine Stunde Zeit, um gar gebacken zu werden, Weizenbrei hingegen ist fertig, sobald das Mehl mit der Milch ordentlich siedet; also kann das Mehl unmöglich gar, sondern muss fast roh sein, und wird wol deshalb bauchkranken Menschen schlecht bekommen. — Warum, erwiederte ich, lässt man denn das Mehl nicht gar kochen? — Die Antwort lautete: Weil man so keinen Brei bekommen würde.

eine dieser Heilart angemessene Diät die Heilung unglaublich. — Aerzte, welche die Ausleerungsmethode in Anwendung bringen, können den Kranken eine ganz andre Diät empfehlen, sie können sie gährende Speisen und saure Getränke nehmen lassen, dagegen ist nichts einzuwenden. Das Schädliche, welches sie ihnen rathen, oder zu nehmen erlauben, schaffen sie ihnen ja mit ihren ausleerenden Mitteln auch wieder aus dem Bauche; mithin kann es keinen bleibenden schädlichen Einfluss auf die Krankheit äussern.

Bei der gestörten Gallenabsonderung und sichtlich bei der Gelbsucht habe ich Säuren sehr schädlich befunden, so selbst, dass ein Fehler der Diät, den die Kranken in dieser Hinsicht begingen, zuweilen in Einem Tage die gute Wirkung eines drei- oder viertägigen Arzeneigebrauches aufhob; dieses habe ich nicht Einmahl, sondern oft genug erlebt, um mich von der Wahrheit der Sache zu überzeugen. Sollten andre Aerzte in gewissen Fällen das Gegentheil erfahren zu haben behaupten, so glaube ich ihnen als wahrhaften Männern und werde in der Folge auf einem schicklicheren Punkte dieses Werkes unsere anscheinend widersprechenden Erfahrungen auf eine einfache Weise zu einen versuchen.

Zum Schlusse über diesen Gegenstand bemerke ich noch, dass die Neigung zu Magen- und Darmsäureerzeugung bei Leuten, welche nie daran gelitten, durch den täglichen, wenn gleich mässigen Gebrauch eines schlechten, gährenden und halb verdorbenen Weines kann geursacht werden. So habe ich unter andern einen Mann gekannt, der, aus besonderer Zuneigung für einen solch unnützes Gesöff verschenkenden Wirth, alle Abend mässig davon trank, aber nach etlichen Jahren so ungeheuer an Magen- und Darmsäure litt, dass ich die grösste Mühe hatte, ihn wieder in Ordnung zu bringen. Diesen Mann hatte ich lange vorher gekannt, er litt nie früher an Säure, hatte diese Neigung also wahrscheinlich durch den lang fortgesetzten täglichen Gebrauch des schlechten Weines erworben. Ich sage, wahrscheinlich, denn mit Gewissheit lässt sich dieses doch noch nicht behaupten. Schon *Galen* (II. Buch von den Temperamenten) ist der Meinung, dass der Magen ein der in ihn gebrachten Speise ähnliches Exkrement erzeuge, sobald

er die Speise nicht zu meistern vermöge. Auf alle Fälle möchte es klug sein, dass sich jeder gesunde Magen vor dem täglichen Gebrauche solch saurer, verdächtiger Brühe hüte.

Anfangende Lähmung in den Bauchganglien.

In dem ersten Jahre meiner Kunstübung, wo gastrische Fieber herrschten, die ich, wie ich es gelernt hatte, durch Ausleeren und Auflösen zu heben suchte, trug es sich zu, dass ich zu einer sechzigjährigen Frau gerufen wurde, die seit vier Tagen am Gallenfieber krank lag. Sie klagte unter andern über sehr bitteren Mund, und über eine grosse Beängstigung, deren Sitz sie mit der Hand kurz unter dem Zwergfelle im *Epigastrio* bezeichnete. Begreiflich waren es nach oben turgeszirende Sordes, die solch grosse Beängstigung machten, und nichts war natürlicher, als dass ich ein Brechmittel reichte. Das Erbrechen folgte leicht, allein, obgleich Galle hinlänglich ausgeleeret war, so blieb doch der bittere Mund und die Beängstigung, ja letzte vermehrte nach dem Brechen so, dass die Frau zu ersticken meinte und beständig aus dem Bette wollte; zugleich fing der Bauch auch an, etwas zu schwellen. Wer konnte hier die nach unten turgeszirenden Sordes verkennen? wer konnte zweifeln, dass, wenn ich dem Brechmittel ein Abführungsmittel folgen liess, sich dann nicht alles zum Besten schicken würde? Aber es wollte sich leider nicht schicken, die Frau erlebte die Wirkung des Laxirmittels nicht; es erfolgte *Meteorismus*, Lähmung des Schlundes und dann der Tod. Dieser Fall, wo ich sicher war, das Brechmittel nicht allein nach richtiger Anzeige gegeben zu haben, sondern wo selbst die Zufälle, durch welche das Brechmittel angezeiget wurde, so vorwalteten, dass sie unmöglich der Einbildung des Arztes, oder der der kranken Frau zugeschrieben werden konnten, sondern als wirklich in dem Körper der Kranken vorhanden mussten anerkannt werden; dieser Fall mit seinem unglücklichen Ausgange erregte in mir allerlei ketzerische Gedanken. Ohne damahls die Bücher des *Paracelsus* gelesen zu haben, war ich schon, mir selbst unbewusst, *Paracelsist*, denn ich fing an einzusehen, dass den papierischen Büchern

nicht zu trauen sei, und dass in der Schriftstellerwelt viel *Pseudomedici* mit letzer Feder geschrieben. In der Folge begriff ich, dass der Zustand, gegen welchen ich ein Brechmittel gegeben, die anfangende Lähmung in den Bauchganglien gewesen, dass man mich also im Grunde zu einer sterbenden Frau gerufen. Wenn der Tod den menschlichen Organismus ergreift, so offenbart sich seine Gewalt vorzugsweise in folgenden Gebilden. Im Gehirn, in der Speiseröhre, in den Lungen (eine beschwerliche Art des Sterbens), in den Bauchganglien (wahrscheinlich in dem *Plexu coeliaco*), in den dünnen Därmen (ein seltner Fall, ich beobachtete ihn nur Einmahl bei einem achtzigjährigen Manne; *Meteorismus* und *Tenesmus* waren die Zufälle, an welchen er litt), und endlich in der Blase. Eine sehr üble Sache ist es, dass manche Krankheiten eben so aussehen als jene anfangende tödtliche Lähmung in den angezeigten Organen; was ist dabei zu thun und wie kann man solche Zufälle von dem Beginnen des Sterbens unterscheiden? Ich bekenne, dass ich es nicht weiss, glaube auch nicht, dass ein verständiger Arzt sich dieses Wissen anmassen wird.

Es frägt sich jetzt, ob eine anfangende Lähmung im *Plexu coeliaco* zu heben sei? Ich antworte darauf: tritt eine solche Lähmung in später Zeit der akuten Fieber, den vierzehnten, sechzehnten Tag, oder noch später ein, so ist sie wol immer tödtlich; sie ist das Sterben selbst. In Fällen, wo sie den zweiten, dritten, oder vierten Tag einträte, würde sie nur dann heilbar sein, wenn man gleich beim ersten Entstehen Hülfe leisten könnte; wenn sie aber schon mehre Stunden gewähret, so zweifle ich, ob sie noch zu beseitigen sein wird. Folgender Fall scheint mir merkwürdig und belehrend genug, um ihn den Lesern mitzutheilen.

Im Jahre 1816 wurde eine vierzigjährige, unfruchtbare Frau, welche viel an Mutterblutflüssen gelitten, auf welche Schädlichkeiten mancherlei Art seit mehren Jahren eingestürmt, von dem damahls herrschenden Gallenfieber ganz mässig ergriffen. Da sie etwas bitteren Geschmack klagte, und überhaupt zu jener Zeit saure Schärfe im Darmkanale musste berücksichtiget werden, so gab ich ihr eine Auflösung von kohlen-

saurem Ammonium mit Traganth. Das ganze Befinden wurde besser, die Bitterkeit des Mundes war am dritten Tage schon ganz beseitiget, so dass ich den folgenden Tag ihr bloss Krähenaugentinktur geben wollte. Es geschah aber ganz anders als ich und die Kranke vermutheten. Am vierten wurde ich eilig zu ihr gerufen und fand alle Zufälle, welche eine anfangende Lähmung in dem Bauchgangliensysteme bezeichnen. Sie hatte eine fürchterliche Beängstigung, deren Sitz sie in dem *Epigastrio* angab. Der kalte Schweiss traufte ihr vom Gesichte, der Ausdruck ihrer Mienen war wie der einer Sterbenden, und ihr sonst sehr lebendiges Auge sah aus, als ob es erlöschen wollte. Die Beängstigung trieb sie aus dem Bette, aber die Kräfte versagten ihr. Der Puls, der vor diesem Zualle hinsichtlich seiner Geschwindigkeit schon fast normal gewesen, war klein und schnell, ohne jedoch aussetzend zu sein.

Da ich jetzt klüger war als im ersten Jahre meiner Praxis, so gab ich kein Brechmittel, sondern liess etliche Unzen Schwefeläther holen und reichte der Kranken davon einen guten Guss in einer Tasse Wasser. Diese Arzenei that herrliche Wirkung, die Beängstigung liess nach und die Kranke fiel in Schlaf. Aber nach einer halben Stunde erwachte sie wieder mit grosser Beängstigung. Ich ging ihr aufs neue mit dem Aether zu Leibe, die Beängstigung wurde wieder besser und es erfolgte wieder Schlaf. So ging es nun abwechselnd fort; der Kampf der Heilkunst mit dem Tode währte bei achtund vierzig Stunden, jedoch so, dass in dieser Zeit die Kunst immer mehr im Vortheile und der Tod immer mehr im Verluste war, denn die Zeiten, wo auf reichliche Gaben Aether Ruhe erfolgte, wurden immer länger, mithin kamen die Anfälle von Beängstigung seltener, und wie nun das Uebel in dieser Hinsicht bis auf einen gewissen Grad überwunden war, so wurde auch die seltner kommende Beängstigung in sich selbst milder, bis nach ungefähr achtundvierzig Stunden dieser Kampf zum Vortheile der Kranken ausgekämpft war.

Aber, werthe Leser! welche Spuren, welche unvertilgbare Spuren liess der künstlich bekämpfte Tod in diesem Körper zurück. Dass auf solchen Strauss grosse Schwäche folgte, das fand ich sehr natürlich; aber wie konnte ich ahnen, dass diese

Schwäche so bleibend, so allen Mitteln widerstehend sein werde? Anfänglich war das Gefühl der Sinneswerkzeuge sehr gesteigert, besonders das des Ohres. Niemand konnte in dem Zimmer der Kranken einem Andern auf das leiseste etwas zuflüstern, oder sie verstand alles wörtlich und deutlich. Nachdem diese Aufregung etwas nachliess und sich nun Lust zum Essen und Schlaf einstellte, da erwartete ich, die ganz daniederliegende Muskelkraft sollte sich auch wieder einfinden; aber ich habe wahrlich lange darauf warten müssen, und selbst gefürchtet, dass die Kranke ihren Körper nie wieder ordentlich würde bewegen können. Sie lag z. B. im Bette, unterhielt sich mit einem Bekannten und plauderte wie eine Elster; aber aufrichten konnte sie sich nicht im Bette. Dass keine eigentliche Lähmung der Muskeln da war, davon überzeugte ich mich wol; sie konnte alle Bewegungen mit ihren Gliedern machen, allein es fehlte den Muskeln an Kraft, denen Verrichtungen vorzustehen, zu welchen sie die Natur bestimmet. So konnte sie z. B. die Füsse, liegend in allen Richtungen bewegen, aber diese Füsse waren nicht im Stande, den Rumpf zu tragen. Kurzum, es hat über zwei Monate gewährt, ehe sie wieder gehen konnte. Da die Arme eher als die Füsse was zu Kräften kamen, dass sie Krücken handhaben konnte, so hat sie mit diesen das Gehen gelernt. Jedoch machte sich das Krücken anfangs auch sehr gebrechlich, es musste bei dieser Uebung allezeit jemand in Bereitschaft stehen, der im Nothfalle Hand anlegen und dem Stürzen vorkommen konnte.

Zwei Jahre nachher wollte sie einst mit meiner Frau ausfahren; ich führte sie zum Wagen, aber sie hatte noch so wenig Gewalt in ihren Muskeln, dass, obgleich der Tritt des Wagens ganz gemächlich war, ich sie, im eigentlichen Sinne, in den Wagen *heben* musste. Sie hat noch fünf Jahre nachher gelebt und ist dann an einer Krankheit gestorben, deren Beschreibung für den Leser kein Intresse haben würde. Ueberhaupt war ihr Körper durch feindliche Einwirkungen mancherlei Art verschlissen, und das beschriebene Abenteuer wird auch wol das Seinige beigetragen haben, den vorfrühen Verfall des Organismus zu beschleunigen.

Ich habe zuweilen gehört, dass Aerzte sich rühmten, diesen

oder jenen vom Tode gerettet zu haben. Das ist eine harte Rede, die mir nimmer gut gefallen hat. Seit ich aber den beschriebenen Fall erlebt, will mir die ärztliche Todesretterei gar nicht mehr in den Kopf. Abgesehen davon, dass ich nicht einmahl in dem erzählten Falle mit Gewissheit behaupten kann, die Frau vom Tode gerettet zu haben, denn sie wäre vielleicht auch ohne ärztliche Hülfe am Leben geblieben; und angenommen, dass ich sie wirklich errettet (welches mir auch wahrscheinlich ist): so beweiset doch gerade dieser Fall, dass der Tod, wenn er jemand wirklich auf den Fersen gesessen, gar üble Spuren zurücklässt, und dass man nicht so gar eilig sein dürfe, zu behaupten, man habe glücklich einen Kampf mit dem Könige der Schrecken bestanden

Ileus von Darmverengung.

In dem ersten Abschnitte des dritten Kapitels, welchen ich im Jahre 1829 geschrieben, habe ich den Fall eines *Ileus*, der Folge einer vernachlässigten Kothkolik war, erzählt, und bei der Gelegenheit von dem metallischen Quecksilber gesprochen, welches ich aber in jenem Falle, weil ich auf den ersten Griff andere Hülfe fand, nicht bedurft. Jetzt, im Jahre 1838 bin ich endlich auf einen Fall gestossen, der mich zur Anwendung des metallischen Quecksilbers nöthigte. Da derselbe keinesweges ein akuter, sondern vielmehr ein chronischer war (der sechzigjährige Mann hat zwei Monate daran gelitten und ist dann ganz erschöpft gestorben): so würde eine tagebücherliche Erzählung den Leser wenig unterhalten; ich will also bloss das Merkwürdigste davon mittheilen.

Die vorwaltenden Zufälle des *Ileus* waren: Verstopfung, Kothbrechen, beständiges Schluchzen, stark aussetzender, ungeregelter Puls, und Schlaflosigkeit. Bauchschmerzen waren nicht vorhanden, auch der Bauch nicht empfindlich für die Betastung. — Nachdem ich andere Hülfen vergebens versucht, liess ich ein halbes Pfund Quecksilber verschlucken; dieses bewirkte aber nicht eine baldige Oeffnung, sondern nachdem ich mit Einreiben und Klystiren nachgeholfen, erfolgte erst am dritten Tage auf ein Klystir die erste sehr mässige Ent-

leerung von flüssigem Darmkoth mit untermischten Kothbrocken; aber keine Spur des verschluckten Quecksilbers war in dem Entleerten zu erkennen. In den folgenden fünf Tagen, wo ich täglich durch Klystire Oeffnung bewirken liess, (von selbst kam sie nicht) ging der grössere Theil des Quecksilbers allmählig von dem Kranken.

Ich habe mich nun sinnlich überzeugt, wie in diesem Körper das Quecksilber (ganz gegen seine Natur) den aufsteigenden Grimmdarm erklommen. Vermittelst des Darmschleimes war es nämlich in ganz kleine Perlchen zertheilt, und diese waren in die äussere Fläche der Kothbrocken eingedrückt. Einst zeigte mir die Frau des Kranken einen zinnernen Nachttopf, dessen Boden ganz mit Quecksilberperlchen besäet war; neigte man dieses Geschirr so, dass der Boden senkrecht stand, so blieben dennoch die Quecksilberperlchen daran hangen, ein Beweis dass das zertheilte Quecksilber durch den Darmschleim auch seine Läufigkeit verloren hatte. Die Frau schied auf mein Ersuchen durch Zugiessen von Wasser das Quecksilber von dem Koth und Schleim; so bald es gut abgewaschen war, liefen die Perlchen wieder in eine Masse zusammen. Die Frau hat auf die Weise allmählig drei Unzen und sechs Drachmen ausgeschieden; ob das Uebrige im Darmkanale geblieben, oder verschüttet ist, kann ich nicht sagen.

Nachdem nun die Oeffnung der Darmenge bewirkt war, hörte zwar das Brechen auf, das Schluchzen, der ungeregelte Puls, die Schlaflosigkeit blieben aber, wiewol das Schluchzen nach ungefähr vierzehn Tagen bedeutend nachliess. Nicht bloss Mangel an Esslust, sondern ein wirklicher Widerwillen gegen alle Nahrungsmittel, machte die Ernährung des erschöpften Kranken sehr schwierig. Da mich die Erfahrung schon längst gelehrt, dass man ganz erschöpfte Körper durch Milch am besten ernährt, so liess ich ihn Milch trinken; das ging aber sehr unvollkommen, die Quantität, die er nahm, war so klein, dass der beabsichtigte Zweck unmöglich dadurch konnte erreicht werden.

Der Gedanke, durch den vorsichtigen Gebrauch eines Laxirmittels den Darminhalt flüssig oder dünnbreiig zu erhalten,

damit die Darmenge sich nicht aufs neue verstopfen möchte, war ganz unausführbar; denn wenn gleich der Magen nicht so reizbar war, durch Milch, oder ein wenig Zwieback, oder ein wenig dünne Fleischbrühe zum Erbrechen gereizt zu werden, so vertrug er doch kein Laxirmittel, die geringste Gabe machte gleich Erbrechen, wodurch aber nicht, wie früher, Darmkoth, sondern die wenigen im Magen befindlichen Nahrungsmittel entleeret wurden. Ich war also, um der abermahligen Verstopfung der Darmenge vorzubeugen, einzig auf Klystire beschränkt. Ein gewöhnliches bewirkte täglich Oeffnung, die verhältlich zu der wenigen genossenen Nahrung, reichlich zu nennen war.

Da nun aber der Kranke, der von Natur wol etwas eigensinnig sein mochte (ich habe ihn früher so genau nicht gekannt) mit der Abnahme seiner Kräfte immer widerhaariger und sperriger wurde, weigerte er einst drei Tage lang, sich klystiren zu lassen, und da er es am vierten auf inständiges Bitten seiner Frau erlaubte, wies sich aus, dass die Darmenge wieder verstopft war. Ich rieth jetzt gleich zum Quecksilber, denn wenn ich auch die Krankheit für eine tödtliche hielt, so glaubte ich doch, durch Anwendung des Quecksilbers dem Kothbrechen vorbeugen zu können. Der eigensinnige Mann zauderte aber drei Tage, nun erschien wieder das Erbrechen, und, was wohl zu bemerken ist, bei dem ersten Erbrechen wurde bloss dunkelgelber stinkender Darmkoth entleert. Da dieses dem Kranken selbst sehr ekelhaft war, verschluckte er gutwillig ein halbes Pfund Quecksilber. Obschon ich jetzt mit Baucheinreibungen und Klystiren nachhalf, so erfolgte doch keine Oeffnung, sondern den fünften Tag darauf verlöschte das Leben dieses ganz erschöpften Körpers.

Die Leichenöffnung hätte ich, obgleich die Diagnose bestimmt genug gewesen, gern gemacht, ich begriff aber, dass sie der Witwe, der Enge des Hauses und des Geschäftes wegen, was darin getrieben wurde, sehr hinderlich sein müsste, trug also nicht darauf an. Uebrigens würde die Leichenöffnung das eigentliche Räthsel, was in diesem Falle steckt, wol schwerlich gelöset haben. Ich hatte mir früher immer vorgestellt, Kothbrechen könne nicht entstehen, oder vorher müsse

durch Erbrechen der Inhalt des Magens und der Speisebrei des oberen Theiles des Darmkanales, vermittelst eines *motus antiperistaltici* rückwärts getrieben, entleert sein. Das wird sich auch wol in den meisten Fällen so machen, dass es sich aber nicht in allen so macht, beweiset der erzählte Fall. Da ich etliche Tage vor Erscheinen des Erbrechens zu dem Kranken gerufen bin, wo er über nichts, als über Vollheit im Epigastrio, Schlaf- und Appetitlosigkeit klagte und über einen Geschmack, den er einen stinkenden nannte, so weiss ich ganz bestimmt, dass durch das erste Erbrechen schon dunkelgelber Darmkoth entleert wurde. Nachdem der Kranke durch dreitägiges Verweigern der Klystire die geöffnete Darmenge sich wieder verstopfen liess, und nun aufs neue das Erbrechen erschien, wurde abermahls schon beim ersten Erbrechen dunkelgelber Koth entleert. Wie ist das nun zu erklären? — Was mich betrifft, so kenne ich nicht einmahl die Bewegung der gesunden Organe in dem lebendigen Menschenleibe, also halte ich mich auch nicht für befähiget, über die Bewegung eines abnormen Organs zu urtheilen.

Hinsichtlich der Art, wie das metallische Quecksilber seine angeblich schnelle Reise durch einen normalen Darmkanal macht, besonders, wie es (scheinbar gegen seine Natur) das *Colon ascendens* hinaufklimmt, hat mich der erzählte Fall nicht im mindesten belehrt. Bei einem schnellen Durchgange durch den Darmkanal kann es ja unmöglich auf die von mir sinnlich erkannte und beschriebene Weise seine Läufigkeit verlieren.

Räthselhafte Bauchkrankheit, die durch die Leichenöffnung noch räthselhafter wurde.

Im Sommer des Jahres 1835 wurde ich zu einem Einwohner dieses Städtchens gerufen, den der hier wohnende Wundarzt erster Klasse, Herr *Hamer*, schon eine geraume Zeit ärztlich behandelt, aber nichts Erspriessliches ausgerichtet hatte. Mir ging es um kein Haar besser; ich flickte auch ein wenig an dem Mann; er wurde immer schwächer, immer magerer, und starb endlich, ganz zum Gerippe ausgezehrt, den 21sten Juli.

Chronisches Erbrechen war der vorwaltende krankhafte

Zufall. Die Speisen wurden aber nicht gleich, nachdem sie genossen waren, ausgebrochen, sondern später zu unbestimmter Zeit, oft eine Stunde, oft einen halben Tag nach dem Essen, ja zuweilen blieb das Erbrechen auch einen ganzen Tag aus. In letztem Falle hatte der Kranke ein ganz schmerzloses Gefühl des Vollseins in der Oberbauchgegend, welches aber verschwand, sobald durch Erbrechen die Speisen ausgeworfen waren.

Uebrigens hatte er weder Krämpfe noch Schmerzen im Bauche, auch war der Bauch schmerzlos beim Betasten, nirgend Auftreibung, oder Verhärtung zu fühlen. Der Kranke klagte über nichts, als über grosse Mattigkeit; sein Puls war nicht beschleuniget, sondern so ruhig und rhythmisch so regelmässig, wie der des gesundesten Menschen. Angeblich hatte bis dahin die Leibesöffnung durch Laxirmittel können erzwungen werden, und das durch Erbrechen Entleerte war erkennbar die genossene Speise gewesen, auch hatte die Esslust eine geraume Zeit schon gefehlt. —

Auf meine Frage, ob das Ausgebrochene einen bestimmten, vorwaltenden Geschmack habe, antwortete der Kranke: es sei sauer, und um so saurer, je länger die Speise im Magen geblieben. Da ich nun oft genug erfahren, dass chronisches Erbrechen einzig von einer Ansammlung saurer Stoffe im Darmkanal herrühren könne, so war nichts einfacher, als dass ich vorläufig diese sinnlich erkennbare materielle Schädlichkeit zu entfernen suchte, und zu dem Ende, weil der Mann sehr verstopft war, die Bittersalzerde wählte. Ich hoffte, nach Entfernung der Säure, wenn diese auch nicht das Erbrechen geursacht, werde mir die Natur dieses heimlichen Uebels deutlicher werden, verschrieb also folgenden Trank. ℞ *Magnesiae ustae* ℥ß *Magist. Bismuthi* gr xv V ℥viii MD. S. Stündlich umgeschüttelt einen Löffel zu nehmen, bis ein paarmahl Oeffnung erfolgt. Der Kranke verzehrte die ganze Flasche ohne zu erbrechen und eine zweite zur Hälfte, da erfolgte eine mehrmalige Stuhlentleerung von kohlschwarzem Koth. Den nämlichen Tag erbrach er sich wieder und zwar ebenfalls eine kohlenschwarze Masse. Dass dieses schwarze Zeug nicht verdorbenes Blut sei, bewies die Geruchlosigkeit desselben.

Ich will die Geduld des Lesers nicht durch eine ausführliche Erzählung der Fortschritte der Krankheit ermüden, denn das Bemerkenswertheste lässt sich kurz sagen. Ohne Hinzutreten neuer Zufälle, also ohne Schmerz, ohne Krämpfe, ohne gereizten Puls, wurde der Mann immer schwächer, weiterhin schläferig, blieb bei vollem Verstande und verlor die Hoffnung nicht. Die durch das Erbrechen und durch den Stuhlgang entleerten Stoffe blieben bis zum Tode kohlschwarz. Da ich das Uebel gar bald als unheilbar ansah, bestürmte ich den Mann nicht mit zwecklosen Arzeneien, sondern gab ihm nur ein wenig Arzenei, besuchte ihn aber täglich, damit der Funke von Hoffnung, der noch immer in seiner Seele glomm, nicht verlöschen möchte. Drei Tage vor dem Tode wurde der Puls kleiner, ohne schneller zu werden, am Morgen des Todestages konnte ich denselben nicht mehr fühlen; die Ehefrau behauptete, Convulsionen der Gesichtsmuskeln bemerkt zu haben; ich selbst habe dieses nicht gesehen. Gleich nach Mittag erlösete der Tod den armen Leider von allem Elend.

Dass dieses ein sehr heimlicher Handel und an einem Bildungsfehler im Bauche nicht zu zweifeln gewesen, werden die Leser wol so gut begreifen, als ich es gar bald begriff. Wo steckte aber der Fehler? Der bis zum Tode normal ruhige Puls liess mich vermuthen, der Kranke habe an einer Verhärtung im Gekröse gelitten, denn dass bei dieser der Puls bis zum Tode ruhig bleiben könne, hatte ich schon früher bei anderen Kranken der Art beobachtet, es ist auch dieses erfahrenen Aerzten gar wol bekannt. Die hartnäckige Verstopfung liess mich glauben, die vermuthete Verhärtung im Gekröse sitze einem Darme so nahe, dass sie diesen zum Theil verschlossen und das Hinuntersteigen der Speisen sehr behindert habe. Wie stimmte aber mit dieser Vermuthung die Abwesenheit aller Krämpfe, aller Schmerzen, von denen ähnliche Unglückliche bald anhaltend, bald aussetzend gemartert werden? — Die Leichenöffnung ergab Folgendes.

Das erste, was uns (mir und dem früheren Arzt, Herrn H.) bei Oeffnung des Bauches in die Augen fiel, war die ungewöhnliche Grösse der Leber und die, über den Rand derselben stark hervorragende Gallenblase. Wenn ich aber von einer

grossen Leber spreche, so dürfen die Leser sich keine dicke, aufgetriebene, verhärtete, knorrige denken; sie war vielmehr ungewöhnlich platt, und ihre Grösse bestand bloss darin, dass sie sich bis in das linke Hypochondrium erstreckte. Krankhaftigkeit konnten wir an diesem Organe nicht entdecken. Die grosse von Galle strotzende Gallenblase ergoss, da sie aufgeschnitten wurde, eine kohlschwarze Galle. Ihre Schwärze war aber nur scheinbar, denn da ich sie an den Finger brachte und auf ein weisses Tuch strich, ergab es sich gleich, dass die scheinbar kohlschwarze Farbe ein dunkles Pomeranzengelb war.

Meine Vermuthung hinsichtlich der Gekröseverhärtung, wies sich als ganz irrig aus; keine Verhärtung war im Gekröse zu finden. Was aber das Erbrechen und die Verstopfung bewirkt, das fanden wir im ersten Griffe. Es war dieses eine Verhärtung von dem Umfange einer grossen Wallnuss, die sich ungefähr auf der unteren Grenze des Zwölffingerdarmes befand und den Darm ganz umschloss. Oberhalb der Verhärtung war der Darm so erweitert, das man ihn auf den ersten Blick für den Magen selbst hätte halten sollen. Unterhalb der Verhärtung fanden wir den ganzen Darmkanal leer und zusammengeschrumpft. Wir schnitten nun den verhärteten Darmtheil heraus, und überzeugten uns, dass die Oeffnung desselben nur so weit war, dass man höchstens eine Schwanenspule hätte durchbringen können. Die übrigen Baucheingeweide waren gesund, das Pankreas nur ungewöhnlich klein.

Dieser Leichenfund ist an sich so gemein, so oft von den Aerzten gemacht und beschrieben, dass ich ihn gewiss meinen Lesern nicht mittheilen würde, wenn nicht die Abwesenheit aller schmerzhaften und krampfhaften Zufälle, während des ganzen Verlaufes der tödtlichen Krankheit, ihn höchst merkwürdig machte.

Wie war es möglich, dass bei dieser Verhärtung, durch welche doch die wurmförmige Bewegung des Darmkanals gestört werden musste, weder Schmerz noch Krämpfe entstanden? — Ich weiss es nicht.

Wie war es möglich, dass bei der gänzlichen Erschöpfung des Körpers der Kreislauf des Blutes bis zum Tode nicht beschleuniget wurde? — Ich weiss es nicht.

Hier waren es nicht Entzündung, Vereiterung, Verjauchung, Krämpfe, Schmerz, die das Leben aufrieben, also muss der Mann bloss aus Mangel der Ernährung, mithin des Hungertodes gestorben sein. Ich meine aber gelesen zu haben, dass mehre Tage vor dem Hungertode der Kreislauf sich beschleuniget, das Hungerfieber eintritt. Hätte ich es aber auch nie gelesen, so habe ich doch selbst dieses Fieber am Ende einer eilftägigen Enthaltung von allen Speisen und Getränken beobachtet (ich werde den merkwürdigen Fall später an einem schicklicheren Orte dieses Werkes erzählen). Was war der Grund, dass unser brechender und verhungernder Mann ganz frei von diesem Fieber blieb? Ich weiss es nicht.

Dass der sehr erweiterte, magenförmige Zwölffingerdarm, wenn er mit Speise erfüllet war, durch den Druck der Leber allmählig nach der linken Seite musste gedrängt werden (wie wir ihn auch fanden), ist begreiflich; eben so glaublich ist es auch, dass die dadurch bewirkte allmählige Zerrung des Gallen- und Bauchspeicheldrüsenganges Einfluss auf die qualitative und quantitative Absonderung der Galle und des pankreatischen Saftes gehabt haben kann. Dieses aber zugegeben, wie war es möglich, dass die dunkelpomeranzenfarbige Galle den Magen- und Darminhalt kohlschwarz färbte? — Ich weiss es nicht.

Der kohlschwarze Darmkoth ist, als Folge einer Magenblutung, sehr gemein; dieser verbreitet aber, wie den Aerzten bekannt, einen unerträglich aashaften Gestank. Derjenige hingegen, der nicht von verfaultem oder aufgelösetem Blute nach Magen- oder Oberdarmblutungen, sondern von unbekannten Ursachen abhängt, ist sehr selten, und ist, wo nicht ganz ohne Geruch, doch ganz ohne aasigen. Dadurch allein unterscheidet er sich von jenem, und nicht durch das äussere Ansehen, dieses ist vielmehr bei beiden gleich. Ausser in dem erzählten Falle, habe ich nur ein einziges Mahl den, wirklich ganz geruchlosen, kohlschwarzen Darmkoth gesehen, und zwar bei einer Frau, die bei der Einkeilung eines grossen Nierensteines in den rechten Harngang consensuelle Gelbsucht und fühlbare Auftreibung der Leber bekam. Da der Stein nach sehr langen und unsäglichen Leiden endlich zur Blase gelangt war (bei

seinem Durchgange durch die schräge, enge Blaseneinmündung des Harnganges wurde der Schmerz bis zu Convulsionen gesteigert), liess das consensuelle Leiden des Gallenganges etwas nach, und nun wurde der Darmkoth, der, wie bei Gelbsüchtigen, schon lange weiss gewesen, kohlschwarz und blieb viele Tage so. Die Schwärze war nicht bloss eine scheinbare, sondern eine wirkliche, denn, auch mit Wasser verdünnt, blieb sie.*)

*) Im Jahre 1840 habe ich zum dritten Mahle in meinem Leben bei einem sechzigjährigen Bauchschwindsüchtigen kohlschwarzen geruchlosen Darminhalt gesehen, den er von oben und unten entleerte und zwar einige Tage vor seinem Tode. Da dieser Mann, der angeblich schon seit Ostern gekränkelt und arzeneiet, am 14. Juli zu mir kam, nicht bloss einen gewöhnlichen Mangel an Esslust, sondern einen wirklichen Abscheu vor aller Speise hatte (wie mir später sein Sohn sagte, schon etwas früher gehabt) und dieser Abscheu bis zum Tode, der am zweiten August erfolgte, unverändert blieb, so ist er, da er weder Fieber noch Eiterung hatte, wol des eigentlichen Hungertodes gestorben; bei ihm blieb aber nicht, wie in dem oben erzählten Falle, das Hungerfieber aus, sondern es erschien mehre Tage vor dem Tode mit schnellem Pulse, sichtbarem Verfalle der Kräfte, Durst und Erbrechen des genossenen Getränkes. Anfangs war das, ohne die mindeste Anstrengung ausgebrochene Getränk unverändert, gar bald wurde es bräunlich, als sei Kaffee damit gemischt, und dann kohlschwarz, und da ich um dem drohenden *Ileus* vorzubeugen, künstlichen Stuhlgang bewirkte, waren die breiigen Exkremente auch kohlschwarz und geruchlos. Als ich am 14. Juli, wie gesagt, den Mann zuerst sah (den ich früher genau gekannt) schloss ich aus dem fast gelbsüchtigbraunen Harne, aus der bedeutenden Abmagerung, aus dem fremdartig gewordenen Gesichte und dessen Missfarbe, aus der veränderten Gemüthsstimmung, die eine vollkommen gleichgültige oder ergebene war, dass er an einer ernsthaften, eingewurzelten Lebererkrankung leide, obschon ich mit meinen Fingern in der Oberbauchgegend und in dem rechten *Hypochondrio* (so weit dieses zu befühlen) nicht das mindeste Regelwidrige entdecken konnte. Wenn ich aber aus den angeführten Zeichen auf eine Lebererkrankung zu schliessen berechtigt war, so hätte ich doch Oedipus selbst sein müssen, wenn ich die Art dieser Krankheit hätte errathen können. Bei Eröffnung der Bauchhöhle eines Leichnams fällt einem doch gleich die Leber in die Augen, deren vorderer Lappen ja meist bis zum schwertförmigen Knorpel und in manchen Fällen (wie z. B. in dem oben erzählten) noch viel weiter reicht. Dass ich also überrascht wurde, da ich nach eröffneter Bauchhöhle des in Rede stehenden Mannes keine Spur von einer Leber sah, werden mir die Leser gern glauben; die Leber war nämlich dermassen atrophisch verkümmert, dass ich, um sie sichtbar zu machen, mit der Hand ins

Erdige Mittel bei Magen- und Darmsäure.

Ein paar Krankheitsfälle, die mir kürzlich vorgekommen (ich mache diesen Zusatz im Anfange des Jahres 1837), haben mich erinnert, dass ich im Vorigen vergessen, von dem früher beliebten Absorbens, dem Krebssteinpulver zu sprechen. In der ersten Zeit meiner Praxis gebrauchte ich dieses weit häufiger als später, denn wenn ich gleich schon früh den Nutzen und die Vorzüge des Natron kennen lernte, so war ich doch der Meinung, selbiges bilde mit Magen- und Darmsäure ein Laxirsalz, fürchtete also, es beim Durchlaufe zu gebrauchen; das Irrige dieser Meinung ist mir aber schon vor länger als 20 Jahren klar geworden.

Dass das Natron mit Schwefelsäure Laxirsalz bildet, ist kekannt; daraus folgt aber nicht, dass es auch mit Magen- und Darmsäure Laxirsalz bilden müsse. Mit der Salz-, Salpeter-, Essig- und Weinsteinsäure bildet es keine eigentliche Laxirsalze, wiewol ich nicht in Abrede stelle, dass diese Salze, so gut wie manche andere Substanzen, in ungemessener Gabe verschluckt, wol den *Motum peristalticum* etwas vermehren können.

Im Vorigen habe ich gesagt, dass das Natron den Durchlauf, der bei dem gewöhnlichen Gallenfieber von einer grossen

---

rechte *Hypochondrium* fahren und sie hervordrängen musste; auch ihre Farbe war ganz von der Norm abweichend, nämlich, ein schmutziges Dunkelgelb; auf der convexen Fläche sah ich hin und wieder unregelmässige ins Weissliche schillernde Flecken: weder ich, noch der mir helfende Wundarzt, der auch nicht zu den jungen gehört, hatten je eine solche atrophisch entartete Leber gesehen. Der begreiflich von Speisebrei und Koth ganz leere Darmkanal, war mit Luft und einer kohlschwarzen Flüssigkeit erfüllet, die, da wir die Därme anstachen, wie Dinte herauslief, ja selbst ganz deutlich durch die Häute der Dünndärme schien. Uebrigens waren ungewöhnlich viel Verwachsungen in diesem Bauche, die aber weder ich, noch der Wundarzt zu entwirren Lust hatten, weil der Fussboden der Tisch war, worauf wir hätten arbeiten müssen, und weil ein solcher Tisch sehr ungemächlich ist. Zum Ueberfluss bemerke ich noch, dass der Mann weder von seinem heimathlichen Arzte, noch von mir, Eisen, oder ein Eisenpräparat, oder irgend eine Arzenei erhalten, der man die schwarze Farbe des Darminhaltes hätte zuschreiben können.

Menge saurer Stoffe abhängt, hebt, dass es die krankhaft vermehrte Aktion des galleabsondernden Organs mässiget, und so in zweifacher Hinsicht Heilmittel dieses Fiebers ist. Ferner habe ich gesagt, dass in einem entgegengesetzten Zustande des Gallenorgans, bei der verminderten Gallenabsonderung, das Natron nur, wo es nöthig, mit grosser Umsicht zu gebrauchen sei, welche Vorsicht ich zuerst bei der Gelbsucht gelernt, wo zuweilen, gleich nach gehobener Striktur des Gallenganges, sich eine grosse Menge scharfer Galle ergiesst und allerlei widrige Gefühle im Epigastrio macht. — Nun, das Nämliche gilt von allen den Leberkrankheiten, sie mögen als akutes Fieber oder als chronisches Siechthum auftreten, bei denen man keine vermehrte Gallenabsonderung gewahren kann, und die man im Allgemeinen am sichersten bloss durch *Hepatica* heilt. Der Durchlauf, der sich zuweilen bei diesen zeigt, ist rein consensueller Art, er ist Zeichen einer höheren Steigerung des Leberleidens, und um ihn zu heben, muss man das zur Zeit hülfliche Lebermittel in ganz kleinen Gaben reichen.

Wird man aber zu solchen Kranken erst den fünften, sechsten Tag gerufen, so trifft es sich mitunter, dass diese durch ungehörige Speisen, welche ihre erkrankten Verdauungswerkzeuge nicht meistern konnten, als durch Buttermilch-, Bier-, Wein- oder Mehlsuppe ihren ganzen Darmkanal so versäuert, und sich dadurch solche krampf- und schmerzhafte Leiden bereitet haben, dass man wol genöthiget ist, die materielle Ursache dieser Leiden besonders zu berücksichtigen. In den beiden Fällen, die mich gerade in diesem Jahre an meine schriftstellerische Vergessigkeit hinsichtlich des Krebssteinpulvers mahnten, waren die flüssigen Exkremente der Kranken so sauer, dass, wie mir die Hausleute ungefragt sagten, das Zimmer bei jeder Entleerung mit einem sehr sauren Geruch erfüllet wurde. — In solchen Fällen wird der Durchlauf zwar nicht durch die Säure, sondern consensuell durch das Leberleiden verursacht, aber durch die erzeugte Säure doch sehr verstärkt. Hier ist nun das Krebssteinpulver zu einer halben Unze tags das wahre Mittel, welches die sauren Stoffe neutralisirt, und ohne die Gallengänge feindlich anzugreifen

den Durchlauf bedeutend mässiget; ganz hemmet es ihn nicht, denn er hängt, wie gesagt, von der erkrankten Leber consensuell ab.

Gibt man in solchen Fällen Natron, so hat das eine sehr täuschende Wirkung; man siehet das Gefühl der Vollheit, der Beänstigung, des Schmerzes aus dem Epigastrio verschwinden, und zwar so wundervoll schnell verschwinden, dass man, unerfahren in diesem Handel, glauben sollte, man habe das wahre Heilmittel gefunden. Lässt man aber in diesem guten Glauben das Natron fortgebrauchen, so verschlimmert es gar bald das Leberleiden und begreiflich auch den consensuellen Durchlauf. Ich rathe also jedem Arzte, gleich von dem Natro abzustehen, so bald er siehet, dass es Durchlauf macht, oder den vorhandenen verstärkt, oder auch nur den vorhandenen nicht beschwichtiget.

Sollte aber einer meiner Leser denken, das Natron könne, wenn der ganze Darmkanal voll saurer Stoffe sei, unmöglich als Natron feindlich auf die Gallengänge wirken, denn es verbinde sich ja in dem Darmkanal mit der Säure zu Mittelsalz; — so bemerke ich diesem Zweifler Folgendes. So lange Magen und Duodenum voll saurer Stoffe sind, kann allerdings das Natron nicht als solches auf diese Organe wirken, sondern es muss die Säure in denselben neutralisiren und so dem Kranken durch Entfernung dieses materiellen Reizes eine schnelle, fast wundergleiche Erleichterung verschaffen. Lässt man es aber weiter fortgebrauchen, in der guten Absicht, den weit grösseren Theil der Säure, der den ganzen übrigen Darmkanal erfüllet, auch zu neutralisiren, so kann es doch unmöglich zu diesen sauren Stoffen gelangen, oder es muss durch Magen und Duodenum dahin kommen, und auf diese, in welchen es nichts mehr zu neutralisiren findet, als pures Natron wirken. — Warum das Natron, mit der inneren Fläche des Magens und des Zwölffingerdarmes in Berührung gebracht, eine Krankheit der Leber, bei der die Aktion des Gallenorgans vermindert, zum wenigsten nicht vermehrt ist, weit eher steigert als heilt, das weiss ich nicht zu erklären. Was ich gesagt, ist bloss das Ergebniss vergleichender Beobachtung.

Gebrannte Magnesia.

Behandelt man Kranke, die viel Magnesia bedürfen, so begreift man bald, dass das Reichen dieses Mittels in Pulverform seinen Haken hat; die Leute erschrecken vor dem grossen Haufen, den sie verschlingen sollen, und nehmen selten das Mittel in hinreichender Menge. Darum habe ich schon vor länger als 30 Jahren die Magnesia in einen Schütteltrank gegeben und mich besser bei dieser Form befunden. Acht Unzen Wasser und eine halbe Unze gebrannte Magnesia bilden zusammen einen Trank, der flüssig genug ist, um ihn ohne Beschwerde und Widerwillen nehmen zu können. Stehet er aber über Nacht, so macht die Magnesia mit dem grössten Theile des Wassers eine eigene Masse, die fast gallertartig zu sein scheint, es aber doch nicht ist. Ueber dieser Masse stehet ein Schicht klares Wasser. Wer da glaubt, er könne die *Mag. usta,* wie andere Pulver, durch Schütteln mit dem Wasser mischen, der täuscht sich. Will man den Trank wieder flüssig haben, so muss man mit einer Stricknadel (die sich allenthalben findet) mehrmals bis auf den Grund durch die Masse fahren, und dann schütteln, so wird alles so flüssig als es früher gewesen. Es ist nothwendig, die Kranken oder deren Hausgenossen mit der besagten Eigenschaft der Magnesia bekannt zu machen, und sie den einfachen Handgriff zu lehren; thut man es nicht, so siehet der Kranke die Arzenei für unbrauchbar an und lässt sie stehen, oder er lässt anfragen, wie er es mit der Arzenei halten solle, die sei über Nacht so dick geworden, dass sie nicht mehr aus der Flasche wolle.

Nachträgliche Bemerkungen über Quassia- und Brechnusswasser.

Ich habe im Vorigen gesagt, das Quassiawasser sei ein vorzüglich gutes Heilmittel in derjenigen Wassersucht, die von einem Urleiden der Leber vermittelst consensueller Affektion der Nieren abhange; auch habe ich gesagt, anderartige Leberkrankheiten gingen auf die Dauer leicht in die Quassialeberkrankheit über. Aus diesen Aeusserungen könnten manche Leser schliessen, ich halte das Quassiawasser für ein *Specifi-*

cum in *hydrope hepatico.* So ist es aber nicht gemeint; ich bin vielmehr überzeugt, dass jedes Leberheilmittel zwar eine Leberwassersucht zu heilen im Stande ist, aber doch jedes Mittel nur immer eine solche Wassersucht, welche von einer unter seiner Heilgewalt stehenden Leberkrankheit abhängt, so wird z. B. das Quassiawasser nie eine von einer Brechnussleberkrankheit abhangende Wassersucht heilen, und das Brechnusswasser nie eine von einer Quassialeberkrankheit abhangende u. s. w. Als erklärende Thatsache mögen folgende zwei Fälle dienen.

Im Dezember 1836 wurde ich zu einer hier wohnenden Kindbetterinn in der 5ten Woche gerufen. Sie hatte Bauch- und Zellgewebewassersucht mit schleichendem Fieber, welches abendliche Exazerbationen machte, die Harnaussonderung war sehr vermindert, der Harn braun und trübe. Die Leberaffektion, von der dieser krankhafte Zustand abhing, hatte die Frau während der Schwangerschaft zu einer unbestimmbaren Zeit berührt, ohne sie ins Bett zu werfen; die fremdartigen Gefühle im Epigastrio waren, wie das oft geschieht, auf Rechnung der Schwangerschaft geschrieben. Uebrigens konnte ich nicht gewahr werden, dass solche materielle, feindliche Reize im Darmkanal steckten, die man hätte entfernen oder neutralisiren müssen.

Da ich über die Natur dieser Leberkrankheit kaum eine Vermuthung wagen konnte, so gab ich als Erkennungsmittel das Quassiawasser. Dieses machte in zwei Tagen den trüben Harn klar und vermehrte dessen Absonderung so, dass ich nicht daran zweifelte, die Frau werde durch dieses Mittel geheilt werden. Nach 10 Tagen, da alles einen recht erwünschten Fortgang hatte, schickt ihr eine Nachbarinn eine Suppe, die aus Buttermilch, Bier, Syrop und Weissbrot angeblich zusammengesetzt war. Die Kranke schlägt meine Warnung, solche Speisen zu meiden, in den Wind, und isst Mittags die Suppe.

Um 7 Uhr Abends (die gewöhnliche Zeit, wo solche gährende, Mittags genossene Speisen, welche die Verdauungsorgane nicht meistern können, recht ihre feindliche Wirkung äussern) wurde ich zu ihr gerufen. Man sagte mir, sie habe

schon gegen 5 Uhr über ein Gefühl des Vollseins in der Herzgrube und über Beängstigung geklagt. Jetzt befand sie sich in einem Zustande halber Besinnungslosigkeit, und hatte Zuckungen der Arme, ihr Puls war klein, schnell und aussetzend; angeblich hatte sie seit Mittag gar nicht mehr geharnt. Weil ich bis dahin in ihrem Darmkanale nicht die mindeste Neigung zum consensuellen Durchlauf bemerkt, gab ich ihr, um die materielle Ursache der Zufälle zu beseitigen, einen achtunzigen Trank, der bloss aus einer halben Unze Natron und einem Scrupel Traganth bestand, von dem ich sie stündlich, die ganze Nacht durch, einen Löffel voll nehmen liess, und zwar mit dem Erfolge, dass, von dem Augenblicke des Einnehmens an, alle üble Zufälle nach und nach verschwanden und ich sie am andern Morgen um 9 Uhr so gut fand, wie vor diesem Zwischenspiele, mit Ausschluss jedoch der Harnaussonderung, welche sichtlich dadurch gestört war, auch war der wenige Harn braun und trübe, hatte jedoch seine Säure. Jetzt ging ich wieder zum Quassiawasser über, in der Zuversicht, es werde, wie vor dem Intermezzo, die Harnabsonderung vermehren, täuschte mich aber darin sehr; in vier Tagen kam ich um kein Haar weiter, und begreiflich vermehrte sich nun das Wasser im Bauche und im Zellgewebe merklich. Ueberzeugt, dass die durch den materiellen Darmreiz verursachte consensuelle Gehirn- und Nervenaffektion die Natur der Lebererkrankung verändert habe, versuchte ich ein anderes Leberheilmittel und zwar das Wasser der Brechnuss. Ich fing mit fünf Tropfen für die Gabe fünfmahl tags an, sah schon am folgenden Tage eine günstige Veränderung in der Farbe des Harns, am zweiten eine Vermehrung desselben; da aber am sechsten die Entleerung des jetzt ganz normalen noch nicht so reichlich war als ich es wünschte, so stieg ich mit der Gabe des Brechnusswassers bis auf 15 Tropfen, und weil nun die Harnentleerung so vermehrte, dass in dieser Hinsicht nichts zu wünschen überblieb, so hielt ich mich bei dieser Gabe. Die Frau ist auch, ohne weiteren Anstoss, bloss durch dieses Mittel von der Wassersucht und von dem schleichenden Fieber befreit worden; das Fieber blieb aber, nach ganz weggeharntem Wasser, noch über 14 Tage, und nahm allmählig ab, wie es

gewöhnlich die Weise solcher von der Erkrankung eines Organs abhangenden Schleichfieber ist.

Der zweite Fall, den ich bald darauf, gleichzeitig mit dem erzählten zu behandeln hatte, betraf eine ältliche dienende Jungfer, deren Gesicht bräunlich, wie das einer Spanierinn oder Italiänerinn aussah, und die behauptete, diese Gesichtsfarbe habe sie immer gehabt. Sie litt am Schleichfieber, klagte über widrige Gefühle im Epigastrio, die Füsse waren bis zu den Knien geschwollen, der Bauch voll Wasser, und, was das Schlimmste, sie hatte schon seit einem Monat schmerzlosen Durchlauf, 8 bis 10 Entleerungen in 24 Stunden, der sehr sparsame Harn war klar und goldfarbig, also nur um eine Schattung dunkler als der normale, übrigens ordentlich sauer.

Da ich durch die Ausfragung keine deutliche Nachricht über die erste Entstehung dieser Krankheit erhalten konnte (solche Organerkrankungen beschleichen die Menschen oft genug ganz leise und unmerklich), auch nicht einmahl eine Vermuthung über die Natur derselben hatte, die Form der Krankheit aber, das Leberleiden, ganz unverkennbar war, so gab ich als Probemittel zuerst das Quassiawasser, weil mir dieses am oftesten in *Hydrope hepatico* treffliche Dienste geleistet, ich mithin als Verstandesmensch nicht anders handeln konnte.

Nachdem vier Unzen verzehrt waren, und ich nicht die mindeste wohlthätige Wirkung auf den Durchlauf und die Harnentleerung gewahrte, so begriff ich, dass hier die Wassersucht nicht von einer Quassialeberkrankheit abhange, sondern dass die Leberkrankheit anders naturet sein müsse. Es handelte sich also jetzt darum, diese unbekannte Natur weiter zu erforschen, und zu dem Ende gab ich fünfmahl tags acht Tropfen Brechnusswasser. Ich sah jetzt eine gute Wirkung, der Durchlauf minderte und die Harnabsonderung vermehrte sich. Da jedoch nach 10 Tagen das Fortschreiten zur Besserung immer zauderhaft blieb, so verminderte ich die Gabe des Brechnusswassers nach und nach bis auf vier Tropfen fünfmahl tags. Sobald ich bis auf diese geringe Gabe gekommen war, liess der Durchlauf nach, und die Harnabsonderung vermehrte so, dass Bauch- und Zellgewebe bald ganz frei von

Wasser wurden. Weil aber in diesem Falle das Leberleiden wahrscheinlich schon lange vor dem Erscheinen der Wassersucht bestanden hatte, gab ich der Jungfer den Rath, das Brechnusswasser noch lange nachzugebrauchen.

Von der wohlthätigen Wirkung der Lebermittel in ganz kleinen Gaben beim consensuellen Durchlauf habe ich schon früher gesprochen, darum brauche ich mich jetzt nicht zu rechtfertigen, dass ich im ersten Falle die anfängliche Gabe des Brechnusswassers vermehrt, im zweiten vermindert habe.

Ueber die Nothwendigkeit körperlicher und geistiger Ruhe bei aufgeregter Anschoppung der Bauchorgane.

Dass Verstopfung, Anschoppung, Auftreibung, Verhärtung, oder wie man noch sonst die Krankheit eines Organs nennen mag, durch welche seine Form verändert wird, und zuweilen so verändert, dass man das Abnorme greiflich erkennet, sich in einem zweifachen Zustande, nämlich, in dem der Ruhe und in einem anderen, der Aufgeregtheit befinden könne, habe ich schon früher gesagt, auch bemerkt, dass körperliche Anstrengung, Erschütterung und geistige Einwirkung eine solche Aufgeregtheit herbeiführe, deren böse Folgen sich gewöhnlich erst den zweiten oder dritten Tag recht merklich durch consensuelle Leiden anderer Organe offenbaren, und dass sich diese Aufgeregtheit des Erkrankten gar trefflich durch einen Absod des Frauendistelsamens beschwichtigen lasse. — Hier habe ich nun eine sehr wichtige Sache vergessen, nämlich, dass körperliche und geistige Ruhe nothwendige Bedingung des Beschwichtigens sind. Diese Bedingung kann leicht von einem jungen Arzte übersehen werden; denn da manche Kranke der Art so angegriffen sind, dass sie auch ohne ärztliche Mahnung im Bette bleiben, so schreibt man leicht die Beschwichtigung der Aufgeregtheit einzig auf die Wirkung der Arzenei, und lässt die Umstände ausser Acht, unter denen die Arzenei ihre wohlthätige Wirkung offenbaret. Bekommt man dann später minder ernsthafte Fälle zu behandeln, das heisst, solche, bei denen die schmerzhaften Leiden den Kranken nicht bestimmt nöthigen im Bette zu bleiben, bei denen er vielmehr im Hause

herumgehet, ja wol ausser dem Hause seine Geschäfte, wenn gleich mühsam und peinlich beschickt, so wundert man sich sehr, dass ein Mittel, welches in ernsthaften Fällen bald sichtlich Hülfe geschafft, in diesen scheinbar leichteren zwar nicht ganz seine Dienste versagt, aber doch nur zauderhaft hilft. — Nur durch Vergleichung mehrer, verschiedenartiger Fälle gelangt man zu der Ueberzeugung, dass körperliche Ruhe die unerlässliche Bedingung ist, unter welcher die Arzenei ihre wahre, wohlthätige Wirkung äussert. Wer diese Ueberzeugung erlangt hat, oder dem durch Erfahrung Ueberzeugten Glauben schenkt, der wird auch solche Kranke, die durch ihr Leiden selbst nicht bettlägerig sind, durch eine verständige Vorstellung zur Ruhe verweisen.

Das Nämliche gilt von den geistigen Reizen, nicht bloss von den heftigen, unangenehmen, sondern auch von den milderen, angenehmen; je gleichgültiger die Gemüthsstimmung des Kranken ist, um so gemächlicher wird man die Aufgeregtheit des leidenden Organs beruhigen.

Darmsteine.

Folgender Fall, den mein ältester wundärztlicher Freund, Herr *Bodenstaff* (wohnhaft in dem niederländischen Grenzstädtchen *Gennep*) behandelt hat, scheint mir, seiner Seltenheit wegen, der Bekanntmachung werth.

Eine sechs und fünfzigjährige Frau in dem Dorfe *Sandbeck* (Land von *Keuk*, Provinz Nordbraband), Mutter von acht Kindern, hatte im April des Jahres 1823 starke, anhaltende Bauchschmerzen bekommen, und da die Mittel, die ein Arzt dagegen verschrieben, keine Hülfe geschafft, wurde einen Monat später die Kunst des Herrn *Bodenstaff* in Anspruch genommen.

Da dieser ihr den Bauch untersucht, entdeckt er in der rechten Seite der Unterbauchgegend, an der Stelle, wo der Blinddarm liegt, eine Verhärtung, die er für einen Muskelabszess hält und einen erweichenden Brei darauf legt. Bei seinem zweiten Besuche fühlt er ganz deutlich Fluktuation, aber in der Tiefe dunkel einen harten Körper. Er öffnet nun

den Abszess; es laufen, nach ungefährer Schätzung, acht Unzen Eiter heraus. Nach dieser Entleerung kann er den harten Körper in der Tiefe nicht mehr fühlen, glaubt also, sich getäuscht zu haben. Bei dem nächsten Besuche bringt er seinen kleinen Finger in die Höhle des Abszesses — fühlt im Grunde unzweifelig den harten Körper, führt eine feine Pinzette neben seinen Finger auf den räthselhaften Körper, erfasst ihn ohne Mühe, ziehet ihn heraus und überzeugt sich nun vollkommen, dass es ein wirklicher Stein ist. In den folgenden Tagen holt er auf die nämliche Weise noch acht der grösseren Steine heraus; die kleineren werden später durch die Eiterung ausgestossen. In allen sind drei und zwanzig grössere und kleinere Steine zu Tage gekommen; die ganze Kur hat zwei Monate gewährt, die Frau ist vollkommen gesund geworden und hat nach dieser Begebenheit noch neun Jahre gelebt.

Herr *Bodenstaff* ist der Meinung, die Steine müssten in dem wurmförmigen Anhange des Blinddarmes gelegen haben, denn hätten sie sich in dem Blinddarme selbst befunden, so würde er bei dem Herausholen derselben doch wol Spuren von Darmkoth bemerkt haben; ja, da die Höhle des Abszesses mit dem Steinlager communizirt, hätte sich Darmkoth in dem Eiter zeigen müssen.

Die steinsüchtige Frau hat den grössten Theil der Steine, zur Erinnerung an dieses Abenteuer, selbst aufgehoben, nur zwei der grösseren dem Herrn B. geschenkt, welcher mir einen davon gegeben und zwar mit der Bemerkung, dass die übrigen mit diesem, hinsichtlich der Farbe und Consistenz, gleich gewesen.

Dieser hat fünf Flächen; die oberste ist gewölbt, bildet ein etwas geschobenes Viereck und hat ohne Zweifel die innere Wandung des wurmförmigen Anhanges des Blinddarmes berührt, woher ihr die Wölbung geworden. Die eine Seite dieser Fläche ist einen halben Zoll, die andere fünf Linien lang. Die vier übrigen Flächen sind, jede, einen halben Zoll lang, die Breite derselben, weil sie keilförmig zusammenlaufen, ungleich. Dass der Stein mit diesen vier Flächen zwischen den anderen Steinen gesteckt, vermuthe ich, weil diese Flä-

chen nicht, wie die oberste, gewölbt, sondern platt sind. Das Gewicht des Steines ist 23⅜ Gran, die Farbe desselben weiss ins Gelbliche spielend mit kastanienbrauner Sprenkelung. Das ganze Concrement hat hinsichtlich seiner Leichtigkeit und seiner feinen Oberfläche, die sich seidenartig anfühlt, die grösste Aehnlichkeit mit dem feinsten und leichtesten Meerschaum, wenn dieser nämlich mit Wachs getränkt ist.

Wohlthätige Harnblasenblutung.

Ein sechsundsechzigjähriger Mann, bei dem die Bauchvollblütigkeit bis zum Jahre 1840 blos etwas Vermuthliches gewesen, wurde in besagtem Jahre (nachdem er eine unbestimmte Zeit an chronischem Husten gelitten und allmählig ein solch übeles Aussehen bekommen, dass seine Freunde geglaubt, er sei am Abgehn) von dem damahls landgängigen Leberfieber ergriffen, welches jedoch, trotz den bedenklichen Zufällen, mit denen es begann, (Ohnmacht, Erbrechen, Schlafsucht) sich ohne Anstoss bloss durch den Samen der Frauendistel heilen liess. Nachdem der Geheilte wieder auf die Strasse kam und seinen hier im Orte wohnenden Sohn ein einziges Mahl besucht hatte, zeigten sich bei ihm die Vorbothen der Blasenhämorrhoiden. Ich suchte dem drohenden Uebel durch Blutegel an den After vorzubeugen, es glückte aber nicht; denn am zweiten Tage nach dieser Entleerung erschienen die wirklichen Blasenhämorrhoiden mit Strangurie und dunkelblutigem Harne. Ein paar Tage darauf, nachdem ich morgens meine städtischen Kranke, also auch den Mann besucht hatte, bei diesem nichts Ungewöhnliches gefunden, und nun, um ausserstädtische Geschäfte zu beschicken dem Hause des Kranken vorbeifuhr, wurde ich hier von der Tochter angehalten und dringend gebeten, einzutreten, denn es habe sich, sagte sie, den Augenblick bei ihrem Vater etwas Seltsames ereignet. Da ich zu dem Kranken kam, zeigte man mir einen grossen Harntopf, der fast halbvoll von einer schwarzbraunen Flüssigkeit war, und fragte mich, ob ich diese Flüssigkeit, die der Mann geharnt, für Blut halte. Da das Ausgeleerte mehr schwarz als braun war, so wurde ich wirklich stutzig, goss etwas davon

in ein grosses weisses Bierglas, und setzte so lange Wasser hinzu, das Glas gegen das Licht haltend, bis die dunkelrothe Blutfarbe sichtbar wurde; ich versichere aber dem Leser, dass, um diesen Zweck zu erreichen, eine Verdünnung von drei Viertel Wasser erforderlich war. Die, in Vergleich mit anderen Fällen von Blasenhämorrhoiden, geringe Harnstrenge drang mir den Glauben auf, dass ich es jetzt mit einem wahrhaft kritischen oder wohlthätigen Harnblasenblutflusse zu thun habe, und der Versuch, die Natur, die hier den Weg der Entleerung durch die Blase so energisch eingeschlagen, durch ferneres Ansetzen von Blutegeln an den After in einen anderen Weg zu zwingen, schien mir thöricht. Ich beschränkte mich also darauf, dem Kranken, der begreiflich nicht ganz frei von Harnstrenge sein konnte, diese durch stündlich gereichte dreissig Tropfen Rosenschwammtinktur zu mässigen. Dieses Mittel, welches früher in anderen Fällen von Blasenhämorrhoiden (die ich für ein nicht glückendes Bestreben der Natur, sich des überflüssigen Bauchblutes durch die Blase zu entleeren, also für blosse *Molimina critica* ansehen musste) nichts geleistet, leistete in dem gegenwärtigen Falle, wo der Natur diese Entleerung vollkommen glückte, recht gute Dienste. Warum aber eine solche wahrhaft wohlthätige Harnblasenblutung so selten vorkommt, dass ich sie erst im fünf und vierzigsten Jahre meiner Praxis gesehen, das werden die gelehrten Anatomen und Physiologen wahrscheinlich besser auszulegen wissen als ich. — Was den ferneren Verlauf des Uebels bei unserem Kranken betrifft, so kann ich mich darüber kurz fassen. Der Kranke entleerte noch einige Tage blutigen Harn, bekam auch noch einen kleinen, ungefähr eine Unze betragenden Bluterguss aus der Harnröhre, und zwar ganz ohne Schmerz; dann wurde der Harn nicht bloss unblutig, sondern ganz normal von Farbe. Nach ein paar Tagen färbte er sich wieder hellblutig (wahrscheinlich wegen eines kleinen Diätfehlers) das währte aber nur einen Tag, dann war er wieder normal. In den folgenden Tagen reinigte sich die Blase von dem noch in ihr steckenden Blutgerinnsel, welches wahrscheinlich von der eigentlichen Hauptblutung herstammte; ich sah nämlich in dem hellstrohgelben Harne kleine Stückchen von schwarzbraunem geronnenen Blute.

Endlich ereignete sich noch ein Zufall, der den Kranken so besorgt machte, dass er zur ungewöhnlichen Zeit meinen Rath in Anspruch nahm; wenn er nämlich harnen wollte, konnte er bei aller Anstrengung keinen Tropfen Wasser entleeren. Aus allen Umständen schloss ich, es müsse ein weit grösseres Stück Blutgerinnsel, als bis jetzt von ihm gegangen, sich in die Harnröhre festgesetzt haben und sie verstopfen. Ich rieth ihm also, er solle vorläufig jeden Versuch zum Harnen ganz aufgeben, damit sich eine gute Portion Harn in der Blase sammle, und nur wenn er es gar nicht mehr aushalten könne, das Harnen versuchen.

Dieser Rath, dessen Befolgung, bei der gesteigerten Reizbarkeit der Blase, welche nach einem solchen Stosse noch eine Zeitlang überbleibt, allerdings etwas lästig war, wurde möglichst treu zur Ausführung gebracht, und da nun der Kranke das Harnen endlich versuchte, trieb der kräftigere Harnstrom ein ungefähr zolllanges Blutgerinnsel, welches sich wahrscheinlich quer in die Harnröhre gesetzt, ohne Mühe heraus, und damit war nun das Ende aller Leiden erreicht.

Zweiter Abschnitt.

Mittel auf die Organe der Brust.

Mittel auf das Herz.

Der unregelmässige, aussetzende Herzschlag ist zuweilen eine im Herzen vorwaltende Affektion des Gesammtorganismus, und stehet unter der Heilgewalt eines der Universalien. Oder er ist consensueller Art, hängt von der Affektion eines andern Eingeweides ab, und kann nur durch Hebung des Grundübels beseitiget werden. Die Affektion der Baucheingeweide, der Leber, der Milz, des Pankreas, des Pfortadersystemes, oder der Bauchganglien können ganz unregelmässigen Herzschlag machen, so, dass sich auch wol ein verständiger Mann täuschen und das Ganze für eine Uraffektion des Herzens ansehen könnte. Ich erinnere mich, vor zwei Jahren den Fall erlebt zu haben, dass bei einem Manne von höheren Jahren der Gallenstein solch einen unregelmässigen Herzschlag und solche Athemsnoth machte, dass ich selbst mehre Tage zweifelhaft blieb, ob ich es nicht mit einem, mit Brustwassersucht verbundenen Herzfehler zu thun hätte. In der Folge ergab es sich aber, dass ein Gallenstein solche grosse Noth verursacht habe, der denn auch so gefällig war, sich durch eine Abkochung des Frauendistelsamens beruhigen zu lassen. Aus den vorhandenen Zeichen und durch die Ausfragung lässt sich so etwas nicht immer erkennen. Man muss die geeigneten Mittel mit dem Organismus in Berührung bringen, und aus dem Verhalten beider gegen einander das Uebel erkennen. Es gibt

Fälle, wo wirklich jede andre Art der Erkenntniss bar unmöglich ist.

In den Urleiden des Herzens, die nicht von angebornen, oder erworbenen Bildungsfehlern dieses Organs abhangen, und in denen davon entstehenden consensuellen Affektionen anderer Gebilde, ist die Digitalis wol das beste direkte Heilmittel. Jedoch muss man sie oft zur Hand nehmen, wenn man ein krankhaft aufgeregtes Herz gründlich damit heilen will, ja die gründliche Heilung glückt nicht immer. Ich habe eine Jungfrau gekannt, die zwanzig Jahre am anhaltenden Herzklopfen gelitten, ohne dass man behaupten konnte, sie habe Herzfehler. Sie ist auch nicht gestorben, wie Menschen, die an solchen Fehlern sterben, sondern sie ist vielmehr alt und abgelebt heimgegangen. Dieser Jungfrau habe ich, da sie kaum zwei Monate den ersten Anfang des anhaltenden Herzklopfens gehabt, die Digitalis gegeben, aber nicht die mindeste wohlthätige Wirkung dieses Mittels können gewahr werden.

Wenn junge Leute periodisches Herzklopfen haben, so wird dieses bisweilen mit den Jahren minder, und verschwindet wol mit der Zeit gänzlich. Haben wir diesen nun Digitalis gereicht, so können wir hintennach rathen, ob die Digitalis, oder die Zeit Heilerinn gewesen.

Ich habe ein Fräulein gekannt, die mit Herzklopfen und Asthma periodisch geplagt war, und die nun schon seit gar langer Zeit nichts mehr von diesem Uebel weiss. Sie hat keine Digitalis gebraucht. Ich kenne einen Mann, der früher Herzklopfen und asthmatische Zufälle oft hatte; mit zunehmenden Jahren ist dieses Uebel, ohne den Gebrauch der Digitalis, so gemindert, dass er die gegründete Hoffnung hat, ganz davon befreit zu werden. Sonderbar ist es, dass dieser Mann das Herzklopfen gleich dadurch beschwichtigen kann, dass er den Körper vorn herüber beugt, den Kopf nach unten, je tiefer je besser.

Im Jahre 1836 gewann ich die Ueberzeugung, dass die Natur auch eine der Kunst ganz unzugängliche Herzerkrankung, wo nicht vollkommen heilen, doch um vieles verbessern könne. Der 17jährige Sohn eines armen Ochsenbauers litt an einem so furchtbaren Herztoben, dass, wenn man die Hand auf seinen

Brustkasten legte, man nicht bloss den sehr starken, unregelmässigen Herzschlag, sondern selbst die zuckende Bewegung, die das Herz bei jeder Zusammenziehung macht, deutlich fühlen konnte. Da weder die Digitalis noch andere Mittel eine wohlthätige Wirkung auf dieses Herzleiden äusserten; so rieth ich dem Vater, sein weniges Geld nicht zwecklos in die Apotheke zu tragen, sondern nur dafür zu sorgen, dass der Kranke nicht durch körperliche Anstrengungen sein Uebel verschlimmere. Ich gab ihm den Trost, das Herzleiden könne mit der Ausbildung des Körpers durch die Zeit von selbst besser werden.

Zu der Zeit, da der Junge in die Militairconscription fiel, erschien der Vater wieder bei mir und verlangte ein Zeugniss über dessen Krankheit. Statt eines Zeugnisses gab ich ihm den Rath, er solle den Jungen auf seinen Ochsenkarren laden, ihn nach *G.* fahren und den untersuchenden Militairärzten in meinem Namen erklären: ich habe ein Zeugniss verweigert, weil wenn sie sich die Mühe geben wollten, dem Jungen ihre Hand auf das Herz zu legen, sie auf den ersten Griff seine vollkommne Untauglichkeit zum Militairdienste ganz unzweifelhaft erkennen würden. Diese Herren waren auch so verständig, ihn für ganz untüchtig zu erklären.

Nun hörte ich in langer Zeit nichts mehr von ihm. Im Jahre 1836 erschien er wieder bei mir, um für einen kranken Verwandten Rath zu suchen. Durch die Ausbildung seines Körpers war er so verändert, dass ich ihn nicht mehr kannte; da er sich mir zu erkennen gab, schloss ich aus seinem ganzen Ansehen, dass es mit seinem Herzen viel besser bestellt sein müsse als früher. Auf meine Frage nach seiner Besserung hörte ich nun Folgendes. Er habe, sagte er, meinen Rath, alle körperliche Anstrengungen sorgfältig zu meiden, treu befolgt; sein Herztoben sei durch die Zeit allmählig minder geworden, die Fortschritte der Besserung jedoch so unmerklich gewesen, dass er unmöglich einen bestimmten Zeitpunkt auffallender Besserung bezeichnen könne. Jetzt treibe er schon wieder ein paar Jahre die Feldarbeit, hüte sich jedoch dabei vor grosser Anstrengung und vor grosser Eile. — Da ich ihm die Hand auf das Herz legte, fühlte ich allerdings, dass es

noch stärker schlug als ein gesundes; allein was war das gegen das frühere Toben! — Ich begriff jetzt, dass der Mann bei allen Bewegungen mit seinem Herzen Rath nehmen musste, also im eigentlichen Sinne ein Unfreier, ein Sklave seines Herzens war. Dieser Knechtschaft aber längst gewohnt, führte er nicht bloss ein erträgliches, sondern selbst ein genügliches Leben.

Ueber den Gebrauch der Digitalis ist in unserer Zeit so viel Gutes und Erfahrungsmässiges gesagt, dass ich es für ganz überflüssig halte, meine eigenthümlichen Erfahrungen den Lesern ausführlich mitzutheilen. Folgendes kann ich mich aber nicht enthalten zu bemerken.

Die Digitalis hat eine direkt heilende Einwirkung auf das erkrankte Herz; nur in unpassenden Gaben, und zu anhaltend gebraucht, wirkt sie feindlich auf selbiges. Will man das kranke Herz heilen, so muss man alle feindliche Einwirkung vermeiden. Ich lasse 10 bis 15 Gran des Krautes mit 8 bis 12 Unzen Wasser bis zur Hälfte verkochen, und den Kranken von diesem Dekokt viermahl tags einen Löffel voll nehmen, so dass die Portion in zwei bis drei Tagen verzehrt wird. Diese ist im Allgemeinen hinreichend, das Herz zu beruhigen, und die consensuellen Zufälle aufzuheben. Sobald ich sehe, dass letzte, z. B. Athemsnoth, Spannung in den Präkordien u. s. w., nachlassen, heisse ich den Kranken gleich mit dem Arzeneigebrauche aufhören, wenn gleich der verordnete Trank noch nicht ganz verzehrt wäre.

Von dem feindlichen Angreifen des Organismus durch die Digitalis habe ich bis jetzt noch kein Heil in Herzleiden gesehen. Ich weiss jedoch recht gut, dass man durch solch feindliches Angreifen in manchen Krankheiten gar wunderbare Veränderungen bewirken kann; es liegt nur ausser meinem Plane, jetzt von solchen feindlichen Heilarten zu sprechen, da ich sie, der Deutlichkeit wegen, in einem besonderen Kapitel abhandeln werde. Bildungsfehler des Herzens sind bekanntlich nicht zu heilen, aber man kann doch viel zur Erleichterung des Kranken thun. Bei den meisten Herzkrankheiten, welche ich für erworbene Bildungsfehler hielt, und an welchen die Menschen auch früher oder später gestorben sind, fand ich

den Puls voll, wallend, mehr oder minder aussetzend, und dann mehre Schläge schnell und minder kräftig hintereinander schlagend. In den wenigern Fällen fand ich ihn klein, zusammengezogen und aussetzend. Dieser Unterschied wird wahrscheinlich von der Art der Fehler abhangen. Ich verstehe mich aber nicht darauf, die einzelnen Fehler durch sichere Zeichen von einander zu unterscheiden, glaube auch nicht, dass dem praktischen Arzte an solchem Unterscheiden viel gelegen sein kann, insofern er nämlich den einen Fehler so wenig heben kann als den andern.

Es scheint wol, dass heftige körperliche Anstrengung, durch Laufen, oder durch Heben einer Last, oder dass ein Sturz solche Bildungsfehler des Herzens veranlassen kann. Unter den französischen Zollbeamten, die zuweilen aus Diensteifer, oder in Hoffnung guter Beute, den Schmugglern mit der äussersten Anstrengung nachrannten, habe ich mehre Herzkranke gekannt. Auch unter den Preussischen Zollaufsehern waren im Jahre 1829 zu gleicher Zeit zwei herzkranke Leute in hiesigem Orte. Der eine gab bestimmt einen Sturz in eine tiefe Sandgrube als die erste veranlassende Ursache seines Leidens an. Vor etlichen Jahren ist hier ein Bäcker an Herzfehler gestorben, der einen wahrhaft athletischen Körperbau hatte. Dieser gab ebenfalls bestimmt das Heben eines überschweren Kornsackes als die Veranlassung seines Uebels an. Uebrigens findet man Herzkranke genug, die durchaus keine veranlassende Ursache ihres Ungemachs anzugeben wissen. Bei alten Leuten soll zuweilen Verknöcherung der Herzklappen das Herzleiden machen. Möglich ist es; ich habe es aber noch nicht gesehen. Vor etlichen Jahren behandelte ich einen Mann, dessen Uebel von dem Uebel anderer sehr abweichend war; der hat vielleicht Verknöcherung der Klappen, oder gar der Aorta, oder Gott weiss was für andre verborgene Fehler gehabt. Sein Puls war klein, fadenförmig, aussetzend und ganz unregelmässig schlagend. Der Athem kurz, ohne dass man Brustwassersucht annehmen konnte. Die Nase war blauroth und kalt. Die Digitalis wirkte gar nicht auf diesen seltsamen Zustand. Der Mann ist auch nicht gestorben, wie andre Herzkranke oder Brustwassersüchtige, sondern, nachdem

er mehrere Jahre in diesem Zustande herumgegangen und nach und nach Fleisch und Kräfte verloren, ist er endlich bettlägerig, dann immer magerer und kälter geworden, und ist zuletzt im eigentlichen Sinne verlöscht. Der Puls war in der letzten Zeit so klein, dass ich ihn nur mit Mühe finden konnte, was ich aber daran fühlte, war seltsame Unregelmässigkeit. Ich bin der Meinung, dass hier ein eigenes Hinderniss des Kreislaufes Statt gefunden habe, masse mir aber nicht an, selbiges bestimmen zu wollen.

Möglich ist es, dass manche Kinder kleine Herzfehler mit auf die Welt bringen, welche anfänglich dem Kreislaufe und der Ernährung nicht sehr hinderlich sind, sich aber mit dem Körper nach und nach ausbilden und je länger je störender auf den Kreislauf einwirken. Möglich ist es aber auch, dass im Knabenalter solche Herzfehler durch heftiges Laufen, Springen und andere gewaltsame Anstrengungen geursachet werden.

Die consensuellen Leiden, die durch Herzfehler veranlasst werden, sind nach meiner Beobachtung, folgende:

Brustwassersucht und folgends Bauchwassersucht. Blutiger Auswurf. Krampfhafte Affektion des Luftröhrenkopfes, die sich als Erstickungszufälle äussert. Affektion der Leber, häufiger jedoch, nach meiner Beobachtung, mit krankhaft vermehrter, als mit verminderter Gallenabsonderung gepaaret. Affektion des Magens, die sich als Spannung in den Präkordien, oder als beständiges Uebelsein, und mitunter als Würgen äussert. Affektion der Nieren, die sich als öfteres, aber sparsames Harnen, oder als mehr oder minder behinderte Harnabsonderung und normwidrige Farbe des Harnes offenbaret (auf die Weise kann bei Herzfehlern Bauchwassersucht ohne Brustwassersucht entstehen, wiewol ich zulasse, dass solche Fälle äusserst selten vorkommen). Zusammenziehung des Mastdarmes, wodurch der Darmkoth in ganz dünnen Kringen zu Tage gefördert wird, mit öfterer Neigung zur Entlastung als bei vollkommener Gesundheit. Endlich ein eigenes, nach Aussage des Kranken, aus dem Oberbauche hervorgehendes, selbst bei mässiger Bewegung entstehendes Gefühl von Hinfälligkeit und Unmächtigkeit, welches nicht selten mit Würgen begleitet ist. Plötzliche Tode habe ich sehr selten gesehen, wo ich sie

aber sah, waren sie blitzschnell. Im Jahre 1829 hatte ich einem Grenzzollaufseher ein Zeugniss gegeben, dass er wegen unheilbarer Herzfehler unfähig zu seinem Dienste sei. Durch gute Vorsprache erhielt er einen gemächlichen sitzenden Posten an der Brücke zu Ehrenbreitstein, und der Termin war ihm anberaumt, wann er sich dorthin begeben sollte. Nachdem er eines Morgens Kaffee getrunken, recket er sich auf dem Stuhle, und macht eine seltsame bange Miene. Seine Frau springt zu ihm, nimmt ihn in ihre Arme, und er verscheidet augenblicklich. Einen ähnlichen Tod hatte der Oberst von D**, der schon mehre Jahre anhaltend unregelmässigen Herzschlag gehabt, übrigens sich ziemlich wohl bei einer müssigen, sitzenden, sorgenfreien Lebensart befunden. Ich wurde im Jahre 1817 zu seiner Gemahlinn gerufen, die an einem chronischen Uebel litt. Nachdem ich diese untersucht und ihr das Nöthige verordnet, bat sie mich, ihren Gatten doch auch einmahl zu examiniren, der leide, sagte sie, seit einiger Zeit, an kurzem Athem, wolle es aber nicht Wort haben. Ich untersuchte ihm zuerst den Bauch und fand diesen von Wasser ganz gespannt; in der Brust hatte er aber kein Wasser, denn sonst hätte die Athemskürze bei dem wassererfüllten Bauche weit, weit grösser, sie hätte schon wirkliche Athemsnoth sein müssen. Der Puls war, wie ich ihn schon früher gefühlt, voll, wallend, aussetzend, und dann mehre schwache Schläge schnell hintereinander thuend. Ich verordnete, was ich für dienlich hielt, und da die Apotheke fast eine Meile entfernt war, das Uebel ganz schleunige Hülfe nicht zu fodern schien, und es schon auf den Abend ging, so sollte folgenden Tages die Arzenei geholt werden. In derselben Nacht sieht die Oberstinn ihren Gatten aus dem Bette steigen, sich auf einen Stuhl setzen und nach Athem schnappen. Sie spricht ihn an, er antwortet nicht, wanket aber auf dem Stuhle, als ob er hinuntersinken wolle, erschrocken fliegt sie aus dem Bette, umfasst ihn mit ihren Armen, und eh sie das nebenanschlafende Mädchen berufen kann, gibt er schon den Geist auf. So gemächlich enden aber, bekanntlich, die wenigsten Herzkranken. Die meisten, welche ich gesehen, litten viel und lange, eh sie des Lebens bar wurden.

Apoplexie sah ich noch nie sich zu Herzfehlern gesellen

(vorausgesetzt, dass man die angeführten plötzlichen Tode nicht Apoplexie nennen will, wozu aber kein Grund vorhanden ist), aber wol vorübergehende Lähmung, auch Störung der Gehirnverrichtungen. So behandelte ich z. B. einen alten Domherrn, der an einem Herzfehler litt, zu dem sich Brustwassersucht gesellte; dieser bekam kurz vorher, eh er, wo nicht bettlägerig, doch stuhlrüstig wurde, eine Lähmung des linken Fusses, die sich aber in einer halben Stunde wieder verlor. Die Frau eines Landmannes wurde halbseitig gelähmt und sprachlos, ohne die Besinnung zu verlieren. Die Lähmung, sowol der Extremitäten als der Zunge, währte aber kaum vierundzwanzig Stunden. Ich kannte einen achtzigjährigen Geistlichen, der an einem Fehler des Herzens und der davon abhangenden Brustwassersucht litt. Dieser bekam einst eine Lähmung des rechten Armes und Fusses; Gehirn, Zunge, Mund und Gesicht waren aber frei geblieben. Diese Lähmung verschwand innerhalb acht Tage so, dass er wieder in der Kirche die Messe lesen konnte. Ein anderes Mahl verlor er plötzlich sein Gedächtniss in der Art, dass er allen Gegenständen einen verkehrten Namen gab; dieses hat ziemlich lange gewährt, verlor sich aber auch wieder. Gott weiss, wie oft ich diesen Mann das Brustwasser durch die Digitalis habe wegharnen lassen. Eine Zeitlang riefen mich seine Hausgenossen, wenn er Athemsnoth bekam und die Füsse ihm schwollen; weiterhin wollten sie mich nicht bemühen, sondern liessen nur den vierunzigen Fingerhutsabsod wiederholen, welches denn auch gut ging.

Ueber die erleichternde Behandlung der Herzfehler (auf wirklich heilende verzichte ich) hat mich die Erfahrung Folgendes gelehrt:

Man muss sorgen, das Wasser aus der Brust zu halten, und dieses kann man am besten dadurch erreichen, dass man die Digitalis als Heilmittel auf das Herz in unfeindlicher Gabe reicht, wie dieses schon oben bemerkt. Ein feindliches Angreifen des Organismus störet weit eher die Urinabsonderung, als dass es selbige befördern sollte. Bekanntlich sind aber die verschiedenen Menschenkörper nicht gleich empfänglich für die Einwirkung der Digitalis; man muss in dieser Hinsicht

jeden einzelnen Körper, mit dem man zu thun hat, und die Wirkung der Arzenei genau beobachten, dann wird man schon bald die heilsame unfeindliche Gabe ausmitteln.

Herzfehler machen bekanntlich consensuelle Leiden anderer Brust- und Bauchorgane. Im Allgemeinen kann man als wahr annehmen, dass die Digitalis, durch wohlthätiges Einwirken auf das Herz, diese consensuellen Leiden hebt und zwar schnell hebt. Zuweilen aber trifft es sich, dass solch ein consensuelles Leiden eines Organs anfängt zum wirklichen Urleiden zu werden, dann weicht es nicht mehr der Digitalis, und gerade dadurch, dass es nicht mehr derselben weicht, bekommt man die Vermuthung, dass es selbstständig geworden sei. Hier muss man durch die Eigenmittel solch ein urerkranktes Organ wieder zum Normalstande zurückführen, dann wird man dem Kranken grosse Erleichterung verschaffen. So habe ich schon erlebt, dass die Digitalis die consensuelle Spannung in den Präkordien, namentlich im rechten *Hypochondrio*, bei einem herzkranken Manne nicht mehr heben wollte, ich gab jetzt Quassiawasser, und dadurch wurde dieser Zufall beseitiget, und die Urinabsonderung, die der Digitalis nicht mehr gehorchen wollte, wieder zur Norm gebracht. Ich habe auch schon gesehen, dass eine falsche Gallenabsonderung mit sehr bitterem Geschmack, und mit anderen Zeichen gastrischer Schärfe Statt fand. Magnesia, bis zum drei- oder viermahligen täglichen Abführen gegeben, beseitigte die Zufälle gar bald, und nun that die Digitalis wieder ihre alte Wirkung.

Es ist durchaus nöthig, darauf zu achten, ob früher schon ein krankhafter Zustand des einen oder des anderen Organs vorhanden gewesen. Wenn man solche früher vorhandene, neben dem Herzleiden bestehende krankhafte Zustände der Organe nicht beseitiget, so kann man mit der Digitalis allein zuweilen gar nichts ausrichten. Hauptsächlich ist zu achten auf den Bauch, und in diesem auf das Pfortadersystem. Bei solchem doppelten normwidrigen Zustande des Herzens und eines andern Organs findet ein gegenseitiges Ineinanderwirken beider Organe Statt, wodurch denn das Herzleiden ungeheuer gesteigert wird. Beschwichtiget man die Aufgeregtheit eines solchen früher erkrankten Organs (zu heilen ist es auch nicht

immer), so beruhiget man dadurch um vieles das Herzleiden, oder man bahnet der Digitalis den Weg, ihre heilsame Wirkung, welche sie bereits versagt, aufs neue zu bewähren. So habe ich z. B. durch den inneren Gebrauch des Schwefels und durch Ansetzen der Blutegel an den Mastdarm den wankenden Ruf der Digitalis als Herzheilmittel und als *Diureticum* schon gerettet.

Man muss auf den Zustand des Gesammtorganismus achten, und diesen, wenn er erkrankt, zur Norm zurückführen. Mehrmahls habe ich erlebt, dass die Digitalis nicht mehr wirken wollte, und dass die Kranken sich äusserst unbehaglich fühlten; ihr Harn war dunkelroth, aber harnsauer, die Nächte wurden schlaflos zugebracht, und das Herzpochen war ungewöhnlich heftig. Durch mehrtägigen Gebrauch des kubischen Salpeters wurde dieser Zustand, zwar nicht ganz gehoben, aber um vieles gemildert, und nun that die Digitalis aufs neue ihre herrliche Wirkung. Noch lebt in meiner Nachbarschaft ein herzkranker Mann, den ich schon über vier Jahre behandelt habe. Dieser hat innerhalb der angegebenen Zeit schon zweimahl an einer unter der Heilgewalt des Eisens stehenden Affektion des Gesammtorganismus gelitten. Zum ersten Mahle stellte die essigsaure Eisentinktur die Urinabsonderung, die der Digitalis durchaus nicht mehr gehorchen wollte, wieder her. Ein Jahr darauf vermochte es diese Tinktur allein nicht; aber der Mann, der schon ganz bettlägerig war, fühlte sich bei ihrem Gebrauche wieder besser und stärker, und der dunkelgefärbte, ganz alkalische Harn wurde wieder sauer, und verlor, zwar nicht ganz, aber grösstentheils die dunkelrothe Farbe. Nun gab ich aufs neue die Digitalis, und sie, die vorher nichts, gar nichts geleistet, that jetzt so rasch ihre treffliche, wundergleiche Wirkung, als ich sie je in meinem Leben gesehen.

Ob bei Herzfehlern Aderlassen zur Erleichterung der Beschwerden und Verlängerung des Lebens diene, darüber lässt sich im Allgemeinen nicht gemächlich absprechen. Ich habe, wie ich eben bemerkt, Fälle erlebt, wo zu dem Herzfehler sich eine unter der Heilgewalt des Salpeters stehende Affektion des Gesammtorganismus gesellte. Wer hier hätte zur Ader

lassen wollen, würde damit wol nicht geschadet haben. Auch in Fällen, wo Leute schon früher an Blutentleerungen gewöhnt sind, wo sie gut essen und trinken, und sich gerade wegen ihres Uebels keine Bewegung machen können, auch in diesen Fällen kann man wol genöthiget sein, ein paarmahl des Jahres Blut zu lassen. Ich kann aber nicht sagen, dass ich je in solchen Fällen eine direkt wohlthätige Einwirkung des Aderlassens auf das Herzleiden bemerkt habe; mir schien bloss, dass nach dem Aderlasse die wohlthätige Wirkung der Digitalis sich etwas deutlicher herausstellte. Ganz bestimmt kann ich dieses aber noch nicht einmahl behaupten, und es ist immer möglich, dass ich es mir bloss eingebildet. Eins weiss ich gewiss; ich habe mehre Herzkranke behandelt, denen das Aderlassen weit eher zur Verkürzung, als zur Verlängerung des Lebens würde erschossen sein, wenn ich unweise genug gewesen wäre, es anzuwenden. Wenn man sagen wollte, die verminderte Blutmasse wirke auch minder reizend, störend auf das kranke Herz; so gebe ich zu, dass solche, auf unsere etwas unvollkommne Kenntniss von dem Blutumlaufe sich stützende theoretische Ansicht gut vorgetragen, sich ziemlich erbaulich anhört. Bei Uebung der Kunst würde man sich aber gar bald getäuscht finden, wenn man ihr grösseren Werth beilegen wollte, als sie, in Betracht der grossen Unvollkommenheit unserer Kenntniss des menschlichen Organismus überhaupt, haben kann. Wir stossen bei Beobachtung der Kranken auf Erscheinungen, welche jenen theoretischen Ansichten geradezu widersprechen. Eine beträchtliche Verminderung der Blutmasse bewirkt bei manchen Körpern nicht sowol verminderte, als vermehrte Herzschläge, ja selbst unregelmässige Herzbewegungen. Ich erinnere hier nur an die Folgen heftiger Mutterblutflüsse. Eine geringe körperliche, oder geistige Aufregung bewirkt ja bei solchen blutarmen Wesen Herzklopfen. Ferner habe ich beobachtet, dass manche Herzkranke (aber nicht alle) geistige Getränke in mässiger Menge ohne Vermehrung ihres Herzleidens vertragen. Noch jetzt, indem ich dieses schreibe, bin ich Arzt eines Mannes, der schon vor fünf Jahren, als Folgen seines Herzfehlers, Brust- und Bauchwassersucht und wassergeschwollene Füsse bis zu den Knien

hatte, und dem ich seit dieser Zeit ein künstliches und recht erträgliches Leben erhalten habe. Dieser trinkt alle Abend gegen fünf oder sechs Uhr eine ganze Flasche Wein. Hat er Ansprache von Freunden, kann er auch wol etwas mehr trinken. Ich sehe nicht, dass er feindlich davon angegriffen wird. Er selbst kann es auch nicht merken; denn sonst würde er sich wol von dieser Gewohnheit lossagen. Da nun der Wein den Blutumlauf und die Zahl der Herzschläge, ohne merkbare Verschlimmerung des Herzleidens, deutlich und sinnlich erkennbar vermehrt: so muss man wohl gezwungen Misstrauen in die ärztliche Meinung setzen, als ob man durch Verminderung der Blutmasse dem kranken Herzen eine wohlthätige Schonung bereiten könne.

Die Brustwassersucht war in den meisten Fällen, die ich zu behandeln gehabt, von Herzfehlern abhängig; in einzelnen seltenen entstand sie aber auch wol von chronischen Leber- oder Milzleiden. Da Leber- und Milzleiden consensuellen Husten, blutigen Auswurf und Asthma machen, so ist zu begreifen, dass sie eben sowol ein Missverhältniss zwischen den Verrichtungen der einsaugenden und aushauchenden Gefässe des Brustfelles bewirken können. Warum sie dieses aber so selten thun, weiss ich wirklich nicht auszulegen.

Es giebt Fälle von Brustwassersucht, bei denen man weder die Baucheingeweide, noch das Herz als Ursacher des Uebels ansehen kann, und wo man dieses als Urkrankheit des Brustfelles ansehen muss. Aber selbst in diesen Fällen ist es noch möglich, dass das Brustwasser von Herzfehlern abhängt, ohne dass wir dieses ahnen können. Wie die Leber erkranken kann, ohne dass die Menschen gelbsüchtig werden, wie das Gehirn erkranken kann, ohne dass sie wahnsinnig werden, und wie die Nieren erkranken können, ohne das sichtbare Leiden dieser Organe sich äussern, so kann auch das Herz chronisch erkranken, ohne dass sich dieses Kranksein durch ungeregelten Herzschlag offenbaret; es kann sich vielleicht einzig durch das consensuell gestörte Verhältniss der einsaugenden uud aushauchenden Gefässe des Brustfelles äussern. Kein verständiger Arzt, der den menschlichen Organismus

mit Aufmerksamkeit beobachtet hat, wird in dieser Sache das Für und das Wider mit Bestimmtheit zu behaupten wagen.

Auf alle Fälle sind solche Urbrustwassersuchten gerade am allerschwierigsten zu erkennen. Der Pulsschlag ist hier ganz regelmässig, und der Kranke kann auch, wenn die Brust nicht gar zu voll von Wasser ist, noch ziemlich gut auf dem Rücken, aber nicht gut auf der einen, oder der andern Seite liegen. Nimmt das Uebel zu, so muss er mit dem oberen Theile des Körpers immer höher liegen; endlich muss er sitzen mit vornübergebeugtem Körper. Gewöhnlich entstehet die Brustwassersucht langsam, zuweilen fast unmerklich, so dass die Menschen die Kürze ihres Athems bloss gewahren, wenn sie mit andern, die rasches Schrittes gehen, überweg wollen. Nach und nach wird das Uebel deutlicher; es gehet aber zuweilen eine ziemliche Zeit hin, ehe die Menschen die Kürze ihres Athems sich als etwas Krankhaftes gestehen. Das ist nun das Gewöhnliche, welches jedem Arzte bekannt ist. Es gibt aber Ausnahmen, wo die Ausbildung dieses kläglichen Uebels viel schneller geschiehet, wodurch dann die Erkenntniss in dem Einzelfalle sehr erschwert wird. Das Höchste, was ich je von schneller Entstehung beobachtet, will ich dem Leser, weil es mir hinsichtlich der Erkenntniss lehrreich scheinet, in einem Krankheitsfalle kürzlich erzählen.

Vor mehren Jahren fragte mich ein auswärtiger Mann wegen Engbrüstigkeit um Rath. Er konnte nur langsam, Fuss für Fuss gehen, und musste noch zwischendurch stehen bleiben. Liegen konnte er am besten auf dem Rücken, übel auf der einen oder der andern Seite. Der Puls war ganz regelmässig, Abdominalleiden waren durchaus nicht zu entdecken, so wenig als Schwappung im Bauche, welche letzte, bei diesem alten, mageren Manne, auch in ganz geringem Grade nicht zu verkennen gewesen sein würde. Fussgeschwulst war nicht vorhanden, auch nie von ihm früher bemerkt worden. Der Harn war ganz normal von Farbe, war sauer, und wurde, in Verhältniss zu dem verzehrten Getränke (nach ungefährer Schätzung), in hinreichender Menge entleeret. Die Esslust war wie früher; der Schlaf gut, nur etwas unterbrochen. Die Entstehung seines jetzigen Uebels machte die Erkenntniss ganz

dunkel und schwierig. Er war nämlich, so lautete seine Erzählung, eines Abends in einer frohen Gesellschaft gewesen, hatte hier mässig gegessen und mässig Wein getrunken, und am andern Morgen, da er aufstehet, mehr noch, da er zur Kirche gehet, (er war nämlich ein Geistlicher) wird er die Engbrüstigkeit gewahr. Gleich fragt er den im Orte wohnenden Arzt um Rath. Der behandelt ihn nach seinem besten Wissen, kann ihm aber nicht helfen. Er wendet sich jetzt an einen auswärtigen Arzt, den er für erfahrner hält; dieser gibt ihm ebenfalls mancherlei Arzenei, ohne ihm einen längeren Athem zu machen. Nun kam er zu mir, damit ich ihm helfen sollte.

Alle Umstände wol erwogen, sagte ich mir deutlich, dass aus den Zufällen und durch die Ausfragung nichts zu erkennen sei, uud dass ich hier die Arzenei als Erkennungsmittel in Anwendung bringen müsse. Ich gab ihm also eine Abkochung des Fingerhutes, und in derselben Nacht, vor welcher er den Tag durch diese Arzenei gebraucht, harnte er, seiner Aussage nach, doppelt so viel als gewöhnlich, und sein Athem war wieder so lang als er je gewesen.

Hier hatte ich also die Erkenntnis, dass der Mann an der Brustwassersucht gelitten. Wahrscheinlich hatte die ungewöhnlich schnelle Entstehung des Uebels meine beiden Vorgänger getäuscht; denn da diese die Wirkung der Digitalis so gut kannten als ich, so würden sie, hätten sie an Wassersucht gedacht, ihm eben so gut geholfen haben als ich. Ich gestehe, dass auch mich diese ungewöhnlich schnelle Entstehung, die ich bis dahin noch nie beobachtet, anfänglich stutzig machte, besonders, da die Aussage dieses rechtlichen, Hülfe suchenden, und nichts weniger als einbildischen Mannes auf keine Weise konnte in Zweifel gezogen werden. Ich dachte aber, da man einen Menschen das Brustwasser in einer einzigen Nacht wol kann wegharnen lassen, so ist eben nicht unmöglich, dass es auch in Einer Nacht entstehen kann. Zum wenigsten schien mir dieser ungewöhnliche Anfang nicht wichtig genug, mich durch denselben von einem Versuche mit der Digitalis abschrecken zu lassen.

Es könnten aber die Leser denken, ich habe mich dennoch getäuscht, denn da die Digitalis auch in anderen Brust-

affektionen heilsam sei, so folge aus ihrer Hülfleistung noch nicht, dass der Mann an der Brustwassersucht gelitten. Darauf antworte ich: der Mann ist etliche Monate darauf, wie ich von seiner Familie auf das bestimmteste weiss, von der nämlichen Engbrüstigkeit heimgesucht worden; nachdem diese eine Zeitlang angehalten, sind ihm die Füsse geschwollen, darauf der Bauch; endlich ist die Zellgewebewassersucht hinzugekommen und der Tod unter grossen Leiden erfolgt. Dieser Ausgang spricht, wie ich glaube, für die Richtigkeit meiner früheren Ansicht.

Ich stelle jetzt die Frage auf: ist die Brustwassersucht gründlich zu heilen, das heisst, ist es möglich, das Verhältniss zwischen den Verrichtungen der einsaugenden und aushauchenden Gefässe der Höhle der Brust so zur Norm zurückzuführen, dass die Leute früher oder später nicht an diesem Uebel sterben? Mir scheint, kein verständiger Arzt kann nach physiologischen und pathologischen Gründen die Unmöglichkeit einer wirklichen Heilung darthun; also sind wir genöthiget, die Möglichkeit anzunehmen, und es ist unsere Pflicht, das mit Fleiss zu suchen, was uns vielleicht in diesem Punkte noch fehlen möchte. Wenn mich aber jemand fragt, ob ich je die Brustwassersucht gründlich geheilt habe, so muss ich als ehrlicher Mann gestehen, dass ich mich einer solchen Heilung nicht rühmen kann. Die, von denen ich bestimmt wusste, dass sie an der Brustwassersucht litten, und deren Schicksal ich habe in Erfahrung bringen können, sind endlich alle, früher oder später, nachdem ich sie oft das Wasser hatte wegharnen lassen, an diesem Uebel gestorben. Freilich erinnere ich mich wol einzelner, seltener Fälle, wo ich Leute, die etwas kurzen Athem hatten, die aber noch ordentlich gehen und ihre Geschäfte verrichten konnten, und von denen ich vermuthete, dass sie vielleicht Wasser in der Brust haben möchten, durch die Digitalis von ihrer Engbrüstigkeit befreit habe, die auch ganz frei davon geblieben sind. Ich kann aber nicht mit Bestimmtheit behaupten, dass diese einzelnen Menschen wirklich an der Brustwassersucht gelitten. Die Brustwassersucht ist, wenn sie wirklich bis zu einem gewissen Grade gekommen, oft nicht leicht zu erkennen, wie viel schwerer muss sie also

bei ihrem ersten Entstehen zu erkennen sein, und wie leicht kann da Täuschung mit unterlaufen!

Es kann möglich sein, dass von Auswärtigen, bei denen ich das Brustwasser bestimmt erkannte, und die ich es wegharnen liess, der eine oder der andere gesund geblieben ist; da aber die, welche unter meinen Augen gelebt, und die, von deren Schicksale ich bin unterrichtet worden, endlich am Brustwasser gestorben sind, so glaube ich, dass auch die, von deren ferneren Schicksalen ich nichts gehört, endlich ebenfalls von dem Uebel getödtet sein werden. Wollten wir Kranke, mit schwer, ja mit selten zu heilenden Uebeln, denen wir ihre Krankheit beschwichtiget, und sie anscheinend gesund gemacht, deshalb, weil wir weiter nichts mehr von ihnen hören, als gründlich geheilt ansehen, so würden wir uns selbst täuschen, und es würde uns zuletzt gehen, wie den herumwandernden Marktschreiern, die, weil die Kranken, denen sie Arzenei gereicht, ihnen auf ihren Wanderungen nicht nachrennen und sie mit ihren Klagen behelligen können, endlich der festen Meinung sind, alle gründlich geheilt zu haben; vor welcher marktschreierischen Einbildung uns Gott bewahren wolle.

Ich kann nicht wol von diesem Gegenstande scheiden, ohne noch insbesondere ein Wort über den aussetzenden Puls zu sagen. Es ist bekannt, dass nicht bloss Herzleiden, sondern auch Bauchleiden, aussetzenden und seltsam schlagenden Puls machen können. Den Puls zum Aussetzen und zum seltsamen Schlagen zu bringen, dazu gehört bei manchen Körpern nicht viel. Ich bin Arzt einer Frau gewesen, die durchaus nicht hysterisch war, die aber bei jedem leichten Uebelbefinden aussetzenden und unregelmässig schlagenden Puls hatte. Diese ist nun nicht an einem Herzfehler gestorben, sondern im ziemlich hohen Alter an einer Verhärtung und Vereiterung des Mastdarmes. Ich habe vor vielen Jahren ein epidemisches Fieber beobachtet, bei welchem Säuren, besonders Schwefelsäure, in mässigen Gaben gereicht, den Menschen alsobald aussetzenden und seltsam schlagenden Puls machten. Das Nämliche that die Rinde und das Extrakt der Catechu (ob andere bittere und zusammenziehende Mittel? kann ich nicht sagen). Solche wunderliche Erscheinungen möchten den Physiologen

und Pathologen beschwerlich zu erklären sein; sie lehren uns aber, dass wir von dem aussetzenden und regelmässig schlagenden Pulse nicht immer Böses ahnen dürfen, und dass es unweise sei, aus diesen Zufällen flugs auf Fehler des Herzens zu schliessen. Der wirklichen herzkranken Menschen gibt es leider genug in der Welt, wir brauchen dergleichen wahrhaftig nicht noch hinzuzudichten.

Da ich jung war, hat man mir gesagt, dass man mit der Digitalis den Blutkreislauf verlangsamen könne. Das ist allerdings wahr, allein, gleichzeitig mit dieser Verlangsamung wird der Herzschlag auch mehr oder minder aussetzend, und die Menschen fühlen sich unbehaglich, so dass unwidersprechlich solch Langsamerwerden des Pulses von einer feindlichen Einwirkung der Digitalis auf den Organismus abhangt. Unregelmässigen, von Bildungsfehlern des Herzens abhangenden Puls habe ich durch die Digitalis noch nie regelmässig machen können, wenn gleich alle consensuelle Affektionen durch selbige beseitiget wurden. Da, wo der unregelmässige Puls durch die Digitalis regelmässig wird, ist es weit eher wahrscheinlich, dass man es mit einer dynamischen Herzerkrankung, als mit einem Bildungsfehler, oder mit der Herzbeutelwassersucht zu thun hat. Letzte ist aber, als für sich bestehendes Uebel, selten, und ich kann nicht behaupten, sie je behandelt zu haben.

Es gibt Bildungsfehler des Herzens, die sich durch keinen rhythmisch ungeregelten Puls verrathen, sondern nur durch einen beschleunigten. Da aber ein beschleunigter Puls ein gemeiner Zufall gar vieler chronischer Erkrankungen ist, so wird durch diesen allein der Arzt nicht auf einen Herzfehler aufmerksam gemacht. Sind nun noch dazu Bauchleiden erkennbar, (bekanntlich gesellen sich oft consensuelle zu Herzfehlern) so wird der Arzt leicht in den Irrthum fallen, die Beschleunigung des Kreislaufes als eine Folge der Baucherkrankung anzusehen; und das um soviel eher, wenn Bauchkrankheiten zur Zeit landgängig sind. Ein junger Arzt, der sich noch keine Menschenkenntniss erworben, könnte denken, Leute, denen das Herz ungewöhnlich stark in der Brust klopfe, würden das auch wol ungefragt dem Arzte sagen. Das ist aber ein ganz

falscher Gedanke. Freilich, wenn ein gesundes Herz plötzlich anfinge stark zu klopfen, so würde auch wol der Einfältigste dieses dem Arzte als etwas Fremdartiges und Ungewöhnliches sagen. In den meisten Fällen aber erkrankt es langsam, die Leute gewöhnen sich allmählig an den harten Schlag, sie denken, das müsse so sein. Nimmt nun früher oder später das Uebel zu, und macht consensuelle Leiden, so sind es gerade diese, und nur diese, worüber sie klagen.

Ich habe jetzt von Erwachsenen gesprochen; von Kindern gilt das Gesagte aber noch vielmehr. Man kann gar nicht darauf rechnen, dass die Aeltern den Brustkasten derselben untersuchen, und von den Kindern selbst, wenn es auch zehn oder zwölfjährige sind, darf man das noch viel weniger erwarten. Jetzt, indem ich dieses schreibe, sind es noch keine sechs Wochen, da wurde ich zu dem zwölfjährigen Töchterchen wohlhabender und verständiger Landleute gerufen. Der mündliche Bericht des Vaters lautete nämlich so dunkel und widersprechend, dass es mir, ohne das Kind selbst zu sehen, unmöglich war, über dessen Krankheit zu urtheilen. Worin steckte nun die Krankheit? Die Brustschmerzen, von denen der Vater viel gesprochen, rührten einzig von dem furchtbaren Hämmern eines unheilbar kranken Herzens gegen die Rippen her. Hier war die Erkrankung so, dass jeder in solchen Dingen nur einigermassen erfahrene Arzt, beim ersten Griff auf die Brust die Hoffnung, nicht bloss zur Heilung, sondern selbst zur Beschwichtigung aufgeben musste. Und doch waren weder Vater noch Mutter jemahls auf den Gedanken gekommen, ihre Hand auf des Kindes Brust zu legen. Ich rathe allen Aerzten, in solchen Fällen, wo ein zwar rhythmisch regelmässiger, aber schneller, voller, wallender Pulsschlag, der mit den von dem Kranken angegebenen Leiden in einem übel zu erklärenden Zusammenhange stehend, auf etwas Unheimliches zu deuten scheint, nur gleich den Brustkasten zu untersuchen. Sie werden dann, auch ohne Stethoskop, mit blosser Hand oft genug gewahr werden, dass das von dem Kranken nicht beschuldigte Herz das urerkrankte Organ ist. Ob der schnelle, rhythmisch regelmässige Puls auch Zeichen eines bloss dynamisch erkrankten Herzens sein könne, mag ich nicht entscheiden. Ich bin frü-

her dieser Meinung wol gewesen, seit ich aber gesehen, dass Bildungsfehler des Herzens, die sich durch anhaltend abnormen Pulsschlag offenbarten, bis zum Alter von 60 Jahren bestanden, ohne das Befinden des Betheiligten auch nur im Mindesten zu kränken; dann aber so feindlich in das Leben eingriffen, dass die fürchterlichsten Erstickungszufälle, Brustwassersucht, und halbseitige Lähmung nicht gleichzeitig, sondern nach und nach entstanden; seit ich ferner gesehen, dass eine vermeintliche dynamische Herzkrankheit, die ich geheilt, nach vielen Jahren wieder erschien: so bin ich etwas bedenklich in Bestimmung der Herzkrankheiten geworden. Die Bildungsfehler aller Organe, welcherlei Namen wir denselben auch geben mögen, können lange bestehen, ohne feindlich in das Leben einzugreifen; und wenn sie auch einmahl feindlich in dasselbe eingreifen, ist die Kunst nicht selten befähiget, dieses feindliche Eingreifen aufzuheben. Aber dadurch sind diese Fehler nicht wirklich geheilt. Bedenken wir nun vollends, dass in bloss dynamisch erkrankten Organen nach ihrer Heilung eine Geneigtheit zur nämlichen Erkrankung überbleibt, so folgt daraus, dass nicht einmahl ein sehr später Rückfall einen Bildungsfehler des Organs bekundet; und was von allen Organen gilt, das gilt auch vom Herzen, ich wüsste zum wenigsten nicht, warum dieses eine Ausnahme von der Regel machen sollte. Darum ist es fast unmöglich, in jedem Falle zu bestimmen, ob ein Herz bildungsfehlerhaft, oder bloss dynamisch erkrankt sei. Ich kann nur da eine echte, bloss dynamische Herzkrankheit annehmen, wo auf den Gebrauch der Digitalis der Puls vollkommen normal wird. Verschwinden alle Leiden, über welche der Kranke klagt, und bleibt der Puls unregelmässig, das heisst, bleibt der aussetzende aussetzend, der beschleunigte beschleunigt, so traue ich dem Handel nicht. Auf die Dauer, und wäre es auch nach langer Zeit, wird es sich schon ausweisen, dass das vermeintlich bloss dynamisch erkrankte Herz wirklich bildungsfehlerhaft erkrankt ist. Den rhythmisch regelmässigen aber beschleunigten Puls bei Herzfehlern habe ich, so viel ich mich erinnere, immer voll und wallend gefunden; er hat die grösste Aehnlichkeit mit dem

der Wechselfieberkranken zu der Zeit, wenn der Schweiss ordentlich im Gange ist.

Die Meinung, als sei der intermittirende, nach jeder Intermission mehre schnelle Schläge hintereinander machende Puls ein Zeichen der Brustwassersucht, halte ich für eine ganz irrige. Herzfehler und Brustwasser finden sich bekanntlich häufig zusammen, letztes ist die Folge des ersten. Würde die Intermission des Pulses durch das Brustwasser geursacht, so müsste ja, sobald der Kranke das Brustwasser weggeharnt, der Puls wieder normal werden; das wird er aber nicht. Der Athem des Kranken ist nicht mehr geengt, er fühlt sich seiner Leiden erlediget, aber sein Puls bleibt aussetzend und schnell. Vom Brustwasser, das sich zu Herzfehlern gesellet, kann man auch nicht behaupten, dass es sich durch einen kleinen und aussetzenden Puls offenbart. Ist der Herzfehler so geartet, dass er den Puls voll und aussetzend, oder voll und schnell bei rhythmischer Regelmässigkeit macht, so bleibt er auch so beim Brustwasser; ist er hingegen klein, fadenartig, unregelmässig schlagend vor Erzeugung des Wassers, so bleibt er ebenfalls so nach erzeugtem Wasser.

Im Jahre 1833 habe ich einen bemerkenswerthen Fall von Herzkrankheit beobachtet. Bekanntlich speien herzkranke Menschen zuweilen Blut. Ich habe diesen Zufall, verhältlich zu anderen Zufällen, selten gesehen, und wo ich ihn sah, bestand der Auswurf bloss in blutgefärbtem Schleime, oder auch wol abwechselnd in etwas purem Blute. Der Fall, den ich jetzt erzähle, war aber etwas ernsthafterer Art. Der 14jährige Knabe, den ich schon mehrmahls das Brustwasser hatte wegharnen lassen, bekam eines Tages eine Lungenblutung, die das Mittel zwischen Blutspeien und Blutsturz hielt. Ich war nun neugierig zu erfahren, welchen Einfluss diese Blutentleerung auf das erkrankte tobende Herz haben würde. Der Einfluss war aber so schlecht, dass das Herz noch viel heftiger nach der Entleerung als vor derselben tobte, und dass von dieser Zeit an meine zwar nicht heilende, aber doch besänftigende Kunst ganz nutzlos wurde.

Mittel auf die Lunge.

Salmiak.

Dieser, der im Allgemeinen ähnliche, jedoch schwächere Kräfte als der Salpeter auf den Gesammtorganismus äussert, hat auf verschiedene Organe eine eigene wohlthätige Einwirkung. Bei einer krankhaften Schleimabsonderung auf der inneren Fläche der Lunge kenne ich nichts Heilsameres. Er hemmt diese Schleimabsonderung nach und nach, und beschwichtiget den davon abhangenden Husten. Auch der Eiterabsonderung in geborstenen Eiterbeulen der Lunge setzt er Schranken, und es ist wol schwerlich ein Mittel in der Apotheke, welches ihm in dieser Hinsicht gleich zu achten wäre. Ich gebe ihn in vierundzwanzig Stunden zu zwei Drachmen, lasse diese in vier Unzen Wasser auflösen, und setze, zur Deckung des sehr salzigen Geschmackes, zehn Gran Traganthgummi hinzu, aus alter Gewohnheit auch wol zehn Gran Bilsenkrautextrakt. Letztem Zusatze kann ich aber eben keine besondere, ausgezeichnete Kräfte gegen den Husten zuschreiben. Ein Kranker, der eine und dieselbe Arzenei lange anhaltend nehmen muss, verlangt wol einmahl nach Abwechselung, und da kann man ihm besser Bilsenkrautextrakt zusetzen (welches doch, nach der Meinung der Aerzte, zu den nicht erhitzenden beruhigenden Mitteln gehören soll), als Syrup; denn der leckerste Syrup schmeckt in Verbindung mit dem Salmiak garstig. Eine Auflösung von zwei Drachmen Salmiak in vier Unzen Wasser ist manchen Leuten auf die Dauer zu salzig. Wenn man die zwei Drachmen in acht Unzen Wasser auflöset und einen Skrupel Traganth zusetzt, so sind sie besser zu nehmen, allein, dann muss man den Kranken jedes Mahl zwei Löffel voll nehmen lassen, sonst wird er nicht leicht die zwei Drachmen in einem Tage verzehren. Bei chronischen Krankheiten ist ein sechzehnmahliges Einnehmen in vierundzwanzig Stunden zu viel; auf die Dauer wird solch eine Vorschrift nicht befolgt.

Bei den kleinen Eiterbeulen, die von Lungenknoten entstehen, habe ich den Salmiak oft nützlich befunden, auch bei grösseren, die zuweilen auf eine übel zu erklärende Weise sich

in den Lungen erzeugen; ja es ist mir oft so vorgekommen, als ob er den Aufbruch der Eiterbeule befördere. Was aber das Ausheilen der geöffneten Eiterbeulen betrifft, so habe ich zwar grosse Neigung, dem Salmiak diese Tugend zuzugestehen, bescheide mich aber gern, dass diese Neigung nicht ganz aus Ueberzeugung hervorgehet. Man muss hier wol bedenken, dass, so bald geborstene Eiterbeulen blinde Zellen und Gänge haben, der Salmiak sie bestimmt nicht ausheilet, und dass, wenn sie rund sind, sie auch wol ohne Salmiak, so gut wie jeder einfache Abszess, von selbst heilen. Mithin, ist in dieser Hinsicht der Werth des Salmiaks sehr zweifelhaft. Es sind gar manche Mittel von den Aerzten gerühmt, als ob mit selbigen Vereiterung der Lunge, mithin die Lungensucht zu heilen sei. Wenn man das Vorgeben bei Licht besiehet, beruhet es gewöhnlich auf Täuschung. Runde, nicht fistulöse, oder sinuöse Eiterbeulen, die wol von selbst heilen, sind b e i dem Gebrauche, nicht d u r c h den Gebrauch der gepriesenen Mittel ausgeheilt.

Ich habe geborstene Lungeneiterbeulen bei dem Gebrauche der unschuldigsten Mittel ausheilen und die Gesundheit wiederkehren sehen. Im ersten Jahre meiner Praxis wurde ich zu einem Manne gerufen, der wenig Geld in die Apotheke zu tragen hatte. Er war lungensüchtig, spie vielen und sehr stinkenden Eiter aus. Ich hatte in dem Kliniko zu B** so manchen schwindsüchtigen Handwerksburschen sterben sehen, dass ich wenig Glauben an die Medizin, hinsichtlich der Heilung der Lungensucht, hatte, sagte also dem armen Manne, er solle, statt sein weniges Geld in die Apotheke zu tragen, sich lieber an blosse Milch halten. (Er hatte nämlich, wie ich sah, eine Kuh, und lebte dürftig von dem geringen Ertrage eines kleinen gemietheten Gartens.) Ich erzählte ihm aus Menschlichkeit viel Tröstliches von der Milch, was ich leider selbst nicht glaubte. Ihm gefiel es gut, dass er ohne Kosten sich von seiner Kuh sollte heilen lassen; er trank fleissig Milch, und nichts als Milch, und sein stinkender Auswurf wurde minder und minder, die *Vomica* heilte aus, und er genas. In demselben Jahre rieth ich einer schwindsüchtigen, Eiter auswerfenden Taglöhnerinn, die noch weniger besass als

der vorige Kranke, und weder Kuh noch Geiss hatte, sie solle Gurkensaft täglich trinken. (Es war nämlich gerade in der Zeit, wo sie die Gurken umsonst haben konnte.) Sie folgte meinem Rathe, ihre *Vomica* heilte nach und nach aus und sie genas.

Im zweiten Jahre meines hiesigen Aufenthaltes kam ein Mann zu mir, der so kurzen Athem hatte, dass er nicht gehen, sondern nur schneckenmässig schleichen konnte, der, wie er bei mir anlangte, so ganz athemlos war, dass er erst eine Zeit sitzen und ruhen musste, eh er im Stande war, auf meine Fragen zu antworten. Aus der Erfragung gab sich leicht, dass er eine *Vomica* der Lungen, Folge einer vernachlässigten Entzündung habe. Bald darauf barst der Eitersack, und der Kranke zeigte mir eines Morgens, da ich ihn besuchte, einen ganzen Nachttopf voll klaren Eiter, den er in derselben Nacht, wo die Eiterbeule geborsten war, entleeret hatte. Er spie nicht aus wie ein anderer hustender Mensch, er hatte den Kopf zur Seite auf die Bettplanke gelegt, und es bedurfte nur eines mässigen Aufrührens der Brust, eines willkürlichen Aufhustens, um ganze Mundvoll Eiter heraufzubringen. Da die Eiterbeule entleert war, entstand, wahrscheinlich durch die Einwirkung der Luft auf die Wände des schnell entleerten Eitersackes, ein heftiger, erstickender Husten. Diesen mässigte ich durch etwas Mohnsaft, und die *Vomica* heilte nach und nach aus, so dass in der dritten Woche der Auswurf nur noch unbedeutend war. Jetzt barst aber eine zweite Eiterbeule, die zwar nicht ganz so gross, wie die erste, aber, aus dem in Einer Nacht entleerten Eiter zu schliessen, doch mehr als halb so gross sein musste. Die *Vomica* ist ausgeheilet; ich habe nichts gegeben als ein wenig Mohnsaft; der Mann ist wieder gesund und stark geworden. Sein Haupthaar, welches er bei diesem Strausse ganz verloren, (bekanntlich ein übles Zeichen in der Schwindsucht) ist wiedergewachsen, und er hat noch fünfundzwanzig Jahre nachher gelebt, wo er sich dann endlich an Branntwein zu Tode getrunken.

Ich habe eben gesagt, dass fistulöse und sinuöse Eiterbeulen nicht durch Salmiak, und überhaupt durch keine Mittel auszuheilen seien. Es ist aber noch ein Umstand, der die

Heilung unmöglich macht, welcher sich indess selten ereignet; ich habe zum wenigsten nur einen einzigen auffallenden Fall der Art erlebt. Es kann sich nämlich zutragen, dass eine *Vomica* aufbricht; die entstandene Oeffnung ist aber so klein, dass der Eiter nicht frei ausgeleeret werden kann. Hier ist an keine Heilung zu denken. Ein junger Mann von blasser Gesichtsfarbe, der, wie die Ausfragung ergab, schon seit langer Zeit etwas kurzen Athem, aber keinen Husten gehabt, übrigens sich nicht krank gefühlt, wird von einem hier herrschenden, ganz gefahrlosen, und leicht zu hebenden Husten ergriffen. Am dritten Tage wird ihm auf Ein Mahl beim Husten gar seltsam und hinfällig zu Muthe, und er wirft, statt wie bisher Schleim, übelschmeckendes dickliches Zeug aus, zugleich wird sein bis dahin mässiger Husten ganz unerträglich, das Befinden so übel, dass er den grössten Theil des Tages das Bett hüten muss, und am folgenden meine Hülfe anspricht. Aus der Erwägung aller Umstände ergab sich leicht, dass der Katarrhalhusten eine alte Eiterbeule gesprengt habe, aber aus der Kleinheit der ausgeworfenen Eiterkliecken ergab es sich auch, dass das Loch in der aufgebrochenen Eiterbeule sehr klein sein müsse. Dieser Mensch ist in Zeit von drei Wochen gestorben, und hat sich, im eigentlichen Sinne, zu Tode gehustet. Ich konnte ihm den Husten nicht mässigen und das Loch in der *Vomica* nicht grösser machen.

Dass durch Katarrhalhusten alte, verborgene Eiterbeulen gesprengt werden, ist eben nicht selten, aber folgender Fall einer gesprengten Eiterbeule gehört gewiss zu den seltneren. Ein dem Branntwein sehr ergebener Mann aus der arbeitenden Volksklasse übernimmt sich in einem fremden Hause, kriecht ganz trunken auf den Heuboden, und legte sich dorthin zu schlafen. Wie er erwacht, erinnert er sich, noch halb taumelig, nicht deutlich des Ortes, wo er sich befindet, stehet auf, schreitet unbesonnen vorwärts, stürzt durch die Luke von einer ziemlichen Höhe auf die gesteinte Flur, bricht einen Unterarm, und ist vom Falle etwas bedusselt. Man bringt ihn nach Hause, der Wundarzt verbindet ihm den gebrochenen Arm, und man glaubt, nun sei alles beschickt. Am selben Tage werde ich aber gebeten, eilig zu ihm zu kommen, weil

er angeblich zu ersticken befürchte. Wie ich hinkomme, sehe ich, dass er wirklich an den furchtbarsten Erstickungszufällen leidet. Es war als ob zwei feindliche Gewalten seinen Brustkasten unter sich hätten, von denen die eine ihn zu husten zwänge und die andere ihn daran behinderte. Da ich den Wundarzt als einen Mann kannte, der zuweilen in seiner Untersuchung etwas oberflächlich zu Werke ging, so fürchtete ich, hier möchte durch den Fall eine Rippe gebrochen sein und ein Splitter in der Lunge stecken. Da sich aber bei näherer Untersuchung meine Vermuthung nicht bestätigte, so wusste ich nicht, was ich aus der Sache machen sollte, und verordnete deshalb, weil doch etwas verordnet werden musste, eine schwache Auflösung des Bilsenkrautextraktes; mehr jedoch, um Zeit zur deutlicheren Erkenntniss des Uebels zu gewinnen, als weil ich mir eben grosse Wirkung von diesem Tranke versprochen hätte. Abends, da ich den Kranken noch einmahl besuchte, sah ich, dass die Beängstigung gehoben und zugleich der Grund derselben offenbaret war. Er spie nämlich Eiter in reichlicher Menge aus, und befand sich, trotz der gehobenen Beängstigung, sehr matt und elend, und sein Gefässsystem was sehr aufgeregt, welche Zufälle man zwar nicht bei dem Aufbruche kleiner, aber wol grosser Lungeneiterbeulen zu beobachten pflegt. Dieser Mann, der viel Eiter ausgeworfen, ist nicht allein bei dem Gebrauche ganz einfacher Mittel vollkommen genesen, sondern die *Vomica* ist noch eher ausgeheilt, eh der Armbruch heil war.

Meinen jüngeren Amtsbrüdern will ich, in Betreff der aufgebrochenen Eitersäcke, folgende Warnung geben. Sollten sie sehen, dass bei dem Gebrauche des Salmiaks, oder anderer Mittel, denen die Lobpreisung berühmter Aerzte guten Ruf gegeben, eine *Vomica* ausgeheilt ist; so können sie sich einbilden, das gegebene Mittel habe die *Vomica* geheilt, oder sie können die Möglichkeit der blossen Selbstheilung zugeben, und sich die Unmöglichkeit, in solcher Sache eine bestimmte Entscheidung auszusprechen, deutlich denken; das stehet alles in ihrem Belieben, ich will ihnen darüber keine Vorschriften machen: meine Warnung gehet bloss dahin, dass sie, wenn sie vermeintlich eine solche Heilung vollbracht, sich nicht zu

34 *

sehr überheben, nicht prahlerisch davon sprechen, sondern, dass sie das Lob, welches ihnen der Kranke und seine Freunde spenden, lieber bescheiden ablehnen, als ruhmredig und selbstgnügsam hinnehmen sollen. Warum? Abgesehen davon, dass es einem ehrbaren Arzte überhaupt nicht geziemet, den Prahler zu spielen, so ist ins besondere wohl zu erwägen, dass sich öfter zwei und drei Eiterbeulen in der Lunge befinden, als eine einzige. Wenn man nun Eine ausgeheilet hat, so liegt der Feind zuweilen noch im Hinterhalte, und den Kampf, den man glücklich ausgekämpft zu haben vermeinet, muss man aufs neue beginnen, wo man dann nie sicher sein kann, ihn eben so glücklich zu vollenden als das erste Mahl. Wie garstig sieht es nun aus, dass ein Mensch stirbt, zuweilen bald stirbt, an einem Uebel stirbt, von welchem ihn der Arzt wundervoll befreit zu haben vorgegeben. Ich habe seltsame Dinge von Eitersäcken erlebt, die ich unmöglich alle, ohne die Leser und mich selbst zu langweilen, erzählen kann. Zwei, das, was ich eben gesagt, trefflich veranschaulichende Fälle werde ich aber meinen jüngeren Amtsbrüdern zu Liebe kürzlich anführen.

Ein ehrbarer Bürger begehrte einst meine Hülfe. Er warf viel Eiter aus, hatte Zehrfieber, Husten und Nachtschweisse, kurz er war lungensüchtig. Die Ausfragung machte es höchst wahrscheinlich, dass ich es nicht mit einem Lungengeschwüre, sondern mit einem geborstenen Abszess zu thun habe. Ich reichte Salmiak bald allein, bald zur Abwechselung mit Bilsenkrautextrakt. Der Erfolg dieser Behandlung war so günstig, dass die Eiteraussonderung bedeutend minderte und alle übrige Zufälle der Schwindsucht nachliessen, man also gegründete Hoffnung haben musste, den Mann ganz herzustellen. Bei diesen günstigen Umständen brach ein zweiter Eitersack auf. Die Erkenntniss dieses zweiten Aufbruches war leicht. Der plötzlich sich zeigende leichte Auswurf einer bedeutenden Menge Eiter, verbunden mit einem etliche Tage anhaltenden, nicht bloss dem Kranken fühlbaren, sondern dem Arzte sichtbaren feindlichen Ergriffensein des ganzen Organismus, setzten die Sache ausser allen Zweifel. Der Salmiak, in dessen Gebrauche der Kranke in der letzten Zeit, wegen der augenfälligen Besse-

rung, etwas schluffig gewesen, wurde jetzt wieder ernsthaft zur Hand genommen und ganz regelmässig gebraucht. Der Erfolg war noch günstiger als bei der ersten *Vomica.* Der Eiterauswurf hörte nach und nach ganz auf; der Kranke nahm wieder sichtbar zu an Fleisch und Kräften, und von allen verdächtigen Zufällen blieb nichts über, als etwas kurzer Husten, und ein geringer Schleimauswurf, der keine Spur von irgend einer Substanz hatte, die man für Eiter hätte ansehen können; auch war der Puls noch ein wenig gereizt. Ich erinnere mich, dass ich einst den Kranken (oder den in der Meinung der Leute Geheilten) auf der Strasse gehen sah. Ich gesellte mich zu ihm und hörte, dass er aus seinem vor dem Thore gelegenen Garten komme. Ich ging mit ihm über, aber ich bezeuge dem Leser, dass ich, ob ich gleich weder lahme noch leichdörnige Füsse habe, doch Mühe hatte, mit ihm Schritt zu halten. Bald darauf machte er zum Vergnügen eine Reise nach Ruhremunde (welches zwölf Wegstunden von hier entfernt ist), und zwar auf dem hiesigen Nationalfuhrwerke, der Hufkarre. Wenn die Leser nun bedenken, dass ein solches Fuhrwerk weiter nichts, als ein zweirädriger, auf der Achse stehender, mit bunten Brettern umsteckter Fracht- oder Mistkarren ist, in welchem ein gesunder Mensch auf unsern Unkunstwegen durch ein zwölfstündiges Fahren tüchtig ermüdet wird: so werden sie einsehen, dass ein Mann, der nicht aus Noth, sondern bloss zum Vergnügen eine solche Rumpelfahrt machte, sich ziemlich kräftig fühlen musste.

Von diesem Besuche bei seinen Freunden kam er glücklich und wohlbehalten wieder hier an, und das Befinden blieb noch eine kurze Zeit unverändert. Eines Tages ruft man mich zu ihm und führt mich in das Schlafzimmer. Sobald ich hineintrete, schlägt mir schon der widrige Qualm von stinkendem Eiter entgegen. Eines weitläuftigen Examens bedurfte es hier nicht, um zur Erkenntniss zu kommen, diese drang sich einem wol von selbst auf. Die jetzt geplatzte *Vomica* war weit grösser als beide vorher ausgeheilte zusammen, das bewies die grosse Menge Eiter, die mit wenig oder keiner Anstrengung aus der Lunge entleert wurde. Der Geruch des Eiters war aber sehr stark; wenn nicht beständig das Zimmer geluftet wurde, so

war dieses gleich so verstunken, dass nur ein Geruchloser darin hätte ausdauern können. Ich habe mir Mühe gegeben, auch diesen Eitersack auszuheilen, aber meine Mühe war vergebens; in der dritten Woche starb dieser Mann, den die Leute als geheilt angesehen.

Folgender Fall ist in einem Punkte noch weit merkwürdiger, obgleich bei der vermeintlichen Genesung die zweite *Vomica* nicht vollkommen ausgeheilt wurde und nicht ausgeheilt werden konnte.

Ein, zwischen vierzig und funfzig Jahren alter Junggesell, mit dessen schwarzen Haupthaaren schon viel graue gemischt waren, litt an einer geplatzten Eiterbeule von mässiger Grösse. Es glückte mir, sie auszuheilen. Bald darauf barst eine zweite, der Kranke wurde sehr elend, erholte sich aber gar bald wieder, und es gelang mir, abermahls die *Vomica* so weit auszuheilen, dass er nur zu Einer Zeit des Tages einen Mund voll Eiter ausspie, und dass alle übrige Zufälle der Schwindsucht verschwanden. Er bekam wieder Fleisch und gute, blühende Gesichtsfarbe, ruhigen Schlaf, Esslust u. s. w., ja was wahrhaft merkwürdig ist, er verlor seine grauen Haare und bekam dafür ganz schwarze, welche Veränderung ihm, wie leicht zu erachten, den Anstrich der Verjüngung gab. Seine Kräfte sind wol nie ganz wiedergekehrt, aber ich weiss doch, dass er zu jener Zeit eine Wegstunde von hier zu einem meiner Bekannten gegangen ist, um sich diesem nicht bloss als einen vom Tode Erstandenen, sondern, was mehr sagen will, als einen verjüngten schwarzköpfigen Gesellen zu zeigen. In Erwägung aller Umstände hielt ich dafür, dass die kleine Eiterentleerung, die täglich regelmässig gegen zehn oder eilf Uhr vormittags geschah, aus einem kleinen blinden Kanale des ausgeheilten Eitersackes komme, welcher Kanal unausheilbar sei, und unbeschadet der Lunge, wie eine Fontanelle in selbiger bleiben werde. Dass diess unbeschadet der Lunge geschehen könne, bewies mir die Zunahme des Fleisches, der guten Farbe und der Kräfte, so wie das Ruhigergewordensein des Pulses. Ich rieth also dem Manne, er solle aufhören zu arzeneien, und für das Geld, welches er von jetztan zwecklos in die Apotheke tragen würde, sich lieber Lebensmittel kaufen.

Er war das zufrieden, und ich sah ihn seitdem nur gelegentlich auf der Strasse, wo ich dann hörte, dass alles beim Alten bliebe, und dass die tägliche, regelmässige Eiterentleerung sich weder vermehre noch vermindere. Seine Kräfte hat er aber wahrscheinlich in diesem Zeitraume der vermeintlichen Genesung nie ganz wiederbekommen. Ich fragte einst einen seiner Bekannten, ob er auch wieder sein Handwerk treibe (er war nämlich Tischler). Die Antwort war: er schnitzle wol ein wenig an der Bank, aber die eigentliche Arbeit, die er thäte, möchte wol nicht viel zu bedeuten haben. Er würde aber auch ein Thor sein, wenn er sich müde abarbeiten wolle, denn er habe ohne dies zu leben. — Diesen letzten Zusatz überhörte ich als ein alltägliches Geschwätz des gemeinen Mannes, das er von jedem sagt, der ein paar Groschen Eigenthum hat, und ich begriff, dass ein Gefühl von Unmächtigkeit diesen früher thätigen und fleissigen Mann von der Arbeit abhalten müsse.

Ungefähr ein Jahr nach der vermeintlichen Heilung und Verjüngung wurde ich zu ihm gerufen. Es war ihm jetzt eine früher verborgene, grosse, alte *Vomica* geplatzt. Die Eiterentleerung war ungeheuer, und der Gestank des Eiters so ganz unerträglich, dass es mir, der ich doch in diesem Punkte gewiss nicht verzärtelt bin, bar unmöglich war, länger als ein paar Minuten in dem Krankenzimmer zu weilen. Man hat mir gesagt, dass der Geistliche, der ihn Beichte gehört, nach vollbrachter geistlicher Verrichtung, eiligst in das daranstossende Haus geflüchtet sei, und sich vor Eckel heftig erbrochen habe. Ich glaube es gern, und verwundere mich nur, dass der Eckel ihm erlaubt hat, seine geistliche Verrichtung zu vollbringen, denn wahrhaftig ein faulendes Aas auf dem Schindanger verbreitet Wohlgerüche in Vergleich mit diesem Kranken. Nun, er hatte dieses Mahl einen kurzen Kampf mit seinem Uebel, er starb bald.

Es ist eine eigene Sache um den übeln Geruch des Eiters und mir nicht ganz deutlich, warum der Inhalt der einen Eiterbeule stinkt, und der der andern nicht. Ich habe einen Mann gekannt, dem von einer alten geborstenen Eiterbeule ein kleiner Kanal oder Zelle unausgeheilt geblieben und zur Lungenfontanelle geworden war. So oft dieser sich erkältete und einen

Katarrhalhusten bekam, stank der ausgeworfene Eiter; war der Katarrh vorüber, so war der Eiter wieder gestanklos. Dieser Mann hat lange bei dem kleinen Ungemache gelebt, und hat noch, da er später Wittwer geworden, mit einer zweiten Gattinn mehre Kinder erzeugt.

Ich habe selten erlebt, dass sich bei Eiterbeulen der Lunge der Eiter einen Weg durch die Rippenmuskeln nach aussen gebahnet hätte. Jedoch unter diesen seltenen Fällen habe ich einen so ausgezeichnet seltenen beobachtet, dass ich fast zweifle, ob ein einziger meiner Leser einen ähnlichen erlebt. Der Mann, nämlich, dessen Schicksal ich dem Leser kürzlich mittheilen will, befand sich im neunundneunzigsten Jahre seines Alters, da der Eiter einer verborgenen und nie geahnten *Vomica* sich einen Weg durch die Rippenmuskeln bahnte. Gehustet hat der Mann wol seit undenklicher Zeit. Einst fühlte er beim Husten ein seltsames, etwas schmerzhaftes Stossen oder Herausdrängen zwischen zwei Rippen der rechten Seite, und da er nach dem Orte hingreift, wird er eine Geschwulst gewahr. Er zeigte mir diese; sie war länglich, und ungefähr von der Dicke eines Taubeneies. Durch das Husten wurde sie nun immer grösser und grösser, und zuletzt so gross, wie eine tüchtige Weiberbrust. Da die Schwappung unverkennbar war, rieth ich ihm, das Ding öffnen zu lassen; er wollte aber nicht. Der Eiter machte sich nun allerlei Wege zwischen den Faserbündeln des Brustmuskels, und bildete hier kleine Hügel von der Grösse der Hühnereier, so dass das Ganze ein gar wunderliches Ansehen bekam. Einst merkt er, dass in der Spitze einer der kleinen Geschwülste eine kaum sichtbare Oeffnung entstanden ist, woraus etwas Eiter sickert. So bald er gewahr wird, dass wirklich Eiter darin steckt (er hatte bis dahin daran gezweifelt), lässt er den Wundarzt holen und die grosse Geschwulst aufschneiden. Der noch in *Cleve* lebende Kreiswundarzt *Krüger* hat bei der ersten Oeffnung zwei Suppenteller voll Eiter herausgelassen; jedoch, wegen des in dem Zellgewebe ergossenen Eiters, einige Mühe gehabt, die Heilung vollkommen zu bewerkstelligen. Sie ist aber vollkommen erfolgt; der alte Mann hat noch eine Zeit hernach gelebt, und ist im hundert und ersten Jahre seines Alters gestorben.

Ueber die Entstehung dieser *Vomica* war nichts Bestimmtes auszumitteln. Am Ende des ersten Schlesischen Krieges hatte der Mann als Preussischer Soldat im Hospitale gelegen, wusste sich aber nicht mehr zu erinnern, an welcher Krankheit er gelitten. Gleich nach diesem Kriege war er für unfähig zum Dienste erklärt und zum Thorschreiber gemacht worden.

Da nun zu jener Zeit das Preussische Militair einen grossen und unverkrüppelten Soldaten gewiss nicht verabschiedete, wenn er nicht einen bedeutenden inneren Fehler hatte: so ist es wahrscheinlich, dass unser Alter am Ende des Schlesischen Krieges im Hospitale an einer Brustentzündung krank gelegen, dass diese in Eiterung übergegangen, und dass aus jener Zeit die im neunundneunzigsten Jahre geborstene *Vomica* stammte. Seit jener Hospitalkrankheit hatte ihm nie etwas gefehlet, ausser dass er gehustet, mit welchem kleinen Ungemache er aber längst befreundet war.

Ein einziges Mahl nur habe ich beobachtet, dass sich eine grosse *Vomica* in den Grimmdarm entleerte. Eine kleine war vorher geborsten, und ein übelriechender Eiter wurde ausgeworfen. Wie die grosse sich in den Grimmdarm entleerte, entstand in diesem Organe eine grosse Revolution. Der Stuhlzwang war so heftig, dass ich mich genöthiget sah, schleimige Klystire einspritzen zu lassen, um die Schärfe des Eiters, von welcher doch wol wahrscheinlich der heftige Stuhlzwang entstand, etwas einzuhüllen. Den Eiter konnte man im Nachtstuhle sehen, und sein Geruch erfüllte das ganze Zimmer; also war hier keine zweifelhafte, sondern eine sichere Erkenntniss. Der Tod erfolgte aber gar bald. Geöffnet habe ich den Leichnam nicht, die Oertlichkeit und andre Umstände erlaubten es nicht. Uebrigens begreift es jeder, dass eine solche Entleerung unmöglich Statt finden kann, ohne vorherige Verwachsung der *Flexucae Coli* mit dem Zwerchfelle, und ohne Verwachsung des Zwerchfelles mit der verschworenen Lunge.

Entleerung eines Eitersackes in die Höhle der Brust ist etwas selten. Dass sie selten bei Uebung der Kunst beobachtet wird, ist auch leicht zu begreifen. Die Entzündung der äusseren Fläche der Lunge bewirkt Verwachsungen mit

der Pleura, und so hat der Eiter eben keinen gemächlichen Weg zu der Höhle der Brust.

Ich wurde einst von einem Militairwundarzte gebeten, einen kranken Offizier zu besuchen, und fand diesen im letzten Zeitraume der Lungensucht. Der Eiterauswurf war aber, in Verhältniss zu den übrigen Zufällen der Schwindsucht, so gering, dass man wol mit ziemlicher Gewissheit auf bedeutende, aber noch verschlossene Eiterbeulen der Lunge rechnen konnte. Ich erklärte dem Wundarzte, dass ich den Mann als verloren ansehe, rieth aber, um ihm sein noch übriges Leben so erträglich wie möglich zu machen, ihm, statt des bis dahin gebrauchten Chinadekoktes, eine schwache Auflösung des Salpeters zu reichen. Dieser Offizier, der wegen seines Lungenfehlers auf der rechten Seite nur erträglich ruhen konnte, fing auf einmahl an, auf dem Rücken zu liegen und konnte nur auf dem Rücken liegen, zugleich wurde sein Puls, der, wie der Puls jedes Lungensüchtigen, bis dahin beschleuniget gewesen, langsam, wie der, eines gesunden Menschen. Aus der Rückenlage des Kranken, die ihm früher unmöglich gewesen, schloss ich, dass sich eine *Vomica* in die Höhle der Brust entleeret. Das Langsamerwerden des Pulses liess ich aber ganz unerklärt. Er lag noch nicht acht Tage, da starb er. Der Wundarzt hat den Leichnam geöffnet, meine Geschäfte erlaubten mir aber nicht dieser Oeffnung beizuwohnen. Was ich also von dem Leichenfunde weiss, weiss ich bloss durch den Wundarzt. Er hatte eine bedeutende Zerstörung der rechten Lunge, und in der Höhle der Brust Wasser gefunden. Auf mein Befragen, ob das Wasser klar, oder flockig gewesen, sagte er mir bloss, es sei trübes Wasser gewesen. Wenn ein Mensch gleich nach einer Eiterergiessung in die Höhle der Brust stirbt, so wird man bei der Leichenöffnung Eiter finden; stirbt er aber eine mässige Zeit, vielleicht nur acht Tage nach der Ergiessung, so kann man wol nichts anders als trübes flockiges Wasser finden, denn durch die Schärfe des ergossenen Eiters werden die aushauchenden Gefässe der Höhle der Brust zur vermehrten Thätigkeit angereizt, und durch das abgesonderte Wasser wird der Eiter so verdünnet, dass dieser dem Leichenöffner unmöglich mehr als Eiter erscheinen kann. Was

ich hier sage, ist bekannt, und die erzählte Krankengeschichte ist gemein; ich habe sie bloss den Lesern wegen der ausserordentlich merkwürdigen Erscheinung des Langsam- ja des Normalwerden des Pulses im letzten Zeitraume der Lungensucht mitgetheilt. Die Erscheinung ist nicht gut zu erklären, sie ist aber so selten, dass ich sie nur dieses einzige Mahl in der Art erlebt habe. Etwas Aehnliches beobachtete ich einst an einem lungensüchtigen Mädchen, welches die Krankheit durch Ansteckung überkommen. Hier blieb der Puls bis zum letzten Zeitraume der Krankheit normallangsam; nur im letzten Zeitraume wurde er beschleuniget, wie bei jedem andern Schwindsüchtigen.

Es ist wirklich merkwürdig, dass Menschen an ein so bedeutendes Hinderniss des Athemholens, als ein grosser Eitersack ist, sich gewöhnen können, so, dass ihnen selbiges kein Hinderniss mehr zu sein bedünkt. Einer vierzigjährigen Nonne barst einst, bei einem epidemischen Katarrhalhusten, ein grosser, nicht geahneter Eitersack, dessen Entstehung auf keine Weise auszumitteln war. Nachdem der Eiter ausgeleeret und der Sack ausgeheilet war, welches in diesem Falle keine Schwierigkeit hatte, fragte ich eines Tages die Nonne, ob sie denn bei diesem grossen Eitersacke nicht gemerkt, dass ihr der Athem kurz gewesen. Sie antwortete: sie könne nicht behaupten, je einen kurzen Athem gehabt zu haben, merke aber wohl, dass er jetzt länger sei als früher.

Es frägt sich jetzt, in Betreff des Salmiaks, ob man selbigen bei jeder geborstenen *Vomica* reichen könne? Darauf antworte ich Folgendes: Man muss nie vergessen, dass der Salmiak, neben seiner spezifischen Eigenschaft, Eiter- und Schleimabsonderung zu hemmen, eine dem Salpeter nahe verwandte Einwirkung auf den Gesammtorganismus hat. Befindet sich der Gesammtorganismus bei der geborstenen *Vomica* in dem Indifferenzstande, so kann man dreist Salmiak reichen, er wird seine gute Wirkung äussern, vorausgesetzt, dass nicht die oben angeführten Hindernisse der Heilung seine Wirkung vereiteln.

Befindet sich der Gesammtorganismus in einem unter der Heilgewalt des Salpeters stehenden Zustande, so passt

der Salmiak als Organheilmittel und als *Universale* ganz vortrefflich.

Befindet sich aber der Gesammtorganismus in einem Zustande, der unter der Heilgewalt des Eisens stehet, so thut der Salmiak kein Gut. Die Menschen fühlen sich matt und elend bei dessen Gebrauche, und Husten und Eiterausleerung werden beide nicht minder dadurch.

Es frägt sich ferner: wie soll man es mit dem Salmiak bei der Katarrhal- und Schleimschwindsucht halten? Ueber letzte habe ich wenig Erfahrung (sie ist im Verhältniss zu anderen Schwindsuchten selten); über erste habe ich um so mehr Erfahrung, weil ein grosser Theil der vorkommenden Schwindsuchten dieser Art sind.

Was man von der Katarrhalschwindsucht sehen und von den Kranken durch Ausfragen erfahren kann, ist Folgendes: Die Menschen bekommen einen gewöhnlichen Katarrhalhusten, und dieser hat anfänglich den gewöhnlichen Verlauf. Erst husten sie und werfen mit Mühe etwas dünnen wässerigen Schleim aus, haben auch wol etwas Schmerzen in dem Luftröhrenkopfe oder in der Brust, und befinden sich unbehaglich. In etlichen Tagen wird der Schleim dick, bekommt ein grünliches oder gelbliches Ansehen, und das unbehagliche Gefühl verschwindet ganz. Statt dass nun aber Husten und Auswurf, wie bei gewöhnlichem Husten, nach und nach mindern und früher oder später aufhören sollten, bleiben beide; es entstehet mit der Zeit schleichendes Fieber, Abmagerung, Verlust der Kräfte, und der Uebergang des Katarrhalhustens in die Schwindsucht ist gemacht. Nach meiner Beobachtung hängt dieser Uebergang aber gar nicht von der Menge des im zweiten Zeitraume des Lungenkatarrhs ausgesonderten Schleimes ab, also, dass der, der in diesem Zeitraume viel auswürfe, auch um so eher schwindsüchtig würde. Ich habe Menschen gesehen, welche bei einem Katarrhalhusten ungeheuer auswarfen, ohne schwindsüchtig zu werden, indess andere, bei sehr mässigem, ganz gewöhnlichem Auswurfe gar bald schwindsüchtig wurden. Darum wird auch der Uebergang des Hustens in die Schwindsucht von gewöhnlichen, ihren Körper nicht ängstlich hütenden Menschen kaum früher geahnet, bis sichtliche Abmagerung und

Abnahme der Kräfte ihnen ihren Husten verdächtig machen. Die, welche grosse Schleimmassen auswerfen, fürchten weit eher etwas Böses als die, welche mässigen Auswurf haben.

Wenn nun solche Kranken bei Zeiten ärztliche Hülfe suchen, bevor sich Geschwüre auf der inneren Fläche der Lunge gebildet, so kann das Uebel, wenn es recht untersucht und recht angegriffen wird, geheilt werden. Ist aber schon eine Verschwärung der Lunge da, so ist die Heilung unthunlich; denn hier bilden sich keine Eiterbeulen *(Vomicae)*, sondern echte Geschwüre *(Ulcera)*.

Sollten sich unter meinen Lesern Aerzte finden, die den Glauben hätten, solche Lungengeschwüre heilen zu können, so will ich mir keine Mühe geben, sie aus ihrem glücklichen Traume zu wecken; ich selbst kann mich aber unmöglich solchen Träumereien hingeben, glaube vielmehr, dass ich wol *Vomicas*, aber noch nie *Ulcera pulmonum* geheilt habe.

Es frägt sich jetzt: wie bilden sich solche *Ulcera pulmonum?* — Ja, werthe Leser! darüber können wir bloss Vermuthungen haben. Die Leichenöffnungen derer, welche an der Katarrhalschwindsucht gestorben, zeigen uns die Entstehung des Uebels nicht; da sehen wir bloss wirkliche Geschwüre, und grössere, oder geringere Zerstörung der Lungensubstanz; diese Untersuchung lässt uns leider so klug als wir vorher gewesen. Wenn ein Mensch, der sich auf dem Punkte des Ueberganges des Katarrhalhustens in die Schwindsucht befände, auf dem Punkte, wo sich die ersten Spuren der hintennach tödtlichen Geschwüre bilden, eines gewaltsamen Todes stürbe, man hätte die Freiheit einen solchen Leichnam zu öffnen, und man schnitte dann nicht in die Lunge wie ein Metzger, sondern man öffnete vielmehr die Luftröhre, verfolgte sie in ihrer Verästelung, und beschaute aufmerksam die innere Fläche der Lunge, so würde man sich einen anschaulichen Begriff von der Entstehung der Katarrhalschwindsucht machen können. Da das Zusammentreffen der besagten Umstände aber sehr selten sein möchte, so bleibt uns wol nichts anderes über, als uns die Entstehung der Lungengeschwüre nach Aehnlichkeit zu erklären. Dass die ausgesonderten Säfte durch krankhafte Affektion des aussondernden Organes einen gewissen Grad von

Schärfe annehmen können, haben uns die Beobachtungen an erkrankten sichtbaren Organen, und selbst galvanische Versuche gelehrt; wenn wir uns das Entstehen solcher Schärfe gleich nicht erklären können, so müssen wir diesen Naturprozess doch glauben, weil wir ihn mit Augen sehen. So sehen wir z. B., dass beim Schnupfen an der inneren Fläche und am äusseren Rande der Nase zuweilen Gruppen von Pöckchen auffahren, zusammenfliessen, aufbrechen, sehr schmerzen, und etlichemahl selbst nicht gut heilen wollen; wir sehen, dass sich im Munde, nach einer oft unbedeutenden rosenartigen Entzündung, flache, speckige Geschwüre bilden; wir sehen, dass sich auf der Haut bei weniger Entzündung Pusteln bilden, zusammenfliessen, aufbrechen und flache Geschwüre bilden, welche, wenn ihnen nicht gesteuert wird, tiefer in die Haut einfressen und selbst die Substanz der Muskeln ergreifen. Nun, wird es denn in der Lunge, in diesem schwammigen Organe, bei der Katarrhalschwindsucht anders hergehen? Hier werden auch wol auf der inneren Fläche Gruppen von Pöckchen auffahren, zusammenfliessen und flache Geschwüre bilden, welche in der Folge tiefer und tiefer einfressen, und die Substanz der Lunge zerstören. Wo ist nun der Punkt, wo noch Heilung möglich ist? — Ich weiss es wahrhaftig nicht, ich muss es versuchen. Wenn es möglich wäre, den mit einer grossen Menge Schleim vermischten wenigen Eiter, der sich bei der ersten Entstehung solcher flachen Geschwüre bildet, zu untersuchen und zu unterscheiden, so würde man sich selbst zuweilen viel Mühe und dem Kranken viel Geld ersparen können; da dieses Erkennen und Unterscheiden aber nicht möglich ist, so halte ich es für kristlich, bei jedem vorkommenden Falle die Heilung als möglich vorauszusetzen und sie zu versuchen. Ich habe manchen geheilet, den ich in meinem Herzen, wegen der Menge des garstigen Auswurfes und wegen des heftigen Fiebers für verloren hielt; hingegen sind andre gestorben, deren Zustand nicht den vierten Theil so bedenklich schien. Bei der Behandlung dieser Krankheit ist es weit klüger, man überrascht die Leute mit sogenannten Wunderkuren, als dass man Wunderkuren zu thun verspricht.

Was leistet nun der Salmiak in dem ersten Zeitraume

dieser Krankheit, eh sich wirkliche Geschwüre gebildet haben? — Ich denke etwas Gutes, wenn der Gesammtorganismus sich entweder in einem unter der Heilgewalt des Salpeters stehenden krankhaften Zustande befindet, oder wenn die abnorme Sekretion in den Lungen ein bloss örtliches Uebel dieses Organs ist, und der Gesammtorganismus, nur consensuell affizirt, sich in dem Indifferenzstande befindet. Nach meiner Erfahrung ist aber beides bei der Katarrhalschwindsucht seltener der Fall; ich sage seltener, damit will ich jedoch nicht zu verstehen geben, dass beides niemahls der Fall wäre. Häufiger befindet sich wol bei der Katarrhalschwindsucht der Gesammtorganismus in einem unter der Heilgewalt des Eisens stehenden krankhaften Zustande, weshalb auch im 17ten Jahrhundert die essigsaure Eisentinktur so grossen Ruf bei der Schwindsucht erlangt hat, dass sie *Tinctura antiphthisica* genannt ist, von welchem Gegenstande ich ausführlicher sprechen werde, wenn ich unter den Universalmitteln das Eisen abhandle.

Was wird nun der Salmiak in der Schleimschwindsucht leisten? — Ich kann es nicht sagen, denn diese Krankheit ist etwas selten. Ich glaube wol, dass ein Lungenkatarrh in Schleimschwindsucht übergehen kann, erinnere mich aber nicht, diesen Uebergang je genau beobachtet zu haben. Ich habe die echte Schleimschwindsucht (Schleimfluss der Lunge) bloss bei Leuten von höheren Jahren beobachtet, die mir über den Ursprung ihres Uebels keine genügende Auskunft geben konnten. Es scheint, dass solche Leute bloss durch den Verlust der Säfte und durch die häufige Unterbrechung des nächtlichen Schlafes abmagern, und dass übrigens in ihren Lungen weder, wie bei der Katarrhalschwindsucht, eine chronische Entzündung der inneren Lungenfläche, noch wie bei der Knotenschwindsucht, Verhärtungen in der Lunge zu finden sind. Aber übrigens können solche an der Schleimschwindsucht Leidende, ausser der Abmagerung, gereizten Puls und umschriebene Wangenröthe, gerade, wie die an der eiternden Lungensucht Leidenden haben, so, dass jemand, der die Sache nicht kennt, leicht eine üble, aber falsche Prognose machen würde. Im Jahre 1795 sah ich einen Herren meiner Verwandtschaft, der hustete viel, warf viel schleimiges Zeug aus, hatte gereizten

Puls wie ein Schwindsüchtiger, sein Körper war ziemlich zusammengeschrumpft, und es fehlte ihm auch nicht die umschriebene Wangenröthe. Da er nun gerade aussah, wie die schwindsüchtigen Handwerksburschen in dem Krankenhause zu B**, von denen ich den einen nach dem andern aus dem Bette hatte verschwinden sehen, so dachte ich in meinem Herzen, mein guter Oehm würde höchstens noch ein anderthalb Jahr zu leben haben. Aber, werthe Leser! er hat noch fünfundzwanzig Jahre nachher, hustend und ausspeiend gelebt, und ist als ein alter, verschlissener Mann, im sechsundachtzigsten Jahre seines Alters gestorben.

Leichenöffnungen derer, welche an der Schleimschwindsucht gestorben, können wenig Licht über diese Krankheit geben, denn Gott weiss, welche Veränderungen kurz vor dem Tode in den Lungen vorgehen. Wenn sie aber nicht an dieser Krankheit, sondern an einer die Lunge nicht angreifenden akuten sterben, oder wenn sie gewaltsam getödtet werden, so lässt sich vielleicht richtiger der Zustand der Lunge beurtheilen. Zur Zeit der französischen Herrschaft bin ich einmahl gerichtlich aufgefordert worden, einen siebzigjährigen, zwei Tage nach einer Misshandlung gestorbenen Mann zu öffnen, um zu sehen, ob der Tod durch die Misshandlung geursacht sei. Ich bedaure nur, dass ich den Körperzustand des mir unbekannten Verstorbenen nicht bei seinem Leben hatte untersuchen können, sondern mich in dieser Hinsicht bloss auf die Aussage seiner Bekannten verlassen musste. Die Aussage aller, welche die Neugierde hingezogen, stimmte dahin überein, dass der Alte schon lange an der Auszehrung gelitten, Husten und starken Auswurf gehabt. Dass er ganz ausgezehrt sei, bewies augenscheinlich der in sehr hohem Grade abgemagerte Leichnam; und da der Tod zwei Tage nach der Misshandlung erfolgt war, musste die Abmagerung unwidersprechlich Folge eines früher bestandenen krankhaften Zustandes sein. Diese Leichenöffnung erregte anfänglich nicht im mindesten meine Neugier, denn ich glaubte, in den Lungen dieses Mannes Knoten, Eitersäcke, oder Geschwüre zu finden. Wie sehr wurde ich überrascht, da ich nichts von diesen gemeinen Dingen fand. Die Lungen erschienen, was ihre Substanz betrifft, gesund von Farbe

und Dichte, waren aber so sehr von einem klaren, gallertartigen, dem Froschlaiche ähnlichen Schleime erfüllet, dass ich kaum begreife, wie der Mann hat athmen können. Wenn ich mich auch gern bescheide, dass die übergrosse Masse von Schleim erst nach der Misshandlung, bei dem abnehmenden Leben und bei der zunehmenden Unmöglichkeit, ihn durch Husten zu entleeren, sich angesammelt habe, so begreife ich doch, dass der Verstorbene bei Leibes Leben an einem wahren Schleimflusse der Lunge gelitten, und täglich viel hat husten müssen, um seine Lunge nur erträglich vom Schleime zu reinigen.

Ich erinnere mich vor mehren Jahren die Rezension eines französischen Buches gelesen zu haben, in welchem der Verfasser von der Katarrhalschwindsucht spricht. Der Deutsche tadelt den Franzosen dieses Ausdruckes wegen, und behauptet, das, was jener Katarrhalschwindsucht nenne, müsse unter die Kategorie der Schleimschwindsucht gereihet werden.

Ich bin eben kein Freund von Krankheitsnamen, habe lieber, dass man ein Heilmittel, als dass man einen Namen auf eine Krankheit findet. Wenn wir aber einmahl Krankheiten benamen sollen, scheinet es mir gerade nicht unklug, zwei Krankheiten, von denen die eine den Menschen zwanzig und mehr Jahre leben lässt, die andere aber nach Einem oder anderthalb Jahren schon tödtet, durch Namen zu unterscheiden.

Ich bin in meinem Leben mehrmahls als zweiter Arzt zu Kranken gerufen, welche angeblich an der Schleimschwindsucht leiden sollten; mir kam es aber vor, als hätten sie echte Verschwärungen in den Lungen, und der bald erfolgte Tod dieser Menschen setzte es auch ohne Leichenöffnung ausser allem Zweifel, dass sie wol an Verschwärung, aber nicht an einem Schleimflusse der Lunge gestorben. Dass ein Arzt den Kranken in dieser Hinsicht täuscht, ist kristlich; dass er sich aber selbst täuscht, ist albern, und dass er einen Kollegen zu täuschen sucht, ist aberwitzig.

Da ich jetzt einmahl von der Schwindsucht rede, wird es dem Leser wol nicht unangenehm sein, dass ich ihm meine Beobachtungen über Schwindsuchten, welche durch Ansteckung entstanden, mittheile. Aerzte, welche bloss bei Vornehmen und Reichen ihre Kunst üben, thun am besten, über diesen Gegen-

stand ganz zu schweigen, denn die Lungensucht ist wahrlich nicht so böse, dass sie in den geräumigen, oft gelüfteten und gereinigten Gemächern der Reichen ihre verderbliche Kraft äussern sollte. Will man diese kennen, so muss man sie bei dem geringen Bürger und bei dem Armen kennen lernen. Ein enges Zusammenwohnen in kleinen, niedrigen Zimmern, und das Zusammenschlafen unter Einer Decke, in einem Bettkasten, oder in einem umhangenen Bett, befördert die Ansteckung ungemein. Wenn ich gleich zulasse, dass, um von einer Krankheit angesteckt zu werden, eine Prädisposition des Körpers erforderlich sei, ohne welche kein menschliches Gift jemand zum Verderben erschiessen kann, so habe ich doch, nicht einbildisch, sondern mit nüchternem Sinne beobachtet, dass, um von der Lungensucht angesteckt zu werden, keine sinnlich erkennbare Disposition nöthig sei, dass man also höchstens eine unsichtbare und unerkennbare annehmen könne, und zwar einzig aus dem Grunde, weil zwar viele, aber nicht alle, die sich dem Einflusse des Giftes aussetzen, angesteckt werden. Ich habe auffallende Beispiele von der Ansteckung der Lungensucht gesehen; wie könnte ich aber auch nur den kleinsten Theil davon erzählen, ohne dem Leser Langeweile zu verursachen? Mir selbst (ob dem Leser, kann ich nicht wissen) war folgendes das merkwürdigste. Ein Mädchen aus der geringen Volksklasse, gross von Statur und von solch kräftigem Körperbau, dass ich wenig solch kräftige weibliche Körper in meinem Leben gesehen, heirathete mit einem winzigen Schneider, in dessen Familie die Lungensucht heimisch war. Sie hatte kaum ein Jahr in dieser Ehe gelebt, da rief sie mich zu ihrem Manne; der lag an der eiternden Lungensucht im Bette, und es war nichts Heilendes mehr an ihm zu thun. Da ich nun aber die Frau früher als ein braves Mädchen gekannt, und sie mir besonders wegen ihres kräftigen Körperbaues merkwürdig gewesen, so jammerte es mich, dass ein solch kräftiges Geschöpf in der Blüte seiner Jahre auf der Marterbank der Schwindsucht verscheiden sollte. Ich nahm sie also allein, und sagte ihr gerade heraus, ihr Mann werde sterben, er werde sie aber mit in das Grab ziehen, wenn sie ferner mit ihm in dem dumpfen Bettkasten schlafe. Im Falle

sie kein anderes Bett habe, solle sie sich lieber auf Stroh betten. Sie wurde nachdenklich, machte Einwendungen, glaubte, es sei gegen die eheliche Liebe, ihren kranken Mann allein liegen zu lassen, sie sei stark, und es werde ihr so leicht nicht schaden. Das missverstandene eheliche Pflichtgefühl, das Gefühl ihrer eigenen Kraft, und wahrscheinlich die leichtfertig aufgezählten Beispiele derer, die sich ungestraft der Ansteckung blossgestellt, bewogen sie, in dem dumpfen Wandkasten bei ihrem Manne bis nah vor seinem Tode zu übernachten. Acht Monate ungefähr nach seinem Tode sah ich sie eines Tages in mein Zimmer treten. Ihr vorher kräftiger Blick hatte schon etwas Mattes, ihr früher volles Gesicht fing schon an beizufallen. Eingedenk meiner Warnung, kam sie zu mir, Rath zu suchen gegen einen kurzen trocknen Husten, mehr aber noch gegen eine Mattigkeit, welche sie hinderte, solche anstrengende Arbeiten zu verrichten, die ihr früher nur Spiel waren. Ich begriff bald, wie es mit ihr gestellt sei, allein meine Mühe, sie zu retten, war vergebens. Sie hat sich noch drittehalb Jahre lungensüchtig herumgeschleppt, und dann das Zeitliche gesegnet.

Man könnte die Frage aufwerfen: welcherlei Natur die angesteckte Schwindsucht sei? — Ich habe niemahls Gelegenheit gehabt einen an der durch Ansteckung erworbenen Schwindsucht Verstorbenen zu öffnen. Aus dem ganzen Verlaufe einer solchen Krankheit schliesse ich aber, dass sie die *Phthisis tuberculosa* sei. Es ist auch leicht zu begreifen, dass die Ansteckung nur durch die Lunge auf dem Wege der Einsaugung geschehen kann, dass die eingeathmeten, und auf der inneren Fläche der Lunge eingesogenen scharfen Eitertheile Zusammenziehungen in den Gefässen der Lungendrüsen verursachen, woraus dann eine Anschwellung dieser Drüsen, und hintennach, früher oder später, Vereiterung derselben entstehet.

Die Meinung der Mehrzahl unserer heutigen Aerzte gehet freilich dahin, die Lungenknoten seien nicht verhärtete Drüsen; ich kann diese Meinung aber nicht unbedingt für wahr halten, vergleichende Beobachtungen zwingen mich vielmehr, der Meinung solcher Aerzte beizutreten, welche zweierlei von einander verschiedene Knoten annehmen, die einen sollen blosse Ab-

35 *

lagerungen fremdartiger Stoffe in die Lungenzellchen,*) die anderen wirkliche verhärtete Drüsen sein. In dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts behauptete *Raulin* (dem wol niemand eine reiche Erfahrung über die Lungensucht absprechen wird), die erste Art der Knoten vereitere nicht leicht, die andere Art hingegen, nämlich die verhärteten Drüsen, sei leicht entzünd- und vereiterbar.**) Solcher Art müssen nothwendig die durch Ansteckung erworbene sein, denn man siehet ja nicht, dass die angesteckten Menschen, gleich anderen Lungenknotigen, zehn und zwanzig Jahre leben ohne lungensüchtig zu werden, sondern sie sterben vielmehr bald, das heisst, in dem ungefähren Zeitraume von zwei Jahren; mit Fallen und Aufstehen stolpern sie dem Grabe zu. Einige Drüsen können kleine runde Abszesse bilden, aufbrechen und wieder ausheilen; aber niemand traue der anscheinenden Besserung, der Tod hat leider sein Opfer nur zu sicher erfasst. Ich kann mit Wahrheit sagen, dass es mir noch nie gelungen ist, eine von Ansteckung entstandene Lungenschwindsucht zu heilen, obgleich ich in einzelnen Fällen, wo in der ersten Entstehung noch Hülfe möglich schien, mir die äusserste Mühe deshalb gegeben.

---

*) Diese Ablagerung fremdartiger Stoffe ist ein dunkler Naturprozess, von welchem wir wenig mehr kennen, als das sichtbare Erzeugniss desselben in den Leichen; dieses haben aber schon die ältesten Aerzte gekannt, *Hippokrates (de intern. affect. cap. IV.)* und *Aretaeus (Lib. 5 Cap. 8)*. Es ist etwas unbegreiflich, wie die abgelagerte Materie, bestehet sie nicht in steinigen Concrementen, oder in chemisch scharfen Stoffen, ihre Hüllen zu Entzündung und Eiterung bringen kann; wir müssen das aber glauben, weil die Erscheinungen in vielen Fällen dafür sprechen, dass Entzündung und Eiterung der Knoten in der Peripherie derselben beginnt, wodurch dann echte Geschwüre mählich gebildet werden, nicht kleine Eiterbeulen. — In anderen Fällen bilden sich aber aus den Knoten kleine Abszesse, welche man bei ihrem Aufbruche in den meisten Fällen unzweifelhaft erkennen kann. Dieses ist doch wol der schlagendste Beweis, dass die letzten Knoten unmöglich blosse Ablagerung fremdartiger Stoffe in die Lungenzellchen sein können, sondern wirkliche verhärtete Drüsen, zum wenigsten verhärtetes organisches Gewebe sein müssen. Ein Knoten kann nicht zur Eiterbeule werden, oder Entzündung und folgends Eiterung muss in seinem Inneren beginnen, also muss sein Inneres aus organischem Gewebe bestehen, denn nur in diesem, nicht in einer todten Masse bildet sich Entzündung und Eiterung.

**) Abhandlung über die Lungensucht. 1. Theil 4. Abschnitt 1. und 2. Kapitel.

Ich erinnere mich unter andern einer angesteckten und früh von mir gewarnten ältlichen Jungfrau. Diese suchte gleich meine Hülfe, da die ersten Spuren des kurzen trocknen Hustens erschienen. Welche Mühe ich mir aber geben mochte, alles war vergebens. Unter Hoffen und Zweifeln verging die Zeit, und der Tod nahte sich eben so dreist und sicher, als hätte sich ihm nie ein Arzt wehrend in den Weg gestellt.

Erbliche Lungensuchten sind auch übel zu heilen, jedoch kann ich von diesen die Unheilbarkeit nicht so bestimmt behaupten, als von den durch Ansteckung überkommenen. Von den gewöhnlichen Arten der Lungensucht sind zwei erblich, nämlich: die *Phthisis tuberculosa* und die *catarrhalis.* Aber die Erblichkeit verhält sich bei beiden ganz verschieden. Bei der *tuberculosa* werden, wahrscheinlich in vielen Fällen, die Lungenknoten schon mit auf die Welt gebracht. Wenn solche Leute in ihrer Kindheit nicht gehustet haben, folgt daraus noch nicht, dass ihre Lungen frei von Verhärtungen gewesen; und wie unzureichend sind nicht bei manchen Menschen die Erinnerungen aus der Kindheit!

Früher oder später, gewöhnlich im Jünglings-, oder im ersten Mannesalter, gehen nun diese Knoten, auf eine freilich übel zu erklärende Weise, in Eiterung über.

Es scheint jedoch auch jene eigene, den Augen sichtbare Beschaffenheit des Körpers, die wir *Habitum phthisicum* nennen, vererbt, und durch diese eigene Körperbeschaffenheit gerade die frühzeitige Vereiterung, mithin der Ausbruch der Lungensucht bedingt zu werden. Wäre das nicht, so würden gar viele Menschen, die Knoten in den Lungen von Kindesbeinen an gehabt haben, frühzeitig sterben. Ich sehe aber, dass die, welche, wie das Volk sich ausdrückt, eine böse Brust haben, und deren in meinem Wirkungskreise eine Unzahl ist, häufig zu einem ziemlichen Alter gelangen, obgleich sie von Zeit zu Zeit heftig husten, wenn es aufs beste ist, beständig hüsteln, und mehr oder minder dämpfig und schleimig sind. Freilich sterben sie zuletzt, wenn keine akute Krankheit sie tödtet, an der Lungensucht; aber nicht früh, wie jene, denen der *Habitus phthisicus* aufgepräget ist, sondern sie werden nicht selten sechzig bis siebzig Jahre alt.

So viel ich beobachtet habe, kann diese Schwindsucht sowol von dem Vater, als von der Mutter vererbt werden. Der schwindsüchtige Vater kann mit der gesunden kräftigen Gattinn schwindsüchtige Kinder zeugen, und der gesunde kräftige Mann kann mit der schwindsüchtigen Gattinn ebenfalls schwindsüchtige Kinder zeugen. Auf diese Heimlichkeit der Natur lässt sich durchaus keine Weise machen.

Das Forterben der Katarrhalschwindsucht geschiehet auf eine andere Weise. Es scheint die erbliche Anlage zu dieser Schwindsucht, bloss in zu grosser Reizbarkeit der Haut und vielleicht auch der Lungen zu bestehen. Ein *Habitus phthisicus* ist nicht vorhanden. Dieser Schwindsucht kann in der Jugend vorgebeugt werden, dadurch, dass man die Kinder, ohne sie eben nackt gehen zu lassen, vor zu warmer Bedeckung hütet, ihr Hautorgan an die Veränderung der Witterung gewöhnt; und dann dadurch, dass man jeden entstehenden Husten gleich im Anfange unterdrückt, nicht erst abwartet, was daraus werden will.

Wird man aber zu solchen Leuten gerufen, wenn ihr Katarrhalhusten schon auf dem Punkte stehet, in die eiternde Lungensucht überzugehen, so kostet es zuweilen Kunst, auch zuweilen etwas Dreistigkeit, sie im Lande der Lebendigen zu halten. Hier lebt noch ein achtbarer Bürger, das einzige Glied einer an solcher Schwindsucht gestorbenen Familie. Ich wurde einst, da er Jüngling war, zu ihm gerufen. Er hatte oft Katarrhalhusten gehabt, sich also mit diesem Ungemache befreundet, weshalb es ihn auch jetzt übel betrogen. Ich fand ihn bettlägerig, fieberhaft, heftig hustend und unglaublich häufig auswerfend. Kein Mensch seiner Bekanntschaft glaubte, dass er zu retten sei. Milde Mittel wollten bei diesem hartnäckigen Uebel nicht anschlagen. Da reichte ich ihm eine Abkochung der Digitalis so, dass sein Organismus sichtbar feindlich davon ergriffen wurde; der Husten kehrte sich aber nicht daran. Nun liess ich die Digitalis fahren und gab Mohnsaft in ganz mässiger Gabe. Jetzt wich Husten, Auswurf und Fieber so schnell, dass der Kranke gar bald vollkommen genas, und die Leute seiner Bekanntschaft diese Heilung für ein halbes Wunder ansahen.

In dem Nacheinandergeben der Digitalis und des Mohnsaftes steckt eine übel zu erklärende Heimlichkeit. Man muss bei dieser Gewaltkur die Digitalis bis zum ersten Entstehen des Erbrechens reichen, und dann unmittelbar Mohnsaft in mässiger Gabe darauf folgen lassen. Ich bin im Allgemeinen, sonderlich seit ich mündig geworden, kein Freund von solchen feindlichen Kuren, und habe deshalb auch die angegebene selten in Anwendung gebracht. Man stösst aber bei Uebung der Kunst zuweilen auf Fälle, bei denen die unfeindliche, milde Behandlung durchaus nichts fruchtet, und bei denen die Umstände so misslich und dringend sind, dass Zeitverlust Lebensverlust ist; da muss man wohl zu feindlichen Mitteln greifen und das, was man thun will, bald thun. Ueber solche und ähnliche feindliche Heilarten, werde ich, um nicht missverstanden zu werden, in einem besondern Kapitel ausführlicher sprechen.

Der Mann, dessen Schicksal ich eben erzählt, durch den bedenklichen Zustand, dem er glücklich entronnen, gewitziget, hat in der Folge, so oft er wieder eine kleine Mahnung von Katarrhalhusten bekommen, (und dies geschah seitdem äusserst selten) gleich meine Hülfe gesucht, und (was mir selbst unerklärbar scheint) ich habe nie die mindeste Mühe gehabt, einen solchen Husten durch milde Lungenmittel gleich in der Entstehung zu ersticken. Ein einziges Mahl, da er schon Vater war, und sein Söhnchen einen Keuchhusten bekam, der sich durch Belladonna bändigen liess, fing auch er an, stark zu husten, und der Husten wollte den einfachen Brustmitteln nicht weichen. Ich vermuthete, dass er jetzt von dem Kinde mit dem Keuchhusten begabt sei, der sich bei ihm, wie bei andern Erwachsenen, unter der Form eines starken Katarrhalhustens verstecke. Ich gab ihm also das Mittel, welches dem Kinde geholfen, die Belladonna, und siehe, der Husten war so gefällig, gleich diesem Mittel zu weichen. Seitdem hat er meiner Hülfe nicht mehr bedurft, und da er jetzt so viele Jahre ganz frei von aller Brustaffection geblieben, und nun schon zu den Alten gezählt wird, so ist zu vermuthen, dass seine erbliche Anlage zur Schwindsucht theils durch die Heilkunst, theils durch die Zeit getilget sei; jedoch würde ich

ihm auch jetzt noch nicht rathen, wenn er einmahl wieder einen Katarrhalhusten bekäme, diesem gewähren zu lassen; denn die Katarrhalschwindsucht schonet keines Alters, man kann sie sowol im fünfzigsten und sechzigsten Lebensjahre, als im zwanzigsten oder dreissigsten bekommen.

Da die Erblichkeit derselben nicht sowol in einem Fehler der Lunge, als vielmehr in einer übergrossen Reizbarkeit der Haut bestehet, vermöge welcher dieses Organ durch die Veränderung der Lufttemperatur leicht feindlich ergriffen wird, so kann es sich auch zutragen, dass der, dem ein solches Erbtheil wird, wenig dem Husten, um so mehr aber dem Schnupfen und der akuten, vorzüglich der chronischen Gaumen- und Mandelnentzündung unterworfen ist, denn diese Organe stehen, so gut wie die Lunge, in sehr genauem Consens mit der Haut. Begreiflich haben solche Leute weniger von der Lungensucht zu fürchten, sie thun also grosses Unrecht, wenn sie sich über ihr kleines Ungemach beschweren.

Von der Behandlung der Katarrhalschwindsucht, so lange sie heilbar ist, werde ich am schicklichsten unter den Universalmitteln mehr sagen.

Sulphur auratum antimonii.

Dieses Mittel ist eins von denen, welche ich im Anfange meiner Praxis geringschätzte, weil ich es von andern, die die Sache hätten besser kennen müssen als ich, mehrmahls vergebens hatte brauchen sehen. Es mochte ungefähr im fünften oder sechsten Jahre meiner Praxis sein, da sollte ich einer, mit heftigem Husten aus Holland kommenden Frau helfen. Ich griff sie mit Mohnsaft, mit Quecksilber, mit Digitalis und andern heroischen Mitteln an; nichts half. Sie, die schon halb bettlägerig war, da sie herkam, wurde es ganz unter meiner Behandlung, und der Husten wurde eher schlimmer als besser. Nun fiel mir der Spiessglanzgoldschwefel wieder ein. Weil ich mit meiner Weisheit am Ende war, und doch etwas verordnen musste, verordnete ich dieses vermeintlich nichtsnützige Ding, und weil ich die apothekerische Mengerei noch im Kopfe hatte, setzte ich Pulver zusammen von zehn

Gran *Rad. Enulae*, ebensoviel *Iris florent.* und einen Gran Goldschwefel. Von diesen Pulvern liess ich die Kranke viermahl tags eins nehmen.

Wie sehr wurde ich überrascht, da ich den Husten, der den mächtigsten Arzeneien nicht hatte weichen wollen, gleich bei dem Gebrauche dieser geringen Pulver bessern, von Tage zu Tage minder werden, beim fortgesetzten Gebrauche ganz verschwinden, und die Frau, die ich schon fast zu den Schwindsüchtigen zählte, ganz genesen sah. Dieser Fall hatte einen bedeutenden Einfluss auf meine praktische Ausbildung. Ich fing an zu begreifen, dass man mit feindlichem Einwirken auf den Organismus nicht immer am sichersten fahre, sondern mit geringen Mitteln oft viel weiter komme. Wunderlich aber, und mir selbst lächerlich ist es, dass ich die angeführte Zusammensetzung jener Pulver von *Enula*, *Iris* und *Sulphur auratum* viele Jahre gewissenhaft beibehalten, und selbst da noch beibehalten habe, als ich mich schon längst überzeugt hatte, dass man mit einfachen Mitteln weiter komme als mit zusammengesetzten, und dass in wenigen, sehr wenigen Zusammensetzungen eine besondere wohlthätige Heimlichkeit stecke. Begreiflich habe ich mich zuletzt selbst einen albernen Narren gescholten, und den Antimonialgoldschwefel mit blossem Milchzucker gegeben, wo er denn eben so gute, wenn nicht bessere Dienste leistete, als in jener Zusammensetzung.

Ich habe ihn seitdem häufig in fieberhaften und fieberlosen, schmerzhaften und schmerzlosen, unter der Form von Husten, mit oder ohne beengtem Athem sich offenbarenden Brustaffektionen gegeben, und zwar mit so schneller und ausgezeichneter Hülfe, dass, wäre ich auch der grösste Zweifeler, ja wäre ich ein wahrhaft ungläubiger Arzt, ich doch die wohlthätige Wirkung dieses Mittels auf die Lunge anerkennen müsste.

Es würde aber ein grosser Irrthum sein, wenn man glauben wollte, der Spiessglanzgoldschwefel müsse in allen Husten helfen, die man im gemeinen Leben unter dem Namen des Katarrhalhustens begreift. Solch ein Wundermittel ist er nun eben nicht, sondern er wirkt bloss heilsam in einem eigenen krankhaften Zustande der Lunge. Welchen Namen man diesem Zustande geben will, ist mir ganz gleichgültig, wenn man ihm

nur nicht einen solchen gibt, der die minder erfahrenen Aerzte in die Irre führt.

Die neueren Heilungen, die man mit dem Brechweinsteine in grossen Gaben angeblich bei Lungenentzündungen gemacht hat, könnten einige Leser verleiten, zu glauben, ich habe viel mit entzündlichen Brustaffektionen zu thun gehabt und preise deshalb den Spiessglanz so sehr. Nun, wer das glauben will, der glaube es immerhin; ich selbst bin überzeugt, dass sich die Sache nicht so verhält. Freilich habe ich oft den Goldschwefel mit auffallender Hülfe in solchen Fällen gegeben, wo heftiges Fieber und Husten, grosse Beängstigung und dumpfe Schmerzen unter dem oberen Theile des Brustbeines einen entzündlichen Zustand der Verastung der Luftröhre vermuthen liessen; aber ich habe ihn auch mit eben so gutem Erfolge beim chronischen fieberlosen Husten gereicht. Ich würde mich wahrlich bei einer in der Lunge vorwaltenden, unter der Heilgewalt des kubischen Salpeters stehenden Affektion des Gesammtorganismus, weder auf Spiessglanzgoldschwefel, noch auf Brechweinstein verlassen. Wer jede schmerzhafte Affektion eines Organs, bei der das Gefässsystem nur zu oft heftig, aber doch bloss consensuell aufgeregt ist, Entzündung nennet, der siehet, wenn er auch nur ein sehr mässig beschäftigter Praktiker ist, täglich Entzündungen; und wenn er nichts anders kennet als Aderlassen und Blutegel, so ist es ihm eben nicht zu verargen, dass er über einen Fund jauchzet, welcher an wahrer Heilwirkung seine Lanzette und seine Egel unendlich übertrifft. Ueberhaupt gibt es unter uns Aerzten auch solche, welche nie die Kranken wirklich heilten, sondern sie nur schulgerecht behandelten; man muss diesen es nicht übel nehmen, dass, wenn sie, durch den Zufall oder durch eigenes Nachdenken geleitet, einmahl wirklich sichtbar und unzweifelhaft heilen, sie dann, durch das Ungewöhnliche und Ueberraschende ein wenig begeistert, Behauptungen wagen, die sie vielleicht nach etlichen Jahren selbst nicht mehr gutheissen werden.

Was die Gabe des Spiessglanzgoldschwefels betrifft, so schwebt diese, nach meiner Erfahrung, zwischen vier und zehn Gran in vierundzwanzig Stunden. Ein Gran viermahl tags ist die gewöhnliche Gabe, und zehn Gran in vierundzwanzig Stunden

die aussergewöhnliche, welche ich nur bei dringenden Brustaffektionen reiche, und alsdann die zehn Gran mit acht Unzen Wasser und einer Unze Arabischen Gummi in einen Schütteltrank bringe, von welchem der Kranke stündlich einen Löffel voll nimmt. Traganth darf man nicht mit dem Goldschwefel zusammensetzen; in dieser Mischung bildet sich zwar nicht augenblicklich, aber doch innerhalb vierundzwanzig Stunden Schwefelleberluft oder geschwefeltes Wasserstoffgas.

Da ich nun den Spiessglanzgoldschwefel seit gar langer Zeit gebraucht und häufig gebraucht habe, so ist mir in dieser Zeit mehrmahls etwas Wunderliches und Unerklärbares begegnet: ich habe nämlich Leute, mit diesem einfältigen, alten und bekannten Mittel vom Husten befreit, welche vergebens die Hülfe anderer Aerzte angesprochen, und zwar solcher Aerzte, die ich wahrlich nicht zu den unverständigen zählen möchte. Sollte es diesen Männern auch wol eben so gegangen sein wie früher mir? Sie haben ohne Zweifel auf der Hochschule schon gelernt, das Mittel sei gut gegen den Husten u. s. w., man hat ihnen auch über diese Erfahrung eine verschiedenartige theoretische Tunke gegossen. Wie sie aber das Mittel bei der eigenen Kunstübung gegen den Husten gereicht, hat sich wahrscheinlich ereignet, dass der Husten hartnäckig geblieben, und demselben um kein Haar hat weichen wollen. Nun sind sie unwillig geworden, haben Bücher und Hochschule verwünscht, und etwas Besseres gesucht, was den Husten bezwungen hat. Auf die Weise ist ein gutes, durch nichts zu ersetzendes Mittel bei ihnen wol, gerade wie bei mir, in Verachtung gekommen.

Damit nun eine solche Unbill sich nicht ferner begebe, und kein ehrlicher Arzt, gleich mir, verleitet werde, eine edle Gottesgabe zu verachten, so will ich den Tadel der gelehrten Beurtheiler dieses Buches in Gottes Namen auf mich nehmen, und mit andern Worten das wiederholen, was ich schon einmahl gesagt.

Abgesehen davon, dass es ein eigener krankhafter Zustand der Lunge ist, der durch das *Sulphur auratum* am schnellsten und sichersten gehoben wird, und dass dieser Zustand sich von andern krankhaften Zuständen der Lunge, die entweder

unter der Heilgewalt des Salmiaks, oder anderer Lungenmittel stehen, unwidersprechlich unterscheidet; so ist wohl zu bemerken, dass diese Antimonialkrankheit der Lunge vielfältig eben so, wie die akuten herrschenden Fieber, von atmosphärischen, uns gänzlich unbekannten Ursachen abhängt. Es würde also höchst irrig sein, zu glauben, weil der Spiessglanzgoldschwefel ein gutes Lungenmittel sei, so müsse er auch, wo nicht alle, doch die meisten vorkommenden sogenannten Katarrhalhusten heilen. Jahrelang kann dieses wirklich der Fall sein. Ich selbst habe ihn, wer weiss wie lange Zeit, mit vorzüglichem Erfolge und so häufig gebraucht, dass ich gar leicht auf den Gedanken hätte kommen können, das müsse immer so gehen. Es gehet aber wahrlich nicht immer so; es kommen auch andre Jahre und wol viele Jahre hintereinander, wo man das Mittel bei den angeblichen Katarrhalhusten nicht gebrauchen kann; theils, weil es Katarrhalhusten sind, welche unter der Heilgewalt eines andern Lungenmittels stehen; theils weil es falsche Lungenhusten sind, das heisst, Husten, die bloss die Form eines Katarrhalhustens haben, im Grunde aber als consensuelle Lungenaffektionen von einem mehr oder minder verborgenen Urleiden des einen oder des andern Baucheingeweides, oder des Gehirnes, oder des Rückenmarkes abhangen; theils weil es in den Lungen vorwaltende, als Husten sich offenbarende Affektionen des Gesammtorganismus sind, welche unter der Heilgewalt des einen oder des anderen Universalmittels stehen. Ich habe jetzt seit mehren Jahren, trotz der häufig vorkommenden sogenannten Katarrhalhusten, den Spiessglanzgoldschwefel wenig brauchen können, weil die vermeintlichen Erkältungshusten nicht Urlungen-, sondern Urleberaffektionen, und vor dieser gastrischen Zeit, grösstentheils Gehirn- und Rückenmarkaffektionen waren. Einzelne Fälle laufen freilich zuweilen mit unter, wo man den Goldschwefel in Anspruch nehmen muss; es sind aber so wenige, dass es kaum der Mühe lohnet, davon zu sprechen. So schreibe ich z. B. dieses im Anfange des Monates August des Jahres 1830. In den verflossenen sieben Monaten dieses Jahres habe ich, obgleich die angeblichen Katarrhalhusten, bei denen die Hülfe der Kunst in Anspruch genommen wurde, ungewöhnlich häufig gewesen,

dennoch den Spiessglanzgoldschwefel nur in zwei Fällen mit Nutzen geben können. Alle übrigen Husten waren consensuelle, von einem Leberleiden abhangende Lungenaffektionen und wichen dem Krähenaugenwasser. Da meine gewöhnlichen eingranigen Goldschwefelpulver schon seit langer Zeit in hiesiger Stadt und Umgegend wegen ihrer guten Wirkung dem Volke bekannt sind, und von den Apothekern auch ohne Verordnung verkauft werden, so hatten schon mehre der Hülfesuchenden diese sogenannten gelben Hustpulver vergebens versucht, eh sie zu mir kamen; ja ein paar Menschen waren durch frühere Erfahrung so sehr von der unfehlbaren Wirkung dieser Pulver überzeugt, dass sie das jetzige Nichtwirken derselben ohne Bedenken dem Apotheker in die Schuhe schieben wollten, behauptend, er habe ihnen kraftlose, verlegene Waare verkauft.

Es ist wahrlich sehr täuschend, bei einer und der nämlichen Krankheit (Krankheitsform) ein gutes Mittel seine lange und häufig erprobte Wirkung versagen zu sehen. Wenn irgend etwas ist, was den jungen Arzt, nicht bloss zum Zweifler an der Theorie seines Meisters, sondern zum wirklichen Ungläubigen machen kann, so ist es gerade dieses. Darum halte ich es als praktischer Schriftsteller für meine Pflicht, die Sache so darzustellen, wie sie sich wirklich in der Natur findet. Weiss man einmahl, dass sie sich so verhält, so findet man sich darin; denn wer kann der Natur Einrede thun? Bildet man sich aber ein, man könne ein edles Heilmittel nach schulgerechten Indikationen geben, und dann müsse es nothwendig helfen; bildet man sich ein, man könne Urlungen- und Urbauchleiden so sicher von einander unterscheiden, wie man Weiss von Schwarz unterscheidet, da sie doch in manchen Fällen nicht durch Zeichen zu unterscheiden, sondern nur durch Probeanwendung der Arzeneien zu beurtheilen sind: so wird man bei Selbstübung der Kunst sich nur zu bald getäuscht finden. Aus solcher Täuschung gehen aber leider Unglaube, Verachtung aller schulgerechten Kunst, Schmähung der irrlehrenden Meister, Gleichgültigkeit in Behandlung der Kranken, ärztliche Gaukelei und andere Untugenden hervor, die den Stand der Aerzte in den Augen des Volkes verächtlich machen.

Von der Anwendung des Spiessglanzgoldschwefels bei der anfangenden Lungensucht ist überflüssig, viel zu sagen. So bald ein unter der Heilgewalt dieses Mittels stehender Husten in die Schwindsucht überzugehen drohet, wird man ihn wol mit anderen Mitteln behandeln, aber nicht leicht heilen können; mit dem Goldschwefel wird man ihn aber heilen. Ebenfalls, sobald in einer knotigen Lunge sich ein Husten einnistet, der unter der Heilgewalt dieses Mittels stehet, wird man auch hier, einzig durch dieses Mittel, dem Ausbruche der Schwindsucht vorbeugen können. Zeichen, eine solche Antimonialkrankheit der Lunge zu erkennen, gibt es nicht; ich rathe aber jedem, sich zuerst nach der epidemischen Constitution zu richten, dann wird er schon sehen, wie weit er kommt.

Es frägt sich jetzt: wirkt der Spiessglanzgoldschwefel auf die Substanz der Lunge, oder vorzugsweise auf die Luftröhre und ihre Verastung? Ich bin geneigt, Letztes für wahr zu halten; die Schwierigkeit, selbiges zu beweisen, schreckt mich aber ab, den Versuch eines praktischen Beweises zu wagen, zumahl da mir solche Mühe von wenigem Nutzen für die Heilkunst zu sein scheinet, und dem grössten Theile der Leser Langweile verursachen würde.

Sobald diejenigen meiner Leser, welche über diesen Punkt zweifelhaft sind, ganz ungeblendet von irgend einer Theorie über die Wirkungsart des Spiessglanzes, dessen Heilung auf die Lunge nicht bei etlichen Kranken, sondern bei vielen unparteiisch beobachten, so werden sie, denke ich, nach zehn Jahren meiner Meinung sein; sollten sie es aber nicht sein, ist es auch gut.

Dass der Spiessglanzgoldschwefel bei Leuten, deren Gallengänge leicht feindlich zu affiziren sind, die Gallenabsonderung störe, habe ich schon früher gesagt. Gerade bei Brustaffektionen, wo ich dieses Mittel in Anwendung brachte, habe ich jene Störung zuerst bemerkt, und nun den Grund der guten Wirkung der Antimonialmittel bei dem von *Stoll* und seinen Anhängern beschriebenen Gallenfieber und überhaupt bei vermehrter Gallenabsonderung begriffen. Ich gestehe aber ehrlich, dass, bei Brustaffektionen, diese feindliche Einwirkung auf die Gallengänge und zuweilen auch auf die Därme mich abgeschreckt

hat, den Spiessglanzgoldschwefel solche erregbare Körper ferner gebrauchen zu lassen. Die neueren Erfahrungen über den Brechweinstein in ungewöhnlich grossen Gaben lassen mich vermuthen, dass solche feindliche Einwirkung auf Därme und Gallengänge nur vorübergehend würde gewesen sein, dass ich also Unrecht gethan, mich dadurch von dem weiteren Gebrauche des Goldschwefels abschrecken zu lassen. Die Sache mag sich aber verhalten wie sie will, so sind die Fälle, wo der Goldschwefel, in mässiger Gabe (zu vier Gran innerhalb vierundzwanzig Stunden) gereicht, Därme und Gallengänge feindlich affizirt, so selten, dass dadurch die Anwendung dieses Mittels nicht kann beschränkt werden; die Mehrzahl der Menschen verträgt es recht gut, und ich kann kein feindliches Einwirken auf irgend ein Organ gewahr werden, weshalb ich ihm auch eine direkt heilende Wirkung auf die Lungen zugestehen muss. Ob übrigens Brechweinstein und andere Antimonialbereitungen die nämlichen Dienste leisten, kann ich nicht sagen; ich vermuthe es wol, habe aber keine Versuche darüber gemacht.

Tabakskrautextrakt.

Den Gebrauch dieses Extrakts, als Lungenmittel, habe ich von *Ernst Stahl* gelernt. Zuerst will ich von der Bereitung desselben sprechen, welche ich aber nicht von *Stahl* gelernt habe. Ich bediene mich der *Nicotiana rustica*, und lasse das Extrakt von dem Safte des ganz frischen Krautes bereiten. Die *Nicotiana tabacum*, so, wie sie in unsern Gegenden gezogen wird, hat einen üblen Geruch, welchen jene nicht hat. In dem frischen Tabak steckt ein doppelter heilender Stoff, ein flüchtiger, destillirbarer, welcher ein treffliches *Cephalicum*, und ein unflüchtiger, der in dem Extrakte enthalten ist, von welchem ich jetzt reden will. Bei der Bereitung des Extrakts ist zu beobachten, dass die Blätter ohne Verzug, nachdem sie gepflückt, gleich ausgepresst und der Saft eingedicket werde. Auf die Weise bereitet, hat er durchaus keinen Geschmack, der dem Geschmacke des getrockneten Tabakes ähnelt. Lässt der Apotheker aber die gepflückten Blätter nur ein wenig liegen

(nur vierundzwanzig Stunden), ehe er sie auspresst, so nimmt das Extrakt mehr oder minder einen dem Rauchtabake ähnlichen Geschmack an. Das Nämliche gilt von dem Destillat. Wahrscheinlich kommt aber die Lufttemperatur hier mit in Anschlag.

Bei der Bereitung der Tabaksblätter zum Rauch- oder Schnupftabak untergehen diese eine eigene, mir unbekannte Veränderung. Die Tabaksbauern hangen erst die Blätter zu trocknen in der Scheune auf. Wenn diese die gehörige Trockenheit haben, werden sie in einem Zimmer aufeinander gelegt, und müssen (wie die Bauern sagen) schwitzen. Durch dieses Schwitzen bekommen sie die rechte braune Farbe und den Geschmack, den sie als Rauchtabak haben müssen. Es ist wol zu begreifen, dass sie schon bei dem Trocknen einen gewissen Grad der Gährung untergehen, denn sie sind zu dick und saftig, als dass das Trocknen, auch in der luftigsten Scheune, die Gährung ganz hemmen könnte. Durch das nachherige Aufeinanderliegen und Schwitzen wird dieser Gährungsprozess noch mehr befördert, und es entstehet eine eigene Verbindung der Grundstoffe. Daher ist das aus den trocknen Blättern bereitete Extrakt ein ganz anderes als das aus dem Safte der grünen bereitete. Letztes habe ich als Lungenmittel in Anwendung gebracht, und es ist das, von welchem ich spreche.

Im echten Lungenhusten ist es eins der besten Mittel, welche ich kenne, und wenn ich gleich *Stahls* etwas dreiste Behauptung nicht gutgläubig unterschreiben möchte, so kann ich es doch mit gutem Gewissen denen unter meinen Lesern, die darüber keine eigene Erfahrung haben möchten, als ein Mittel empfehlen, welches da, wo es passt, wol schwerlich durch ein anderes zu ersetzen sein wird. Ich gebe es zu zwei, vier, bis acht Gran in vierundzwanzig Stunden, und zu einem halben, bis zwei Gran *pro dosi.* Ein junger Amtsbruder, dem ich meine Erfahrung mitgetheilt, hat es in weit stärkeren Gaben angewendet, und mir versichert, dass er davon keine feindliche Einwirkung auf den Magen, oder auf den Darmkanal, oder auf das Gehirn gesehen. Ich selbst habe keinen Beruf gefühlt, Versuche mit grossen Gaben anzustellen.

Das, was ich eben über den Spiessglanzgoldschwefel gesagt, gilt auch von dem Tabaksextrakt. Es ist schnelles und sicheres Heilmittel in einem eigenen krankhaften Zustande der Lunge, welchem ich keinen Namen zu geben weiss, der für den praktischen Arzt auch nur den mindesten Nutzen haben könnte. Diesen Zustand trifft man in der mit Krankheiten mancher Art heimgesuchten Menschenwelt bald häufiger, bald seltener an. Durch bestimmte, sichere Zeichen verräth er sich aber eben so wenig als jener, der unter der Heilgewalt des Spiessglanzgoldschwefels stehet.

Dass man mit Tabaksextrakt beim eingewurzelten Urlungenhusten der nahenden Schwindsucht vorbeugen könne, ist keinem Zweifel unterworfen, vorausgesetzt, dass der Husten unter der Heilgewalt dieses Mittels stehet; stehet er aber unter der des Antimoniums, so wird man ihn mit diesem bändigen und nicht mit Tabak. Ueberhaupt müssen wir uns bei Uebung der Heilkunst folgende Wahrheit ganz deutlich denken: die Krankheiten richten sich nicht nach den Gedanken des Arztes, und wäre dieser auch der gelehrteste Mann, also wird der Arzt wol genöthigt sein, sich nach der Krankheit zu richten.

Ich habe einst einer Frau, die an einem chronischen Urlungenhusten und starkem Schleimauswurfe litt, sich überhaupt in einem Zustande befand, der in wirkliche Schwindsucht überzugehen drohte, die sich schon des Rathes zweier Aerzte bedient und viel Arzenei vergebens verschluckt hatte, Pillen von dem Tabaksextrakt gegeben. Sie bat mich, wenn ich in ihren Wohnort käme, bei ihr anzusprechen. Kurze Zeit darauf führte mich ein anderes Geschäft in ihren Wohnort, ich erinnerte mich ihrer Bitte und besuchte sie. Auf meine Frage, wie sie sich befinde, sagte sie: die Pillen haben so mächtig den Husten gebändiget, dass sie von meiner Vorschrift abgewichen, und statt viermahl tags eine Pille, nur zweimahl eine genommen. Erstaunt über diese Abweichung von meiner Vorschrift bei der auffallend erwünschten Wirkung, fragte ich nach dem Grunde dieser Seltsamkeit. Mit überkluger Miene antwortete sie: da der Husten so schnell auf den Gebrauch der Pillen vermindert sei, habe sie befürchtet, im Schleime zu ersticken, wenn sie meine Vorschrift ganz befolge, „Haben sie denn, versetzte

ich, Beängstigung, kurzen Athem, Vollheit der Brust, oder andere Beschwerden von dem Schleime gespürt?" — Nein, sagte sie, aber da ich bisher eine unglaubliche Menge schleimiges Zeug ausgehustet, so begreife ich doch wol, dass, wenn ich den Husten mit den Pillen ganz unterdrücke, ich dann nothwendig im Schleime ersticken muss, denn wie soll der Schleim ohne Husten aus der Lunge kommen? Ich beruhigte diese überkluge Frau dadurch, dass ich ihr sagte: die Pillen hätten mit nichten die Kraft, den Husten geradezu zu unterdrücken, sondern sie hätten vielmehr die Kraft, die krankhafte Schleimabsonderung in den Lungen nach und nach zu mindern, und so indirekt den Husten zu heben; Schleimerstickung sei also gar nicht zu fürchten. Diese Darstellung der Sache genügte dem weiblichen Verstande; sie nahm nun die Pillen wieder nach Vorschrift, und ist auch damahls ganz von ihrem Husten befreit worden. Wem fallen nicht bei dieser Erzählung ähnliche Ansichten mancher älteren Aerzte über Husten und krankhafte Schleimabsonderung ein? Wahrhaftig! manche unserer Vorgänger sind um kein Haar klüger gewesen, als diese überweise Frau.

Einst erlebte ich einen bemerkenswerthen Fall von der Wirkung des Tabaksextraktes, welchen ich dem Leser mittheilen will. Eine sehr achtbare ältliche Frau, welche früher an Pneumonie sehr krank gelegen und, von dem Prof. R** behandelt, einen heftigen Husten überbehalten, mit welchem dieser verständige Mann viel zu kämpfen gehabt, eh er ihn bezwungen, hatte von diesem Strausse eine so grosse Reizbarkeit der Lunge behalten, dass, wenn sie sich einmahl erkältete, sie nicht, wie andere Menschen, einen gewöhnlichen Husten, sondern einen solch heftigen und unbezwingbaren bekam, dass sowol sie selbst, als ihr Arzt, der Prof. R**, wenn der Husten endlich nach und nach ausgetobet, zweifelhaft waren, ob die mancherlei versuchten Medikamente viel oder wenig, etwas oder gar nichts zur Linderung des Ungemaches beigetragen. Da sie einst zum Besuche hier im Lande und mir nahe war, wurde sie von ihrem alten Husten wieder ergriffen, und liess mich bitten, sie zu besuchen. Ich hörte jetzt alles das von ihr, was ich dem Leser eben erzählt, merkte aber

gar wohl, dass die gute Frau allen Glauben an die Arzenei in diesem Uebel verloren hatte, und dass sie weit mehr aus Gewohnheit der reichen Grossstädter, in ihrem Uebelbefinden von einem Arzte besucht zu werden und Arzenei zu verschlucken (wenn schon beides ihnen nicht frommet), als in der Hoffnung oder in dem Glauben von mir geheilet zu werden, mich hatte rufen lassen. Ich urtheilte, dass der Husten, der jetzt seinen Anfang genommen, möglich durch das *Extr. nicotionae* zu bändigen sei; und weil dieses Extrakt nicht in den Apotheken vorhanden ist und von den Aerzten wenig gebraucht wird, so war es mir wahrscheinlich, dass der Professor R** selbiges noch nicht in Anwendung gebracht. Grund genug, dass ich es jetzt verschrieb; denn von den übrigen krampfstillenden und Lungenmitteln würde wol in der Apotheke nichts übrig sein, was nicht schon früher vergebens versucht wäre.

Ich liess also aus dem Tabaksextrakt mit Altheewurzelpulver Pillen machen, deren jede ein Gran des Extrakts enthielt, und sagte der Frau: diese Pillen habe sie bestimmt nie von dem Prof. R**, noch nach dessen Tode von einem andern Arzte erhalten, sie seien aber von gar wundervoller Wirkung gegen den Husten.

Die Heilwirkung dieses Mittels (in der Gabe von vier Gran in 24 Stunden) war so schnell, dass die ungläubige Frau mir gestand, hätte ich ihr nicht vorher gesagt, dass die Pillen wundervoll den Husten beschwichtigen, so würde sie die Bändigung ihres alten furchtbaren Feindes eher dem glücklichen Zufalle als den Pillen zugeschrieben haben; jetzt müsse sie aber ihren Unglauben aufgeben, da ich ihr die wahrscheinlich schnelle und wohlthätige Wirkung vorhergesagt.

E. Stahl sagt: das *Extr. Nicot.* sei so mächtig den Urlungenhusten zu bezwingen, dass es als Erkennungsmittel dienen könne, in Fällen, wo man zweifelhaft sei, ob man es mit einem solchen, oder mit einem consensuellen zu thun habe. Streng wörtlich darf man diese Aeusserung nicht nehmen, denn es gibt ja Urlungenhusten, die dem Tabak wol schwerlich weichen werden, z. B. solche, welche von Knoten, oder von verschlossenen oder offnen Eitersäcken herrühren. Nimmt man

aber an, dass *Stahl* solche Fehler, als jedem Leser bekannte nothwendige Ausnahmen schweigend voraussetzt, so ist es vollkommen wahr, dass das Tabaksextrakt wol auf idiopathische, aber auf keine consensuelle Husten heilende Einwirkung hat. Mit Mohnsaft kann man zuweilen consensuelle Husten, wo nicht heilen, doch mässigen, ja für eine kurze Zeit beschwichtigen; mit dem Tabaksextrakte ist mir dieses aber bis jetzt noch nie gelungen.

Es frägt sich jetzt: wirkt das Tabaksextrakt auf die Luftröhre und ihre Verastung, oder auf den Körper der Lunge? Ich bin der Meinung, dass es mehr auf die Lunge selbst, als auf die Bronchialverastung heilsam einwirke, und zwar deshalb, weil es das mächtigste Mittel ist, idiopathische Lungenblutungen zu heben.

Wenn ich aber hier von Lungenblutung spreche, so verstehe ich darunter die Blutung, die man im gemeinen Leben Blutspeien nennet, wo entweder eine grössere oder geringere Menge klares Blut, oder blutgefärbter Schleim, oder Schleim mit Blutstreifen durchzogen ausgeworfen wird. Zwischen dem eigentlichen Lungenblutsturze und Blutspeien lässt sich keine bestimmte Grenze ziehen. Jene Fälle, wo das Blut unaufhaltsam in grosser Masse aus den Lungen stürzt, sind äusserst selten. Solche Blutstürze, wenn sie idiopathisch sind, haben gewöhnlich frühere Fehler der Lunge zum Grunde, und die Schwindsucht ist die Folge davon. Ein einziges Mahl habe ich erlebt, dass ein an eiternden Lungenknoten siechendes Fräulein innerhalb zehn Minuten sich todt blutete. Glücklich war dieses für die Kranke, denn diese musste ohnedies bald sterben, aber schreckbar für die Mutter, die, ganz von dem Blute ihrer Tochter überströmt, diese in ihren Armen verscheiden sah. Wenn man bei solchen Blutstürzen auch flugs gerufen wird, so ist doch wenig guter Rath darauf. Wollen wir den Kranken nicht zu Tode bluten lassen, so müssen wir wol mit starken zusammenziehenden Mitteln, namentlich mit Alaun, oder durch Belegen des ganzen Brustkastens mit Eis oder mit künstlich gekältetem Wasser das Bluten aufzuhalten und ihm sein Leben zu fristen suchen. Ich habe mir aber zuweilen die Frage vorgelegt: ob es nicht viel menschlicher sein möchte,

solche Kranke sich verbluten und sie ihren eigenen Tod sterben zu lassen, als sie mit Gewalt im Lande der Lebendigen zu halten, aus welchem sie doch gar bald, gemartert, ausgemergelt und geschunden wieder abtreten müssen. Aerztlich wäre dieses freilich nicht, denn wir meistern und flicken ja an den Menschen, wenn wir gleich deutlich sehen, dass unser Meistern und Flicken ihnen eher zur Marter als zum Heil erschiesst; aber menschlich wäre es gewiss, vorausgesetzt, dass wir den ganzen krankhaften Zustand flugs deutlich erkenneten. Daran fehlt aber in manchen Fällen auch noch gar viel, sonderlich, wenn wir Knall und Fall zu einem uns übrigens Unbekannten als Helfer gerufen werden.

Lungenblutungen gehören, wie Kolik, Schlag und etliche andre Krankheiten, zu den tumulterregenden. Alle Umstände vereinigen sich zuweilen, den jungen Arzt zu vertollen, und doch hat er wol nirgend nöthiger, seinen Verstand zusammen zu halten, als in solchen Fällen. Ich rathe meinen jungen Amtsbrüdern, sich nicht durch das Weinen und Schreien der Kinder, des Gatten oder der Gattinn, nicht durch den Tumult und das Gefrage der Nachbarn und Freunde, nicht durch das mit Blut besudelte Bettuch und sonstige Leinzeug verblüffen zu lassen. Solch Ding siehet in den meisten Fällen auf den ersten Blick wüster aus als es in der That ist. Ein Mensch blutet sich nicht so leicht todt; aber die eitele Furcht, dass er sich todt bluten möchte, hat manchen zaghaften Arzt bestimmt, Schwefelsäure, Alaun, oder andere zusammenziehende Dinge in Fällen anzuwenden, wo sie passten wie die Faust aufs Auge.

Das gewöhnliche Blutspeien hat einen ziemlich bösen Namen unter den Leuten. Der Grund dieses bösen Leumundes liegt theils in der Sache selbst, theils in den Aerzten. Es ist keinem Zweifel unterworfen, dass unheilbare Fehler der Lunge (zu welchen ich insbesondere Knoten, wenn sie sich in grosser Zahl vorfinden und Fehler des Herzens rechne) Blutspeien verursachen können; eben so wenig ist es einem Zweifel unterworfen, dass ein unregelmässiger Kreislauf in dem Pfortadersysteme sowol consensuelle Nasen-, als Lungenblutung, und zuweilen bedeutende Blutung verursachen könne. Da nun

solchen Blutungen vielfältig unheilbare Fehler der Lunge, oder anderer Organe zum Grunde liegen, so ist eben nicht zu wundern, dass früher oder später die Schwindsucht oder die Wassersucht und der Tod darauf folgt. Auf die Weise hat das Blutspeien, wie die Wassersucht, bei dem Volke einen gar üblen und verdächtigen Namen bekommen, und die Aerzte haben das Ihrige auch treulich beigetragen zu solcher Verunglimpfung.

Warum sollte bei vollblütigen, gut genährten, übrigens gesunden Menschen Blutung aus der Lunge gefährlicher sein als Blutung aus der Nase? Ich sehe keinen Grund zu einer solchen Annahme. Die Natur entlediget sich des Ueberflüssigen, des ihr Hinderlichen; diese Entleerung ist nicht selten heilsam, und es ist ziemlich gleichgültig, ob sie aus der Nase, oder aus der Lunge geschiehet. Wir sehen, dass bei jungen, vollblütigen Menschen Nasen- und Lungenblutungen nicht ungewöhnlich mit einander abwechseln; dass bei manchen Weibern vor dem Eintritte der Menstruation Blutspeien entstehet, ohne dass sie dadurch an ihrer Gesundheit Schaden leiden. Bei akuten mit Seitenstechen verbundenen Fiebern, nicht bloss bei Lungen-, sondern eben so häufig bei Leber- und Milzaffektion, sehen wir blutigen Auswurf, ohne dass die Menschen schwindsüchtig werden oder sterben. Also können doch Lungenblutungen nicht bloss nach einer ärztlichen Theorie Statt finden, sondern sie finden wirklich häufig in der Natur Statt, ohne die Gesundheit des Blutenden auch nur im mindesten zu gefährden. Warum wird denn ein aus der Lunge Blutender gewöhnlich von den Aerzten so rauh und schonungslos angegriffen? Da wird ihm mehrmahls die Ader geschlagen, und ihm das Blut bis zur Erschöpfung abgezapft; da wird er auf magere Diät gesetzt, es werden ihm Abführungsmittel gegeben, und, Gott weiss, wie man ihn noch weiter kunstmässig ausmergelt. Auf die Weise kommt mancher bloss durch die ärztliche Behandlung zur Schwindsucht, der, hätte er beim Blutspeien nie die Hülfe der Kunst angesprochen, auch nie die Schwindsucht würde bekommen haben. Wahrlich! manche Körper, sonderlich junge im Wachsthume begriffene vertragen solch unweise Blutentleerung und Ausmergelung nicht, sie be-

kommen dadurch für immer einen Knacks, den weder die heilende Natur, noch die heilende Kunst je wieder gut zu machen im Stande ist.

Das, was bei consensuellen, im Bauche begründeten Lungenblutungen der Same der Frauendistel leistet, das leistet bei Urlungenblutungen das Tabaksextrakt. Dieses Extrakt scheint direkt die krankhaft vermehrte Aktion der Lungenblutgefässe zu vermindern und sie zum Normalstande zurückzuführen. Darum halte ich es auch für ein gar edles Mittel, welches leicht in den Büchern, aber nicht leicht bei wirklicher Uebung der Kunst durch ein anderes zu ersetzen ist.

Es verstehet sich aber von selbst, dass man bei allen Urlungenblutungen wohl auf den Zustand des Gesammtorganismus achten muss. Dieser ist zuweilen, sonderlich bei jungen Leuten, in gewissem Grade erkrankt, und stehet, zwar nicht nothwendig, aber doch gemeiniglich unter der Heilgewalt des kubischen Salpeters. Hier ist es dann zweckmässig, den Salpeter mit dem Tabaksextrakt zu verbinden. Sollte jemand zweifelhaft sein, ob er es mit einem einfachen Urlungenleiden, oder mit einem vermischten zu thun habe, so rathe ich ihm, zur Vorsicht den kubischen Salpeter mit dem Tabaksextrakte zu verbinden. Im Falle er sich getäuscht, und der Gesammtorganismus befände sich in dem Indifferenzstande, so wird der würfelichte Salpeter hier nicht schaden, der Wirkung des Tabaksextrakts keinen Eintrag thun. Den Zustand des Gesammtorganismus nach gewissen sicheren Zeichen zu beurtheilen, ist im Allgemeinen nicht gut thunlich, bei Lungenblutungen aber in vielen Fällen ganz und gar unmöglich. Der böse Name, den diese Blutungen haben, wirkt so erschreckend auf den Blutenden, dass mehr Verstand dazu gehört, als zehn Aerzte zusammengenommen vielleicht nicht haben, diese Wirkung des Schreckens von einem Urergriffensein des Gesammtorganismus zu unterscheiden.

Es gibt aber auch Lungenblutungen, die, gleich manchen Blutungen aus der Nase, aus der Gebärmutter, aus den Nieren, weiter nichts sind als ein in den Lungenblutgefässen vorwaltende, unter der Heilgewalt des Eisens stehende Affektion des Gesammtorganismus. Hier ist das Tabaksextrakt, wo nicht

geradezu schädlich, doch ganz überflüssig. Es sind dieses Blutungen, bei welchen die Aerzte Mineralsäuren, Alaun und ähnliche Mittel nützlich befunden. So gut nun diese Arzeneien in einem solchen Zustande des Gesammtorganismus sind, so nachtheilig wirken sie in dem unter der Heilgewalt des würfelichten Salpeters stehenden krankhaften Zustand des Gesammtorganismus, der sich als Lungenblutung offenbaret. Von solchen Dingen, und von den mit dem Eisen verwandten Arzeneikörpern werde ich in dem Kapitel von den Universalmitteln reden.

Da ich jetzt von einigen Arzeneien gehandelt, mit denen man der Schwindsucht vorbeugen, und die wirklich vorhandene, so lange sie noch heilbar ist, heilen kann; so wird es auch wol, um den Gebrauch der genannten Mittel ganz deutlich zu machen, dringend nothwendig sein, von dem gegenseitigen Consens, der zwischen den Lungen und den Bauchorganen Statt findet, ein Wort zu sagen. Dass die Lunge durch Uraffektion der Bauchorgane mitleidig ergriffen wird, und daraus Husten, Blutspeien, und endlich Schwindsucht entstehen könne, ist eine allbekannte Sache; aber bei ihrer Allbekanntheit wird doch von manchen Aerzten wenig, sehr wenig darauf geachtet. Dieses Nichtbeachten einer so wichtigen Sache rührt nicht von Unwissenheit her, denn die meisten haben heut zu Tage auf der Hochschule mehr gelernt, als sie bei schlichtem Verstande und bei fünf ungekränkten Sinnen je am Krankenbette werden gebrauchen können, sondern es rührt vielmehr daher, dass sie gar zu rohe, ungehobelte Begriffe von der krankhaften Affektion der Bauchorgane haben. Wenn ein Mensch nicht gerade gelbsüchtig ist, oder er hat den Magen nicht voll scharfer Galle, so ist in den Augen solcher gelehrten Aerzte die Leber gesund; hat er keinen Schmerz und Geschwulst des linken Hypochondriums, so ist die Milz gesund, und klagt er nicht über Kreuzschmerzen und Mastaderknoten, so ist das Pfortadersystem gesund. Sie begreifen nicht, dass es gar manche Affektionen der Bauchorgane gibt, die sich nicht durch solch grobe Zeichen verrathen, aus denen wol ein einfältiger Bauer das Urübel erkennen möchte. Da ich aber in der ersten Abtheilung dieses Kapitels über die verborgenen Affektionen der

Bauchorgane ausführlich genug gesprochen, so werde ich jetzt weiter nichts davon sagen, als nur dies Einzige, dass gar manche Menschen an der Lungensucht sterben, die gemächlich hätten erhalten werden können, wenn man bei Zeiten auf die Urbauchaffektionen geachtet und selbige gehoben hätte.

Alle consensuelle Affektionen der Organe werden auf die Dauer zu Uraffektionen, mithin wird die gar zu lange consensuell ergriffene Lunge auch zur urergriffenen; es bildet sich chronische Entzündung in diesem Eingeweide, aus welcher dann Geschwüre entstehen; oder es entstehet, durch den behinderten Bauchkreislauf, Blutanhäufung in den Lungen, und diese verursacht, zuweilen auf geringe Veranlassung, Zerreissung eines mehr oder minder bedeutenden Blutgefässes. In diesem Risse, welcher doch eine Wunde ist wie jede andere Wunde, bildet sich wahrscheinlich Eiterung, und so ist der Anfang zum Lungengeschwüre und zur Schwindsucht gemacht. Wir können hier freilich das erste Entstehen der Schwärung nicht sinnlich erkennen, weil wir nicht die Lunge sehen können; der Verlauf aber einer nach solcher Lungenblutung entstandenen Schwindsucht spricht für diese Annahme.

Das Urwerden des consensuellen Lungenleidens hat, nach meiner Erfahrung zu sprechen, keine auch nur ungefähr zu bestimmende Zeit; im Allgemeinen kann ich behaupten, dass es nicht schnell geschieht. Man muss also bei Behandlung solcher Schwindsuchten, in zweifelhaften, durch Zeichen unerkennbaren Fällen, ein bloss consensuelles Lungenleiden annehmen, und das Urbauchleiden auszumitteln und zu heben suchen. Durch diese Annahme in zweifelhaften Fällen habe ich manchen Schwindsüchtigen geheilet, von dem die Leute glaubten, er sei verloren, und von dem ich wahrhaftig selbst nach dem äusseren Anscheine nicht viel günstiger urtheilen konnte. Ich habe mich aber auch mannichmahl betrogen und werde mich in Zukunft noch betrügen; denn zuweilen ist die Lunge schon wirklich urergriffen, indess ich sie auf guten Glauben noch für consensuell ergriffen halte und auf das Urbauchleiden arbeite. Was schadet nun aber dem Kranken diese Täuschung? Nichts, gar nichts. Eine schwürige Lunge heile ich doch nicht, also ist es, da der Kranke ja nothwendig Ar-

zenei verschlucken muss, ziemlich gleichgültig, ob er Bauch-, Lungen-, oder Gehirnmittel speiset; das eine wird ihm so wenig helfen als das andre.

Wollte ich aber, bei der Schwierigkeit, ja bei der Unmöglichkeit der Erkenntniss eine entgegengesetzte Handlungsweise befolgen, wollte ich da, wo die Erkenntniss zweifelhaft ist, blindlings und kühn sagen: hier ist die Lunge verschworen, wollte solche Mittel reichen, welche der Hochmuth, oder der Aberwitz, oder die Verstandesschwäche einiger Aerzte als lungengeschwürheilende ausposaunet hat; so würde ich manchen Kranken, zwar nicht geradezu tödten, aber doch durch Versäumung gründlicher Hülfe sterben lassen, der, wäre ich minder dummkühner Diagnostiker gewesen, wol im Lande der Lebendigen geblieben sein möchte. — Dieses ist alles, was ich über die consensuelle Einwirkung kranker Bauchorgane auf die Lunge zu sagen habe.

Jetzt wollen wir umgekehrt von der consensuellen Einwirkung der erkrankten Lungen auf die Bauchorgane reden. Was ich jetzt sage, sage ich hauptsächlich den Bauch-, insbesondere den Leberärzten. Es gibt ja wirkliche Aerzte, durch deren Geschwätz man auf die Vermuthung gerathen könnte, der ganze menschliche Organismus sei weiter nichts als eine einzige grosse Leber. Ich selbst habe einmahl gesehen, dass ein solcher (übrigens nichts weniger als unwissend oder unverständig) einen Menschen, der sich im letzten Zeitraum der eiternden Lungensucht befand, wo auch jeder Unkünstige begreifen konnte, dass die Kunst hier nichts mehr vermöge, mit einem listigen, altklugen Gesichte auf die Leber kurirte.

Lungen, in denen grosse Eitersäcke stecken, oder grosse offene Geschwüre, oder eine grosse Menge Verhärtungen, wirken sichtbar consensuell auf die Bauchorgane. So findet man Schwindsüchtige mit grossen Eitergeschwüren in den Lungen, die alles ausbrechen, was sie in den Magen bekommen; bei andern findet man dumpfen Schmerz im rechten Hypochondrio, ja ich habe selbst weissen Darmkoth, wie bei Gelbsüchtigen, von solchen Kranken abgehen sehen. Dass das Lungenleiden consensuell auf die Därme wirkt und Durchfall erregt, ist bekannt genug. Die Aerzte, mehr wort- als hülfreich, haben in

voriger Zeit diesem Durchfalle den Namen des colliquativen gegeben, weil sie sich einbildeten, er rühre von einer Auflösung, einer Schmelzung der Säfte oder vielleicht des ganzen Körpers her. Er ist aber unverkennbar ein bloss consensueller, darum bekommen ihn zwar wol die meisten Lungensüchtigen, aber nicht alle. Auch den consensuellen Stuhlzwang habe ich bei Lungensuchten, jedoch selten, beobachtet, Nierenleiden und die daraus entspringende Wassersucht ist bei der Lungensucht eher eine gewöhnliche, als eine seltene Erscheinung.

Wenn wir nun über diese consensuellen Bauchleiden ernsthaft nachdenken, so dringt sich uns der Gedanke auf: wie ungeheuer schwierig die Entdeckung des urergriffenen Organs sein müsse, und wie thöricht es sei, selbst bei einem sichtlich affizirten Bauchorgane, blindlings und hartnäckig zu behaupten, in diesem Organe sei der Sitz der Krankheit. Wollten wir z. B. so etwas von der sichtlich ergriffenen Leber behaupten, so müssten wir das nämliche von den sichtlich ergriffenen Därmen gelten lassen, und da bei den meisten Lungensuchten Durchfall entstehet, müssten wir, um folgerichtig zu urtheilen, den Satz als wahr annehmen, dass die meisten Lungensuchten von einem Urleiden des Darmkanals abhingen. Ich bin der Meinung, dass es mehr als zuviel Fälle von Lungensuchten gibt, in welchen wir auf keine andere Weise, als einzig durch Anwendung der Arzeneien als Erkennungsmittel die Natur der Krankheit ergründen können, und dass es hundertmahl gescheiter ist, sein Urtheil aufzuschieben, als es gleich anfänglich herauszufaseln.

Damit aber die Leser nicht auf den Einfall kommen, als wolle ich durch grelle Beleuchtung der Schwierigkeiten, die sich der Uebung der Kunst entgegenstellen, unseren jüngeren Amtsgenossen ihr Geschäft gar und ganz verleiden, so wird es Zeit sein, auf den eigentlichen Zweck meiner Rede zu kommen.

Das, was ich jetzt über consensuelle Bauchaffektionen bei Urlungenleiden gesagt, hat bei unheilbaren Lungengeschwüren keinen Nutzen, aber zur Vorbeugung der Schwindsucht bei knotigen Lungen hat es grossen Nutzen. Das Nämliche, was ich früher von Herzfehlern und deren Behandlung erinnert,

gilt auch von Lungenfehlern. Lassen wir consensuelle Leiden in den Bauchorganen sich ungehindert einnisten, so werden die consensuellen Leiden durch die Zeit zu Urleiden, und wirken auf die kranke Lunge feindlich zurück. Durch dieses gegenseitige Aufeinanderwirken der erkrankten Organe leidet die knotige Lunge unglaublich. Vermehrter Husten, Blutspeien, chronische Entzündung, und folgends Eiterung sind das Ergebniss solches Conflikts. Wahr ist es, consensuelle Leiden lassen sich nicht wol gründlich heben, als nur durch Hebung des Urleidens. Haben wir aber gute Eigenmittel auf die Organe, so können wir auch die consensuellen Leiden derselben, wo nicht ganz aufheben, doch mehr oder minder beschwichtigen, und durch diese Beschwichtigung schaffen wir dem Kranken mehr Nutzen, als durch kleine oder grosse Aderlässe. Doch nicht bloss zur Vorbeugung der Schwindsucht bei knotigen Lungen ist das Beschwichtigen der consensuellen Leiden diensam, sondern selbst zur Heilung, das heisst, zur zeitlichen Heilung, denn auf die Dauer sterben solche Menschen doch an der Schwindsucht.

Es begibt sich nämlich zuweilen, dass in knotigen Lungen ein Knoten in Eiterung übergehet und einen kleinen Abszess bildet, welcher sich öffnet. Dieser kann, wenn er rund ist und keine blinde Gänge oder Zellen hat, gemächlich ausheilen. Auch in diesem Falle ist das Beschwichtigen, sowol aller consensuellen, als auch vorher bestandener Bauchleiden dringend nöthig. Wenn auf diese Sache nicht geachtet wird, so fängt, wenn Ein Knoten ausgeeitert hat, ein anderer wieder an zu eitern, und so gehet es fort bis zum Tode.

Endlich kann das Aufmerken auf die consensuellen Leiden auch bei ganz unheilbaren Lungensuchten dem Kranken grosse Erleichterung verschaffen. Die Wassersucht ist ohne Zweifel ein sehr übler Zufall, indem sie den Lungensüchtigen grosse Beängstigung verursacht. Dieser kann in vielen Fällen durch Beschwichtigung des consensuellen Nieren-, Leber- oder Milzleiden vorgebeugt werden; und wenn gleich der Kranke an der Lungeneiterung sterben muss, so sparen wir ihm doch, wenn wir der Wassersucht vorbeugen, viel Marter.

Leider ist die Kunst aber nicht mächtig genug, in allen

Fällen die durch die urerkrankte Lunge geursachten consensuellen Leiden anderer Organe zu heben, oder auch nur bedeutend zu beschwichtigen. Letzte sind in einzelnen, jedoch seltenen Fällen, so anhaltend und unbeweglich an ein Organ gebannet, dass sie selbst erfahrene Aerzte verwirren können. Den merkwürdigsten Fall der Art habe ich im Jahre 1824 erlebt. Eine hier geborne und in *Aachen* geheirathete junge Frau, welche bei einem schönen Körper, etwas kurz von Athem war, ohne jedoch eigentlich asthmatisch zu sein, welche etliche Mahl, so viel ich mich erinnere, stark am Husten gelitten, wol immer gehüstelt hatte, und von der es höchst wahrscheinlich war, dass ihre Lunge nicht frei von Verhärtungen sei, wurde gleich nach dem ersten Kindbette kränklich, und man bat mich, sie zu besuchen und mit ihrem Arzte, dem jetzt verstorbenen Doktor *Reumond* über ihre Krankheit Rath zu pflegen. Ich fand sie den grössten Theil des Tages bettlägerig, unbedeutend hustend und nur etwas klaren Schleim auswerfend. Sie hatte schleichendes Fieber, Mangel an Esslust und an Schlaf; ihr Harn, der nicht dunkel gefärbt war, machte einen starken weissen Bodensatz. (Letztes hat Herr *Reumond* vom Anfange an unausgesetzt bemerkt und ich habe das Nämliche bis zum Tode der Kranken bemerkt.) Ihre Hauptklage war ein fixer, durch äusseren Druck sich nicht vermehrender Schmerz in der Gegend des Magens. Zu diesem gesellte sich von Zeit zu Zeit flüssiger Stuhlgang und abwechselnd peinlicher Stuhlzwang. Da ich sie seit einem Jahre nicht gesehen, fand ich sie zwar abgemagert, aber bei weitem doch nicht so, wie ich sie mir nach der Beschreibung vorgestellt.

Ich war mit dem Herrn Dr. *Reumond* einig, dass es höchst schwierig sei, diesen Zustand richtig zu beurtheilen. Weil der Schmerz in der Magengegend vom Anfange des Unwohlseins an hartnäckig auf dem nämlichen Orte geblieben, so waren wir geneigt anzunehmen, dass das Hauptübel nicht sowol in ihren allerdings sehr verdächtigen Lungen, sondern vielmehr im Bauche stecke, dass es aber unthunlich sei, das urergriffene Organ mit Bestimmtheit anzugeben. Endlich waren wir darüber einverstanden, dass man in dieses dunkle Leiden mit keinen feindlichen Mitteln trotzig eingreifen dürfe, sondern mit

milden, auf die Bauchorgane einwirkenden zur endlichen Erkenntniss zu kommen versuchen müsse.

Dieses geschah Ende Aprils. Im Juni war sie wieder so weit, dass sie die Reise hierhin antreten konnte. Da ich sie den 18ten des genannten Monates zuerst wiedersah, war ihr Zustand noch ganz derselbe, wie ich ihn in *Aachen* gesehen, ausser dass sich die Bauchzufälle etwas milder zeigten und die Kranke an Kräften gewonnen hatte, welches Letzte auch daraus schon erhellet, dass sie die zweitägige Reise unternommen. Bei ihrem Hiersein war anfänglich ihr Husten noch unbedeutend, und ihr weniger Auswurf so unverdächtig schleimig, dass auch der umsichtigste Arzt nicht ahnen konnte, dass der seit mehren Monaten hartnäckige fixe Schmerz in der Magengegend und jene Darmleiden, als bloss consensuelle Leiden, von einer verhärteten Lunge abhingen.

Nachdem ich ein paar Monate vergebens meine Kunst erschöpft und nicht weiter kam, übergab ich sie, so wie ich sie überkommen, den 17. September dem Herrn Dr. *Arentz* in *Cleve*, damit dieser seine Kunst auch einmahl daran versuchen möge. Er hat sich viele Mühe gegeben und sein Bestes gethan, aber eben so wenig ausgerichtet als Herr *Reumond* und ich. Die Kranke wurde nach und nach bettlägerig, Husten und schleichendes Fieber vermehrten sich, der Auswurf wurde eiterig, und den 12. November starb sie, wie die Lungensüchtigen zu sterben pflegen, so dass in der letzten Zeit, hinsichtlich der Lungenvereiterung, kein Zweifel obwalten konnte. Da aber bis zuletzt die Bauchleiden unverändert geblieben, so war es wahrscheinlich, dass die Leichenöffnung irgend einen Fehler in der Bauchspeicheldrüse, oder in der Leber, oder in der Milz, oder im Gekröse ausweisen würde. Es verhielt sich aber nicht also; die Bauchorgane waren vielmehr alle so gesund, dass man keine gesundere sehen kann. Mit den Lungen war es aber um so viel übler bestellt. Sie waren beide unglaublich klein, und wenn ich sagen wollte, dass sich in ihnen sehr viele Verhärtungen befunden, so würde ich mich höchst unvollkommen, die Sache übel bezeichnend ausdrücken. Jede einzelne Lunge war vielmehr nichts anders, als eine einzige Zusammenballung von Knoten; der mächtigste

Knoten war wie eine Wallnuss, der kleinste wie eine Erbse. Wenn man nicht wüsste, wie wunderbar sich die menschliche Natur an die behinderte Verrichtung mancher Organe nach und nach gewöhnen kann, so würde es unbegreiflich sein, wie in diesem Knotengeballe das Athemholen auch nur auf eine erträgliche Weise habe geschehen können. Uebrigens war die Eiterung, welche sich in der Lunge fand, unbeträchtlich in Vergleich mit den Zerstörungen, die ich wol in den Lungen anderer Schwindsüchtigen angetroffen. Möglich aber bedurfte es in diesem so ganz von der Norm abweichenden Organe auch nur einer ganz mässigen Eiterung, um dem Leben ein Ende zu machen.

Indem wir jetzt von dem consensuellen, von Urlungenleiden abhangenden Affektionen der Organe sprechen, hoffe ich, bei den Lesern nicht anzustossen, wenn ich auch von der consensuellen Gehirnaffektion ein Wort sage, obschon ich weiss, dass das, was ich zu sagen habe, ganz nutzlos für die Uebung der Kunst ist.

Nicht bloss den Aerzten, sondern auch den unkünstigen Leuten ist es bekannt, dass die an Lungeneiterung Leidenden beständig guter Hoffnung sind, sich über die Gefahr, in welcher sie schweben, so sehr täuschen, dass sie nicht selten, mit der Zunahme ihres Uebels, der Genesung entgegenzugehen wähnen. Ich bin der Meinung, dass diese Hoffnungsfülle aus einem eigenen consensuell krankhaften Zustande des Gehirnes entspringt, welcher nicht bloss Begleiter der Lungeneiterung sondern auch mancher akuten Fieber ist. Dieses Nichtfühlen, Nichterkennen des krankhaften, oft gefährlichen Zustandes, worin man sich befindet, gehet bei akuten Fiebern gewöhnlich in wirklichen Irrsinn über; jedoch ist dieser Uebergang nicht nothwendig, denn ich habe manche beim heftigen akuten Fieber sich nur für ein wenig matt, aber sich übrigens für gesund Haltende und von allen weltlichen Dingen Plaudernde genesen sehen, ohne dass es zum wirklichen Irrereden gekommen wäre. Bei diesen ging aber das Gefühl des Nichtkrankseins in das Gefühl des wirklichen Krankseins über, bevor die Genesung erfolgte. Bei der Lungensucht gehet jene seltsame consensuelle Gehirnaffektion nur in einzelnen Fällen in wirklichen

Irrsinn über, dieser Irrsinn ist dann weiter nichts als ein höherer Grad derselben Täuscherei.

Im Anfange meiner Praxis war es mir höchst anstössig, den Werth der Menschen in meinen Augen heruntersetzend, dass verständige, rechtliche, kristliche Leute sich als wahre Narren mit sicherer Hoffnung der Genesung schmeichelten, unter Umständen, wo ein Unweiser, ein Einfältiger, ein Kind den nahenden Tod erkannte. „Wie, dachte ich, Ihr wollt verständige Menschen sein, Ihr wollt als Kristen den Glauben eines jenseitigen Daseins bekennen, und hangt so ängstlich an diesem Leben, als sei jenseit des Grabes das Gottesreich der ewigen Liebe eine Mähre der Traumwelt? Die Furcht vor dem Tode hat eure Sinne so zauberisch gefesselt, das Ihr die Auflösung eurer eigenen Leiber nicht gewahret, dass Ihr die bedenklichen Gesichter eurer Freunde nicht sehet, dass Ihr, selbst am Rande des offnen Grabes, weitaussehende Plane irdischer Händel macht und euren traurenden Freunden ein Lächeln des Mitleidens entlockt. Ihr seid eine seltsame, Euch selbst widersprechende Art, der ich mit Liebe dienen soll, die mir aber fast verächtlich bedünkt.“

So war ich eine ziemliche Zeit befangen in jugendlichem Wahne, bis mir endlich ein Bauer aus meinem Irrthume half, und mich die menschliche Natur richtiger beurtheilen lehrte. Hier, nahe vor dem Thore, war ein Ackersmann, der hatte einen an der Lungensucht kranken Knecht. Es ging mit selbigem, wie es mit den meisten Lungensüchtigen gehet, seine Hoffnung nahm mit dem Verwelken seines Körpers zu. Eines Tages, es mochte eine Woche vor dem Tode sein, glaubt er sich ganz genesen, kleidet sich an, ergreift den Spaten und will aufs Feld gehen. Zufällig siehet ihn die Wirthinn da er schon in der Hausthür ist, hält ihn auf und lässt ihn ins Bett bringen.

Da ich dieses hörte, ging mir zuerst ein Licht auf, ich fing an, die Menschen milder zu beurtheilen. Ich begriff, indem ich nach und nach diesen Fall mit ähnlichen chronischen und akuten verglich, dass das thörichte Hoffen der Schwindsüchtigen nur von einer consensuellen Gehirnaffektion abhange, welche sich von dem im gemeinen Leben für Irresein gehal-

tenen Zustande bloss dem Grade nach unterscheide; dass dieser consensuelle Irrsinn als etwas Körperliches, gleich Durchfall, Husten und anderen consensuellen Leiden, den stärksten Geist eben so gut anwandeln könne als den schwachen. In der Folge bestätigte sich mir dieses immer mehr: bei einigen Schwindsüchtigen sah ich jenen krankhaften Zustand des Gehirnes schon im Anfange der Lungeneiterung, bei andern erst im Verlaufe der Krankheit entstehen, und bei einigen (welche jedoch die Minderzahl ausmachten) bemerkte ich ihn gar nicht. Er verhielt sich also gerade wie alle consensuelle Affektionen anderer Organe; von ihnen kann man nicht behaupten, dass sie sich nothwendig bei einem gewissen Urleiden einfinden müssen, sondern man kann bloss sagen, dass uns die Erfahrung ihr öfteres oder selteneres Erscheinen gelehrt hat, ohne dass uns das Warum des Erscheinens oder Nichterscheinens klar wäre.

Mittel auf die Luftröhre.

Ich weiss wirklich, ausser dem allbekannten Spiessglanzgoldschwefel und Quecksilber, nicht das Geringste, welches auch nur von fern Anspruch auf Neuheit machen könnte.

In manchen Fällen ist der krankhafte Zustand der Luftröhre eine in diesem Organe vorwaltende Affektion des Gesammtorganismus, der bei weitem nicht immer einerlei Art ist; weshalb es mir auch gar nicht gefällt, und eine Neigung unseres Zeitalters zur rohen Formbehandlung verräth, dass man der häutigen Bräune eine eigene Art der Behandlung anpassen will, gerade als mache sie eine Ausnahme von allen andern Krankheiten. Der eine will sie mit Blutegel, Brechen und Quecksilber heilen, und der andre mit Kupfer. Nun, ich denke, beide Parteien werden wol Recht haben, und werden dieses auch auf die Dauer einsehen.

Die Urleiden der Luftröhre äussern sich unter der Form von Heiserkeit, Kitzelhusten, Asthma und Sprachlosigkeit. Bei der gewöhnlichen Heiserkeit wird der Arzt einer kleinen Stadt selten zu Rathe gezogen; es muss schon von dieser Art etwas Ernsthaftes sein, was die Menschen bestimmt, die Heilkunst

in Anspruch zu nehmen. Wenn bei der Heiserkeit der Kranke einen empfindlichen Schmerz im Luftröhrenkopfe spüret, wenn dieser Schmerz beim Husten und beim äusseren Drucke sich vermehret, so habe ich gefunden, dass man mit dem Spiessglanzgoldschwefel dieses Uebel, ist es nicht gar zu sehr eingewurzelt, heben kann, Dieses, und dass das nämliche Mittel bei dem Husten, bei welchem die Menschen über Schmerzen unter dem oberen Theile des Brustbeines klagen, besonders heilsam ist, hat mir wahrscheinlich gemacht, dass es ein schätzbares Eigenmittel auf die Luftröhre sei, das heisst, nicht bloss auf die Luftröhre im engeren Sinne des Wortes, sondern auch auf ihre Verastung und auf den Larynx. Bei eingewurzelter Heiserkeit bin ich aber mit ihm zu kurz gekommen. Hier hat mir in heilbaren Fällen das Quecksilber ausgeholfen. Man braucht dieses nicht bis zum angegriffenen Zahnfleisch zu geben; gewöhnlich verschwindet die Heiserkeit schon, sobald der Athem, durch die Nase ausgestossen, dem Ausathmenden riechbar ist.

Die Luftröhrenkopfschwindsucht ist, in Verhältniss zu andern Schwindsuchten, selten. Ich würde jedem rathen, bei eingewurzelter Heiserkeit, auf den Bauch, sonderlich auf das Pfortadersystem zu achten, in diesem liegt zuweilen der Grund der Heiserkeit und der chronischen Halsentzündung. Ist eine solche Bauchursache im Spiele, so helfen alle Mittel nichts, die man auf den Larynx anwendet. Die eigentliche *Phthisis laryngea* ist eher abzuwenden als zu heilen. Wird sie tödtlich, so beschränkt sich das örtliche Leiden nicht bloss auf den Larynx, sondern die Bronchialdrüsen, und wahrscheinlich die Luftröhre, werden auch ergriffen, ja ich habe einst bei einem alten Herrn, der, da ich im Jahre 1797 hierhin kam, schon mehre Jahre heiser gewesen war, bei meinem Hiersein noch mehre Jahre heiser lebte, und endlich die wirkliche *Phthisis laryngea* bekam, bemerkt, dass etliche Monate vor dem Tode die Speiseröhre mit angegriffen wurde, und eine wirkliche Dysphagie entstand, so dass der unglückliche Mann bloss Flüssigkeit, und diese nur mit grosser Mühe hinunterbringen konnte.

Die Heiserkeit scheint in den meisten Fällen wol zunächst von einer chronischen Entzündung der inneren Haut des La-

rynx abzuhangen. Ich habe Fälle beobachtet, wo bei der Heiserkeit Gaumen und Mandeln an chronischer Entzündung sehr litten, und da konnte man wol nicht zweifeln, dass die sichtbare Entzündung auch die unsichtbare Höhle des Larynx einnehme. In allen Fällen lässt sich dieses aber nicht mit eben solcher Wahrscheinlichkeit vermuthen.

Friedrich Hoffmann räth, bei Heiserkeit einen weinigen Aufguss aromatischer Kräuter zum Gurgeln. Der Rath ist gut, denn manche chronische Entzündungen äusserer Theile weichen ja den aromatischen Kräutern besser als den Blutegeln, dem Aderlassen und dem Salpeter. Ich habe gefunden, dass lauwarme Milch mit ein kleinwenig Hoffmannischen Lebensbalsam gemischt, noch bessere Dienste leistet als ein weiniger Kräuteraufguss.

Jede Heiserkeit ist aber gewiss nicht zunächst in einer chronischen Entzündung der inneren Haut des Larynx begründet; das sehen wir daraus, dass hysterische Weiber zuweilen in Einem Augenblicke heiser, und hernach wieder eben so schnell hellstimmig werden. Ich kenne eine Frau, welche in früheren Jahren jedesmahl beim Eintritte ihres hysterischen Zustandes heiser, und weiterhin ganz stumm wurde, so dass sie alles aufschreiben musste, was sie andern wollte zu wissen thun. Da war ohne Zweifel ein Krampf im Larynx; — aber wie dieser Krampf auf die einzelnen Theile des Organs gewirkt, und Heiserkeit, und demnächst Sprachlosigkeit geursacht, ist mir wirklich unbekannt. Ueberhaupt ist meinem Verstande die Bildung der Töne im Kehlkopfe noch eben so dunkel als die Bildung der Töne in einem Blasinstrumente. Ich kann im Allgemeinen wol darüber schwatzen, aber ins Einzelne darf niemand mit mir gehen, oder ich muss ihm bekennen, dass ich noch sehr unwissend in diesen Dingen bin.

Folgender Fall von schnell entstandener und schnell verschwundener Heiserkeit scheinet mir, wo nicht für den Arzt als Heilmeister, doch für den Arzt als Physiologen zum Nachdenken einladend.

Ein ungefähr fünfzehnjähriges gesundes Mädchen, die bei kinderlosen Verwandten im Hause war und von diesen als Kind gehalten wurde, bewahret einst zur Winterszeit, da ihre

Verwandten zum Besuche bei Freunden sind, das Haus. Indem sie den Rost des mit Steinkohlengries geheizten Ofens mit dem Purreisen luften will, schlägt die durch das oben zusammengesinterte Gries verhaltene Flamme mit einem Puff unten zum Roste hinaus. Sie, die gebückt vor dem Ofen stehet und in dem Roste purret, bekommt natürlich den Mund voll schwefelicher Kohlendämpfe, und augenblicklich wird sie so heiser, dass ihre Abends zurückkehrenden Verwandten sie nicht verstehen können. Diese denken jedoch, es sei eine gewöhnliche, nur etwas stärkere Heiserkeit, und werde wol von selbst vergehen. Da sie aber sechs Wochen anhält und um kein Haar besser wird, fragen sie mich um Rath, und ich vernehme das, was ich eben dem Leser erzählet.

Das Mädchen war wirklich so heiser, dass ich kein Wort von ihr verstehen konnte, und dass die Tante, die durch die Zeit sie verstehen gelernt hatte die Dolmetscherinn zwischen uns machen musste.

Ich verschrieb ihr eingranige Pulver vom Hahnemannischen schwarzen Quecksilber, und liess sie täglich eins nehmen.

Der von den Verwandten bestätigte Bericht der Heilung dieses Uebels lautet also: Eines Tages fühlt das Mädchen ein Knappen im Halse, und augenblicklich ist ihre Stimme wieder eben so hell und deutlich als sie vor der Heiserkeit gewesen. — Sie und ihre Verwandten schrieben diese Heilung den genommenen Pulvern zu. Ich selbst konnte nicht so leichtgläubig sein, denn theils ist die Heilung des Quecksilbers bei der Heiserkeit ganz anders (das Uebel verschwindet nach und nach in etlichen Tagen), theils hatte sie noch zu wenig von den Pulvern genommen, als dass diese eine solch wundergleiche Wirkung hätten hervorbringen sollen. Ich habe das Mädchen selbst hintennach ausgefragt, ob sie, bevor ihre Stimme wiedergekehrt, beim Ausathmen durch die Nase einen fremdartigen Geruch ihres Athems verspüret; sie versicherte aber, nichts dergleichen gemerkt zu haben.

Ich überlasse dem Leser, selbst über diese Geschichte nachzudenken, und will seinem Urtheile nicht vorgreifen. Eins bemerke ich aber ausdrücklich. Ich habe das Verhältniss, worin das Mädchen lebte, genau gekannt, und weiss recht

gut, dass bei ihr an eine erdichtete Krankheit und erdichtete Heilung nicht zu denken war. Bei allen ausserordentlichen Krankheiten (zu denen ich den erzählten Fall jedoch nicht rechnen möchte) und bei aussergewöhnlichen Heilungen, die sich bei Mädchen und jüngeren Weibern zutragen, hat man Ursache etwas misstrauisch zu sein. Diese haben mitunter gar wunderliche und unerklärbare Mucken.

Das Asthma ist (wenn ich meinen Ohren trauen darf) ebenfalls ein Leiden des Larynx. Bei jeder Athemsnoth ist aber gewiss nicht immer der Larynx ergriffen. Z. B. bei der Brustwassersucht, bei grossen Eiterbeulen kann der Athem kurz genug sein, ohne dass sich jene eigene, hörbare Affektion des Luftröhrenkopfes einstellt, die man beim periodischen Asthma vernimmt. Bis jetzt habe ich noch nie ein wirkliches Asthma behandelt, welches ein Urleiden des Larynx gewesen wäre. In allen Fällen, welche ich beobachtete, war es eine consensuelle Affektion dieses Organs. Fehler der Lunge, Fehler des Herzens und Bauchfehler ursachen bei manchen Menschen das Asthma. Weil es nun in gar vielen Fällen, wo nicht von unheilbaren, doch von alten, schwer zu hebenden Fehlern abhängt, so ist es auch bei weitem nicht in allen Fällen gründlich zu heben. Um so nöthiger wäre wol, dass wir Mittel auf den Larynx hätten, es augenblicklich zu beschwichtigen. Wenn wir sagen wollten: das Asthma bestehe zunächst in einem krampfhaften Zustande des Luftröhrenkopfes, so ist das, meines Erachtens, nichts als eine ärztliche Redensart, die keinen Nutzen beim Heilen gewährt. Wäre sie mehr als eine nackte Redensart, so müsste man mit solchen Mitteln, welchen die Aerzte den Namen der krampfstillenden beigelegt, jenen Krampf des Larynx heben können. Ob man das aber kann, mögen die Aerzte selbst beurtheilen.

Der sogenannte krampfhafte Zustand des Larynx, wenn er länger oder kürzer angehalten, lässt von selbst nach. Wer dem letzten Mittel, dass der Kranke gerade beim Nachlasse des Anfalles verschluckt hat, die Wunderheilkraft beilegen will, der thue es; ich thue es nicht. Am klügsten wäre wol, dass man in Dampf- oder Gasform Mittel in die Höhle des Larynx brächte. Aber bei der Auswahl dieser Mittel würde uns das

arzeneimittellehrige Krampfstillende auch vielleicht wenig Nutzen schaffen. Ich habe wol einen Theelöffel voll Bittermandelwasser den Kranken in den Mund halten lassen, wo dann die durch die Wärme des Mundes verflüchtigte Blausäure nothwendig beim Einathmen durch den Larynx streichen musste. Allerdings gab das etwas Erleichterung; es fehlt aber viel daran, dass ich dieses Mittel, und diese Anwendung desselben, als ein sicheres Eigenmittel auf den Larynx andern ehrlichen Aerzten empfehlen könnte.

Ich kenne einen Bauer, bei dem das periodische, sehr häufig ihn plagende Asthma von einem Fehler der Lunge, wahrscheinlich von Knoten derselben herrührt. Er ist einer von denen, die, wie man hier zu Lande sich ausdrückt, eine böse Brust haben. Dieser erzählte mir einst Folgendes. Er ist in der Stadt G*** und hat dort Geschäfte bei einem Herrn. Der Herr, der im Gespräche von ihm vernimmt, dass er vom Asthma übel geplagt sei, räth ihm, sich an die dortige Apotheke zu wenden, wo man unfehlbar helfende Pulver gegen dieses Uebel verkaufe. Diese Pulver waren, angeblich, einem andern asthmatischen Menschen von einem auswärtigen Arzte verschrieben, und der Apotheker, der die gute Wirkung derselben von dem Kranken vernommen, hatte aus ihnen einen geheimen Handelsartikel gemacht. Der Bauer gehet zur Apotheke und bekommt für sein Geld einen Pack Pulver und ein Glas mit klarem, etwas riechenden Wasser. Die Vorschrift lautet: Beim Eintritte des Asthma muss der Kranke ein Leintuch mit dem Wasser befeuchtet über die vordere Seite des Halses schlagen. Von den Pulvern muss er eins trocken auf die Zunge legen und es hier zergehen lassen.

Auf dem Heimwege überfällt den Bauer das Asthma. Er kann nicht wol auf der Landstrasse das apothekerische Wasser um den Hals schlagen, also begnügt er sich, eins von den Pulvern auf die Zunge zu legen, und setzt sich am Wege nieder, die Wirkung abzuwarten. Er merkt, dass sich viel Speichel im Munde absondert und dass sein Asthma in etlichen Minuten verschwindet, so dass er ungehindert seinen Weg fortsetzen kann. Dieser Mann hat nun lange die Pulver gebraucht und immer mit gutem Erfolge, das heist, er konnte

augenblicklich den Krampf des Luftröhrenkopfes damit heben. Einst kommt er auf den Gedanken, ob der hiesige Apotheker die Pulver nicht untersuchen, sie nachmachen und ihm dieselben billiger verkaufen könne als der Apotheker zu G***. Unser ehemahliger Apotheker, der jetzige Rentner Herr *Borchhard*, hat sie untersucht, und um sicher zu sein, seinem damahls in *Berlin* sich aufhaltenden Gehülfen auch ein paar Pulver zu untersuchen überschickt. Die Analysen beider stimmten ziemlich überein, wichen nur ein wenig hinsichtlich der Gewichtsverhältnisse ab. Die Pulver bestanden aus kohlensaurer Bittersalzerde, oxydulirtem Eisen und ein wenig Kohle. Ich habe dieses Mittel etlichemahl angewendet, und muss gestehen, dass es allerdings wohlthätige Wirkung auf den Larynx hat; jedoch kann ich ein so grosses Aufheben nicht davon machen als der Erzähler mir davon gemacht hat. Möglich ist es aber, dass meine damit angestellten Versuche nicht richtig angestellt sind. Abgesehen davon, dass die Fälle von Asthma, die mir seitdem vorgekommen, offenbar sehr verwickelter Art waren, sich also übel eigneten, die volle Wirkung eines Heilmittels auf den Larynx kennen zu lernen; ist es nicht einmahl ausser allem Zweifel, dass beide Apotheker die Wunderpulver ganz richtig analysirt haben. Vor Kurzem war der erste Erzähler, der asthmatische Bauer, eines kranken Hausgenossen wegen bei mir. Ich hatte ihn, seit ihm Herr B. die antasthmatischen Pulver nachfabrizirt, nicht gesehen, fragte ihn also, ob die nachgemachten eben so gute Dienste leisteten als die, welche er aus der Apotheke zu G*** bekommen. Er sagte: erste hätten allerdings wol eine gute Wirkung, aber doch nicht eine vollkommen so gute als die Originalpulver. Ob er vom Vorurtheil besessen ist, oder ob die Apotheker unrichtig analysirt haben, lässt sich nicht wol rathen.

Ich habe Ursache für wahrscheinlich zu halten, dass die Kohlensäure ein vorzügliches Beruhigungsmittel des Luftröhrenkopfes sei. Meine Meinung ist aber nicht, den Asthmatischen mit kohlensaurem Gas halb oder ganz zu ersticken, sondern ich glaube bloss, dass eine geringe, die Verrichtung der Lunge nicht störende Menge kohlensaures Gas, durch den Larynx streichend, die krampfhaften Zufälle desselben vielleicht besser

beschwichtigen wird, als andre sogenannte krampfstillende Mittel. Der obengenannte ehemahlige Apotheker Herr B., der zu der Zeit, da der Prof. *Leidenfrost* in *Duisburg* als betagter Mann noch lebte, in *Cleve* als Gehülfe in einer Offizin stand, hat mir erzählt, dass *Leidenfrost* zu Beschwichtigung des Asthma Pulver von kohlensaurer Bittersalzerde und Weinsteinsäure verschrieb, welche der Kranke trocken auf die Zunge legen musste, wo sich, begreiflich, kohlensaures Gas entwickelte und beim Einathmen durch den Larynx strich.

Ich selbst habe noch keine entscheidende Versuche darüber angestellt, denn theils bin ich erst spät auf den Gedanken gebracht, theils sind die zu entscheidenden Versuchen sich eignenden Asthmatischen nicht so häufig als Schwindsüchtige, Wassersüchtige und Gelbsüchtige. Einst fragte mich ein mir unbekannter Mann vom Rhein um Rath, den angeblich das Asthma schon ein Jahr lang allnächtlich aus dem Bette getrieben. Ich gab ihm eine Unze koblensaure Bittersalzerde und drei Drachmen Weinsteinsäure zu Pulver gemischt, und hiess ihn, davon im benöthigten Falle einen Theelöffel voll trocken auf die Zunge legen. Wie das Pulver verbraucht war, kam er wieder, und behauptete, durch das Pulver den nächtlichen Anfall so beschwichtiget zu haben, dass er nicht mehr genöthiget gewesen, das Bett zu verlassen. Ich liess ihn noch eine Portion Pulver aus der Apotheke holen, habe aber seitdem nichts mehr von ihm gehört. — Einem jungen Pfarrer, der die Spur des periodischen Asthma schon als Knabe gehabt, auf der Universität es schlimmer bekommen, und im Amte noch öfterer von demselben heimgesucht wurde, der nie dagegen arzeneiet, aber wol zur Beschwichtigung Stechapfelblätter geraucht hatte, gab ich jenes Pulver. Es half ihm gar nicht. Er schenkt es darauf einem asthmatischen Bauer seiner Gemeinde; der macht viel Rühmens von der lindernden Wirkung desselben. Dem Pfarrer glaube ich, der ist ein ehrlicher Mann; dem Bauer glaube ich nicht, der kann die lindernde Wirkung des Pulvers bloss aus Höflichkeit gegen seinen Pfarrer erdichtet haben. Wie gesagt, es ist schwierig, geeignete Kranke zu solchen Versuchen zu finden. Ein unter der Form des Asthma sich offenbarendes Urleiden des Luftröhrenkopfes, würde

wol die heilende, oder beschwichtigende Kraft der Kohlensäure auf die sicherste Probe stellen.

Oben habe ich gesagt, dass das Asthma in den meisten Fällen consensueller Art sei. Erfahrenen Aerzten ist bekannt, dass consensuelle Leiden zuweilen viele Jahre hintereinander ein und das nämliche Organ, wo nicht anhaltend, doch periodisch ergreifen, und dann auf einmahl ausbleiben. Bei diesem Ausbleiben wird entweder das consensuelle Leiden auf ein anderes Organ übertragen, oder das urergriffene Organ offenbart sich durch eigenthümliche örtliche Leiden in sich selbst. Der Grund des Ausbleibens lange bestandener consensueller Leiden, oder ihrer Uebertragung auf andere Organe, ist eben so wenig anzugeben als der ihres ersten Erscheinens. Es kann aber das Aufhören eines lang bestandenen consensuellen Leidens des Larynx einen Unerfahrenen in grossen, sehr grossen Irrthum führen. Zufällig zu einem solchen Kranken gerade in der Zeit gerufen, wo das Asthma ohnedies ausbleiben wollte, kann er das Ausbleiben seinen gegebenen Mitteln zuschreiben. Der Irrthum ist sehr verzeihlich, und so lange ihn der Arzt für sich behält, auch unschuldig; denn die Zeit belehrt ihn schon früher oder später eines Besseren. Aber das Ausposaunen einer solchen vermeintlich glücklichen Heilung in einer Zeitschrift ist sehr schädlich; denn durch solch früh- und unzeitiges Bekanntmachen verlieren die Zeitschriften zuletzt allen Glauben bei den praktischen Aerzten, und diese, besonders die älteren, machen sich schon jetzt, wie ich gemerkt habe, des Paracelsismus theilhaftig, dadurch, dass sie unter sich behaupten, den gedruckten Büchern sei nicht zu trauen.

Mittel auf die Speiseröhre.

Weil ich jetzt von den Eigenmitteln auf die Brustorgane rede, wäre wol nichts natürlicher, als dass ich dem Leser auch ein oder etliche Mittel auf die erkrankte Speiseröhre mittheilte; leider weiss ich aber nichts, gar nichts auf dieses Organ. Ich hoffe jedoch, man werde mir es nicht übel deuten, dass ich, meiner jüngeren Amtsbrüder wegen, von der Verhärtung und Verengung der Speiseröhre, von diesem traurigen, leider gar zu oft vorkommenden Uebel ein wenig rede.

Ich habe erlebt, und zwar mehr als Einmahl, dass Aerzte sich etwas dreist vermassen, dieses Uebel heben zu können; ja dass sie, durch die anscheinend gute Wirkung ihrer gegebenen Mittel getäuscht, nicht bloss dem Kranken (aus Menschlichkeit), sondern auch den Angehörigen sichere Heilung versprachen. Da nun der Ausgang dennoch tödtlich war, so erschienen sie in den Augen der Leute, je nachdem die Umstände waren, entweder als Unwissende, oder als Beutelschneider. Weil ich nicht wol leiden kann, dass sich approbirte Aerzte also in den Augen des Volkes heruntersetzen, will ich ihnen, um solchen Missgriffen vorzubeugen, folgende Erinnerung geben.

Bis jetzt ist es mir noch kein einziges Mahl gelungen, dieses furchtbare Uebel zu heilen, auch sah ich es bis jetzt noch nicht durch die Kunst anderer Aerzte getheilt. Zwar erlebte ich wol ein paar Fälle, dass Leute, bei der ersten Entstehung meine Hülfe verlangten, und mir es gelang, sie durch den Gebrauch des Quecksilbes wiederherzustellen*); ich gestehe jedoch, dass in diesen paar Fällen die Erkenntniss zwar nicht zweifelhaft war, aber doch für keine bedeutende Steigerung des Uebels sprach. Bei dem unverkennbar bis zu einem gewissen Grade ausgebildeten Uebel ist mir die Heilung bestimmt noch nie gelungen.

Einen einzigen Fall von wirklich bis zu einem bedenklichen Grade ausgebildeter Dysphagie habe ich mit dem Jod anscheinend glücklich behandelt, und das Uebel nicht vorübergehend, sondern anhaltend, nach und nach besser werden sehen. Von der vollkommnen Heilung kann ich aber nicht sprechen, denn der Mann, ein kaufmännischer Bauer, war etwas weit von mir, in den Niederlanden zu Hause, und, wie ich hintennach hörte, höchst abergläubisch. Man hatte ihn glauben gemacht, er sei behext; er hat (wie man hier sich ausdrückt) geistlichen Rath gesucht, und sich weiter nicht bei

---

*) Beide waren junge Männer, das Hinderniss des Schlingens befand sich, nach ihrem Gefühle, ungefähr in der Mitte der Speiseröhre. Bemerkenswerth ist es, dass der Vater des einen viele Jahre später an der Dysphagie gestorben ist.

mir blicken lassen. Uebrigens habe ich, seit Entdeckung des Jod, dieses oft genug bei der von Verengerung und Verhärtung der Speiseröhre herrührenden Dysphagie ganz ohne Nutzen gegeben, weshalb ich in dieser Hinsicht nicht den geringsten Werth auf dieses edle Mittel lege.

Zuerst mache ich auf die Täuschung aufmerksam, in welche ein junger Arzt hinsichtlich der Erkenntniss verfallen kann. Es gibt eine Entzündung der Speiseröhre, bei der man auch nicht die mindeste Röthe des Gaumens oder der Mandeln wahrnimmt und bei der der Kranke nur mit grosser Mühe und Schmerz Flüssigkeiten, aber feste Speisen gar nicht hinunterbringen kann. Wer solche Fälle mit der von Verhärtung der Speiseröhre herrührenden Dysphagie verwechselt, der kann in seiner Einbildung das Glück haben, mit ganz geringen Mitteln Meister des furchtbarsten Uebels zu sein. Solche chronische Entzündungen der Speiseröhre sind vielfältig gastrischer Art, man findet sie am öftersten zur Zeit, wenn gastrische Krankheiten herrschen. Zu andern Zeiten sind sie selten, oder man siehet sie vielmehr gar nicht. Dieses behinderte Schlingen weicht den Mitteln, die auf den gastrischen Zustand passen, von welchen Mitteln ich im ersten Abschnitte dieses Kapitels hinreichend gesprochen*).

Die zweite Täuschung, in welche ein Unerfahrener fallen kann, ist folgende. Bei wirklicher Verengung und Verhärtung der Speiseröhre wird das behinderte Schlingen nicht ganz und allein durch das mechanische Hinderniss, das in der Röhre steckt, bedingt, sondern nur zum Theil. Die Verhärtung wirkt als etwas Störendes auf die Muskelfasern der Röhre und verursachet ungeregelte Zusammenziehung derselben. Das mechanische Hinderniss und diese Zusammenziehungen der Muskelfasern bedingen zusammengenommen einen gewissen Grad des behinderten Schlingens. Da wir nun Mittel besitzen, welche

---

*) Seit ich Obiges geschrieben, habe ich oft genug Gelegenheit gehabt, ein consensuelles behindertes Schlingen zu beobachten, welches ich unmöglich einer chronischen Entzündung der Speiseröhre zuschreiben konnte, denn es wich gar nicht selten in Einem Tage dem zur Zeit heilenden Lebermittel, war aber weit häufiger Zufall der fieberlosen als der fieberhaften Lebererkrankung.

den krankhaften Zusammenziehungen der Muskelfasern steuern, so ist leicht einzusehen, dass die Anwendung dieser Mittel in manchen Fällen dem Kranken das Schlingen sehr erleichtern und ihm neue Hoffnung der Genesung geben müsse.*) Es ist aber diese Besserung nur scheinbar. Das Hauptübel nimmt nach und nach zu, und es kommt gar bald ein Punkt, wo alle sogenannte krampfstillende Mittel ihren Dienst ganz versagen.

Ein Arzt, der solche Kranken, die ihn in seinem Hause um Rath fragen, die sich auf die gegebenen Mittel bessern und dann ganz wegbleiben, auf guten Glauben als geheilt ansiehet, der kann in seiner Einbildung die unglückliche Dysphagie oft geheilt haben. Es ist aber die Weise mancher Menschen, dass sie, wenn auf ein gegebenes Mittel ein Uebel sich bessert und hernach wieder schlimmer wird, durch diese getäuschte Erwartung verdriesslich werden und zu einem andern Arzte gehen. Man kann also unmöglich die, welche uns die Nachricht ihres Besserwerdens, aber nicht ihrer vollständigen Heilung gebracht, als wirklich geheilt ansehen, oder man würde in einen grossen Irrthum verfallen.

Die von Verengerung der Speiseröhre herrührende Dysphagie fängt, nach der einstimmigen Aussage aller der Unglücklichen, bei denen ich in meinem Leben die Heilung versucht, aber nicht vollbracht habe, folgendermassen an. Die Leute haben beim Schlingen fester Speisen, wenn diese gleich nicht trocken sind, gerade das Gefühl, das wol jeder gesunde Mensch hat, wenn er mehre Mundvoll trockner Speisen schnell hintereinander verschlucken will. Die trocknen Speisen können nicht schnell genug in der Speiseröhre hinuntersteigen, und die Vollgestopftheit des Oesophagus bewirkt ein Gefühl, welchem die Menschen in verschiedenen Ländern einen ganz verschiedenen Namen beilegen. Sich sticken, sich kröpfen habe ich es nennen hören, weiss aber nicht, welcher Ausdruck in ganz Deutschland verständlich wäre. Jedermann

*) Die Belladonna, bekanntlich das mächtigste Mittel in dieser Hinsicht, wirkt bei weitem nicht in allen Fällen erleichternd; aber wol in manchen, und vorzüglich im ersten Zeitraume.

indess, der in seinem Leben schon einmahl etwas heisshungerig trockne Speisen verschlungen hat, kennet es recht gut. Sobald man als gesunder Mensch dieses Gefühl beim Essen hat, hört man so lange auf zu essen, bis die Speisen im Magen sind, oder man spület sie geschwind mit einem guten Schlucke Getränk hinunter.

Nun, das nämliche Gefühl haben jene Unglücklichen beim Genusse fester, gar nicht trockner Speisen, des Gemüses, des Fleisches u. a. Anfänglich haben sie es bloss, wenn sie schnell essen, hernach auch beim langsamen Essen. Sie müssen öftere Pausen machen, um den Speisen Zeit zum Hinuntersteigen zu lassen. In diesem Zeitraume, der zuweilen lange währt, ahnen sie noch nichts Böses. Früher oder später nimmt das Uebel immer mehr zu, so dass bald feste Speisen gar nicht, sondern nur flüssige und dünnbreiige hinunter gebracht werden können. Endlich können auch Flüssigkeiten nicht mehr hinunter, und die Unglücklichen sterben des Hungertodes.

Der Sitz der Verengung ist sehr verschieden. Einen einzigen Mann habe ich behandelt, der sie nahe unter dem Schlunde hatte. Dieses konnte man daraus erkennen, dass er die genossene Flüssigkeit fast augenblicklich wieder ausbrach, und bei ihm geschah das Vonsichgeben durch wirkliches Erbrechen, jedoch ohne heftige Anstrengung.*) Bei denen, welchen die Verengung in der Mitte der Speiseröhre, oder in der unteren Hälfte, oder auf der Cardia steckt, geschiehet das Zurückkommen des Verschluckten nicht durch eigentliches Erbrechen,

*) Seit ich obiges geschrieben habe ich drei Fälle beobachtet, bei denen die Verhärtung im Schlunde selbst steckte. Alle drei Leider waren ausgezeichnete Branntweinsäufer; sie konnten bis zum Tode flüssige und breiige Speisen schlucken, allein das Schlucken verursachte ihnen so grossen Schmerz im Schlunde, dass sie es möglichst vermieden. Alle drei hatten Speichelfluss, welcher bei einem derselben 14 Tage vor dem Tode von selbst verschwand; bei diesem letzten konnte ich mit meinem Finger die obere Gränze einer Verhärtung in der rechten Seite der Zungenbasis fühlen; wie weit und wohin sich diese Verhärtung erstreckte, konnte ich aber nicht fühlen, weil mein Finger nicht so weit reichte. Die zwei andern vertrugen diese Untersuchung gar nicht, sie machte ihnen so schmerzhaften Brechreiz, dass ich ganz davon abstehen musste.

sondern das Verschluckte kriecht den Menschen die Speiseröhre hinauf und in den Mund zurück. Bei einigen ist, so lange sie noch etwas feste Speisen schlucken können, die Verengung schmerzhaft. Zweimahl habe ich die Verhärtung auf der Cardia in Vereiterung oder Verjauchung übergehen sehen. Es kam diesen Leuten eiteriges, übelschmeckendes Zeug mit Blut vermischt in den Mund, und sie, die gar nichts mehr hatten in den Magen bringen können, schluckten nach dieser Entleerung ziemlich frei. Die Freude währte aber nicht lange, das Uebel wuchs wieder an, und der Tod erfolgte, wie gewöhnlich.

Von allen denen, die ich behandelt habe, ist der einzige, der die Verengung nahe unter dem Schlunde hatte, am baldesten gestorben; alle übrigen haben weit länger gelitten. Es sind wenige Jahre meiner Praxis verlaufen, in denen ich nicht zum wenigsten einen bis drei solcher Fälle beobachtet hätte; das macht im Ganzen für ein solches klägliches Uebel eine nur zu grosse Anzahl aus. Die bei weitem grösste Zahl der Leider waren Männer. Die Meinung mancher Aerzte, als ob der übermässige Genuss des Branntweins die Verhärtung und Verengung des Oesophagus befördere, ist auch eine von den ärztlichen Fabeln; ich habe allerdings ausschweifende Branntweintrinker, aber gewiss noch mehr mässige Menschen, ja Weiber, die nie Branntwein tranken, daran sterben sehen.

Es wäre zu wünschen, dass kluge Aerzte ein gutes Mittel gegen solch ein grosses Leid entdeckten. Die Verhärtung des Mastdarmes, die Verhärtung der Gebärmutter wollen die heutigen Wundärzte mit dem Messer ausschneiden; ich glaube aber, dass sie ihre Messer und Zangen und Haken in der Speiseröhre übel handhaben würden. Es fragt sich nun, ob eine geschickte Hand die verengerte Speiseröhre nicht eben so gut erweitern könne, als die verengerte Harnröhre; die Wundarzeneikunst kämpft ja nicht bloss mit Feuer und Schwert. Den einzigen Kranken, der die Verengung nahe unter dem Schlunde hatte, habe ich einem alten Freunde, einem klugen, sehr erfahrenen und sehr belesenen Wundarzt zugeschickt, um einmahl zu sehen, ob dieser nicht einen glücklichen Einfall hätte, der dem Kranken zum Heile erschiessen

möchte; mein alter Freund wusste jedoch eben so wenig Rath als ich.

Zusatz vom Jahre 1836.

Da ich obiges schrieb, waren, so viel ich weiss, die Erweiterungswerkzeuge *(Dilatatoren)* noch nicht erfunden. Bis jetzt habe ich weder *Jamesons* noch *Flëtschers* Instrument gesehen, aber wol vor Kurzem gelesen, dass ein achtbarer Meister sie beide für unvollkommen hält und auf Verbesserung derselben bedacht ist. Es ist mir wahrscheinlich, dass man in Fällen von einfacher Verengerung, wo die Wände der Speiseröhre nicht gar zu sehr verhärtet und verdickt sind, viel Gutes, ja wol gar Heilung durch eine solche mechanische Hülfe bewirken kann. Ich fürchte aber, dass in den meisten Fällen das Uebel, ernsthafterer Art, in einem wirklichen *Scirrho* der Speiseröhre bestehe, und da wird die mechanische Hülfe auch wenig fruchten; ja wenn chronische Entzündung in einem solchen Aftergebilde ist, wird sie weit eher schaden. Die schnelle Zunahme des Uebels, wenn es einmahl ganz langsam bis auf einen gewissen Punkt der Verschlimmerung gekommen, schreibe ich einzig der sich in der Verhärtung erzeugten chronischen Entzündung zu. Bekanntlich lassen sich chronische Entzündungen nicht selten durch den innerlichen Gebrauch zusammenziehender Mittel wunderbar beschwichtigen; die grosse Erleichterung, die manche an dem *Scirrho Oesophagi* Leidende nach dem Gebrauche solcher Mittel fühlen, hängt wahrscheinlich von der Beschwichtigung der chronischen Entzündung in dem Aftergebile und von dessen dadurch bewirkten Umfangsverminderung ab. Da diese Arzeneien aber nicht das Grundübel heben können, so hat die Erleichterung, die sie dem Kranken verschafften, auch keinen Bestand. — In diesem laufenden Jahre habe ich abermahls den Fall beobachtet, dass einem solchen Kranken zweimahl, mit einer Zwischenzeit von ungefähr vier Wochen, blutige, angeblich übelschmeckende Stoffe aus der Speiseröhre kamen. Diese Entleerung bewirkte eine ungefähr achttägige Erleichterung; das Schlingen von Flüssigkeiten ging etwas besser; das Ende war aber der Tod.

Ich habe oben (im Jahr 1830) gesagt, nur zwei Kranke

seien durch meine Kunst geheilt. Indem ich vor Kurzen die nämliche Bemerkung einem Freunde machte, behauptete dieser ganz bestimmt, ich täusche mich; er selbst kenne zum wenigsten genau einen jungen Landmann, der von mir geheilt sei. Da mein Freund ein rechtlicher Mann ist, und dem Geheilten nahe wohnt, so muss ich ihm glauben, und muss überhaupt die Möglichkeit zugeben, dass der eine oder der andere von den entfernt Wohnenden, die mich in meinem Hause um Rath gefragt, könne geheilt sein. Solche Leute, die durch unsere Verordnungen geheilt sind, erscheinen ja nicht mehr bei uns, weil die Gesunden des Arztes nicht bedürfen. Die Erzählung meines Freundes veranlasste mich zu folgender Betrachtung.

Bekanntlich liegen an der hinteren Seite der Speiseröhre, ungefähr in der Gegend des fünften Rückenwirbels, zwei Drüsen von der Grösse der Vietesbohnen. Wenn diese Drüsen, chronisch entzündet, anschwellen, so können sie die Speiseröhre verengen, und solche Fälle werden es wol sein, die sich durch Jod, oder durch Quecksilber, oder durch andere Mittel heilen lassen; denn warum sollten sich diese Drüsen nicht eben so gut zur Norm zurückführen lassen als andere? Ich weiss nicht, dass ich in neueren Schriftstellern etwas über die Erkrankung dieser Drüsen gelesen habe. Um mich zu überzeugen, ob ich wirklich nichts darüber gelesen, oder ob mir das Gelesene entfallen sei, habe ich die neuste Encyklopädie nachgeschlagen, zwar viel von der Dysphagie, aber nichts von der Anschwellung der Rückendrüsen darin gefunden. Von letztem Uebel haben aber schon mehre ältere Schriftsteller gesprochen; ich erinnere mich des jüngeren *Joannes Riolanus* und des *Philipp Verheyen.* Erster sagt von jenen Drüsen: *imbutae et tumefactae aliquo humore, magnum impedimentum adferunt deglutitioni. (Encheiridium anatom. et patholog. pag.* 319*).* *Philipp Verheyen* aber sagt: *Vidi ex harum glandularum tumore et scirrhositate patientem prae inedia misere obiisse, omni scilicet via cibo potuique ad ventriculum praeclusa. Aperto autem cadavere reperi latera oesophagi ob vehementem compressionem coaluisse, ipsumque ejus tubulum sub glandulis istis abiisse, in corpus solidum.* Ist es einmahl so weit gekommen, dann kann

es uns freilich sehr gleichgültig sein, ob das Uebel von den Drüsen ausgegangen, oder sich ursprünglich in der Wandung der Speiseröhre erzeugt habe. — Mir kommt es so vor, als habe sich die Zahl der Unglücklichen, die alljährlich an diesem kläglichen Leiden sterben, während der Zeit meiner praktischen Wirksamkeit nach und nach vermehrt. Ich begreife freilich recht gut, dass ich von der jetzt grösseren Zahl der Hülfe Suchenden nicht blindlings auf eine Vermehrung der Krankheit in diesem Lande schliessen darf; aber abgesehen von der Unsicherheit eines solchen Schlusses, kann ich mich doch des Gedankens nicht erwehren, dass das Uebel jetzt häufiger sich erzeuge als früher. Im vorigen Jahre z. B. hatte ich allein in dieser kleinen Stadt vier solcher Märterer zu behandeln, und mehre von anderen Orten haben Hülfe bei mir gesucht; wieviel? das habe ich nicht angeschrieben und werde es auch nie anschreiben, denn ich weiss vorher, dass das endliche Ergebniss einer solchen Buchführung ein ganz untröstliches sein würde. In meiner Jugend müssen meine universitätischen Meister weit weniger mit diesem Elende zu thun gehabt haben; hätten sie so viel Jammer davon erlebt als ich, so würden sie mir gewiss einige nützliche Winke hinsichtlich der Diagnose und Prognose gegeben haben. Sie sprachen aber nur beiläufig davon, so dass ich es für etwas Aussergewöhnliches halten musste, das vielleicht so selten in der Praxis vorkomme, als Darmsteine, Zungensteine, *Foetus extrauterinus* und d. g. Ja *F. Hoffmann*, der gewiss ein erfahrener Arzt und treuer praktischer Schriftsteller ist, muss sehr wenig eigene Erfahrung darüber gehabt haben, denn er berührt den Gegenstand nur beiläufig und verweiset nur auf ein paar fremde Beobachtungen. Was er von den unterscheidenden Zeichen der in Rede stehenden Dysphagie und der bloss krampfigen sagt, wird gewiss jeder, der jenes traurige Uebel nur ein dutzendmahl beobachtet hat, unzureichend finden. (*Medic. rational. system. Tm. IV. pars III. Cap.* 5 §. 8.)

Obgleich nun aber das besprochene Uebel in den meisten Fällen unheilbar und tödtlich ist, so muss sich doch der Arzt hüten, die Tödtlichkeit des Unheilbaren gar zu bestimmt auszusprechen. Da ich im Jahre 1797 hierhin kam, lernte ich

eine Frau von mittlem Alter kennen, welche damahls schon mehre Jahre an der Dysphagie gelitten. Diese ist, ohne geheilt zu werden, über achtzig Jahr alt geworden, denn sie ist erst im Jahre 1831 gestorben. Sie hatte eine Verengung der Cardia, oder des der Cardia sehr nahen Theiles der Speiseröhre, konnte gar keine feste Speisen, sondern nur dünnen Brei und Flüssigkeiten schlingen. Das Uebel ist auf der nämlichen Höhe bis zu ihrem Tode geblieben, sie ist auch nicht an der Dysphagie, sondern am Marasmus gestorben. Da sie schon alt war, wurde ich einst zu ihr gerufen. Sie klagte über Schmerz in der Cardia, und das Schlingen war so sehr erschweret, dass sie nicht mehr dünnen Brei, sondern bloss Flüssigkeit und zwar nur mit Schmerz und grosser Mühe hinunter bringen konnte. Sie behauptete, ihre Tochter habe ihr eine Suppe mit Zwetschen bereitet und aus Unachtsamkeit einen Zwetschenstein in der Suppe gelassen; diesen habe sie verschluckt und er stecke ihr im Magenmunde. Was eigentlich Wahres an diesem Vorgeben sein mochte, konnte ich nicht wissen; alte Leute haben ja auch zuweilen seltsame Einbildungen.

Nachdem sie einige Tage gelitten, und ich, um ihr Genüge zu leisten, einen einfachen milden Oeltrank verschrieben, zeigte sie mir eines Tages eine häutige Substanz, welche reichlich einen Zoll lang, zwei Linien breit, und eine Linie dick sein mochte; diese behauptete sie ausgebrochen zu haben, und seitdem gehe, sagte sie, das Schlingen wieder besser, nämlich, wieder so gut als vor dem angeblich verschluckten Zwetschensteine. Das ausgebrochene Ding hatte die Farbe der in Branntwein aufbewahrten anatomischen Präparate, wenn diese nämlich nicht mit rother Farbe ausgespritzt sind.

Dieser Fall beweiset, dass die unheilbare Verengung und Verhärtung der Speiseröhre nicht immer tödtlich sei. Es ist aber auch der einzige Fall der Art, den ich selbst beobachtet habe.

Besondere Bemerkungen über einige die Brustorgane betreffende Gegenstände.

Unter den Mitteln, welche angeblich Lungeneiterung heilen sollen, behauptet der Bleizucker auch seinen Platz. Ich

habe ihn in früherer Zeit oft gebraucht, aber nicht gefunden, dass er das leistet, was man von ihm gerühmet. Abszesse können bei dessen Gebrauche ausheilen, aber Geschwüre heilen nicht. Befinden sich aber in einem Abszesse Nebengänge und Zellen, so wird diese der Bleizucker eben so wenig ausheilen als es andre Mittel thun.

Eins muss ich aber zur Steuer der Wahrheit sagen: die Katarrhalschwindsucht, wenn sie sich noch im Zeitraume der Heilbarkeit befindet, und unter der Heilbarkeit des Eisens stehet, kann, nicht einbildisch, sondern wirklich und augenfällig durch Bleizucker geheilt werden.

Auch die *Phthisis tuberculosa*, so lange noch Hülfe möglich ist, das heisst, so lange nur chronische Entzündung in den Knoten ist, kann, wenn diese Entzündung mit einer unter der Heilgewalt des Eisens stehenden Affektion des Gesammtorganismus verbunden ist, ebenfalls durch das Blei zeitlich geheilt werden. So ist ferner auch keinem Zweifel unterworfen, dass, unter der nämlichen Bedingung, ein rein abszedirter Knoten durch das Blei ausgeheilt, die chronische Entzündung anderer benachbarten Knoten gekehrt, mithin die Schwindsucht für die Zeit geheilt werden könne. Bildet aber ein solcher Knoten ein Geschwür, das heisst, fängt die Eiterung, nicht wie beim Abszess, im Mittelpunkte, sondern auf der Oberfläche an, so ist das Blei bestimmt kein Heilmittel der *Phthisis tuberculosa*, wiewol ich zulasse dass es den Arzt und den Kranken sehr täuschen, beiden mit grosser Hoffnung einer baldigen Heilung schmeicheln kann. Der Kranke kann sich nämlich, (vorausgesetzt die Affektion seines Gesammtorganismus stehe nicht unter der Heilgewalt des Salpeters, sondern des Eisens) so vortrefflich bei dem Gebrauche des Bleies befinden, dass ein minder Erfahrener nothwendig glauben muss, er habe gewonnenes Spiel. Die Besserung ist aber nur scheinbar und beruhet einzig auf der wohlthätigen Umänderung der Affektion des Gesammtorganismus. Das örtliche Lungenleiden, die Verschwärung Eines oder mehrer Knoten gehet seinen Gang ungestört fort, und gar bald kommt die Zeit, wo das durch Bleizucker bewirkte Wohlbefinden wieder zum Uebelbefinden wird.

Das Blei ist in seiner Heilwirkung nahe mit dem Eisen verwandt, es ist so gut wie dieses ein Universalmittel, ein Mittel, welches den auf eine eigenthümliche Weise erkrankten Gesammtorganismus zur Norm zurückführet; es unterscheidet sich aber dadurch von dem Eisen, dass es, je nachdem der Körper für seine Einwirkung empfänglich ist, feindlich auf die Därme oder auf die Mundhöhle einwirkt.

Obgleich ich das Blei in früherer Zeit oft und viel gebraucht, kann ich doch nicht behaupten, seine feindliche Einwirkung auf den Darmkanal oft beobachtet zu haben, im Gegentheil, ich habe sie sehr selten erlebt. Folgendes habe ich aber beobachtet, welches mir, hinsichtlich der Behandlung der Bleikrankheiten, bemerkenswerth scheint. Der grösste Theil derer, denen ich das Blei als Arzenei gegeben, hat nämlich früher oder später, zuweilen, nachdem in vierzehn Tagen kein Blei mehr genommen war, einen mässigen Durchfall bekommen, der mehre Tage anhielt und in den meisten Fällen ganz schmerzlos war; in einigen Fällen ging jeder Entlastung ein unbedeutendes Kneipen der Därme vorher. Ich bin der Meinung, dass sich die Natur auf die Weise des Bleies entledigt, und halte es für unweise, ihr störend in den Weg zu treten. Die Zeit, die der Durchlauf anhält, scheint einigermassen mit der Zeitlänge des Bleigebrauches im Verhältniss zu stehen.

Sollte das, was ich hier sage, von andern Aerzten noch nicht bemerkt sein, und die Leser deshalb an der Wahrheit meiner Beobachtung zweifeln wollen, so bezeuge ich ihnen ausdrücklich, dass sie auf die Wahrheit meiner Beobachtung bauen können; denn da ich diese Naturhülfe etlichemahl zufällig gewahr worden bin, habe ich mich hernach absichtlich um diesen Gegenstand bekümmert. Ist es nun, nach der Meinung verständiger Aerzte, sicher, der Natur in ihren Heilprozessen nachzuahmen, so würden wir wol Bleikrankheiten dadurch am besten heilen, dass wir den Leider ein vierzehn Tage bis drei Wochen in einem Zustande des mässigen Durchfalles erhielten. Ich spreche aber hier bloss nach meiner Beobachtung, nicht nach Versuchen; ich lebe in einem Lande, wo ich weder mit Bergleuten, noch mit Bleiarbeitern zu thun habe,

mithin fehlt mir Gelegenheit, Versuche zu machen. Eine sehr seltsame Wirkung des Bleies habe ich einmahl erlebt. Bei einem anscheinend starken Manne wirkte es nämlich, vom ersten Augenblicke seines Gebrauches an, wie die heftigste Purganz. Der Mann war klug genug, die Arzenei stehen zu lassen, und mir von dieser heftigen Wirkung Bericht zu erstatten; die Leser werden auch wol denken, dass ich nicht so unweise gewesen, den Gebrauch des Bleizuckers fortsetzen zu lassen. Da meine Verordnung in einer fremden Apotheke bereitet war, konnte ich nicht wissen, ob hier bloss die Eigenthümlichkeit des also heftig ergriffenen Körpers, oder die Unreinheit des Bleizuckers in Anschlag zu bringen sei.

Die feindliche Einwirkung des Bleies auf die Mundhöhle ist für den Kranken und den Arzt sehr lästig; ich habe sie weit mehr gehasst, als die feindliche Einwirkung auf die Därme. Sie bestehet in einer Entzündung der Mandeln, des Gaumens und des Zahnfleisches, kurz, der ganzen Mundhöhle, gerade wie bei dem anfangenden Quecksilberspeichelflusse. Ich habe beim Eintritte dieses Zufalles gleich dem Gebrauche des Bleizuckers entsagt, zweifle aber nicht, der fortgesetzte Gebrauch würde einen wirklichen Speichelfluss verursachet haben. Nicht durch Einen, sondern durch mehre Fälle von der Richtigkeit meiner Beobachtung vergewissert, und mich nicht erinnernd, je dergleichen gelesen zu haben, schlug ich etliche Arzeneimittellehren nach, ohne etwas von dem Gegenstande zu finden; ja ich sah selbst, dass in etlichen der neuesten ein tiefes Schweigen darüber herrschte.

Im Allgemeinen weiss ich zwar wol, dass die Augen mancher praktischen Aerzte durch die Schullehre so zauberisch geblendet sind, dass sie bei der Anwendung der Arzeneien nur die Wirkung sehen, die selbige nach der Lehre hervorbringen müssen; jene aber ganz übersehen, von welcher die Schullehre schweigt. Kaum kann ich mir aber denken, dass unter denen, welche über den ärztlichen Bleigebrauch geschrieben, kein einziger sein sollte, der, gleich mir, die feindliche Wirkung des Bleies auf die Mundhöhle beobachtet hätte. Das Wahrscheinlichste ist, dass der Zufall mir und meinen ärztlichen Freunden, die ich darüber befragt, nicht jene, in der

Bücherwelt vielleicht vorhandenen, meine Beobachtung bestätigenden Schriften in die Hände gespielt hat. Wollte ich also mehr sagen, als, man suche vergebens Bestätigung meiner Beobachtung in mehren geschätzten Büchern, welche, hinsichtlich ihres Zweckes, nothwendig davon zu reden hätten, so müsste ich entweder ein ungeheuer grosser Bücherkenner, oder ein recht grosser Narr sein.

Möglich ist es, dass manche Aerzte, die das Blei bloss im letzten Zeitraume der Lungensucht gegeben, wo die Entzündung der Mundhöhle ein gewöhnlicher Zufall ist, die feindliche Wirkung des Bleies eben so gut als ich gesehen; sie haben aber wahrscheinlich diese bleiische Entzündung mit der phthisischen verwechselt.

Es gehet dem Heilkünstler, dem es Vergnügen macht, seine eigenen Beobachtungen mit denen anderer Meister zu vergleichen, zuweilen gar wunderlich. Man sucht in den Schriften berühmter Aerzte vergebens Belehrung über einen Gegenstand, und wenn man sich den Kopf wirre und die Augen müde gesucht hat, hört man auf zu suchen. Später, nachdem die gesuchte Sache längst aufgehört hat, Gegenstand einer besonderen Forschung und Liebhaberei zu sein, findet man zuweilen die interessantesten Bemerkungen und Beobachtungen darüber ganz zufällig in dem Buche eines unberühmten Schreibers, ja wol gar in einer nichtmedizinischen Schrift. Mir ist es mehrmahls in meinem Leben so ergangen, namentlich aber mit dem Blei. Schon längst hatte ich den Gebrauch desselben verlassen und es durch ein unfeindliches Mittel ersetzt, da lese ich eines Tages zur Unterhaltung in *C. P. Thunbergs* Reisen durch einen Theil von Europa, Afrika und Asien, und stosse auf folgende Erzählung. Der Verfasser hatte, bei einer Seefahrt, mit einigen von der Schiffsgesellschaft Pfannkuchen gegessen, in welche aus Versehen eine gute Portion Bleiweiss statt Mehl gemengt war. Wie es ihm selbst darauf ergangen, beschreibt er mit folgenden Worten: „Schon „am nämlichen Tage schwoll mir das Zahnfleisch um die „Wurzel der Zähne so auf, dass sich kleine Höcker formirten, „die mir unstreitig Bleiweiss zu enthalten schienen (!), und „sehr empfindlich waren. Eben so schwollen mir auch die

„Mandeln, sowol im Munde als unter dem Kinne, der Spei-
„chel war zäh, und die Zunge sah bräunlich aus. Am folgen-
„den Tage fing ich an, förmlich, wiewol gelinde zu saliviren,
„der Mund wurde inwendig wund, besonders an den Seiten,
„und der Athem bekam einen hässlichen Gestank."

Wie es den übrigen der Schiffsgesellschaft, die von den Pfannkuchen gegessen, ergangen, wage ich nicht aus meinem Gedächtnisse nachzuschreiben, denn es ist schon gar lange, dass ich jenes Buch gelesen; mir stehet aber vor, dass der grösste Theil ähnliche Zufälle bekommen. Wem das Buch zur Hand ist, der sehe es selbst nach. Den besprochenen Gegenstand findet er im ersten Bande der deutschen Uebersetzung von *Groscourt*, Seite 79. *)

Wasserfenchelsame.

Dieses Mittel, welches mir, als Lungeneiterung heilendes, zuerst durch einen Aufsatz des Prof. *M. Herz* im Hufelandischen Journale ist bekannt worden, habe ich in früheren Jahren oft auf die Probe gestellet, kann aber nicht sagen, dass es mir etwas genützt hätte. Freilich habe ich mich sehr gehütet, es beim Lungenabszess auf die Probe zu stellen; denn, da ich, wie oben erzählt, schon in dem ersten Jahre meiner Kunstübung den Vortheil hatte, ein paar tüchtige Lungenabszesse ohne Apothekermittel ausheilen zu sehen, so würde es doch ein wahres Tollhäuslerspiel von mir gewesen sein, die angebliche Wunderkraft des Wasserfenchels durch Heilen eines Abszesses bekunden zu wollen. Nein, werthe Leser! ich habe ihn nicht einmahl in zweifelhaften Fällen auf die Probe gestellet. Es gibt nämlich Fälle, wo, wegen Unerforschlichkeit der vorhergegangenen Umstände, es unmöglich ist, mit Bestimmtheit anzugeben, ob man mit einem Abszesse, oder mit einem Geschwüre zu thun habe. Ja es kann auch

---

*) Seit ich Obiges geschrieben, habe ich in *Froriep* Notizen (Band. 25 St. 22 S. 42) gelesen, dass *W. Leidlaw* Versuche mit dem Bleizucker gemacht. Er hat ebenfalls gefunden, dass derselbe Geschwulst des Zahnfleisches, ja wirklichen Speichelfluss verursacht.

ein anfangs echter Abszess zum unterwühlenden Lungengeschwüre werden; denn so gut, wie der Eiter eines Muskelabszesses, wenn dieser nicht zur gehörigen Zeit geöffnet wird, in das benachbarte Zellgewebe einsacken, und dort Fisteln, ausgebreitete Schwärungen, ja selbst den Tod verursachen kann, so kann auch der Eiter eines Lungenabszesses, wenn sich dieser nicht zeitig öffnet, echte Ulzeration der Lunge und grosse Zerstörung ihrer Substanz verursachen; denn wenn es gleich wahr ist, dass manche Lungenabszesse fast undurchdringliche Wandungen haben, so fehlt doch noch gar viel daran, dass sie es alle hätten. Nun, in solchen zweifelhaften Fällen habe ich den Wasserfenchel nicht gebraucht, denn ich wollte eben so wenig dazu beitragen, seinen ungegründeten Ruf zu bestätigen, als seinen, vielleicht mit Recht ihm zukommenden zu schmälern. In der Katarrhalschwindsucht, wenn höchst wahrscheinlich schon Eiterung eingetreten war, in der *Phthisis tuberculosa*, wenn ebenfalls Eiterung eingetreten war, habe ich ihn gebraucht, und noch keinen einzigen Fall erlebet, in welchem ich seine Heilkraft hätte erkennen können. Ja mir scheint, ich wollte mit Buchen- oder Tannensägemehl die eiterige Lungensucht wol eben so erfolgreich behandeln, als mit Wasserfenchel. Als billiger Mann habe ich ihn auch nicht im letzten Zeitraume der Krankheit gegeben, sondern in dem Zeitraume, wo die Kranken noch nicht bettlägerig waren, noch herumgingen und noch zum Theile ihre Geschäfte versahen, denn ich verlange von einem angeblich guten Heilmittel nur das Mögliche, nicht das Unmögliche.

Ich überlasse es den Lesern, die von *M. Herz* im zweiten Bande des Hufelandischen Journals erzählten Krankheitsfälle, nach den von mir ausgesprochenen Ansichten, (die von den Ansichten anderer verständigen Heilmeister wol schwerlich abweichen) einer ganz billigen Kritik zu unterwerfen; sie werden dann schon sehen, wie der Grund beschaffen ist, auf welchem der heutige, zwar nicht grosse, aber doch noch nothdürftig sich haltende antiphthisische Ruf des besprochenen Mittels beruhet.

Uebrigens bin ich weit entfernt, dem Wasserfenchel deshalb, weil ich durch ihn keine Lungengeschwüre habe heilen

können, alle Heilkräfte auf andere Organe abzusprechen. Er kann wundervolle Kräfte besitzen, ich kenne sie nur nicht, weil ich noch keine Veranlassung gehabt habe, sie zu untersuchen.

* * *

Theerräucherung habe ich auch bei Lungengeschwüren angewendet, aber sie, wie manche andere Dinge nutzlos befunden. Vom Schwefel sagte ich schon im vorigen Abschnitte meine Meinung. In Dunstgestalt (nur nicht in schwefelicht saurer) leistet er eben so wenig als innerlich gereicht. Die Alten haben ihn freilich *Balsamum pulmonis* genannt, das ist aber eine von den Albernheiten, deren sie mehre gesagt, und es ist ganz überflüssig, heut zu Tage ihnen selbige nachzulallen. Bei Vergleichung des Neuen mit dem Alten haben sich zuweilen seltsame Gedanken in meine Seele geschlichen; es ist mir nämlich vorgekommen, als habe man die trefflichsten, wahrsten, auf richtige Beobachtung sich stützenden Bemerkungen unserer Altvordern unbeachtet gelassen, und sich darauf beschränkt, gewisse vom grauen Alterthume ihnen vererbte Gemeinsätze und Albernheiten als sonderliche Weisheit herauszuheben. Wahrhaftig! die medizinische Bücherwelt ist eine gar wunderliche Welt. Wer, zu einem Alter von vierzig Jahren gekommen, nicht, auch ohne die Ermahnung unseres achtbaren Hufeland, von selbst duldsam, ja wer nicht zum leibhaften Demokrit geworden, dem sage ich auf den Kopf zu, dass er entweder auf der Bärenhaut gelegen, oder dass er, wo nicht ein sehr schlechtes, doch ein sehr schwerfälliges und versteiftes Gedächtniss haben müsse.

* * *

Zu den Seltenheiten, von denen ich früher in den Büchern gelesen, gehört auch das Auswerfen kleiner Knochenstückchen aus der Lunge. Ich habe einen solchen Fall ein einziges Mahl erlebt. Der Knochenspeier hatte von Kindheit an eine böse Brust. Die Knochen, die er auswarf, waren ganz kleine, dem blossen Auge jedoch deutlich erkennbare Knochenblättchen. Uebrigens war der Mann nicht krank, und arzneiete auch nicht,

er hatte bloss, wie gesagt, eine schlechte Lunge und spie beträchtlich Schleim aus. Wie viel er von den Knochenblättchen ausgeworfen, wusste er selbst nicht, und aus welchem Theile der Luftröhre, oder des Kehlkopfes sie gekommen sind, das weiss ich nicht. Ein paar von den Dingern habe ich noch lange bewahret, auf die Dauer sind sie aber verworfen worden. Das Knochenauswerfen hat bei diesem Manne nicht lange gewähret, ich kann aber nicht die Zeit bestimmt angeben, wie lange, denn ich habe ihn, weil er übrigens auf seine Weise gesund war, nicht als Arzt behandelt und kein Buch über seinen Knochenauswurf geführet. Er hat ungefähr noch zehn Jahre nachher gelebt, und ist dann, durch übermässiges Branntweintrinken körperlich und geistig zerrüttet, an der knotigen Lungensucht gestorben. In dieser letzten Krankheit hat er aber keine Knochen ausgeworfen; das weiss ich bestimmt, denn ich habe ihn ärztlich behandelt und mich besonders darnach erkundiget.

* * *

Ich habe im Vorstehenden gesagt, dass ich in einzelnen Fällen vorübergehende Lähmung der Extremitäten als Folge eines Herzfehlers beobachtet. Seit ich jenes geschrieben, erlebte ich den ersten Fall, in welchem die Lähmung gewiss nicht vorübergehend zu nennen war. Dieser Fall ist in mehr als einer Hinsicht merkwürdig, darum werde ich ihn, mit Vermeidung aller nichtssagenden schulgerechten Weitschweifigkeit, dem Leser erzählen.

Ein vierundzwanzigjähriger Mann verlangte den dritten October 1830 meine Hülfe. Er war so kurz von Athem, dass er nicht liegen konnte, sein Puls klein, und so unregelmässig und aussetzend, dass etwas Unregelmässigeres unmöglich kann gedacht werden. Der harnsaure, sehr sparsam ausgesonderte Urin war so ungeheuer morastig, dass ich sehr selten in meinem Leben garstigern gesehen habe. Die Füsse waren bis zu den Knien ödematös geschwollen. Im Bauche konnte ich keine Fluktuation entdecken. Die Esslust war gering, der Geschmack bitter. Ich hielt diesen Zustand für die von einem organischen Herzfehler abhangende Brustwassersucht mit gastrischer Com-

plikation, und behandelte ihn nach dieser Ansicht. Die gastrische Complikation trat mir bei dieser Behandlung so störend in den Weg, dass zwei und zwanzig Tage hingingen, ehe ich den Mann wieder auf dem Punkte hatte, auf welchem er vor diesem Uebelbefinden gewesen war. Da er wieder gut schlafen, essen, trinken und harnen konnte, da er nicht mehr engbrüstig, und die Fussgeschwulst verschwunden war, gab ich ihm den fünfundzwanzigsten desselben Monates den Abschied. Sein Puls war nun noch eben so ungeregelt, als ich ihn bei meinem ersten Besuche gefunden. Hätte ich ihn aber noch ein ganzes Jahr besuchen und ihm die halbe Apotheke in den Magen schicken wollen, so würde der Puls doch ungeregelt geblieben sein.

Ich habe mir, nicht bloss bei dem ersten Besuche, sondern während der ganzen zweiundzwanzigtägigen Behandlung alle mögliche Mühe gegeben, einiges Licht über die Entstehung und die Dauer dieses Herzleidens zu bekommen; meine Mühe war aber ganz vergebens. Der Kranke wusste nichts, als dass er von Zeit zu Zeit dem Herzklopfen unterworfen gewesen, aber seit welcher Zeit er dieses gewesen, konnte er nicht angeben. Da nun in diesem Falle die Unmöglichkeit, durch Ausfragung zur Kenntniss der Entstehung des Uebels zu gelangen, nicht in der Dummheit des Kranken begründet war, denn der ist der Sohn eines sehr wohlhabenden Mannes, hat einen guten Verstand und ist gut unterrichtet; so bin ich der Meinung, dass der Kranke entweder einen angebornen, oder einen in der ersten Kindheit erworbenen Herzfehler habe, welcher mit der Ausbildung des Körpers, nicht zum Guten, sondern zum Bösen ausgebildet, auf den Punkt gekommen sei, wo er feindlich in das normale Getriebe des Körpers einwirke. Es ist wol offenbar, dass ein Mensch, der noch nie das Gefühl einer vollkommnen Herzgesundheit gekannt hat, uns schlechte Nachricht über die Entstehung und Ausbildung seines Uebels muss geben können.

Nachdem ich nun den Kranken, wie gesagt, den fünfundzwanzigsten Oktober anscheinend geheilt verlassen, wurde ich den vierzehnten November wieder zu ihm gerufen. Er lag im Bette und war halbseitig gelähmt. Er stiess beim Reden

mit der Zunge stark an, so dass ich Mühe hatte, ihn zu verstehen, die linke Wange war etwas gelähmt, den Augendeckel derselben Seite konnte er aber ordentlich schliessen. Der linke Arm und Fuss waren, ohne Verminderung des Gefühles, vollkommen lahm. Der Urin war, wie das vorige Mahl, morastig und wurde in geringer Menge ausgesondert. Gastrische Affektion war dieses Mahl nicht zu bemerken. Auf den Gebrauch der Digitalis ist die Urinabsonderung gar bald wieder normal geworden, und die Lähmung der Zunge, der Wange, und des Fusses innerhalb zehn Tagen vergangen. Der Arm ist aber lahm geblieben.

Dieser Fall, dessen ausführliche Erzählung durchaus kein Intresse für den Leser haben könnte, ist deshalb merkwürdig, weil er einen Mann betraf, der so viel gesunden Verstand besass, dass man sich auf seine Aussage verlassen konnte. Neugierig war ich, wie sich vor und bei Entstehung der Lähmung das Gehirn verhalten, ob der Kranke ein Gefühl von Betäubung, von Taumel, von Gedankenverwirrung, kurz, ob er irgend etwas von der Norm Abweichendes im Kopfe wahrgenommen. Er versicherte mich aber, nichts dergleichen wahrgenommen zu haben, die Lähmung sei vielmehr plötzlich, ohne vorhergehende oder begleitende Kopfaffektion entstanden. Die Aussage der Aeltern stimmte auch darin überein, dass sie an dem Sohne weder einen Mangel des Gedächtnisses, noch irgend eine andere Störung seines Kopfes bemerkt. Acht Tage vor der jetzigen Lähmung sei ihm auf einmahl der Mund schief geworden; da dieser Missstand aber innerhalb einer Stunde verschwunden, habe man es nicht der Mühe werth gehalten, mich deshalb anzusprechen.

Weil wir Aerzte halbseitige Lähmung in den meisten Fällen als Folge einer schlagartigen Gehirnberührtheit sehen, sind wir nur zu geneigt, bei halbseitiger Lähmung eine Gehirnaffektion, wenn gleich eine vorübergehende, schweigend vorauszusetzen. Der erzählte Fall macht es anschaulich, dass halbseitige Lähmung, ganz ohne Gehirnaffektion, unmittelbar durch einen Bildungsfehler des Herzens könne bewirkt werden.

Ja der Tod des jungen Mannes, der noch im selben Jahre erfolgte, erhebt diese Wahrheit über allen Zweifel. Am Mor-

gen des 26. Dezembers kommt er vom Hofplatze ins Wohnzimmer, setzt sich auf einen Stuhl, siehet etwas verstört aus und sagt in Hast zu der im Zimmer beschäftigten Dienstmagd, sie solle eilig seine Aeltern rufen, er müsse sterben. Da die erschrockene Mutter ins Zimmer tritt, ruft er laut, Mutter! Mutter! Sie nimmt den Wankenden in ihre Arme und er gibt augenblicklich den Geist auf.

Folgenden Fall von secundärer Apoplexie mit halbseitiger Lähmung, Folge eines Herzfehlers, habe ich seit dem Jahre 30 genau zu beobachten Gelegenheit gehabt, weil er leider meine eigene Gattinn betraf. Diese hatte wol einen angebornen Bildungsfehler des Herzens, dafür sprach zum wenigsten der unausgesetzt abnorme intermittirende Puls, den ich von jeher an ihr bemerkt; der Fehler musste aber der Art sein, dass er nicht störend in das Körpergetriebe einwirken konnte, denn von 1798 bis 1830 ist sie immer gesund geblieben. Kurz vor und nach den 60 Jahren gewahrte sie beim raschen Gehen eine ungewohnte Kürze des Athems, schrieb das aber, wol nicht ganz mit Unrecht, auf die Zunahme ihrer Beleibtheit. Wenige Wochen, bevor es mir ganz klar wurde, dass der vermuthete angeborene Herzfehler anfange, feindlich auf das Körpergetriebe einzuwirken, klagte sie über Unruhe und Unerquicklichkeit des nächtlichen Schlafes. Eines Morgens aber, da sie noch im Bette lag, wurde sie urplötzlich von einer so heftigen Orthopnoe ergriffen, dergleichen ich damahls noch nie, und später nur ein einziges Mahl bei einem achtzigjährigen herzkranken Manne gesehen.

Gleich nachdem die Gefahr beseitiget war, zeigte es sich, dass das Gehirn bei dieser Orthopnoe ergriffen gewesen, denn sie hatte ein eigenes hastiges Wesen angenommen, ihr Mund stand schief, beim Essen liess sie von der Speise auf ihre Kleider fallen ohne sich darum zu bekümmern, ihr Auge hatte einen irren unstäten Blick. Diese Zufälle verschwanden in einem Zeitraume von 24 Stunden. Die bei der Orthopnoe etwas gestörte Harnabsonderung blieb aber gestört, bis ich sie durch die Digitalis regelte.

Ich habe nun dieser Frau vier Jahre lang durch den mässigen Gebrauch der Digitalis (alle vier oder sechs Wochen

eine einzige vierunzige Abkochung von zehn Gran des Krautes) nicht bloss ein erträgliches, sondern auch ein angenehmes Leben erhalten. Sie blieb in dieser Zeit ganz in ihrem gewohnten Wesen, ausser dass alle 4 oder 6 Wochen sich Unruhe des nächtlichen Schlafes und Störung der Verdauung zeigten, worin denn für mich die Mahnung lag, gleich den Digitalisabsod zu geben, der denn auch jedesmahl diese Klagen flugs beseitigte, ohne jedoch, wie man leicht denken kann, den von jeher unregelmässigen Herzschlag regelmässig zu machen.

So blieb nun der Zustand bis zum Frühjahre 1834; da ruft sie einst in früher Morgenstunde um Hülfe; das nebenan schlafende Mädchen eilt zu ihr, kann sie aber nicht verstehen; ich fand, dass sie apoplektisch und ihre linke Seite gelähmt war. Später wies es sich aus, dass die untere Extremität vollkommen, und die obere fast ganz des Gefühles beraubt war.

Die apoplektische Gehirnaffektion war der Art, dass man die Kranke wol durch Rütteln und Anrufen dazu bringen konnte, dass sie die Augen aufschlug und sprachähnliche Laute von sich gab, niemand verstand aber diese Laute, man glaubte bloss, den Sinn derselben zu errathen. — Nach 14 Tagen war die Sprache wieder verständlich und die Besinnung zurückgekehrt. Nach drei Monaten kam allmählig das Gefühl in die gelähmten Glieder wieder. In dem Zeitraume eines Jahres wurde der Fuss so weit brauchbar, dass sie mit Hülfe einer Handkrücke im Hause herumschleichen, auch wol in den hinter dem Hause gelegenen Garten kommen konnte. Der Arm blieb aber lahm. Drittehalb Jahre nach der Apoplexie starb sie im siebzigsten Jahre ihres Alters, aber nicht durch Rückkehr der Apoplexie, sondern wie ich manche alte Leute, die weder herz- noch gehirnkrank gewesen, sterben sah.

Eine Aeusserung des Herrn *D. L. Kreysing* in seiner Physiologie des Kreislaufes (Fortsetzung des Hufeland-schen Journals 1838 Augustheft) hat mich vorzüglich veranlasst, den erzählten Krankheitsfall einzuschalten, weil ich Folgendes dabei beobachtet, welches dem Physiologen merkwürdig sein wird.

Da die Kranke aus der Betäubung zur Besinnung kam

und man ihre Sprache wieder verstehen konnte, fragte sie mich einst ganz deutlich: lendest du in die Gesundheit? Das erste, historisch-critische Kapitel dieses Buches hatte ich nämlich (weil es mir so gemächlicher war) ganz zuletzt geschrieben und es kurz vor dem unglücklichen häuslichen Ereigniss beendiget. Meine Gattinn, deren jugendliche Geistesbildung sich noch von der Zeit herschrieb, wo in den meisten Häusern die Romane verpönt, die jungen Leute also, wenn sie lesen wollten, einzig auf unsere Klassiker angewiesen waren, hatte dadurch ihren Geschmack auf eine solche Weise gebildet, dass sie das Schöne, allenthalben, wo sie es fand, als solches erkannte, wenn es gleich nicht mit dem Namen eines berühmten schönschreibenden Schriftstellers gestempelt war: mithin wird es auch niemand seltsam bedünken, wenn ich sage, dass sie viel Feude an manchen schönen Stellen aus den Paracelsischen Schriften gefunden. Die letzte, welche sie vier Tage vor dem apoplektischen Anfalle gelesen, war gerade die, mit der ich das Kapitel geschlossen, und in der die Worte vorkommen: ich lende in die Gesundheit der Kranken. — Wer unter meinen Lesern sollte nun nicht aus ihrer Frage: lendest du in die Gesundheit? worin doch nicht bloss eine Anspielung auf die Paracelsische Stelle, sondern zugleich ein unschuldiger Scherz lag, denn das Wort lenden ist ja in unserer Zeit so ganz ausser Gebrauch, dass gewiss mehr Deutsche sein werden, die es nicht kennen als die es kennen; wer, sage ich, sollte nicht aus dieser Frage eine günstige Prognose gezogen, nicht geglaubt haben, ihr Gedächtniss und ihr Verstand müsse von der Apoplexie ungekränkt geblieben sein? — Gar bald wies es sich aus, dass ihr Gedächtniss auf eine eigne Art angegriffen war, es befand sich nämlich in einem Zustande der vollkommensten Gährung. Nicht bloss Erinnerungen kurz vorhergegangener Begebenheiten, sondern auch solcher, die sich vor 20, 30, 40 Jahren zugetragen, nicht bloss wichtiger, sondern auch unbedeutender, wahrer Kleinigkeiten tauchten in ihrem Kopfe auf, und in allem, was sie vorbrachte, war nicht das mindeste Unwahre, welches ich, da ich selbst ein treues Gedächtniss habe, ganz gut wissen konnte. — In jedem treuen und behenden Ge-

dächtnisse werden aber doch solche Erinnerungen nur durch Veranlassung geweckt, welche Veranlassung freilich, bei einem recht beweglichen Gedächtniss nur gering zu sein braucht, oft nur in unbedeutender Aehnlichkeit bestehet; in dem Kopfe meiner Frau hingegen tauchten die Erinnerungen ohne alle Veranlassung auf. Bei dieser Gedächtnissgährung war sie sich so wenig ihres wahrhaft hülflosen Zustandes bewusst, dass sie einst den Kutscher zu sprechen verlangte und ihm, zu meiner eben nicht erfreulichen Ueberraschung, sagte, er solle anspannen, sie wolle spazierenfahren. Weiterhin hörte diese Gedächtnissgährung auf, und da zeigte es sich auf die Dauer, dass ihr Verstand durch den apoplektischen Anfall ein wenig geschwächt war. Sie war sich aber dieser Schwäche bewusst, denn obgleich sie, so lange ich mit ihr verbunden gewesen, alle geldliche Geschäfte allein besorgt, so wollte sie doch nach der Apoplexie nichts mehr von Geldgeschäften hören, sie sagte, ihr Kopf sei dazu zu schwach. Diesem Gefühle der Verstandesschwäche schreibe ich es auch zu, dass ihr der Besuch ihrer vertrautesten Freundinnen nie sonderlich willkommen war, sie bat mich immer, bei der Gesellschaft zu sein und das Wort zu führen. Wusste sie, dass minder vertraute Bekannte bei mir im Hause waren, so versetzte eine ganz grundlose Befürchtung, diese würden sie besuchen, sie in eine wahrhafte Angst. Von Zeit zu Zeit, selbst noch im zweiten Jahre nach der Apoplexie gerieth ihr Kopf in einen eigenen Zustand, den ich früher, aber sehr selten, auch bei anderen beobachtet, und denselben, weil er nach gehobenem Fieberdelirio erschien, gutgläubig für eine Abart des Irreseins gehalten. Seit ich ihn jetzt bei meiner Frau genauer beobachtet, kann ich jener Meinung nicht mehr sein. Bei ihr erschien er ohne vorhergehende ihn ankündigende krankhafte Gefühle, währte nur etliche Minuten, und bestand darin, dass sie das Zimmer, worin sie wohnte, nicht mehr erkannte: *wo bin ich doch?* sagte sie dann, *es ist mir hier alles so fremd.* Versicherte man ihr, sie sei in ihrem Wohnzimmer, machte man sie im Einzelnen auf die sie umgebenden Gegenstände aufmerksam, so schüttelte sie ungläubig den Kopf, liess sich aber nie auf eine Beschreibung des Fremdseins ein. Führte

ich sie in einem solchen Zustande aus dem Zimmer in das Vorhaus, so war ihr auch hier alles fremd. — Meine Beobachtung zwingt mich jetzt, diesen seltsamen Zustand für nichts anders, als für ein vorübergehendes Versagen des Gesichtsgedächtnisses anzusehen; denn in uns Menschen liegt ja nicht bloss ein Sach- und Wort-, sondern auch ein Sinnengedächtniss, für jeden Sinn ein besonderes Gedächtniss; in einem und denselben Menschen kann das Gedächtniss des einen Sinnes stark und das des anderen Sinnes schwach sein, ja durch den Nichtgebrauch kann das sehr gute Gedächtniss eines Sinnes auf die Dauer sehr schwach werden, und ein schwaches durch lange Uebung erstarken.

Bekanntlich wird das sittliche Gefühl, oder (um mich des Lieblingsausdruckes unserer Zeit zu bedienen) das Gemüth, in manchen Kranken gar wundervoll beeinträchtiget; bei meiner Gattinn hat der apoplektische Anfall nicht den mindesten störenden Einfluss auf dasselbe gehabt, von Natur gutmüthig, mitleidig und wohlthätig, blieb sie es auch bis zu ihrem Tode.

Ich habe mich einst, hinsichtlich eines urerkrankten Herzens, durch den vollkommen normalen Puls täuschen lassen, und zwar noch seit dem Jahre 1830, wo ich wol eigentlich hätte klüger sein müssen. Ob aber das Herz bloss dynamisch, oder bildungsfehlerhaft erkrankt war, kann ich nicht sagen, weil ich von dem weiteren Schicksale des Rathfragenden nicht benachrichtiget bin.

Ein ehrbarer Bürger aus dem Brabandischen klagte über Schmerzen in der Milzgegend, Mangel an Esslust, Mattigkeit u. s. w. Sein Puls war ganz regelmässig hinsichtlich der Geschwindigkeit und des Zeitmasses. Ob der Mann wirklich an einem Urleiden der Milz litt, musste ich untersuchen, und gab ihm vorläufig, mehr als Erkennungs-, denn als Heilmittel, zwei Unzen des Pulvers der Frauendistel, von welchem er viermahl tags einen Theelöffel voll nahm. Nachdem er dieses Pulver verbraucht, kam er wieder zu mir und erklärte: der Schmerz in der Seite sei verschwunden: Statt dessen habe er aber jetzt ein widriges klopfendes Gefühl im Magen, und seine Hungerlosigkeit und Mattigkeit seien um nichts gebessert. Ich legte die Hand auf seinen Magen, und fühlte wirklich ein

dunkles, mit dem Pulse gleichzeitiges Klopfen. Ich rückte mit der Hand auf die linke Seite der Brust, und hier entdeckte ich das urerkrankte Organ. Das Herz schlug mir so deutlich in die Hand, dass ich das eigene Zucken, welches es bei jeder Zusammenziehung macht, eben so deutlich fühlen konnte als man es bei manchen bedeutenden Bildungsfehlern fühlet, bei denen, wäre man nicht überzeugt, mit der Hand auf dem Brustkasten zu liegen, man schwören sollte, man habe das zappelnde Herz in der Hand. Der Herzschlag war aber bei diesem Manne, hinsichtlich der Geschwindigkeit und des zeitmasslichen Verhältnisses der Schläge gegen einander, vollkommen normal. Weil mir dieser Fall besonders belehrend schien, können die Leser leicht denken, dass ich ihn nicht im Fluge, sondern mit Musse untersucht habe.

Ich gab dem Leider einen schwachen Absod der Digitalis, durch den er nicht feindlich konnte angegriffen werden, und hiess ihn, nicht eher als nach vierzehn Tagen wiederkommen. Zur bestimmten Zeit erschien er mit sehr vergnügter Miene. Alle seine Leiden waren beseitiget. Das Herz schlug jetzt wie jedes andre Herz, die zuckende Bewegung desselben konnte ich nicht mehr fühlen. Ich gab ihm noch eine Abkochung der Digitalis (einen Skrupel des Krautes mit acht Unzen Wasser bis zu vier eingekocht) und liess ihn davon zweimahl tags einen Löffel voll nehmen, mit dem Bedeuten, nicht eher wiederzukommen, bis er eine leise Mahnung seiner vorigen Uebel oder anderer krankhaften Gefühle spüre; jedoch nicht so lange zu warten, bis diese krankhaften Gefühle sich zu sehr gesteigert hätten. Wie es weiter ihm ergangen, kann ich nicht sagen, denn ich habe ihn nicht mehr gesehen. Er hatte das Uebel schon eine gute Zeit, und ich war der dritte Arzt, dessen Wissen er in Anspruch nahm. Nach seinem Geständniss war die Arzenei, welche er von mir erhalten, die erste hülfliche von vielen, die er gebraucht.

Es ist möglich, dass ich in voriger Zeit manche übel zu hebende Bauchleiden behandelt habe, welche Urleiden des Herzens gewesen, und dass mich der ganz regelmässig schlagende Puls irre geleitet. Es kann möglich sein, dass es andern

Aerzten eben so ergangen. Ich werde in Zukunft genauer auf diesen Gegenstand merken, und rathe dieses ebenfalls meinen Lesern; vorausgesetzt, dass sie nicht schon längst in diesem Punkte listiger gewesen sind als ich, in welchem Falle begreiflich meine Erinnerung ihnen ganz überflüssig ist.

Uebrigens steckt in der erzählten Beobachtung noch eine Heimlichkeit, welche ich nicht hervorheben mag. Wie gesagt, ich entscheide nicht, ob das Herz bildungsfehlerhaft, oder bloss dynamisch erkrankt war. Für das Erste sprach mein Tastsinn, für das Andere die gänzliche und mich überraschende Beruhigung durch die Digitalis.*)

---

*) Zusatz vom Jahre 1840.

Im Jahre 1837 habe ich drei Fälle solcher Urherzerkrankungen behandelt, die durch die Digitalis nicht so sehr beschwichtiget wurden, als ich erwartete; hier gab ich die Wurzel der Artemisia, und diese besänftigte bald und dem Kranken fühlbar die consensuellen Leiden, die, besonders in dem einen der drei Fälle, so heftig waren als ich sie nur selten gesehen. In demselben Jahre liess ich einer herzkranken Jungfrau, deren Herzleiden der Digitalis gar nicht gehorchen wollte, grüne gequetschte Melisse auf das tobende Herz legen. Die Jungfrau, die nichts weniger als einbildisch ist, behauptete, schnelle und grosse Erleichterung davon zu spüren. NB. Dieses ist eigentlich ein Kunststück des *Petrus Forestus;* was er *Observ. I. Lib.* 17. davon sagt, ist sehr merkwürdig.

Im Jahre 1839 versuchte ich den Salmiak bei einem Landmann, der angeblich schon viele Jahre an einem Herzklopfen gelitten, welches ihn zur Landarbeit unfähig gemacht, und an welchem schon manche Aerzte ihre Kunst versucht. Nachdem er vier Unzen Salmiak verzehrt, war das Herzklopfen (nach meinem Tastsinne zu urtheilen) gewiss um zwei Drittel gemindert; begreiflich rieth ich ihm, den Gebrauch des Salmiak fortzusetzen, ob er aber dem Rathe gefolgt, kann ich nicht sagen, denn er hat sich weiter nicht bei mir sehen lassen. — In demselben Jahre musste ich die Heilung einer Jungfrau versuchen, welche eine unbestimmbare Zeit am Herzklopfen gelitten; sie war schon ziemlich missfarbig und mager dabei geworden. Anfangs hatte ich, wegen der schmutzig gelblichen Gesichtsfarbe, die Vermuthung, das Herzklopfen könne wol ein consensuelles, von einem Urleiden der Leber abhangendes sein; diese Vermuthung wies sich aber durch das Nichtheilwirken einiger guten Lebermittel als falsch aus. Die Digitalis, die ich jetzt versuchte, leistete wol gute Dienste, aber doch nicht solche, als ich bei einer bloss dynamischen Herzerkrankung nach meiner Erfahrung zu erwarten berechtiget war, und einen Bildungsfehler des Herzens zu vermuthen, dazu war auch kein wahrscheinlicher Grund vorhanden. — Nun liess ich den Salmiak (5 mal tags einen

Zum Schlusse will ich noch von der Lungenlähmung ein Wort sagen, wiewohl es vielleicht unweise ist, von einem Uebel zu sprechen, welches ich nur dreimahl in meinem Leben beobachtet habe.

Ich spreche aber nicht von der Lähmung der Lunge, durch welche sich nicht selten am Ende chronischer oder akuter Krankheiten der nahe Tod ankündiget; auch spreche ich nicht von der durch die Kunst gemachten Lähmung, welche bei solchen Pneumonien, die unter der Heilgewalt des Eisens, oder des Kupfers stehen, auf das Aderlassen und den Gebrauch des Quecksilbers folgt, diese will ich, weil ich keinen Rath darauf weiss, andern zu heilen überlassen; sondern ich spreche von der Lungenlähmung, welche den anscheinend gesunden Menschen plötzlich überfällt, und die das für die Lunge zu sein scheint, was der Schlag für das Gehirn ist. Von dem Wie der gestörten Lungenverrichtung weiss ich mir keinen deutlichen Begriff zu machen. Die ziemlich mechanische

---

gehäuften Theelöffel) anhaltend gebrauchen. Dieser beruhigte nach und nach das klopfende Herz und verlangsamte den Blutkreislauf; bei der sicht- und fühlbaren Besserung verschwand die schmutziggelbliche Gesichtsfarbe und die Abmagerung wandelte sich in eine gefällige Vollfleischigkeit um. — Ein sehr übler Umstand bei dynamischen Urherzerkrankungen (welche ihrer Natur nach heilbar sind), ist der, dass das geheilte Herz noch lange Zeit nachher eine vorsichtige Schonung verlangt. Tanzen, Springen, Laufen, Heben, Gemüthsbewegungen müssen ganz gemieden werden; nicht selten sind die Leute geneigt, das geheilte Herz absichtlich durch solche Anstrengungen auf die Probe zu stellen, man muss ihnen also beizeiten das Unsinnige solcher Versuche begreiflich machen.

Ob die Aerzte jetziger Zeit den Salmiak als Herzheilmittel kennen, weiss ich nicht, denn es ist mir unmöglich, alle Schriften zu lesen; ich kann bloss sagen, dass ich mich nicht erinnere, in neuer Zeit etwas darüber gelesen zu haben. Von den älteren Schriftstellern erinnere ich mich des *Thomas Willis*, dieser gibt im Herzzittern *(Tremor cordis)* von einem Pulver aus gleichen Theilen Salmiak und Korallen zweimahl tags einen Scrupel, *(Pharmaceutice rationalis pag.* 170.*)* Das Herzzittern kommt weit, weit seltner in der Praxis vor als das eigentliche Herzklopfen. Im vorigen Jahre beobachtete ich einen seltsamen Fall der Art, da ich nämlich die Hand auf das Herz legte, hatte ich ein Gefühl, als krabbelten in der Brust ein Haufen Bienen; bei dieser seltsamen Herzbewegung war aber doch der beschleunigte Puls hinsichtlich der Reihenfolge der Schläge regelmässig.

Erklärung des Athemholens, die man mir in meiner Jugend gegeben, scheint mir, seit ich den menschlichen Organismus mit eigenen Augen und eigenem Verstande selbst beobachtet, sehr ungenügend; es liegt jedoch ausser meinem Plane, über solche physiologische Dinge zu sprechen.

Die unterscheidenden Zeichen der Lungenlähmung weiss ich nicht anzugeben, denn meine Erfahrung über unterscheidende Zeichen der Krankheiten lautet im Allgemeinen also: Hat man eine Krankheit ein-, zwei-, oder dreimahl beobachtet, so ist man, sonderlich in der Jugend, sehr geneigt, unterscheidende Zeichen derselben festzustellen. Je mehr man aber Fälle derselben Art beobachtet, um so mehr wird man, hinsichtlich der unterscheidenden Zeichen, bedenklich. Ja, ist man einmahl zu einem gewissen Alter gekommen, und hat beobachtet, wie ganz verschieden in verschiedenen Fällen die von einem und demselben urergriffenen Organe abhangenden consensuellen Affektionen anderer Organe sind, so verzichtet man zuletzt ganz auf die Feststellung eigenthümlicher unterscheidenden Zeichen, und überlässt dieses Geschäft den Gelehrten.

Dass die von Lungenlähmung ergriffenen Menschen grosse, sehr grosse Athemsnoth haben, verstehet sich von selbst. Die, welche ich beobachtete, gaben aber nicht wie bei der Lähmung der Bauchganglien die Magengegend als den Ursitz der Athemsnoth an, auch hörte man bei ihnen nicht wie beim Asthma das eigene Getöne des durch die Luftröhre gewaltsam durchgepressten Athems. Uebrigens hatten sie ein Gefühl von Hinfälligkeit, welches ihnen nach überwundenem Hauptübel noch mehre Tage blieb. Der Puls war etwas wenig beschleuniget, und, hinsichtlich des Zeitmasses der Schläge gegen einander, regelmässig. Ueber seine Grösse oder Kleine, Härte oder Weiche, konnte ich nicht urtheilen, weil ich diesem Menschen nie bei gesundem Leibe den Puls untersucht, und weil sich solche Eigenschaften des Pulses, als etwas Verhältliches, bloss nach dem Regelpulse jedes Einzelmenschen beurtheilen lassen, welches unser etwas prahlerhafte Pulsfühler *Galen* auch schon begriffen hat.

Die Lungenlähmung ist etwas so plötzlich Entstehendes,

etwas so Aengstliches, dass der Arzt bestimmt in der ersten Entstehung um Hülfe angesprochen wird. In zwei Fällen, bei denen ich erster und einziger Arzt war, behandelte ich das Uebel wie die sogenannte *Apoplexia nervosa*, ich gab Schwefeläther in kurzen Zwischenräumen, und in solchen Gaben, dass zwei Unzen in vierundzwanzig Stunden verzehrt wurden. Der Erfolg war der, dass die Beängstigung nach und nach minder und das Uebel innerhalb zweier Tage gehoben wurde. Auch hier bestätigte sich nur das, was ich mehrmals bei andern Uebeln, deren Heilmittel Aether, oder überhaupt geistige Arzeneien waren, beobachtet hatte. Die Kranken selbst fühlten die wohlthätige Wirkung, und hatten, sobald sie diese einmahl gefühlt, ein Verlangen nach selbiger.

Es ist leicht einzusehen, dass die Lungenlähmung, wenn sie vollständig ist, uns als plötzlicher Tod erscheinen muss. Da sie aber so gut als jede andere Lähmung verschiedene Grade haben kann, wird ihre schnelle oder langsame Tödtlichkeit, ihre Heilbarkeit oder Unheilbarkeit wol hauptsächlich von dem Grade abhangen, in welchem sie den Menschen zuerst überfällt. Jedoch glaube ich, dass eine Lähmung, die anfänglich gering ist, durch vernachlässigte Hülfe, oder, noch eher, durch verkehrte Mittel von Tage zu Tage oder vielmehr von Stunde zu Stunde zunehmen und zur vollständigen Lähmung werden kann.

Von den drei Krankheitsfällen, welche ich erlebt, will ich den Lesern den erzählen, der einen tödtlichen Ausgang hatte, weil er belehrender und unterhaltender ist als die beiden andern mit glücklichem Ausgange.

Den vierzehnten November 1802 fuhr früh Morgens ein Wagen mit dampfenden Pferden vor mein Haus. Es sprang der Ref. R** heraus, und bat mich dringend, augenblicklich mit ihm zu seinem Vater zu fahren, der sehnlich nach mir verlange. Ich setzte mich gleich mit ihm ein, und hatte auf dem Wege nach C** Zeit genug, ihn über die Krankheit des Vaters auszufragen. Ich hörte dann, dass der fast achtzigjährige Mann, nach Aussage seines Arztes unfehlbar sterben werde, dass er vielleicht schon in den letzten Zügen liege; da er aber nach mir verlangt habe, und man einem Sterben-

den nicht gern etwas abschlage, sei er, der Erzähler, um allen Verzug zu beseitigen, gleich mit Eigenpost zu mir geeilet. Auf meine Frage, wer der Arzt des alten Herrn sei, nannte er mir den Doktor S**.

Wenn es anfänglich sehr wenig Anziehendes für mich hatte, mit Aufopferung meines Frühstückes, Hals über Kopf zu einem alten sterbenden Manne zu eilen, an welchem höchst wahrscheinlich nichts Heilendes mehr zu thun war, so bekam doch die Sache dadurch einen anderen und ganz ungewöhnlichen Reiz, dass ich bei dieser Gelegenheit die Bekanntschaft eines Arztes machen sollte, den ich wol durch gute und böse Gerüchte, aber bis dahin noch nicht persönlich kannte. Er war wirklich ein gar seltsamer Kautz. Er hatte seine Gattin, die das Gerücht eine verständige, brave Frau nannte, vier oder fünf Kinder, und eine einträgliche Praxis in einer der reichsten und bevölkertsten Gegenden Deutschlands, begleitet von einer nicht sonderlich holdseligen Geliebten, verlassen, und sich in C**, einem Orte von 8000 Einwohnern, den man nur höchstens zu den mittelmässig wohlhabenden rechnen kann, als dritter Arzt niedergelassen. Da er nun dieses Abenteuer nicht im leichtsinnigen Jugendalter, sondern im reifen Mannesalter bestanden (er übte schon seit dreissig Jahren die Heilkunst), so werden mir die Leser zugeben, dass es wol der Aufopferung des Frühstückes lohnte, einen solch wundervoll verliebten Amtsbruder von Angesicht zu Angesicht zu schauen.

Ich hatte in C** Zeit genug den kranken Herrn und seine Freunde auszufragen, ehe mein Amtsgenosse erschien. Den Kranken hatte vor vier Tagen die Athemsnoth plötzlich und heftig ergriffen. Sie war so gross, dass er bei jeder, auch der leisesten leidenden Bewegung, zu ersticken fürchtete. Dieses war die Ursache, dass er schon vier Tage unverrückt auf dem nämlichen Flecke im Bette gelegen hatte. Er harnte in ein Harnglas, und verrichtete seine Nothdurft ins Bett, zu welchem Ende man ein doppeltes Leintuch unter ihn zu bringen suchte. Seine Sprache war leise, abgebrochen, aber verständlich. Sein Athemholen kurz und sichtbar mühsam, ohne dass man auch nur den geringsten Laut hörte, der auf eine

krankhafte Berührtheit der Luftröhre gedeutet hätte. Sein Gesicht war nicht roth oder aufgetrieben, sondern eher blass und beigefallen, ohne jedoch in seinen Zügen den nahenden Tod zu verkünden. Die Zunge war weiss angeschlagen, der Puls etwas beschleuniget, und, hinsichtlich des regelmässigen Zeitmasses der Schläge gegeneinander, durchaus nicht krankhaft. Der Urin, strohgelb von Farbe, wurde, nach ungefährer Schätzung, in genugsamer Menge ausgesondert. Die Lage des Kranken im Bette war wie die der meisten gesunden Menschen. (Bekanntlich liegen die meisten mit dem Kopfe etwas höher als mit dem Rumpfe; es gibt wenige, die mit dem Kopfe und Rumpfe wagerecht liegen.)

Von den Hausgenossen und Freunden erfuhr ich, dass der alte Herr nie an chronischem Husten, Engbrüstigkeit, periodischem Asthma, kurz nie an Zufällen gelitten, die einen Fehler der Lunge vermuthen liessen.

Nachdem ich nun mit Musse alles ausführlich erforscht, erschien mein Amtsgenosse. Dieser hatte das Uebel für unheilbar erklärt, mithin konnte ich bald mit ihm fertig werden. Ich fragte ihn kurz: ob er es für Brustwassersucht, für Asthma, für Peripneumonie, für einen organischen Fehler des Herzens oder der Lunge halte. Da er bestimmt auf alle diese Punkte mit Nein antwortete, wollte ich kein Geständniss, wofür er denn das Uebel eigentlich halte, von ihm erzwingen, sondern sagte ihm ohne Umschweif, dass ich es für eine unvollkommne Lähmung der Lunge halte. Eine vollkommne sei der Tod selbst; hier sei aber mit Recht zu fürchten, dass die unvollkommne in eine vollkommne übergehe. Ob diesem Uebergange vorzubeugen sei, könne man mit Bestimmtheit weder bejahen, noch verneinen; es sei aber Pflicht des Arztes, die Hülfe zu versuchen. In flüchtigen, schnell wirkenden belebenden Mitteln sei aber die mögliche Hülfe einzig zu suchen.

Mein Amtsgenosse sagte nicht bloss zu allem ja, sondern er stimmte auch so herzlich ein, dass ich wol glauben musste, ich habe meine Gedanken aus seiner Seele gestohlen. Nun musste der alte Herr Schwefeläther in reichlicher Gabe, und in kurzen Zwischenräumen Tag und Nacht durch nehmen, bis entweder die Gefahr beseitiget, oder bis man sich durch

das Nichtheilwirken von der Nichtigkeit auch dieser Heilart würde überzeugt haben. Ich bestimmte die in vierundzwanzig Stunden zu verzehrende Menge des Aethers auf zwei Unzen. Damit aber die Behandlung in den Augen der Umstehenden etwas schulgerechter und apothekerischer aussähe, verschrieben wir noch einen schleimigen, löffelweise zu nehmenden Trank, der Hoffmannischen Lebensbalsam, oder vielleicht andere Schnurrpfeifereien enthielt, ich weiss es wirklich selbst nicht mehr; denn solche Kleinigkeiten, die zur Hauptsache nichts thun, bemerke ich mir nicht schriftlich, und wer mag sie dreissig Jahre lang im Gedächtniss behalten?

Alles dieses geschah nun, wie gesagt, am 14. November. Ich musste versprechen am 16. wieder zu kommen, und fand an diesem Tage den Kranken wundervoll verändert. Der Bericht der Verwandten, die ihm beigestanden, lautete also: er habe sich bei dem Gebrauche des Aethers von Stunde an besser befunden. Die Athemsnoth sei nicht plötzlich, sondern nach und nach immer minder geworden. Es habe sich in der letzten Nacht ein paarstündiger ruhiger Schlaf eingestellt und man habe diesen auch nicht durch Nöthigen zum Einnehmen gestört (welches gewiss sehr verständig war). Nach dem Schlafe sei die Athemsnoth nicht zurückgekehrt. Diese letzte Nachricht war die wichtigste, sie bewies, dass die Gefahr beseitiget sei; wäre sie es nicht gewesen, so würde das Gegentheil erfolgt, die Athemsnoth würde nach dem Schlafe mit erneuerter Gewalt wiedergekehrt sein, oder vielmehr ihn aus dem Schlafe geweckt haben. Ich selbst fand den Kranken nach den Umständen ausnehmend wohl. Dass ein alter Mann nach solch hartem Strausse nicht das Bett verlassen und im Zimmer lustwandeln konnte, war leicht vorherzusehen, aber die Beängstigung, das Hauptübel, war bis auf eine geringe Spur beseitiget. Zwar konnte er sich noch nicht selbst im Bette aufrichten, dieses Unvermögen rührte aber von grosser Muskelschwäche her, denn wenn ihn andere bewegten und verlegten, hatte dieses Bewegen nicht den geringsten Einfluss auf seinen Athem, weshalb er auch jetzt nicht mehr seine Nothdurft ins Bett zu verrichten brauchte, sondern sich der Steckpfanne bediente. Uebrigens war sein Geist wieder ermuthiget, und

wie wohl er sich fühlte, erhellet daraus, dass ich zwar versprechen musste, ihn nochmahls ärztlich zu besuchen, dass er aber nicht von mir verlangte, den Tag meiner Ueberkunft zu bestimmen.

Mit meinem Amtsgenossen vereinigte ich mich dahin, dass die Gabe des Aethers nun nach und nach müsse vermindert werden, welche Verminderung ich ihm nach den Umständen einzurichten überliess.

Zehn Tage nachher, also am 26., besuchte ich den Kranken wieder, und fand, dass seine Kräfte bedeutend zugenommen hatten; von der Athemsnoth war gar nicht mehr die Rede. Mein Amtsgenosse hatte in der Zeit die Gabe des Aethers sehr zweckmässig gemindert, so, dass jetzt nur noch etwas weniges vier oder fünfmahl tags gebraucht wurde. Wir wurden nun einig, dieses Mittel ganz bei Seite zu setzen, und zur Vollendung der Heilung fixe Stärkungsmittel zu reichen. Bei meinem Abschiede begehrte der Genesene aber, ich möchte ihn zu einer Zeit, wenn es mir ganz gelegen sei, noch einmahl besuchen. Ich versprach ihm dieses, konnte aber mein Versprechen anderer Geschäfte wegen erst am 19. Dezember erfüllen, fand ihn damahls ausser dem Bette und konnte nichts Krankhaftes mehr an ihm erkennen.

Ungefähr vierzehn Tage darauf hatte ich Geschäfte in C**, und da mich mein Weg dem Hause des alten Herrn vorbeiführte, plagte mich die Neugierde, ihn zu sehen. Man wies mich in seine Schreibstube, ich fand ihn gekleidet vor einer Registratur stehen und in alten Akten kramen. Mein Eintreten wirkte sichtbar störend auf ihn; er war so vertieft in den alten räucherigen Papieren, dass meine Frage nach seinem Befinden ihn fast zu befremden schien. Da ich weder Zeit noch Lust hatte, diesen alten verbrieften Kopf aus seinem papierischen Traumleben zu wecken, so ging ich, mit dem Vorgeben, ihn in seinen wichtigen Nachsuchungen nicht stören zu wollen, stehenden Fusses wieder weg, und er machte auch eben nicht die Miene, mich an meinem Entweichen behindern zu wollen.

Dieses ist nun der erste Theil der Geschichte; jetzt folgt

der zweite, der nach Art der Trauerspiele mit dem Tode des Helden schliesst.

Am Abend des 15ten Febr. 1803, also fast zwei Monate nach meinem letzten amtlich-ärztlichen Besuche, erhielt ich einen Brief von ihm. Dieses Schreiben war so klagend und flehend abgefasst, als sei ich, mit der unbedingtesten Gewalt, ihn dem Rachen des Todes zu entreissen ausgerüstet, grausam, hartherzig, teuflisch genug, ihn verderben zu lassen, und als sei dieser Brief der letzte von vielen vergebenen Versuchen, mein versteintes Herz zu erweichen.

Was konnte ich, werthe Leser! nun anders denken, als der alte Mann sei toll geworden? Gleich am folgenden Morgen vor Tage begab ich mich zu ihm auf den Weg. In der Thür des Schlafzimmers tritt mir seine sehr übernächtig aussehende Enkelinn entgegen, und weiset mich, auf meine Frage, wie es dem Grossvater gehe, Statt aller Antwort, an das Bett. Nun freilich, da lag die Antwort deutlicher, als die menschliche Sprache sie geben konnte. Der Kranke war dem Ersticken nahe, sein Gesicht hippokratisch, der Puls klein, schnell und kaum zu fühlen, die Hände kühl, die Sprache kaum verständlich. Als er mich erkannte, fing er an zu reden, ich musste aber, um ihn zu verstehen, mein Ohr seinem Munde nahe bringen. Seine Worte waren: was habe ich Ihnen doch gethan, dass Sie mich so ganz in meinem Elende verlassen und mir nicht helfen wollen. — Erstaunt über diese räthselhafte Rede, und begreifend, dass ich von dem halbtodten Manne keine Erklärung verlangen könne, versicherte ich ihm bloss, dass nur durch seinen gestrigen Brief mir die erste Nachricht von dem Rückfalle seines Uebels zugekommen sei, und ich bat die Enkelinn, mir das Geheimnissvolle dieses Vorganges zu enthüllen. Sie erklärte mir nun: der Grossvater habe vor ungefähr sechs Tagen, plötzlich einen Rückfall des vorigen Uebels bekommen, welches aber anfangs nicht so heftig ihn ergriffen als das vorige Mahl. Er habe gleich zu dem Arzte geschickt, diesen gebeten, mir unverzüglich Nachricht von diesem Rückfalle zu geben und meine Ueberkunft in seinem Namen zu verlangen. Da ich am folgenden Tage nicht erschienen sei, habe der Arzt vorgegeben, die von mir er-

haltene Antwort laute, dass andere Geschäfte mir es unmöglich machten herüberzukommen. Der Grossvater habe abermahls in den Arzt gedrungen, meine Ueberkunft auf das ernstlichste und dringendste zu verlangen, am folgenden Tage aber die nämliche Antwort mit einiger Veränderung erhalten. So sei es nun alle Tage gegangen, der Kranke indess bei dem Gebrauche der verordneten Mittel immer elender geworden. Endlich habe er Verdacht geschöpft, und ihr (der Enkelinn) aufgetragen, mir selbst in seinem Namen zu schreiben. Nun konnte ich mir freilich die Seltsamkeit des Briefes und die Seltsamkeit der Anrede des Kranken erklären.

Ich war jetzt neugierig, ob mein Amtsgenosse das Mittel, dessen auffallende und wundergleiche Wirkung er doch beim ersten Anfalle mit seinen leiblichen Augen gesehen, bei diesem Rückfalle wieder angewendet habe. Die Enkelinn behauptete, er habe verschiedene, aber ganz andere Mittel verschrieben; da das vorige sich durch seinen starken Geruch verrathe, könne sie sich unmöglich in diesem Punkte täuschen. Bei der Einsicht der Verordnungen in der Apotheke ergab sich auch, dass mancherlei Brustmittel verschrieben waren, die an ihrem Orte gut sein mögen, die aber dem Kranken unmöglich helfen konnten. Aether und solche Mittel, die in ihrer Wirkung dem Aether mehr oder minder verwandt sind, waren nicht gebraucht.

Was war nun mit dem Kranken zu machen? leider nichts, gar nichts. Die vorige Heilart war wegen des schon erschwerten Schlingens ganz unanwendbar, und ein Kind konnte sehen, dass der Tod im Anzuge sei. Mit dem Kranken hatte ich wenig zu schaffen, denn der befand sich schon in dem Zustande, worin sich manche Menschen nahe vor dem Tode befinden, sie reden zwar nicht eigentlich irre, aber das Gedächtniss schwindet ihnen, sie wissen nicht, ob es Morgen oder Abend, Mittag oder Mitternacht ist. Ich bin überzeugt, der alte Mann hat eine Stunde nachher nicht mehr gewusst, dass ich bei ihm gewesen. Er ist, wie mir das Gerücht gesagt, in der folgenden Nacht oder am folgenden Tage gestorben. Meinen Amtsgenossen habe ich dieses Mahl nicht gesprochen; ich sah den Kranken für nicht viel mehr als einen

Leichnam an, und über Leichen können praktische Aerzte sich nicht berathen.

Es ist der Gebrauch in der medizinischen Bücherwelt, an eine langweilige Krankengeschichte eine noch langweiligere Nachschrift zu reihen. Damit ich diesem löblichen Gebrauche treu bleibe, mache ich folgende Nachschrift.

Manche Leser, sonderlich bie jüngeren, deren Geist noch einen dichterischen Anflug hat, könnten den Doktor S** etwas scharf beurtheilen. Um nun die Schärfe ihres Urtheiles etwas zu mässigen, gebe ich ihnen nachträglich noch folgende Thatsache zu bedenken. — Einige Zeit nach der erzählten Begebenheit erkrankte er selbst an einem akuten Fieber. Aufgefodert von seiner Geliebten, besuchte ich ihn. Nach reiflicher Erwägung aller Umstände, hielt ich dafür, dass er des mässigen Gebrauches geistiger, belebender Heilmittel zur Sicherstellung seines Lebens eben so sehr bedürfe als der Gesunde des Brotes, und ich sagte ihm dieses, weil sein Kopf noch ungekränkt war, ganz unverhohlen. Er gab mir Recht und die Sache war abgethan.

Mehre Tage darauf wurde ich abermahls von der Geliebten gebeten herüberzukommen. Jetzt fand ich ihn aber, obschon nicht irreredend, in sehr bedenklichen Umständen. Sehend, dass er meinen früheren Rath bloss aus Höflichkeit gebilliget, ihn aber nicht befolgt hatte, machte ich ihn auf die Gefahr aufmerksam, worin er schwebe, und ermahnte ihn, seiner Natur durch ein paar Drachmen Essig- oder Schwefeläther (auf vierundzwanzig Stunden vertheilt) zu Hülfe zu kommen. Ich bemerkte ihm, wie ich nicht in Abrede stelle, dass eine kräftige Natur bei jeder Heilart, selbst bei einer widersinnigen und feindlichen den Sieg davon tragen könne. Da ihm aber niemand eine solch kräftige Selbsthülfe seiner Natur verbürgen könne, so sei es doch der Klugheit gemäss, ihr mit belebenden Mitteln zu Hülfe zu kommen u. s. w.

War es nun meine Rede, oder war es die Krankheit selbst, die ihn aus seiner höfischen Rolle fallen liess, das kann ich nicht sagen; genug, er gab mir dieses Mahl keinen Beifall, sondern erklärte ganz aufrichtig, er werde meinen Rath nicht befolgen, denn ich lege es darauf an, ihn zu überreizen.

Wir waren also jetzt am Ende, und ich erklärte seiner verzweifelnden Geliebten, dass mein ferneres Ueberkommen ganz nutzlos sein werde. Ein paar Tage darauf gelangte schon die Kunde seines Todes zu mir.

Einen Arzt, der seine Meinungen, oder seine Vorurtheile durch seinen eigenen Tod bestätiget, also den bündigsten Beweis liefert, dass er selbige wirklich für Wahrheit hält, den kann man, meines Erachtens, nicht tadeln, dass er früher auch andere Kranken nach diesen Meinungen und Vorurtheilen behandelt hat, und dass auch der handgreiflich glückliche Erfolg einer entgegengesetzten Heilart ihn von seinen Vorurtheilen nicht hat heilen können.

Der ungeheure Widerspruch in dem Benehmen des Dr. *S***, dass er früher meine vorgeschlagene Aetherkur freudig billigte, ihre gute Wirkung sah, und sie doch hernach beim Rückfalle nicht wieder anwandte, gleicht sich in etwas dadurch aus, dass er anfänglich den Kranken für unrettbar verloren hielt, es ihm also ganz gleichbedeutend sein musste, ob ich selbigen durch Salpeter abkühlte, oder durch Aether vermeintlich überreizte. So viel sehen die Leser ein, der Mann hatte ein unüberwindliches Vorurtheil gegen Aether und andre geistige Mittel. Nun, Gott weiss, von welchen Vorurtheilen ich besessen bin, und von welchen Ihr besessen seid, werthe Leser! wir sind allesammt schwache Menschen, und wer sich am klügsten dünkt, ist oft am nächsten daran, alberne Streiche zu machen.

Uebrigens will ich durch das, was ich gesagt, nicht gerade den *Advocatum diaboli* spielen; ich gestehe vielmehr aufrichtig, dass in dem Benehmen meines Amtsgenossen noch etwas Geheimes und übel zu Erklärendes liegt. Auf alle Fälle ist die erzählte Geschichte ein treffliches *Antipoëticum* für meine jüngeren Amtsbrüder.

Dritter Abschnitt.

Mittel auf die Organe des Kopfes.

Das Auge.

Da ich kein Augenarzt bin, mich also mit kranken Augen nicht mehr abgebe als jeder andere praktische Arzt zu thun gezwungen ist, so dürfen die Leser keine besondere interessante Bemerkungen von mir erwarten, ich werde ihnen vielleicht mehr meine Unwissenheit als meine Weisheit offenbaren.

Zuerst ist es keinem Zweifel unterworfen, dass Augenentzündungen nicht selten eine in den Augen vorwaltende Affektion des Gesammtorganismus ist. Manche Aerzte scheinen aber fast der Meinung zu sein, (zum wenigsten aus ihrer Behandlung sollte ich es schliessen) als ob bloss eine unter der Heilgewalt des Salpeters stehende Affektion des Gesammtorganismus in den Augen vorwalten könne.. Dieses ist ein Irrthum, denn die zwei andern *Universalia* sind eben so heilsam in Augenentzündungen als der Salpeter, sobald das Leiden des Gesammtorganismus sich für den Gebrauch derselben eigenet.

Dass Augenentzündungen und andere Augenfehler als *Amblyopie, Amaurosis etc.* nicht selten consensueller Art sind, ist ebenfalls bekannt genug. Wenn aber Aerzte bei den Uraffektionen der Baucheingeweide bloss an auszuführende Unreinigkeiten denken, kann ich nur ihren Irrthum beklagen. Wahr ist es, dass es gastrische Augenentzündungen gibt, die man

mit ausleerenden oder neutralisirenden Mitteln am besten heilet; es gibt aber manche Augenentzündungen, die nicht von dem Reize scharfer Stoffe auf den Darmkanal abhangen, sondern die bloss durch Ausmittelung des urerkrankten Bauchorganes und des geeigneten Bauchmittels zu heben sind. Das Nämliche gilt von den consensuellen Augenentzündungen, die von einem Urgehirnleiden abhangen, diese können nur durch das geeignete Gehirnmittel gehoben werden.

Von den bekannten und gebräuchlichen äusserlichen Mitteln habe ich folgendes zu sagen: Quecksilbermittel werden zuweilen von den Aerzten, selbst von verständigen, ja wol von Augenärzten, in zu starker Gabe angewendet. Zugegeben, dass in vielen Fällen diese Gaben passen, so passen sie doch gewiss nicht in allen. Ich habe mehrmahls solche Augenentzündungen, welche den starken Quecksilbersalben nicht hatten weichen wollen, mit einer Salbe aus Einem Grane *Mercurius cinereus* und zwei Drachmen Schweineschmalz geheilet. Das nämliche gilt von dem Sublimat: man kann zuweilen mit Einem Grane auf sechzehn Unzen Wasser Augenentzündungen heilen, welche einem stärkeren Wasser nicht haben weichen wollen. Darum habe ich es mir längst zur Regel gemacht, solchen Leuten, die schon bei mehren Aerzten vergebens Rath gesucht, ganz milde Augenmittel zu verordnen.

Von den nichtmerkurialischen Mitteln sind eine Boraxauflösung von einer Drachme auf sechs Unzen Wasser, oder eine Auflösung des essigsauren Zinks von Einem Grane auf jede Unze Wasser, sehr gute Augenwässer, die ich aber wenig von den Aerzten habe brauchen gesehen. Ich kenne auch ein ganz mildes, im Auge nicht beissendes Silbermittel, dessen Bereitung ich unter den Gehirnmitteln angeben werde, welches zu einem Grane oder zu zwei auf Eine Drachme Schweineschmalz sehr gute Dienste in chronischen Augenentzündungen leistet, und solche hebt, die den Merkurialmitteln nicht weichen. Der Gebrauch solcher Augenmittel richtet sich viel nach der Zeit. In diesem Jahre wird man dieses Mittel mit gutem Erfolge bei vorkommenden Fällen gebrauchen; im folgenden ein anderes. Es lässt sich wirklich nichts Bestimmtes darüber vorher angeben.

Ich habe schon eine ansteckende, ungeheuer schmerzhafte Augenentzündung erlebt, in der das einzige Heilmittel Bittermandelwasser war; jedoch nicht das Wasser des Preussischen Apothekerbuches, denn dieses würde, wegen des reichlichen Zusatzes von Branntwein, solch schmerzhaften Augen wol nicht gut gethan haben.

Dass ätherische, aromatische Oele in Dunstgestalt manchen kranken Augen gut thun, ist bekannt, und die beste Art der Anwendung bleibt wol die, Einen Tropfen auf ein Läppchen Linnen zu tröpfeln, und das Läppchen vor das Auge zu hängen. *) In Salben habe ich noch nie ätherische Oele gebraucht; dass diese aber in solcher Form höllisch beissen müssen, bin ich zu der Zeit gewahr worden, da dem Preussischen Apothekerbuche eine Merkurialaugensalbe. mit einem Zusatze von *Oleo de cedro* einverleibet war. Ich selbst habe freilich nie diese Salbe verschrieben, es sind aber zu der Zeit mehrmahls augenkranke Menschen, denen sie von Aerzten oder Wundärzten verschrieben war, zu mir gekommen, die da behaupteten, man könne mit dieser Salbe eher ein gesundes Auge krank, als ein krankes gesund machen. —

Zweierlei Augenentzündungen habe ich äusserst selten beobachtet: die Entzündung der Netzhaut, und die Entzündung der Hornhaut. Es ist gewiss eine sehr weise Einrichtung der Natur, dass beide Uebel selten sind, wären sie so häufig als die Entzündung der *Conjunctiva* oder der Lieder, so würde man von der geringen Menschenklasse Blinde auf allen Wegen antreffen.

Die Entzündung der Netzhaut Eines Auges behandelte ich ein einziges Mahl vor vielen Jahren bei einem jungen, starken Manne. Sie war schnell entsanden. Aeusserlich sah man nichts an dem Auge, als eine unbedeutende Röthe der *Conjunctiva.* Die Pupille war nicht erweitert. Ein dumpfer Schmerz in der Tiefe des Auges und das gänzliche Aufhören des Sehevermögens bezeichneten mir diese Entzündung. Der Puls war etwas gereizt, jedoch behauptete der starke Mann, sich nicht unwohl zu fühlen. Zwei reichliche Aderlässe, ein einmahliges

*) Das *Oleum Majoranae* sehe ich gar nicht von den Aerzten, selbst nicht von den Augenärzten gebrauchen, und doch ist es, nach meiner Erfahrung, das wohlthätigste.

Ansetzen von acht Blutegeln und ein Laxirmittel von Sennesblätterabkochung und Glaubersalz machten den Mann innerhalb drei Tagen wieder sehend. Er hat aber noch etliche Wochen nachher eine Schwäche dieses Auges behalten, welche sich nicht durch undeutliches Sehen äusserte, sondern bloss dadurch, dass er nicht lange lesen konnte, ohne dass ihm das Auge schmerzte und dass er sich beim Sehen anstrengen musste. Dieses Ungemach ist ohne Arzenei nach etlichen Wochen durch blosses Schonen des Auges vergangen.

Mir ist es wahrscheinlich, dass die Zeichen der Netzhautentzündung nicht immer gleich sind, und dass die Ungleichheit derselben in verschiedenen Fällen von dem Grade der Entzündung abhängt. Auch ist es mir wahrscheinlich, dass eine vernachlässigte, oder verkannte Netzhautentzündung, wenn sie gleich nicht in Eiterung übergehet, doch eine Lähmung der Netzhaut bewirken könne. Eine auf Einem Auge blinde Jungfrau beschrieb mir einst den Anfang ihrer Blindheit gerade so, als ich sie bei dem jungen Manne beobachtet hatte. Bei ihr waren der dumpfe Schmerz in der Tiefe der Augenhöhle und die leichte Röthe der *Conjunctiva* nach und nach vergangen, die Blindheit war aber geblieben.

Die Entzündung der Hornhaut muss wol sehr selten sein, denn in ihrer ganz reinen Form habe ich sie, so viel ich mich erinnere, nur ein einziges Mahl gesehen, und zwar im Jahre 1829 bei einem jungen schönen Mädchen. Die *Conjunctiva* war ganz leicht geröthet; da aber das Mädchen, aus Furcht blind zu werden, beständig weinte, und die Röthe der *Conjunctiva* nicht stärker war als sie auch durch das Weinen bewirkt wird, so konnte ich unmöglich wissen, ob diese Röthe wirklich eine leichte Entzündung, oder die gewöhnliche Thränenröthe war. Es gibt keine Krankheitsform in der Natur, welche man deutlicher, bestimmter und kürzer beschreiben könnte, als die Entzündung der Hornhaut. Wenn man sagt: die entzündete Hornhaut siehet gerade aus, als eine gefrorene Fensterscheibe, so lässt sich nichts mehr hinzusetzen, was diese Krankheitsform anschaulicher machen könnte. Die Sehkraft war zwar bei dem Mädchen nicht vermindert, sie sah den hellen Tag, konnte aber eben so wenig die Gegenstände unter-

scheiden, als man dieses durch eine gefrorene Fensterscheibe thun kann. Man hätte schwören sollen, die Hornhaut sei aufgelockert. Rothe Gefässe konnte ich in derselben nicht entdecken; da aber mein früher scharfes Gesicht mit den Jahren schon viel abgenommen, so kann es möglich sein, dass ich deshalb das Vorhandensein ganz feiner rother Gefässe nicht habe sehen können, und dass die, welche dergleichen bei Hornhautentzündung beobachtet, ein schärferes Gesicht gehabt haben als ich zur Zeit.

Die Beseitigung dieses seltenen Uebels hatte in dem erzählten Falle durchaus keine Schwierigkeit. Glaubersalzwasser zum innerlichen Gebrauche, zweimaliges Ansetzen von Blutegeln, und ein Augenwasser von essigsaurem Zink (Ein Gran auf jede Unze Wasser) hoben das Uebel in etlichen Tagen.

Ich sagte so eben, die Hornhaut habe das Ansehn gehabt, als sei sie aufgelockert. Sollte es möglich sein, dass das Erweichen der Hornhaut, das Aufbrechen und Auslaufen der Augäpfel durch solche Entzündung könnte veranlasst werden? — Folgender Fall, den ich zwar nicht selbst beobachtet, der mir aber von dem Leider erzählt ist, macht diese Vermuthung höchst wahrscheinlich.

Im Winter 1828 begehrte man bei einem siebenzigjährigen Landmann meine Hülfe gegen Bauchleiden. Ich verordnete nach dem deutlichen Berichte des Sohnes das Nöthige, und versprach, auf sein Bitten, den dritten Tag darauf den alten Vater zu besuchen. Als ich hinkam, hatte das verordnete Mittel schon so gute Dienste geleistet, dass der Alte aus dem Bette stieg, sich lebenslustig an den Tisch setzte, und der jungen Bäurinn, seiner Schwiegertochter, den Kaffe bereiten hiess; aus welchen Anstalten ich vermuthete, dass er viel mit mir zu verhandlen haben müsse. Es ging aber besser als ich dachte, denn die Verhandlung über den Bauch war bald abgethan; ich wusste ihm nichts Besseres zu geben als ich ihm gegeben hatte, und er verlangte auch nichts Besseres. Nun wurde aber meine Neugierde durch die seltsame Form seiner Augen aufgeregt. Dass er auf beiden Augen blind war, hatte ich schon von dem Sohne gehöret; aber seine Augäpfel sahen beide so zusammengefallen und ausgelaufen

aus, als wären sie durch äussere Gewaltthätigkeit, durch einen Stoss oder Stich geöffnet und alle *Contenta* herausgelassen worden. Da man so etwas oft genug an Einem Auge, aber gewiss selten an beiden siehet, so können die Leser leicht denken, dass ich den Alten bat, mir das Schicksal seiner Augen zu erzählen. Seine Erzählung lautet also: er habe an beiden Augen eine unbedeutende Röthe bekommen, niemand habe Geschwulst der Lieder bemerken können, die Trübheit sei aber seinen Freunden sichtbar gewesen. Das Sehvermögen sei ihm so schwach geworden, dass er alles wie durch einen Nebel gesehen habe. Dieser Nebel sei gar bald so dicht geworden, dass er nur die ungefähren Umrisse der Gegenstände habe erkennen können. Eines Morgens sei ihm beim Aufstehen ein Auge geborsten und ausgelaufen, einige Tage darauf sei es mit dem andern eben so gegangen, und nun sei es vollständige Nacht um ihn gewesen. —

Kleine Pocken, welche zuweilen auf der *Conjunctiva* oder der Hornhaut auffahren, sind nicht selten so winzig, dass der Arzt selbst ein recht scharfes Gesicht haben muss, wenn er sie erkennen will, und doch ist es nöthig, sie alsobald zu erkennen; denn sie vertragen weder Merkurialmittel, noch zusammenziehende Augenwasser. Durch den Gebrauch solcher Mittel ist mancher Mensch blind geworden, der, wenn er nie Rath gesucht, sondern sein krankes Auge nur in lauwarmer Milch gebadet hätte, sehend geblieben wäre. Es gibt hier zu Lande Afteraugenärzte, die sich vermessen, durch Einblasen gewisser Pulver in das Auge die Flecken der Hornhaut wegschaffen zu können. Weil sie aber die kleinen eiternden Pöckchen der Hornhaut nicht von den Flecken unterscheiden, so machen sie den Leuten ein unbedeutendes Pöckchen mit ihren scharfen Pulvern so schlimm, dass die ganze Hornhaut sich trübet, und Blindheit die Folge davon ist. —

Die Schwachsichtigkeit der Branntweinsäufer halte ich für ein unheilbares Uebel, besonders wenn sie nicht von ihrer üblen Gewohnheit lassen. Solche unglückliche Menschen plagen die Brillenschleifer, ihnen eine Brille zu machen, durch welche sie gut lesen können; diese werden aber lange schleifen, ehe sie ihnen zum Lesen verhelfen.

Ich kannte einst einen Wein- und Branntweinsäufer, der behauptete, alle Gegenstände erschienen ihm grün gefärbt. Begreiflich erzähle ich dieses so, wie er es mir erzählt hat; ist seine Aussage unwahr, so ist auch meine Erzählung unwahr. Ich habe aber nicht den geringsten Grund, an der Wahrheit seiner Aussage zu zweifeln. Dieses Grünsehen hat nur ungefähr sechs Monate gewähret und ist dann von selbst vergangen. —

Bekanntlich gibt es Menschen, die die Farben nicht unterscheiden können. Einen solchen habe auch ich ganz genau gekannt. Auf dem rechten Auge war er blind, und war so auf die Welt gekommen. Sichtlich konnte man an diesem Auge nichts Krankhaftes erkennen. Mit dem linken Auge sah er sehr gut, war aber nicht im Stande Farben zu unterscheiden. Begreiflich habe ich mich hier auch auf seine Aussage verlassen müssen; da er aber ein sehr rechtlicher, verständiger Mann und mein guter Bekannter war, würde es unweise sein, an seiner Aussage zu zweifeln. —

Dass die Netzhaut durch innere Eindrücke eben so kann berührt werden, als durch äussere Gegenstände, ist bekannt genug. Man findet davon gar wunderliche Geschichten aufgezeichnet, und wahrscheinlich gehören alle Geistererscheinungen in die Kategorie dieser nämlichen Unerklärlichkeit. Ich habe im Anfange meiner hiesigen Kunstübung einen solchen Fall erlebt. Der achtzigjährige Oberst von Ulrich, der den siebenjährigen Krieg mitgemacht, und dessen auch Friedrich der zweite in seiner Geschichte jenes Krieges erwähnet, hatte ein so gutes Auge, dass er ohne Brille lesen konnte, und war, obgleich vom Alter und den Kriegsmühseligkeiten versteift, gesund und bei unverletzten Geisteskräften. Dieser Mann sah aus dem Fenster seines an dem kleinen Flusse die Niers gelegenen Zimmers Truppen aller Waffengattung und mit verschiedenartiger Bekleidung, Packwagen, Marketender u. s. w. über den Fluss setzen. Dieses sah er nicht Einmahl, sondern oft, zu verschiedenen Zeiten, und die Gestalten waren ganz deutlich vom Kopfe bis zu den Füssen. Von Zeit zu Zeit erschienen auch Soldaten von mancherlei Waffengattung in seinem Zimmer. Diese Zimmersoldaten

waren aber nur vom Kopfe bis zum Gürtel deutlich, vom Gürtel an abwärts undeutlich, und zerflossen hier gleichsam in einen Nebel. Dass in dem erzählten Falle und in ähnlichen von anderen erzählten die Netzhaut nicht durch die Lichtstrahlen solcher körperlichen Gegenstände, dergleichen die Seher schauen, berührt werde, davon kann sich auch der Einfältigste leicht überzeugen. Diese Ueberzeugung gibt den sogenannten Abergläubischen den Glauben an eine nur wenigen Geweihten sichtbare Geisterwelt, und uns ärztlichen Schwergläubigen gibt sie den Glauben, dass die Netzhaut durch innere Ursachen gerade wie durch die Lichtstrahlen äusserer Gegenstände könne berührt werden. Nun, mir scheint, beide Glauben haben so ziemlich gleichen Werth. Es möchte uns auch wol schwierig zu sagen sein, an welchem Orte des Gehirns denn eigentlich der Bilderkasten liege, aus welchem jene, die Netzhaut von innen heraus berührende Gestalten hervorgehen.*)

*) Im Jahre 1840 hat sich in meinem eigenen Hause eine ähnliche Begebenheit zugetragen. Meine Haushälterin, eine achtundvierzigjährige Jungfrau von strenger Redlichkeit, die gesunden Verstand und gesunde Augen hat, siehet einst abends, da sie, um sich schlafen zu legen, mit dem Entkleiden, auf einem Stuhle sitzend, beschäftiget ist, die Zimmerthür sich öffnen, meine vor drei Jahren verstorbene Gattinn hereintreten und durch das Zimmer gehen, als habe sie hier ein Geschäft zu beschicken. Nach ungefährer Schätzung hatte diese Erscheinung sich ihr bis auf eine Entfernung von drei oder viertehalb Fuss genähert, so dass sie, bei dem hell brennenden Lichte, die ihr wohl bekannten Kleidungsstücke der Verstorbenen einzeln bis zu den Pantoffeln erkannt. Sie behauptet, dadurch zwar auf eine eigene Weise überrascht, aber nicht erschreckt worden zu sein, letztes wahrscheinlich deshalb nicht, weil der ganze Auftritt zu kurz, vielleicht nur eine Minute gewährt. Die Jungfrau, die eben so wenig spukgläubig ist als es der alte Oberst v. *Ulrich* war, machte mir dazu folgende Bemerkung: Wäre die unerklärliche Erscheinung wirklich meine wiederkehrende verstorbene Gattinn gewesen, so würde diese, die seit mehr denn dreissig Jahren mit wahrhaft mütterlicher Liebe an ihr gehangen, die von ihr in der letzten, langen, tödlichen Krankheit kindlich treu Gepflegte doch wol nicht, als habe sie ein alltägliches Geschäft im Zimmer zu beschicken, so gleichgültig, so theilnahmlos an ihr vorübergegangen sein, sondern sie würde ihr zum wenigsten einen freundlichen Blick geschenkt haben, denn in der heiligen Schrift heisse es ja ausdrücklich: die Liebe höret nimmer auf, so doch die Weissagungen aufhören werden und die Sprachen aufhören werden und das Erkenntniss aufhören wird.

Die Nase.

Von diesem Organe weiss ich ebenfalls wenig zu sagen. Mangel des Geruches habe ich, ausser beim heftigen Schnupfen, selten, sehr selten beobachtet, erinnere mich aber eines Falles, in welchem er echt consensueller Art war, und von einer chronischen Milzaffektion abhing. Als diese, zwar nicht ganz gehoben, aber doch um vieles verbessert war, kehrte der Geruch wieder. Stinkende Schleimabsonderung aus der Nase habe ich auch nur ein einziges Mahl ärztlich zu behandeln gehabt. Ich gab dem Manne, der mich um Rath fragte, die vegetabilische Kohle zum inneren Gebrauche, und das Uebel ist gar bald verschwunden; ob es durch die Kohle geheilet sei, möchte aber schwer zu sagen sein. —

Die Neigung zum Schnupfen und die Hartnäckigkeit des Schnupfens ist häufig zunächst in einem Blutandrange nach der Schleimhaut der Nase begründet, und dieser hängt wieder häufig von Bauchvollblütigkeit, oder von chronischen Leber- oder Milzleiden ab. Darum lässt sich eine solche Neigung zum Schnupfen auch nur durch Heilung des Grundübels beseitigen. Kopfräucherungen oder Schnupfpulver von Campher sind in Verbindung mit dem inneren Gebrauche des kubischen Salpeters hinreichend, einen gewöhnlichen Schnupfen bald, oft schnell zu beseitigen; man würde sich aber gar sehr täuschen, wenn man diesen Mitteln in jenen hartnäckigen consensuellen Schnupfen vertrauen wollte.

Auch eine krankhafte Reizbarkeit des Hautorganes, vornehmlich des Kopfes und Halses, kann eine Neigung zum Schnupfen und die Hartnäckigkeit desselben begründen. Das Waschen des Kopfes und Halses mit Branntwein im Winter, und im Sommer das Begiessen dieser Theile mit kaltem Wasser leistet in solchen Fällen wol gute Dienste wenn es lange genug fortgesetzt wird. Da aber auch die Zeit manches im Körper verändert und verbessert, möchte es, wenn die Neigung zum Schnupfen sich mindert, übel zu bestimmen sein, ob die kalten Begiessungen, oder die geistigen Waschungen, oder die Zeit diese gute Veränderung bewirkt habe. —

Das Nasenbluten ist in gar vielen Fällen consensueller

Art, und rührt von einem unregelmässigen Kreislaufe im Pfortadersysteme, von Verstopfung der Leber oder Milz her. In diesem Falle ist der innere Gebrauch des Pulvers des Frauendistelsamens das beste Mittel, sie zu beschwichtigen, wie ich dieses schon in der ersten Abtheilung dieses Kapitels angeführt. Ist das Nasenbluten eine in der Nase sich offenbarende Affektion des Gesammtorganismus, welche unter der Heilgewalt des Eisens stehet, so muss man das Eisen anwenden, und zwar die stärkeren zusammenziehenden Präparate, die salzsaure Tinktur, den *Liquor Stypticus.* In diesem Falle ist auch Eis oder Schnee auf Kopf und Nacken gelegt, oder das Setzen des Kranken unter eine Pumpe, so, dass der Strom des kalten Wassers unausgesetzt auf Kopf und Nacken fällt, sehr heilsam. Gewöhnliche kalte Umschläge, das heisst, mit kaltem Wasser befeuchtete Tücher, helfen nichts sobald die Blutung ernsthaft ist. Ich nenne aber das eine ernsthafte und sorgliche Blutung, wenn das Blut so aus der Nase läuft, wie es beim Aderlassen aus einer tüchtigen Oeffnung der Ader strömt.

Von der chirurgischen Hülfe beim Nasenbluten will ich nichts sagen, weil darüber alles gesagt ist, was sich darüber sagen lässt. Das Verstopfen und Verbinden der Nase bewirkt begreiflich ein Gerinnen des Blutes in der Höhle derselben, wodurch die Oeffnung des blutenden Gefässes verstopft wird. Der eine verbindet nun die Nase so, der andere anders; wenn der Zweck erreicht wird, ist alles gut.

Das Einspritzen einer Auflösung von Fischleim in die Nase ist auch ein nicht zu verachtendes Mittel, hartnäckige, jedoch geringe Nasenblutungen zu stillen. Bei heftigen hat es mich im Stiche gelassen.

Ist das Nasenbluten ein Urleiden der Schleimhaut der Nase, so kann man durch Gehirnmittel, namentlich durch Zink, am besten helfen; wovon ich aber am schicklichsten unter den Gehirnmitteln reden werde. —

Ein sehr lästiges Uebel, von welchem manche Leute geplagt werden, sind die Pöckchen, die an der inneren Fläche der Nasenflügel oder der Scheidewand auffahren. Sie schmerzen bald mehr, bald minder, sie gehen in Eiterung über, und

schwären aufs neue wieder, und so gehet es ohne Aufhören fort, wenn dem Uebel kein Ziel gesetzt wird. Zinksalbe, und wo diese nicht hinreicht, Quecksilbersalbe alle Abend in die Nase geschmiert, machen der Sache bald ein Ende. Alle andre Salbereien habe ich nutzlos befunden.

Leute, welche an chronischer, erworbener oder ererbter Leberaffektion leiden, sind diesen Nasenschwärchen am häufigsten ausgesetzt. Die Bemerkung ist aber nicht neu; ich habe sie schon bei einem Schriftsteller aus dem sechzehnten, oder siebzehnten Jahrhundert (weiss nicht bestimmt, bei welchem) gelesen.

Der Mund.

Fehlenden Geschmack beobachtete ich noch nie. Ein Schweizer Offizier, dem eine Gewehrkugel durch den Mund gefahren war, und ihm die halbe Zunge zerrissen, dessen hintennach abgefaulte und geheilte Zunge ganz kurz und spitz war, sagte mir: er habe von allen Speisen, die er an der linken Seite des Mundes käue, während des Kauens keinen Geschmack, an der rechten aber könne er alles eben so gut schmecken als vor seiner unglücklichen Zungenverstümmelung.

Den Krebs der Zunge sah ich dreimahl in meinem Leben. In zwei Fällen war er durch scharfe, die Zunge verwundende Backenzähne veranlasst. Bei allen Leiden der Zunge, sonderlich der Ränder derselben, ist es durchaus nöthig, die Zähne zu untersuchen. Diese Vorsicht ist schon von mehren verständigen Aerzten empfohlen, sie wird aber leider von mehren unverständigen nicht beobachtet.

Ist schon durch eine solche beständige Wundung des Zungenrandes ein jauchendes Geschwür entstanden, sind die Drüsen des Halses schon verhärtet und ziehende Schmerzen in den Drüsen, so ist es allerdings noch Pflicht des Arztes, die erste mechanische Veranlassung des Uebels zu beseitigen; jedoch wird er in diesem Zeitraume wenig damit ausführen.

Einem derer, die ich gesehen, waren schon zwei die Zunge wundende Backenzähne, von einem meiner chirurgischen Freunde ausgerissen; da dieser aber, zu spät um Rath gefragt,

die Hülfe zu spät geleistet, hatte sie keinen Einfluss auf das Wohl des Kranken. Das Uebel machte schnelle Fortschritte und tödtete ihn.

Der andere, in dessen linker Zungenseite sich ein grosses jauchendes Geschwür mit umgestülpten Rändern befand, dessen Halsdrüsen derselben Seite alle steinhart waren, und der über unerträgliche, wie Blitze durch die Zunge und die verhärteten Drüsen schiessende Schmerzen klagte, hatte noch, obgleich ich nicht der erste Mann vom Fache war, den er sprach, zwei neben dem Geschwüre sitzende Backenzähne, deren innere Ränder so scharf wie Messer waren.

Ich habe manchen Leuten von chronischer Entzündung und Wundung des Zungenrandes für einen Groschen geholfen, ich hiess sie nämlich in den Eisenladen gehen, für einen Groschen eine Feile kaufen, und sich mit dieser die scharfen Zähne selbst glatt feilen.

Zuweilen sind, besonders bei älteren Leuten, die scharfen Ränder der ausgeschlissenen oder abgebrochenen Zähne, zuweilen ist bloss der an der inneren Seite der Zähne sitzende Kalk Ursache der Entzündung, Wundung, oder Verhärtung des Zungenrandes. Noch vor kurzem fragte mich eine ehrsame Bürgerfrau wegen einer chronischen Entzündung und kleinen ihr sehr lästigen Verhärtung des rechten Zungenrandes um Rath. Als ich hinfühlte, fühlte ich allerdings den Knoten in der Zunge, aber auch zugleich die mechanische Ursache des Knotens. Das war nämlich ein grosses, rauhes Stück Kalk, welches sich an der inneren Seite zweier Backenzähne angesetzt. Ich hiess ihr, sich die Zähne von einem Zahn- oder Wundarzt reinigen lassen, dies, sagte ich ihr, sei die einzige Arzenei gegen den Zungenkrebs, dessen Keim sie zu haben befürchte. Nachdem der Wundarzt ihr ein ungeheures Stück weissen Kalk von den Zähnen gestossen, verschwand die chronische Entzündung innerhalb zweier Tage, und der Knoten in ein paar Wochen von selbst.

Es sind aber nicht immer solche grosse Massen weissen Kalkes, welche den Zungenrand wunden, sondern zuweilen kommt dieses Ungemach von einer Kleinigkeit eines harten, schwarzen oder braunen Kalkes, der sich jedoch öfterer an

der inneren Seite der Wurzelränder der Schneide-, als der Backenzähne anlegt. Dieser Kalk ist von dem weissen sehr verschieden, er ist steinhart, erzeugt sich nur am Wurzelrande der Zähne, und bildet, so viel ich bemerkt, nie grosse, die Zähne zum Theil überkleidende Massen, wie der weisse. Er ist auch fast immer rauh, indess der weisse, wahrscheinlich wegen seiner geringeren Härte, sich weit leichter glatt schleift. Eine ganz geringe Menge jenes rauhen harten Kalkes kann schon eine lästige Wundung der Zunge verursachen, darum muss man, ehe man die Leute zur Apotheke schickt, genau auf solche Kleinigkeiten achten.

Von den Schwämmchen habe ich früher manches gelesen, sie aber selbst nur bei Kindern, und bei denen nicht einmahl häufig, gesehen. Der wunde Mund und Schlund der Lungensüchtigen im letzten Zeitraume ihres Elendes hat etwas ähnliches mit den Schwämmchen. Wenn ich dieses Ungemach ausnehme, das leider nicht selten vorkommt, habe ich bei Erwachsenen die *Aphtae* sehr selten gesehen.

Bei Kindern ist das bekannte Mittel, der Borax, wol das beste. Ich bin aber von der alten Vorschrift, den gepulverten Borax mit Sirop, wol gar mit Maulbeersirop zu mischen, gar bald abgegangen. Eine Auflösung von einer Drachme Borax in fünf Unzen Wasser thut besser als ein solches Siropgeschmiere. Warum man in der alten Welt Maulbeersirop zugesetzt, ist mir unbekannt. Ich denke aber wol, weil das Uebel im Maule war, musste Maulbeersirop heilsamer sein als ein anderer.

Bei den Schwämmchen der Kinder kann man die säurewidrigen Mittel nicht entbehren, und bei saugenden Kindern muss man, um die Heilung zu beschleunigen, auch den Säugerinnen Natron oder Ammonium geben. Der üble Gebrauch mancher Aerzte, alle Arzenei mit Sirop zu vermischen, ist bei akuten Krankheiten, sonderlich bei denen der Kinder, eine wichtige Ursache der Schwämmchen. In dem kranken Magen gehen solche anhaltend gebrauchte Süssigkeiten in saure Gährung über, und der Magen wird zu einem wahren Essigfasse; daher kommen dann Schwämmchen, und andere üble Zufälle.

Die chronische Entzündung des Gaumens und der Man-

deln ist häufig eine in diesen Theilen vorwaltende Affektion des Gesammtorganismus, welche unter der Heilgewalt des Eisens stehet, und kann also mit diesem am sichersten und schnellsten gehoben werden.

Zuweilen rührt das Uebel bloss von Magen- und Darmsäure her, wo dann Alkalien hülfreich sind. In einzelnen Fällen ist der Grund im Pfortadersysteme zu suchen, man hilft dann am besten durch Schwefel und nöthigen Falles durch Blutegel.

Ausser der consensuellen chronischen Halsentzündung gibt es noch eine örtliche, die ein echtes Urleiden des Gaumens, der Mandeln und des Schlundes ist. Diese ist selten, aber sie ist auch, wenn sie eingewurzelt ist, sehr übel zu heilen. Ein Gurgelwasser von Sublimat (ein halbes Gran auf die Unze), womit der Kranke Einmahl tags vor Schlafengehen gurgelt, hat mir gute Dienste geleistet, es hat mich aber auch wol im Stiche gelassen.

In neuer Zeit habe ich zweimahl bei chronischer Halsentzündung, bei der die Mandeln schon einen gewissen Grad von Verhärtung angenommen, (welches sonst bei diesen chronischen Entzündungen, wie bekannt, nicht leicht der Fall ist) durch Einreiben von Jodsalbe, und durch ein Gurgelwasser von acht Unzen Wasser und sechszehn Tropfen Jodtinktur die beste Hülfe geleistet. Aber, wie gesagt, die Entzündung als echtes Urleiden der sichtbar ergriffenen Theile ist selten, imVerhältniss zu der consensuellen und zu der in dem Halse vorwaltenden Affektion des Gesammtorganismus, darum habe ich auch, hinsichtlich der ersten, die wenigste Gelegenheit gehabt, eigene Erfahrung zu erwerben.

Dass das venerische Gift chronische Halsentzündung verursachen könne, ist bekannt; mir ist aber wahrscheinlich, dass es noch andre thierische Gifte in der Natur gibt, die vorzugsweise und zuerst den inneren Hals angreifen, und die wir wenig kennen, ja ich muss glauben, dass ein solches Gift, in einzelnen Körpern erzeugt, auf andere übertragen werden könne, bei denen es dann die nämlichen Halszufälle verursacht. Ich kannte einen ehrsamen Bürger, der an der Lungensucht gestorben ist. Bei diesem fing die Schwindsucht mit chronischer,

unerträglich brennender Halsentzündung an, ohne dass sich jedoch auf den entzündeten Theilen Schwämmchen, oder eine Spur von irgend einem Ausschlage gezeigt hätte, und ohne dass die Lunge anfänglich ergriffen gewesen wäre. Erst später stellte sich Husten, Auswurf und andere Zufälle der Lungensucht ein. Dieser Mann steckte mit der nämlichen Krankheit Frau und Tochter an, und bei beiden fing das Uebel, gerade wie bei dem Manne, mit chronischer unerträglich brennender Halsentzündung an, zu der sich später Husten und andere Zufälle der Schwindsucht gesellten. —

Den Krebs Einer Mandel habe ich nur ein einziges Mahl gesehen. Die Leidenszeit war hier weit kürzer als bei jedem anderen Krebsgeschwüre; wahrscheinlich, weil der Mann anfänglich die Jauche des Geschwüres herunterschlucken musste, und weil er später gar nichts mehr schlucken konnte.

Den Krebs der Sublingualdrüse sah ich auch Einmahl; der Mann hat aber weit länger gelitten, eh ihn der Tod erlös'te.

Blutendes, schwammiges Zahnfleisch wird oft mit Unrecht als ein Zeichen des Skorbutes angesehen; es ist hier zu Lande in den meisten Fällen ein örtliches Leiden des Zahnfleisches. In Fällen, wo man schon vergebens zusammenziehende Mundspülungen gebraucht, habe ich es wol durch ein paarmahliges Spühlen mit einer schwachen Sublimatauflösung gehoben.

Eine wohlthätige Mischung gegen blutendes Zahnfleisch ist der Hoffmannische Lebensbalsam mit Pomeranzenschalensirop. Das Verhältniss beider gegen einander thut eben nichts zur Sache. Ich nehme gewöhnlich einen Theil *Balsamum vitae H.* und drei Theile *Syrupus Cort. aurant.*, man kann aber auch das Verhältniss anders nehmen, ohne dass die gute Wirkung verringert würde. Mit dieser Mischung muss man das Zahnfleisch mehrmahls des Tages reiben lassen. Ob der *Syrupus Cort. aurant.* durchaus nöthig sei, oder ob man diesen durch einen wohlfeileren ersetzen könne, weiss ich nicht. Es ist eine Vorschrift von Friedrich Hoffmann, und da ich mich gut bei derselben befunden, habe ich nichts daran ändern mögen.

In neuerer Zeit hat mir auch eine Auflösung des salzsauren Kalkes zuweilen gute Dienste geleistet. Ein Fräulein

bekam an dem Zahnfleische der inneren Seite eines Schneidezahnes einen schwammigen Auswuchs, ungefähr von der Grösse einer grauen Erbse, der sehr schmerzte, und zwar verbreitete sich der Schmerz durch die Kinnladenhöhle bis zum Nasenloche derselben Seite. Da ich verschiedene Mittel ganz vergebens versucht, schickte ich sie zu meinem erfahrensten wundärztlichen Freunde, damit dieser ihr Hülfe leisten möchte. Der fürchtete wahrscheinlich Entzündung oder Eiterung in der Kinnladenhöhle, zog ihr den Schneidezahn, hinter welchem das Gewächs sass, aus, und gab ihr andre gute Mittel. Die Kur half aber nicht. Einige Zeit darauf behandelte ein anderer Amtsgenosse den schwammigen Auswuchs wie einen Polyp, drehte ihn mit der Zange ab; das Ding kam aber doch wieder. Nun hatte ich in der Zeit gar manche gute Wirkung von dem salzsauren Kalke gesehen. Ich gab ihr eine Auflösung von einem Theile salzsaurem Kalke in zwei Theilen Wasser, und liess damit mehrmahls tags den Auswuchs befeuchten. Dieser wurde immer minder und weniger schmerzhaft, und der anhaltende Gebrauch dieses Mittels beseitigte das hartnäckige Uebel ganz. Ob aber die Heilung Stand halten wird, kann ich nicht mit Sicherheit in Erfahrung bringen, weil das Fräulein diese Gegend verlassen hat. So viel weiss ich aber sicher, und habe es mit meinen eigenen Augen gesehen, dass der salzsaure Kalk mehr geleistet hat, als alle andere Salbereien, die früher ich und meine beiden Kollegen an das Fräulein gestrichen*).

Das Zahnweh ist häufig eine in den Zähnen vorwaltende Affektion des Gesammtorganismus, welche unter der Heilgewalt des kubischen Salpeters stehet. Oft habe ich durch reichliche Gaben Salpeter und durch Auflegen der Galmeisalbe auf die Wange in kurzer Zeit die heftigsten Schmerzen gestillet, gegen welche schon vergebens manche, angeblich unfehlbare Mittel gebraucht waren. Es ist aber nöthig darauf zu achten, dass die Menschen nicht verstopft sind. Ist der

*) Obiges schrieb ich am Ende des Jahres 1830. Jetzt im August des Jahres 1835, wo das Fräulein schon ein paar Jahre wieder hier ist, kann ich bestimmt versichern, dass sich keine Spur des vorigen Uebels mehr gezeigt hat.

Stuhlgang träge, so muss man mit Glaubersalz, oder mit einem andern Laxirsalze zu Hülfe kommen. Zuweilen ist der Zahnschmerz ein rein örtliches Uebel, und er weicht alsdann den Gehirnmitteln, dem Zink, dem Tabacksgeiste. Vor kurzem beobachtete ich den Fall, dass ein schmerzender schadhafter Backenzahn gut und ganz ausgezogen war, und dass der Schmerz sich weit heftiger, als er zuvor in dem Zahne gewesen, auf die Zahnlücke lagerte, und selbst da nicht aufhörte zu toben, da die wunde Zahnlade schon verheilt war. Ich versuchte, ihn durch den inneren Gebrauch eines Silbermittels, dessen Bereitung ich an einem schicklicheren Orte dieses Buches angeben werde, zu stillen, jedoch vergebens. Der innere Gebrauch des essigsauren Zinks bannte aber gar bald diesen unleidlichen Schmerz.

Während meiner Praxis habe ich gar manche, angeblich unfehlbare äussere Mittel von manchen ehrlichen Leuten gelernt. Da ich aber noch kein einziges gelernt, welches nur in den meisten Fällen Hülfe geleistet hätte, so will ich dem Leser auch keine Langweile durch die Mittheilung solcher Vorschriften machen.

Kommt der Zahnschmerz von einem angefressenen Zahne, so ist bekanntlich oft keine andere Hülfe, als das Ausreissen. Aber beim Ausreissen wird, wie ich gemerkt, oft genug ein grosser Fehler begangen. Man reisst den gesunden stark schmerzenden Zahn heraus, und der Schmerz wirft sich nun auf einen andern. Da heisst es dann, es seien Flüsse, die den Schmerz verursachen, und dagegen helfe kein Zahnziehen, man müsse sich nicht mehr an den Zahnbrecher, sondern an den Arzt wenden. Nun, wenn in diesem Falle der Arzt nicht klüger ist als der Zahnzieher, wenn er dem Leider *Antirheumatica*, *Anodina* und anderes solches Geschmeiss auf guten Glauben in den Magen schickt, so kann dieser lange arzeneien, ehe er Hülfe findet; denn das Urleiden steckt zuweilen in einem entfernten, angefressenen, aber gar nicht schmerzenden Zahne, und der Schmerz äussert sich bloss in dem entfernten gesunden. So habe ich noch vor kurzem gesehen, dass der Schmerz der Schneidezähne, die Geschwulst des Fleisches derselben, bloss rein consensuell war, von einem kariösen, aber

nie schmerzenden, höchstens beim Kauen empfindlichen Weisheitszahne kam. Als dieser ausgezogen war, verschwand der Schmerz der Schneidezähne, und die Geschwulst des Zahnfleisches, welche keinem Mittel hatte weichen wollen, war innerhalb vier und zwanzig Stunden, wie durch einen Zauber gebannet. Von den Zähnen gilt das Nämliche, was ich von den Organen überhaupt schon früher gesagt; der Schmerz ist ein täuschender, sehr täuschender Bezeichner des urergriffenen Organes.

Von dem Durchbruche der Weisheitszähne habe ich gar wunderliche und beschwerliche Zufälle entstehen sehen, ja ich habe ein Fräulein gekannt, die ihre Gesundheit zum Theil dadurch verlor; zum wenigsten ist sie nie wieder die geworden, die sie vorher war. Eine mir besonders befreundete Frau bekam einen so grossen Weisheitszahn, dass er beim Eintreten in die Zahnreihe die benachbarten Backenzähne drängte. Da man mit Recht Entzündung und Eiterung der Kinnlade befürchtete, wurden ihr von einem kundigen Wundarzte die zwei nächststehenden Backenzähne ausgezogen. Sie ist freilich, abgesehen von dem Verluste der zwei Backenzähne, ohne Schaden davon gekommen, allein es ist kaum zu beschreiben, welch Elend sie erduldet, ehe man einmahl den wahren Grund dieses schrecklichen Leidens kannte; dieser Grund war nicht sowol der Durchbruch des Weisheitszahnes, als vielmehr die ganz ungewöhnliche Grösse dieses Zahnes. Er hatte nämlich vier Hügel, und war so gross wie der grösste Backenzahn.

Das Loswerden der Zähne bei übrigens gesundem Zahnfleische ist eine seltsame Erscheinung. Ich kenne eine Frau, der der erste Backenzahn funfzehn Jahre lang so los gewesen, als ob man ihn wol mit den blossen Fingern hätte ausziehen können. Er schmerzte aber nicht, das Zahnfleisch war gesund, und sie konnte recht gut damit beissen. Ich kenne einen Mann, dem ein ansteckendes typhöses Fieber, das aber im ersten Zeitraume geheilt wurde, zwei Backenzähne losgemacht hat. Man kann beide deutlich mit dem Finger bewegen, das Zahnfleisch ist fest und gesund und er kann mit den Zähnen gut beissen. Auf solches Loswerden der Zähne habe ich bis jetzt noch kein Mittel gefunden.

Einer meiner früheren Bekannten, ein Literatus, dabei ein seltsamer Kautz, der auf mancherlei Dinge achtete, die von anderen Menschen unbeachtet bleiben, erzählte mir einst Folgendes. In der ehemals berühmten Stadt Calcar habe man ein uraltes Beinhaus ausgeräumet. Der Erzähler bemerkte, je tiefer man in diese Knochengrube eindrang je besser und unverletzter erschien das Gebiss der Todtenköpfe. Nachdem wir uns nun über diese Beobachtung hin und wieder besprochen, war das Ergebniss unserer Besprechung ganz einfach folgendes: es sei möglich, dass unsere jetzige Lebensart den Zähnen verderblicher sei als die unserer Altvordern; es sei aber auch möglich, dass ganz unbekannte Schädlichkeiten jetzt feindlich auf die Zähne einwirken, die früher gar nicht, oder doch weniger darauf gewirkt, und es sei dem Narren leichter, in solchen Dingen abzusprechen, als dem verständigen Manne.

Die Entzündung und Anschwellung der Parotis soll zuweilen in akuten Fiebern kritisch sein; bis jetzt habe ich das noch nicht erlebt, wie ich überhaupt kritische Abszesse und kritiche Aussleerungen (ausgenommen das Wiedererscheinen gegewohnter Blutflüsse) sehr wenig erlebt habe. Es trifft sich aber zuweilen, dass die Entzündung der Parotis, mit akutem Fieber begleitet, einen gesunden Menschen plötzlich ergreift. Hier muss man schnell bei der Hand sein, wenn man der Eiterung vorbeugen will. Der innerliche Gebrauch des *Natri nitrici* zu einer halben Unze in vier und zwanzig Stunden mit dreissig oder vierzig Tropfen Jodtinktur, und äusserlich die Galmeisalbe aufgelegt, helfen am sichersten und schnellsten. Ist aber der Stuhlgang träge, so muss man diesen zu gleicher Zeit ein wenig mit Glaubersalzwasser oder mit einer andern Salzauflösung befördern.

Zuweilen ist aber die Anschwellung der Parotis mehr chronischer Art und ein Urleiden dieses Organes, in solchen Fällen thut der innere und äussere Gebrauch des Jod gute Dienste; die Vereiterung solcher chronischen Parotidengeschwülste ist nicht selten langweilig, man muss ihr auf alle Weise vorbeugen. Ob aber das Vorbeugen in jedem Falle möglich sei, wage ich nicht zu bestimmen. Zuweilen schwillt eine Parotis stark an und wird schmerzhaft, die schon seit

Jahren ein wenig aufgetrieben gewesen. Das sind böse Dinge, ein reiner Abszess wird nicht daraus, sondern es bildet sich Vereiterung in einzelnen Theilen der Geschwulst und es entstehen Fistelgänge, die ohne Hülfe des Messers nimmer geheilt werden. In neuer Zeit habe ich mit solchen garstigen Dingen nicht zu kämpfen gehabt, kann also nicht sagen, ob ich jetzt, da ich manche gute Hülfe kenne, die mir früher verborgen war, glücklicher entweder im Zertheilen, oder, wo dieses unmöglich wäre, in der Beförderung einer guten, raschen und vollständigen Eiterung sein würde.

Einen seltenen Fall von geschwollener Parotis habe ich im Anfange meiner hiesigen Praxis erlebt. Ein Handwerker eines benachbarten Dorfes kam zu mir, Hülfe gegen eine geschwollene Parotis zu suchen. Die Drüse fühlte sich ganz gewöhnlich hart an, war nicht eben gross, und es war mehr lästige Spannung und Steifheit, als eigentlich starker Schmerz darin. Uebrigens fühlte der Mann sich nicht krank, denn er war eine starke Wegstunde weit zu Fusse hierher gekommen. Da ich in solchen Dingen noch keine eigenthümliche Erfahrung hatte, so verordnete ich einen erweichenden Breiumschlag, und zum Einreiben graue Quecksilbersalbe. Jedoch muss ich zur Steuer der Wahrheit bekennen, dass ich von der unzureichenden Heilwirkung dieser Behandlung mich schon mehr als Einmahl überzeugt hatte; aber wenn man nichts besseres weiss, muss man sich schon an den alten Trant halten.

Diese Behandlung hatte denn auch bei dem Manne nichts geleistet, er war, um geholfen zu werden, zu einer Nonne gegangen, die eine Mischung aus Krebsen und Knoblauch gegen den Krebs verkauft, und hatte dieses Mittel auf die vermeintlich krebshafte Verhärtung gelegt. Ob nun durch den Knoblauch, oder durch andre, seitdem von Aerzten und Afterärzten verordnete Mittel, oder bloss durch die Zeit das Uebel so sehr gesteigert war, kann ich nicht sagen: so viel ist aber sicher, dass die Parotis bis zu einer bedeutenden Grösse angeschwollen und so schmerzhaft geworden ist, dass das ganze Dorf damahls diesen Mann und seine gräuliche Schmerzen angelegentlichst besprach. Eines Tages, da ich mich gerade im

Dorfe befand, liess mich der Kranke bitten, ihn zu besuchen (ich hatte ihn seit seiner ersten Rathfragung nicht wieder gesehen). Ich fand alsobald, dass er in dem ungefähren Zeitraume von sechs Wochen gänzlich abgemagert und dass sein Auge so flau war, als sei er dem Tode nahe. Mit der Parotis war eine wunderliche Veränderung vorgegangen. Es war, nach der Aussage des Kranken, vor etlichen Tagen ein Speichelfluss eingetreten, und bei dieser Ausleerung Schmerz und Spannung der Geschwulst vergangen. Der Speichelfluss, den er noch hatte, war kein stinkender, wie der von Quecksilber verursachte, sondern vielmehr ein ganz geruchloser. Die Parotis hing wie ein leerer Sack am Halse, und nach ungefährer Schätzung, müsste ihre grösste Ausdehnung wol so gross wie ein Kinderkopf gewesen sein.

Der Kranke hatte mich jetzt nicht wegen der Parotis zu sich entbieten lassen, denn die machte ihm nichts mehr zu schaffen, sondern wegen eines Gefühles von unbeschreiblicher Schwäche, das ihn nicht viel Gutes ahnen liess. Seine Ahnung hatte ihn auch nicht getäuscht, denn trotz meiner Bemühung, ihn durch stärkende Mittel im Lande der Lebendigen zu halten, gab er schon nach zwei Tagen den Geist auf.

Dieser Fall ist merkwürdig, einmahl wegen des urergriffenen Organes, denn es war am Ende doch wol unverkennbar, dass die Auftreibung der Parotis bloss von einer Verstopfung des *Ductus Stenoniani* abgehangen; zweitens ist der Fall hinsichtlich der Diagnose merkwürdig. Ich bezeuge dem Leser, dass diese Parotis, die ich doch ganz im Anfange ihrer Anschwellung gefühlt, sich durchaus nicht anders anfühlte, als jede andere geschwollene Drüse; mithin ist anfangs die Erkenntniss der Verstopfung des *Ductus Stenoniani* ganz unmöglich, und am Ende nützt sie zu nichts mehr.

Dass in dem erzählten Falle die Eröffnung des verstopften Speichelganges, die durch kein Arzeneimittel hatte können bewirkt werden, am Ende von selbst erfolgte, muss man nicht als eine geheimnissvolle Selbsthülfe der Natur ansehen, sie war vielmehr eine Folge des abnehmenden Lebens und des nahenden Todes.

Obgleich die Geschwulst der Parotis eben nicht zu den

seltenen Uebeln gehört, so ist doch die von einer Verstopfung des *Ductus Stenoniani* herrührende so selten, dass der erzählte Fall der einzige ist, den ich je erlebt habe.

Die geschwollenen, entzündeten Halsdrüsen der Kinder (gewöhnlich sind es die Submaxillardrüsen, beide oder Eine) zertheilen sich übel, und in gewissen Jahren, in denen sie häufig erscheinen, habe ich sie fast unzertheilbar befunden. Sie werden zu reinen Abszessen, verursachen aber den Kindern vielen Schmerz und durch den Schmerz nicht selten heftiges consensuelles Fieber. Die beste Behandlung, die ich, seit ich mündig geworden, auf dieses Ungemach gefunden, ist folgende: Man legt einen mit Galmeisalbe dick bestrichenen Leinwandlappen, der aber nicht zu klein sein darf, auf die verhärtete Drüse, und gibt den Kindern, zur Minderung des consensuellen Fiebers, (denn ganz zu heben ist es nicht) etwas kubischen Salpeter. Ist aber die Spannung und der Schmerz schon sehr stark, so kann man über Tag, oder eine Zeit des Tages, erweichenden Brei auflegen, und des Nachts die Galmeisalbe. Auf die Weise zertheilt man das Zertheilbare. Der Hauptvorzug dieser Behandlung liegt aber darin, dass, wenn die entzündete Drüse nicht mehr zu zertheilen ist, die Galmeisalbe die Eiterung besser, und bestimmt mit der Hälfte der Schmerzen befördert, als jedes andere Mittel, dieser Vorzug ist bei allen Körpern, besonders aber bei kindlichen, wohl zu beachten. Ich will jedoch der Galmeisalbe die gute Wirkung nicht ausschliesslich zuschreiben, sondern ich spreche nur von ihr, als von dem Mittel, welches ich am längsten und häufigsten gebraucht habe. Vielleicht leistet die milde Bleisalbe, die unter dem Namen Muttersalbe in den Apotheken verkauft wird, das Nämliche in Beförderung einer wenig schmerzenden Eiterung; einige Fälle, in denen ich sie bei Ermangelung der Galmeisalbe gebraucht, lassen mich dieses vermuthen.

Siehet man nun, dass die Eiterung wirklich eingetreten ist, und dass die Haut schon ein wenig empfindlich wird, so kann man den Aufbruch durch einfache Wachssalbe, mit der man auf die halbe Unze vier bis fünf Gran kohlensaures Kupfer mengt, am besten befördern; man kann auch das Kupfer in der besagten Gabe zu der Galmeisalbe setzen, diese Mischung

leistet auch in dem letzten Zeitraume treffliche Dienste, wiewol ich ihr nicht gerade bestimmt den Vorzug vor der einfachen Kupfersalbe geben mag.

Ob man die Oeffnung der Natur überlassen dürfe (welches die meisten Mütter am liebsten haben), oder ob man sie mit dem Messer machen müsse, hängt meines Erachtens davon ab, ob der untere Theil der eiternden Drüse sich zuerst oder zuletzt erweicht. Wird er zuerst weich, so muss das Messer vor allen Dingen bei Zeiten gebraucht werden; bleibt er mehr oder minder hart, indess die Drüse schon unverkennbar abszedirt ist, so kann man die Oeffnung getrost der Natur überlassen, man hat alsdann das Einsacken des Eiters in das Zellgewebe der benachbarten Theile nicht zu fürchten. Meiner Beobachtung nach ist das Messer in den wenigsten Fällen nöthig; wird es aber von dem Arzte oder dem Kranken da gescheuet, wo es wirklich nöthig ist, so können daraus sehr üble, ja selbst tödtliche Folgen entstehen. Ich habe in meinem Leben zwei Menschen, nicht Kinder, sondern Erwachsene, an einer einfach abszedirten Halsdrüse sterben sehen. Dieses lautet fast unglaublich, ist aber nichtsdestoweniger wörtlich wahr. Zu einem derselben, der schon zum Gerippe abgemagert war, kam ich den dritten Tag vor seinem Tode. Er hatte, so viel ich aus der Erzählung begreifen konnte, eine nach aussen abszedirte Mandel gehabt (einen bösen Hals, wie man es nannte); statt dass man den Abszess bei Zeiten geöffnet hätte, war auf den Rath eines Afterarztes, ein Breiumschlag anhaltend gebraucht worden; der Eiter war in das Zellgewebe gesackt, und hatte sich einen Weg bis unter das Brustbein gesucht. Hart über dem *Manubrio sterni* war die Haut und die Luftröhre durchfressen. An der Seite des Halses war eine zweite Hautöffnung von der Grösse eines Fünfgroschenstückes.

Der andere Unglückliche, der die Verzagtheit des Wundarztes mit dem Tode bezahlen musste, war ein athletischer Holländischer Holzschuhmacher. Ihm war die abszedirte Parotis nicht zur Zeit geöffnet, der Eiter hinunter und wahrscheinlich schon in die Brusthöhle gesackt. Da ich ihn zufällig sah, war sein Zustand schon so misslich, dass man, auch ohne prophetische Gabe, den Tod voraussagen konnte. Ich rieth dem

etwas verstandesschwachen und verzagten Wundarzte, noch jetzt den schlaffen Eitersack zu öffnen, den Weg, den der Eiter genommen, zu verfolgen, Gegenöffnungen zu machen, wo es noth sei u. s. w. Indess weiss ich recht gut, dass so etwas bis zu einem gewissen Zeitraume mit Erfolg kann angewendet werden, über diesem Zeitraume hinaus aber nutzlos ist. Letztes war hier der Fall, der Kranke ist zwei Tage darauf gestorben. Dass dieser weit schneller starb als jener, dessen Schicksal ich eben erzählt, rührt wol von der grösseren Menge des gesackten Eiters her; denn ich stelle mir vor, dass die Eitermasse eines tüchtigen Parotidenabszesses weit eher zu dem *Cavo thoracis* gelangen kann als die weit kleinere eines Mandelabszesses. Es möchte aber mancher Leser denken: da ich selbst schon ein ziemlich alter Gesell sei, so spreche ich von alten Geschichten, die sich zu der Zeit ereigenet, da die Wundarzeneikunst noch in den Händen unwissender Menschen war. Ich muss dem also vermuthenden Leser Recht geben, die Geschichte ist alt, und der Wundarzt war auch einer von den im vorigen Jahrhunderte approbirten. Allein wenn meine Preussiche Leser sich einbilden wollten, einem heutigen Preussischen *Chirurgo classico* könne nicht etwas Aehnliches begegnen, so würden sie sich erstaunlich täuschen. Was ich früher von der Geburtshülfe behauptet, behaupte ich auch von der Wundarzeneikunst: die Medizinalbehörde kann keinem Manne ein richtiges Fingergefühl mittheilen, dem es die Natur versagt hat. Es gibt Wundärzte, die sehr gut schneiden, sobald sie das, was geschnitten werden muss, mit Augen sehen; wo sie sich aber auf ihr Gefühl verlassen sollen, sind sie verzagt. Freilich um die Fluktuation in einer abszedirten Parotis nicht zu fühlen, dazu gehören schon ziemlich schwielige Finger. Es gibt aber auch tiefliegende Abszesse im Oberschenkel, im Gesässe, von deren frühzeitigen Oeffnung das Leben, oder die Nichtverkrüppelung einzig abhängt, deren Eiterschwappung aber von schlechtfühlenden, oder ungeübten Fingern nicht so gemächlich gefühlt wird. Wie kann man verlangen, dass ein Wundarzt, der den tiefliegenden Eiter nicht fühlen kann, das gesunde Fleisch ins Tolle hinein zerschneiden soll; wenn er zaudert und verzagt ist, wer kann ihn tadeln? Man muss

billig sein, und manches, was geschieht, nicht auf die Nachlässigkeit, oder auf die Unwissenheit, noch viel weniger auf den bösen Willen des Wundarztes schieben, sondern vielmehr überhaupt auf die Unvollkommenheit der menschlichen Natur, welche Unvollkommenheit sich in allen bürgerlichen Einrichtungen zur Genüge offenbaret.

Im Jahre 1812 habe ich in drei von einander sehr entfernten Häusern eine wunderliche Krankheit der Speicheldrüsen beobachtet, welche ich dem Leser kürzlich beschreiben werde.

Im August des besagten Jahres wurde ich zu einem Französischen Unterbeamten, der eine Gattinn und mehre Kinder hatte, gerufen. Er selbst war gesund, aber die Frau und vier Kinder litten an ein und demselben Uebel. Dieses bestand in einem fieberhaften Zustande, der jedoch, hinsichtlich des beschleunigten Pulses, der vermehrten Wärme und anderer Zufälle, sich anscheinend mehr dem schleichenden als dem akuten Fieber näherte. Die Submaxillar-, Sublingualdrüsen und die Mandeln waren geschwollen, das Zahnfleisch war, wie beim hohen Grade des Scorbuts, geschwollen und blutend, und es floss der Frau, die die Krankheit im hohen Grade hatte, unaufhaltsam ein stinkender blutiger Speichel aus dem Munde. Der übelste Umstand war der, dass die Frau, wenn sie nur kurze Zeit aus grosser Ermattung schlummerte, jedesmahl zu ersticken fürchten musste; das Blut gerann ihr im Halse, und es gehörten gar wunderliche Künste dazu, selbiges herauszuholen und ihr Luft zu machen, da wegen der harten Drüsen der Mund nur sehr wenig konnte geöffnet werden. Uebrigens ging das Schlingen von Flüssigkeiten nur mit Mühe, am schlimmsten bei der Frau, die das Uebel schon fünf Tage gehabt hatte, etwas besser bei den Kindern, die später eins nach dem andern erkrankt waren.

Auf den ersten Blick dachte ich, die Leute hätten die Krätze, und ich habe es mit einem Merkurialspeichelfluss zu thun; bei näherer Erkundigung sah ich aber bald, dass das Uebel, gegen welches man Hülfe verlangte, kein so gemeines Merkurialkrätzabenteuer sei. Das jetzige Uebel unterschied sich auch, bei genauer Betrachtung, deutlieh von dem Merkurialspeichelflusse; denn, wenn zwar bei einem hohen Grade des

letzten auch Blut aus dem Munde kommt, so sind doch zugleich die Lippen bedeutend geschwollen, die Zähne los, und die Zunge schmerzt an ihrem Rande, wo sie die Zähne berührt, etwas ungemächlich, welches alles hier nicht der Fall war. Wie es aber überhaupt in dem Munde der Kranken recht ausgesehen, konnte ich nicht wissen, weil sie ihn nicht genugsam zu öffnen vermochte.

Da ich nicht wusste, was ich aus dieser Krankheit machen sollte, so glaubte ich, ich würde am sichersten fahren, wenn ich mich an diese etwas fremdartige Form gar nicht kehrte, sondern die Natur der herrschenden Krankheit im Auge hielt. Diese war nun also beschaffen, dass *Roborantia fixa* sichtbar heilende Wirkung äusserten, und weil ich, wegen der Theurung der Rinde, damahls mich im Allgemeinen der *Catechu* bediente, so verschrieb ich einen Trank von einer Unze *Terra Catechu*, acht Unzen Wasser und einer Unze Arabisches Gummi. Von diesem musste sie alle Stunde einen Löffel voll nehmen. Den Kindern gab ich, nach Verhältniss ihres Alters, denselben Trank. Die Wirkung dieser Arzenei war so, dass ich schon den folgenden Tag deutlich sah, ich sei auf dem rechten Wege; die Heilung dieser Familie erfolgte auch ohne Anstoss bei dem fortgesetzten Gebrauche des nämlichen Mittels.

Ungefähr vier Wochen darauf wurde ich zu einem Bürger eines benachbarten Fleckens gerufen, und sah, dass er mit seiner Ehefrau an der nämlichen Krankheit im Bette lag. Das Uebel war aber bei beiden, weil sie bald Hülfe gesucht, nicht zu dem Grade gesteigert, als bei jener Frau. Ich gab ihnen beiden den Catechutrank, und sie genasen bald und ohne Anstoss.

Den zwölften Oktober desselben Jahres wurde ich zu einem mir früher bekannten, sehr achtbaren Geistlichen, am Rheine, gerufen, und zwar musste ich, der Dringlichkeit der Umstände wegen, noch gegen Abend hinkommen. Hier sah ich nun zu meinem Erstaunen das Uebel, dessen Bekanntschaft ich schon in zwei Häusern gemacht, in seinem höchsten Grade, und zwar war es von zwei Aerzten antiphlogistisch behandelt worden; der erste hatte einen reichlichen Aderlass verordnet, der zweite *Laxantia* als Ableitungsmittel gegeben. Nach reiflicher Er-

wägung aller Umstände hielt ich dafür, es sei das Beste, dass ich, als der dritte Arzt, den Kranken mit den Sterbesakramenten versehen liesse. Die Umstände waren wirklich so, dass man eine baldige Auflösung befürchten musste. Weit entfernt, dass die Drüsen durch die antiphlogistische Behandlung erweicht worden wären, waren sie vielmehr immer härter und grösser geworden, so dass jetzt vom Rande der Kinnlade bis zum Kehlkopfe alles Eine Verhärtung war. Der Mund konnte nur unbedeutend geöffnet werden, und das Schlingen war so erschweret, dass, hätte ich auch ein schnell wirkendes inneres, unfehlbares Heilmittel gekannt, die Anwendung desselben doch unmöglich gewesen sein würde. Uebrigens zeigte die grosse Schwäche des Kranken, sein matter, erloschener Blick, und sein kleiner schneller Puls auch dem minder Erfahrenen schon an, dass das Leben bald abgelaufen sei. Der Tod ist auch wirklich in den nächsten vierundzwanzig Stunden erfolgt. Seitdem habe ich diese Krankheit nie wiedergesehen.

Das Ohr.

Taubheit ist im Verhältniss zu anderen Krankheiten der Organe selten. Schwerhörigkeit ist häufiger, und unter den Schwerhörigen hat ein grosser Theil das Uebel ererbt, in welchem Falle es auch nicht gut zu heilen sein möchte.*)

Es ist, meines Erachtens, eben keine sonderliche ärztliche Weisheit, alle mögliche Krankheiten, die jedem einzelnen

---

*) Von der Durchbohrung des Trommelfelles, als Heilmittel der Taubheit, habe ich lange nichts mehr gehört; die Sache muss wol eingeschlafen sein. Einer meiner alten niederländischen Freunde, dessen erwachsener Sohn taubstumm ist, hat sich fleissig nach dem Ergebniss dieser Operation erkundiget. Die eingezogene Nachricht ist aber der Art gewesen, dass sowol er als sein Sohn auf die angebliche Heilung verzichtet haben. Ich bin einmahl zufällig beim Durchblättern eines älteren Schriftstellers auf etwas diesen Gegenstand Betreffendes gestossen. *Joannes Riolanus fil.* sagt in seinem *Encheiridio anatomico et pathologico pag.* 290 Folgendes: *In naturali surditate a conformationis vitio, an tentandum istud experimentum, quod inopinato et feliciter successit cuidam, qui intruso auriscalpio in aurem profundissime, disrupit tympanum fregitque ossicula, et postea audivit?*

Theile des zusammengesetzten Gehörorganes zustossen könnten, aufzuzählen und Heilarten dagegen zu dekretiren; ob der Kunst, Taube hörend und Schwerhörige leichthörig zu machen, durch solche gaukelhafte Schreiberei aufgeholfen sei, daran möchte ich zweifeln.

Bei akuten Fiebern ist bekanntlich die Schwerhörigkeit, ja die wirkliche Taubheit ein ganz gemeiner Zufall, und dass dieser entweder noch während der Krankheit oder bei der Besserung von selbst vergehet, ist ebenfalls bekannt. Da ich nun in den letzten achtzehn Jahren viel akute Fieber behandelt habe, die von einem Urleiden eines Bauch-, oder Gehirnorganes einzig abhingen, bei denen also die Taubheit bloss eine consensuelle Affektion des Gehörorganes war, so ist es mir wahrscheinlich, dass auch chronische Taubheit oder Schwerhörigkeit von ähnlichen chronischen Urleiden abhangen; ich habe aber über diesen Gegenstand zu wenig eigene Erfahrung, als dass ich wagen dürfte, mich darüber ausführlicher zu äussern.

Verhärtetes Ohrenschmalz kann nicht bloss einen hohen Grad von Schwerhörigkeit, sondern auch starkes und sehr lästiges Ohrenbrausen verursachen. Letzte Erscheinung ist mir aber wirklich nicht so erklärlich als erste; man findet jene auch nicht so häufig als diese. Im vorigen Jahre sollte ich einer Jungfrau Rath geben, die über ein so ungeheures Ohrenbrausen klagte, dass sie, freilich etwas übertrieben in ihren Ausdrücken, behauptete, sie wolle lieber todt sein, als ewig dieses Gebrülle im Kopfe haben. Ich hiess ihr, mit Oel getränktes Pflücksel in die Ohren stecken, dieses drei Tage hintereinander erneuern, und sich dann von einem ehrlichen Landwundarzte, der mir mehrmahls in solchen Sachen zur Hand gegangen, die Ohren reinigen lassen. Wie ihr nun dieser die Ohren von einer grossen Menge Unsauberkeit befreiet hatte, war nicht bloss die Schwerhörigkeit, sondern auch das Ohrenbrausen wie durch einen Zauber verschwunden. Ich sage aber noch einmahl, ich kann mir wol erklären, wie Unreinigkeit des äusseren Gehörganges Schwerhörigkeit, aber nicht, wie sie Ohrenbrausen verursacht; glauben muss ich jedoch Letztes, weil ich mehrmahls das Brausen bloss nach der Rei-

nigung des äusseren Gehörganges habe verschwinden sehen. Das was ich hier sage ist nur eine Kleinigkeit; da aber Ohrenbrausen nicht selten von Verstopfung der Leber, der Milz, oder von Vollblütigkeit des Pfortadersystemes entstehet, so ist es doch wol der Mühe werth, zu bedenken, dass das Uebel von einer leicht zu hebenden materiellen Ursache im äusseren Gehörgange eben so wol entstehen könne, und zuerst nachzusehen, ob eine solche Ursache vorhanden sei, damit man die Leute nicht ganz zwecklos in dem pharmazeutischen Irrgarten sich ergehen lasse.

Ohrenschmerzen entstehen bekanntlich nicht selten von einem kleinen Abszesse des äusseren Gehörganges. Ich weiss keinen Rath auf dieses Uebel, als dass man durch erweichende Mittel den Durchbruch des kleinen Abszesses beschleunige. Wenn man aber eine Geneigtheit zu solchem Ungemache gewahr wird, so muss man diese als Fehler der Haut des äusseren Gehörganges ansehen, und sie durch Quecksilbersalbe, von der Stärke, wie man sie als Augensalbe gebraucht, oder durch eine schwache Sublimatauflösung (ein halbes Gran auf die Unze Wasser) heben. Am besten ist wol, man wartet mit der Anwendung dieser Mittel so lange, bis gerade ein kleiner Abszess sich geöffnet, der Gehörgang sich also nicht mehr in einem Zustande krankhafter Reizung befindet.

Es gibt auch ein nässendes Exanthem des äusseren Gehörganges, mit übelriechendem Ausflusse verbunden, welches der Sublimatauflösung weicht. Man muss sich nur hüten, des Guten zu viel zu thun. Einmahl Tages etwas mit der Auflösung befeuchtetes Pflücksel in die Ohren gesteckt, ist hinreichend, wenn man lange damit fortfährt, das Uebel zu heben.

Mancher stinkende Ausfluss aus den Ohren rührt aber nicht von einem Exantheme her, sondern ist bloss eine krankhaft veränderte Ohrenschmalzsekretion. Ist dieses Uebel alt, so ist wahrscheinlich übel Rath darauf zu finden; ich habe gar keine Erfahrung darüber, denn ich habe es bloss in einzelnen Fällen bei Menschen aus der geringeren Volksklasse gesehen, die keine Hülfe gegen selbiges verlangten. Ein reicher Mann sorget schon dafür, dass so etwas nicht bei ihm einwurzele.

Dass man manche Schwerhörigkeit (aber keine erbliche) dadurch hebt, dass man etwas Leinpflücksel mit schwacher Sublimataüflösung befeuchtet, täglich in die Ohren steckt, ist bekannt; ich weiss aber der also heilbaren Schwerhörigkeit keinen Namen zu geben, zum wenigsten keinen solchen, mit dem ich selbst einen deutlichen Begriff verbinden könnte.

Der heftige Schmerz des inneren Ohres, der nicht von einem Abszesse des äusseren Gehörganges, sondern von unsichtbaren und unbekannten Ursachen herrührt, ist ein sehr grosses Uebel. Bei Leuten, die demselben unterworfen sind, gesellet er sich leicht zu jedem Uebelbefinden; er ist unregelmässig periodisch, und verschwindet zuweilen von selbst. Der Arzt hat also die beste Gelegenheit, sich allerlei gute Wirkungen von den gegebenen Mitteln einzubilden. Direkt heilende Mittel auf das also erkrankte innere Ohr weiss ich nicht; durch antagonistisch wirkende kann ich, wenn mir das Glück wohl will, eben so gut heilen als jeder andere Arzt. Es ist nur zu bemerken, dass man solchen inneren Ohrenschmerz eher bei zarten, reizbaren, als bei robusten Körpern antrifft, und dass bei jenen die feindlichen Heilarten nicht immer Anwendbarkeit finden. Unter diesen Heilmitteln ist das Haarseil im Nacken ziemlich unschuldig, den Gesammtorganismus nicht sonderlich angreifend, und ich habe demselben auch schon das in Rede stehende Uebel weichen sehen; jedoch ist mir auch ein Fall bekannt, dass der Ohrenschmerz nach zwei Monaten wiederkehrte, obgleich das vermeintlich heilende Haarseil noch im Nacken steckte.

Es gibt viele Augen- und Zahnärzte in der Welt, aber wenige Ohrenärzte. Ich kenne einen durch apoplektische Gehirnaffektion schwerhörig gewordenen Mann, der, nachdem er manche käufliche Geheimmittel vergebens versucht, zu einem Ohrenarzte nach Holland gereiset, aber eben so schwerhörig wiedergekommen ist als er hingegangen; er hat vom Glücke zu sprechen, dass er nicht ganz taub geworden.

In der Zeit, da der Galvanismus das Steckenpferd mancher Aerzte war, wurde ich zu einer kranken Jungfrau gerufen, die erblich schwerhörig war, mit der ich mich aber früher durch lautes Sprechen gut hatte verständigen können. Jetzt war sie

so taub, dass ich ihr Mädchen um Dolmetschung meiner Rede bitten musste, welche Dolmetschung aber noch übel genug verstanden wurde. Da ich nun die ebenfalls schwerhörige Mutter fragte, wie es doch komme, dass ihre Tochter jetzt so verzweifelt taub sei, hörte ich Folgendes: Sie sei, bei überrheinischen Verwandten zur Herberge, von einem dortigen Arzte zur Heilung ihrer Schwerhörigkeit galvanisirt, aber leider dadurch von einer Schwerhörigen zur Tauben geworden.

Es ist wirklich eine missliche Sache, Heilversuche bei solchen dunkeln Uebeln zu machen, zumahl wenn diese erblich sind. Könnte der Erfolg unserer Heilversuche bloss Heilen oder Nichtheilen sein, so möchte es noch hingehen; aber Heilen, Nichtheilen, Schlimmermachen sind die drei Endpunkte, worum es sich handelt. Bis jetzt habe ich noch nicht gesehen, dass der Arzt durch das Schlimmermachen sonderlichen Dank bei den Menschen verdient hätte.

Da ich nun von dem Ohre so sehr wenig medizinisch praktisches zu sagen weiss, will ich zur Abwechselung einmahl mit meinen physiologischen Lesern von der Musik reden.

Dass das Ohr der Beurtheiler der Reinheit der Töne sei, daran zweifelt keiner von uns, und wir wissen auch allesammt, dass die Reinheit der Töne in dem Verhältniss derselben gegen einander bestehet. Eben so wissen wir, dass, wenn gleich ein reines richtiges Spielen noch lange kein schönes Spielen, doch letztes ohne erstes nicht denkbar ist; denn wenn jemand auf der Geige oder Flöte die herrlichsten Töne hervorzubringen verstehet, und er verstehet nicht beim Spielen das richtige Verhältniss der Töne gegen einander zu beobachten, so wird sein Falschspielen niemals gefallen.

Es fragt sich jezt: ist das Ohr, wie die Anatomie uns selbiges kennen lehrt, also das anatomische Ohr, Ursacher des Reinspielens auf Blas- und Saiteninstrumenten? (Begreiflich spreche ich hier nur von den Saiteninstrumenten, auf welchen die Töne mit den Fingern gegriffen werden). Ich behaupte: nein; das anatomische Ohr hat mit dem Reinspielen nichts zu thun, es kann auch nicht das Geringste dazu beitragen. Sollte meinen Lesern diese Behauptung etwas widersinnig bedünken, so bitte ich sie, Folgendes wohl zu erwägen.

Sobald jeder einzelne Ton eines Musikstückes auf dem Instrumente gebildet ist, so ist er auch verklungen; ist er falsch zu Tage gefördert, so hört das Ohr ihn allerdings als falschen Ton, es kann ihn aber doch nicht zurückrufen und zum reinen machen. Im langsamen Zeitmasse könnte allenfalls das Ohr den Falschspielenden bei einem anhaltenden Zwei-, Drei-, oder Viervierteltone ein wenig zurecht helfen; allein meine Leser, welche selbst Blas- oder Saiteninstrumente spielen, wissen wol, dass solche durch das Ohr veranlasste Tonverbesserung eine ungefällige Stümperei ist. Im geschwinden Zeitmasse, bei Achteln, Sechszehnteln, Zweiunddreissigsteln kann aber auch diese Verbesserung nicht einmahl Statt finden.

Wie soll ich mir nun diese wunderliche Sache erklären? Ich weiss es wirklich nicht. Mir, dem überhaupt der menschliche Organismus ein grosses Räthsel ist, bleibt nichts über, als ganz einfältig anzunehmen, dass bei dem Spielen der Blasinstrumente die Lippenmuskeln, und bei dem Spielen der Saiteninstrumente die Fingerspitzen des Spielenden hören gelernt haben. Wenn ich hiemit die thierisch magnetische Erscheinungen vergleiche, so möchte ich auf den Gedanken kommen, die Sinneswerkzeuge seien zwar so eingerichtet, dass das Gefühl in jedem derselben durch einen eigenen Reiz des Schalles, des Lichtes u. s. w. aufgeregt werde, dass aber durch lange Uebung, oder durch eine krankhafte, aber freilich übel zu erklärende Umstimmung der Nerven, jeder Theil des Körpers zu jedem Sinneswerkzeuge werden könne.

Sonderbar, ja lächerlich ist es mir, dass ich selbst bei vierzig Jahren Musikant gewesen bin, ohne in dieser langen Zeit jemahls auf eine mir so nahe liegende Sache, dass nämlich das Ohr zum Reinspielen nichts beitragen könne, geachtet zu haben. Nachdem ich endlich darauf geachtet, theilte ich dieses Paradoxon einigen Bekannten mit, und fand, dass diese früher eben so wenig daran gedacht. Es scheinet wol, dass wir Menschen überhaupt auf das am wenigsten achten, was uns ganz nahe liegt.

Ich könnte jetzt noch wol ein anderes Paradoxon, betreffend das musikalische Zeitmass, den Lesern vorlegen, fürchte aber, die nichtmusikalischen möchten wenig Erbauung daran

finden, darum will ich lieber den Neugierigen überlassen, es auf dem Wege der Beobachtung selbst zu finden.

In dem letzten Kapitel, welches ich für solche, die Praxis nicht betreffende Gegenstände bestimmt, werde ich noch einen merkwürdigen Irrthum rügen, in den seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Dichter unseres Volkes bloss durch vernachlässigte Beobachtung des Gehörorgans gefallen sind.

Gehirnmittel.

Tabak.

Es war im Jahre 1819 im Junius, da sich hier Gehirnfieber zu zeigen anfingen, bei denen ich die heilsame Wirkung des Tabaks kennen lernte. Vor Erscheinung dieser Fieber hatten eine geraume Zeit gastrische geherrscht, bei denen ich laugensalzige Mittel und Krähenaugentinktur (wie ich dem Leser früher erzählt) heilsam befunden. Beide Krankheiten unterschieden sich in ihrem ersten Entstehen wenig von einander. Bei beiden war starker Kopfschmerz, wenig belegte Zunge (bei manchen bitterer Geschmack), lebhaftes Fieber mit vollem, schnellem Pulse. Der Harn war bei beiden Fiebern bald roth, bald trübe, bald dem gesundheitsgemässen gleich. Die Erkenntniss, dass das in Rede stehende Gehirnfieber von dem bis dahin herrschenden gastrischen verschieden sei, habe ich, ehrlich zu sprechen, nur dadurch bekommen, dass die Anwendung der säurewidrigen und der Lebermittel nicht, wie früher beim gastrischen Fieber, sichtlich heilsam war, sondern dass Fieber und heftiger Kopfschmerz blieben, und überhaupt die Krankheit ungestört voranschritt. Ich gestehe gern, dass ich nicht wenig verdutzt wurde, da ich auf den Gebrauch der bis dahin heilsamen Mittel wol den bitteren Geschmack (in den einzelnen Fällen wo er vorhanden war) verschwinden, das Fieber aber in der nämlichen Lebhaftigkeit bleiben und die heftigenKopfschmerzen um nichts nachlassen sah.

Wollte ich die Zufälle dieses Gehirnfiebers gewissenhaft aufzählen, so würde ich dem Leser Langweile verursachen, denn jeder begreift leicht, dass, wenn vom Fieber die Rede ist, dann auch die gewöhnlichen Zufälle der Fieber vorhanden

gewesen sein werden. Ferner begreift jeder Verständige eben so leicht, dass, wenn das Gehirn krankhaft ergriffen ist, solche Organe, die von den Gehirnnerven ganz oder zum Theile versehen werden, den consensuellen Leiden sehr unterworfen sein müssen. Solche Leiden sind aber sehr unbeständig, bei dem einen gestalten sie sich so, bei dem andern anders, und warum bei dem einen dieses, bei dem andern jenes Organ consensuell ergriffen sei, davon lässt sich wahrlich kein guter Grund angeben. So war Zahnschmerz in manchen Fällen Vorläufer des Fiebers, in andern Fällen endigte das Fieber damit. Andre hatten Ohrenbrausen, oder entzündete Augen. Wieder bei andern, jedoch bei den wenigsten, war im Anfange des Fiebers so heftiges Erbrechen, dass selbst die unschuldigsten Getränke augenblicklich ausgeworfen wurden. Abermahls bei andern, jedoch auch bei wenigen, zeigte sich consensuelle Leberaffektion und eine davon abhangende abnorme Gallensekretion. Der Durchfall, der sich zuweilen einstellte, war ebenfalls eine consensuelle Darmaffektion. Sehnenhüpfen war sehr selten, und eine krampfhafte Zusammenziehung der Muskeln noch seltener. Ich erinnere mich nur einer einzigen Frau, deren Hände krampfhaft geschlossen waren, so, dass man sie nur mit Gewalt hätte öffnen können, wozu ich aber keinen Beruf fühlte.

Da ich nun, ausser dem jetzt in Rede stehenden Gehirnfieber, noch von andern Gehirnfiebern reden muss, so werde ich auch in der Folge, sowol von den allgemeinen Fieberzufällen, als von den consensuellen Zufällen, die sich jeder Verständige leicht hinzudenken kann, ganz schweigen, und nur von den Zufällen reden, durch welche sich jenes Fieber von den andern beobachteten Gehirnfiebern, die ich nach diesem beschreiben werde, auszeichnete.

Der einzige Zufall, durch welchen sich das jetzt in Rede stehende auszeichnete, war ein starker, jedoch nicht sowol klopfender, als vielmehr ziehender Kopfschmerz, der bei manchen den ganzen Kopf einnahm, bei mehren den Hinterkopf, und bei manchen einzig die Gegend des kleinen Gehirns. Bei denen, wo er den ganzen Kopf in den ersten Tagen einnahm, fixirte er sich doch in der Folge auf den Hinterkopf.

Einige, jedoch wenige, klagten über einen Schmerz im kleinen Gehirne und zugleich im Rückgrathe zwischen den Schulterblättern, diese hatten denn auch consensuelle Brustleiden, ja selbst blutigen Auswurf.

Der Kopfschmerz war bei allen anhaltend; er setzte nicht aus, und sein etwaiger täglicher Nachlass war sehr, sehr gering, so dass der Kranke, wenn ich ihn nicht besonders darauf aufmerksam machte, nicht auf diesen unbedeutenden Nachlass achtete, sondern den Schmerz unbedingt als in gleicher Heftigkeit fortwährend angab.

Die Muskelkräfte blieben bei allen Kranken ziemlich gut, so dass sich diese im Bette aufrichten, ja ganz ohne oder mit geringer Hülfe aufstehen konnten. Ehe ich aber ein Heilmittel auf das urergriffene Organ wusste, ehe ich also der Krankheit Einhalt thun konnte, sah ich doch auf die Dauer die Muskelkraft, wie bei typhösen Fiebern, schwinden. Dass ich dem Kranken mit den geeigneten Mitteln gegen solche Schwäche zu Hülfe kam, half mir in der Hauptsache nichts; denn wenn ich gleich bewirken konnte, dass er sich wieder ohne Hülfe, ja ohne Anstrengung im Bette aufrichtete, so war sein Gehirn doch nicht dadurch geheilet. Die Krankheit ging ihren Gang ungestört fort, und die anscheinend wohlthätige Einwirkung auf den Gesammtorganismus verschwand wieder in etlichen Tagen bei dem unausgesetzten Gebrauche der nämlichen Mittel, die in den ersten zwei Tagen dem Kranken und dem Arzte mit der frohen Hoffnung einer baldigen Heilung verrätherisch geschmeichelt hatten.

Dieses Fieber währte, sich selbst überlassen, lange, sehr lange, die Natur machte keine kritische Ausleerungen, sondern heilte es nur durch Erschöpfung des ganzen Körpers, vorausgesetzt, dass die Kranken diese langweilige, endlose Selbstheilung aushielten.

Eigentliches anhaltendes Irrereden war selten, man traf es aber doch einzeln an. Andre Zufälle typhöser oder nervöser Fieber, als Trockenheit der Zunge, Sehnenspringen, Durchfall, gesellten sich im Verlaufe zu diesem Fieber, wenn es sich selbst überlassen war. Im Allgemeinen waren aber auch diese Zufälle sehr wandelbar; ihr Vorhandensein oder Nicht-

vorhandensein machte die Krankheit weder gefahrvoller, noch gefahrloser. So konnte die trockne Zunge feucht werden, das Sehnenspringen, der Durchlauf konnte aufhören, ohne dass dieses die Besserung angezeigt hätte. Alle Erfahrungen, die ich mir früher bei sogenannten typhösen oder nervösen Fiebern erworben, nutzten mir zu nichts, zu gar nichts. Ein achtbarer und in der Literatur bekannter Arzt, der nur einen einzigen dieser Kranken behandelt hatte, sagte mir damahls: Bei diesem Fieber höre alle Diagnose und Prognose auf. In dem Sinne, wie man gewöhnlich diese Kunstausdrücke nimmt, hatte er vollkommen Recht.

Gleich allen, von einem erkrankten Organe abhangenden Krankheiten, hatte dieses Fieber einen Vorlaufszeitraum, der hinsichtlich seiner Dauer so verschieden war, dass ich, ohne unwahr zu werden, nicht einmahl seine ungefähre Mittelzeit angeben kann. Er offenbarte sich durch Schwindel, Eingenommenheit des Kopfes, Ohrensausen, Zahnschmerz, oder Kopfschmerz, bei dem einen so, bei dem andern anders. Bei manchen blieb dieser chronische Zustand anhaltend, und ging gar nicht in den akuten über. Ich bekenne, dass ich einst, ehe ich in die Sache eingeweiht war, einen solchen heftigen chronischen Kopfschmerz für einen Rheumatismus des Kopfes gehalten, und dem gemäss behandelt habe. Der Erfolg meiner Behandlung belehrte mich aber gar bald, dass ich es mit einem ganz anderen Dinge zu thun habe.

Dass nun bei einer Menge Kranken auch einzelne seltsame Fälle vorgekommen, verstehet sich wol von selbst. So erinnere ich mich, dass ein zu Ohnmachten gar nicht geneigtes, starkes Dienstmädchen, nachdem sie vierzehn Tage lang eine Eingenommenheit des Kopfes verspüret, selbige aber nicht geachtet, eines Morgens auf dem Hofplatze zusammenstürzte, auf dem Steinpflaster zwei Schneidezähne zerbrach, ohnmächtig ins Haus gebracht wurde, bis Mittag ohnmächtig blieb, zu sich gekommen im heftigen Fieber lag, und am selben Abend schon eine rothe, ganz trockne Zunge hatte.

Eines starken jungen Mannes erinnere ich mich, der seiner guten Natur vertrauend, erst am dritten Tage des Fiebers meine Hülfe suchte. An diesem Tage war nach einem reich-

lichen Nasenbluten der heftige Kopfschmerz verschwunden, aber statt des Schmerzes ein solch furchtbares Brausen im Kopfe eingetreten und ein solches Gefühl des Angegriffenseins, dass er es für hohe Zeit hielt, meine Kunst in Anspruch zu nehmen.

Ueberhaupt war in dieser Zeit das Nasenbluten (welches jedoch bei den wenigsten eintrat) nicht gerade tödtlich, auch nicht einmahl gefährlich, aber doch unverkennbar die Krankheit verschlimmerend.

Ein dem Branntwein sehr ergebener Handwerksgesell, der im Vorlaufszeitraume viel Branntwein getrunken und ganz verstandlos dadurch geworden war, starb an diesem Fieber nach mancherlei Abenteuer, deren Erzählung etwas zu weitläuftig sein möchte. Ich habe den Leichnam geöffnet und nichts Krankhaftes mit meinen Augen darin entdecken können. Ja, wenn ich auch zu den Aerzten gehörte, die bei Gehirnleiden gleich von Entzündung träumen, so hätte mich doch der Anblick dieses Gehirns nothwendig aus meinem Entzündungstraume wecken müssen. Ich konnte an dem Gehirn nichts von der Norm abweichendes entdecken, als eine ganz ungewöhnliche Weiche desselben. Da ich die Oeffnung vierundzwanzig Stunden nach dem Tode machte, und die Luft eher kühl als warm war, so konnte ich diese Weichheit nicht wol als eine Folge der Fäulniss ansehen, sondern musste sie vielmehr als eine Folge der Krankheit betrachten; jedoch Letztes auch nicht mit Sicherheit, sondern nur mit einiger Wahrscheinlichkeit.

Uebrigens war dieses herrschende Fieber der Ansteckung sehr verdächtig, indem man weit mehr Häuser fand, in denen mehre Bewohner, als solche, in denen nur ein einziger erkrankte. In dem Hause eines meiner genaueren Bekannten sind in ganz kurzer Zeit nach und nach vierzehn erkrankt. Gegen die Ansteckung sprach die Beobachtung, dass zuweilen in der ganz kleinen Hütte eines Armen, in der doch das beständige Zusammenwohnen der Gesunden mit den Kranken nicht zu vermeiden ist, ausser dem anfänglich Ergriffenen keiner mehr erkrankte. Ueberhaupt ist es bei den von Luftgiften entstandenen Krankheiten sehr schwer zu bestimmen,

ob sie ansteckend sind oder nicht; die Meinungen der Aerzte werden immer in diesem Punkte getheilt sein.

Es war glücklich für mich und für die Kranken, dass das beschriebene Fieber nicht plötzlich eine grosse Zahl Menschen, sondern anfänglich nur einzelne, und nach und nach mehre ergriff, Stadt und Umgegend also mehr überschlich als überfiel.

Ich will jetzt dem Leser mein ärztliches Schicksal, hinsichtlich dieser Krankheit, erzählen.

Erfahrene Aerzte werden mir gern zugeben, dass aus den Zufällen der Krankheit die Natur derselben nicht bloss schwer, sondern vielmehr gar nicht zu erkennen war. Ich hatte die Widerwärtigkeit, dass gerade bei dem ersten Kranken eine durch abnorme Gallensecretion sich offenbarende consensuelle Leberaffektion vorhanden war; also sah hier die Krankheit gerade so aus, wie das bis dahin herrschende Fieber; einzig das Fortwähren des heftigen Kopfschmerzes bei dem Verschwinden der gastrischen Symptome machte es mir begreiflich, dass ich es jetzt mit einer andern Krankheit zu thun habe. Aber was war das nun für eine Krankheit? War es ein Urleiden des Gehirns, oder ein im Gehirne bloss vorwaltendes Leiden des Gesammtorganismus? Dass man dieses in den wenigsten Fällen aus Zeichen erkennen könne, wusste ich, also musste ich gerade wie der Scheidekünstler verfahren, meine Mittel, deren Verhalten zum gesunden und kranken Körper ich genau kannte, mit dem Organismus des Leiders in Berührung bringen. Nachdem ich mich schon durch die Unwirksamkeit der bis dahin heilsamen antigastrischen Kur nicht gerade absichtlich, aber doch zufällig überzeugt, dass die Krankheit nicht in einer Affektion des galleabsondernden Organs bestehe, so brachte ich zuerst den würfelichten Salpeter in des Kranken Magen. Ich sah, dass er sich gut dabei befand, das heisst, das lebhafte Fieber wurde, ohne jedoch nachzulassen, minder, aber das Kopfleiden blieb wie es gewesen. Nach drei Tagen musste ich mich wol überzeugen, dass ich es mit keiner unter der Heilgewalt des würfelichten Salpeters stehenden Affektion des Gesammtorganismus zu thun habe.

Nun wendete ich die zwei andern *Universalia* der alten

Geheimärzte, das eine nach dem andern an. Sie schadeten nicht, ja, da ich sie nicht im Anfange, sondern im Verlaufe der Krankheit gab, wo sich die Muskelkräfte schon minderten, so sah ich selbst ihre wohlthätige Wirkung; die Kräfte nahmen sichtbar zu: aber — der Kopfschmerz blieb, die ganze Krankheit blieb, und die wohlthätige Wirkung der gegebenen Mittel war nur vorübergehend.

Jetzt war ich zu der Ueberzeugung gelangt, dass ich wirklich ein Urleiden des Gehirns zu bekämpfen habe. Ich hatte aber leider durch meine Untersuchung nichts erworben, als eine Formenerkenntniss (im Sinne der reinen Empirie); jetzt war die schwierige Frage zu lösen: welche Substanz in der grossen, weiten, reichen Natur mit diesem Urgehirnleiden in einem sicheren Heilverhältnisse stehe?

Ausser der *Anagallis* und dem *Hyperico*, den Mitteln, welche die alten Galeniker beim Irresein wollen wirksam befunden haben, deren Heilwirkung ich aber bis dahin nicht sonderlich bewährt gefunden, und ausser dem Kampher, den man in neuerer Zeit als *Cephalicum* gerühmt, dessen Heilwirkung auf das Gehirn ich bis jetzt auch übel habe finden können, wusste ich kein anderes Mittel, als den Zink. Ich gebrauchte diesen also, aber ohne Erfolg; der Schmerz wich um kein Haar, und die wohlthätige Wirkung, die ich von dem Mittel sah, bestand einzig darin, dass es in den einzelnen Fällen, wo sich Irresein zeigte, dieses beschwichtigte, ohne dass jedoch dadurch die Fortschritte der Krankheit gehemmt wurden.

Jetzt war ich mit meinem Erfahrungswissen am Ende; entweder musste ich die Krankheit der Natur zu heilen überlassen, und den Kranken bloss zum Scheine nichtswirkende Arzenei verschreiben (sie behandlen); oder ich musste ein mir bis jetzt unbekanntes Eigenheilmittel aufs Gehirn suchen. Das Erste war mir im hohen Grade zuwider, und das zweite mit unberechenbaren Schwierigkeiten verbunden. Indem ich nun über die Lage, worin ich mich befand, verdriesslich war (ehrlich gesprochen, es ist ein seltsamer Wechselfall, entweder die Rolle des Gauklers oder des blinden Versuchmachers spielen zu müssen), und gerade eine Bestellung in der Apotheke zu

machen hatte, so fand ich dort eine alte Holländische Uebersetzung des *Dodoneus*, die durch den Uebersetzer noch mit vielen Zusätzen bereichert war. Der alte Foliant diente dem Lehrling zum Plätten der Pflanzen, die er sich für das *Herbarium vivum* gesammelt, war also in grosse Verachtung gekommen. Unwillkürlich schlage ich das alte Buch auf, und der Zufall will, dass mein Auge auf die Beschreibung des Tabaks fällt. Ich lese diesen Artikel; aber durchaus nicht in Beziehung zur herrschenden Krankheit, sondern aus blosser Neugierde, weil es mich mahnte, dass einst eine Zeit gewesen, in der man dieser Pflanze gar wunderbare Heilwirkung zugeschrieben, ja ganz übertriebenes Lob gespendet; und vorzüglich, weil die seltsame Erinnerung aus *Kaisers* Clevischem Musenberge in meinem Kopfe auftauchte, dass ein Geistlicher zu damahliger Zeit in einer Predigt das edle Wund- und Tabakskraut mit unserm Herrn Kristo verglichen habe.

Nachdem ich den Artikel durchgelesen, und darüber nachgedacht, wie es möglich sei, dass dieses Mittel in so ganz verschiedenen Krankheitsformen könne geholfen haben, machte ich den Schluss: entweder müsse der grösste Theil der erzählten Erfahrungen erlogen, oder der Tabak müsse ein Heilmittel auf das erkrankte Gehirn und Rückenmark sein. Da ich nun die älteren Aerzte nicht für so gottlose Geschöpfe halte, dass sie absichtlich Erfahrungen sollten erdichtet haben, so war ich geneigt, die letzte Meinung für wahr zu halten, und beschloss, in der Presse, worin ich steckte, das Mittel zu versuchen. Der Apotheker hatte die *Nicotiana rustica* im Garten und zwar in hinreichender Menge, denn er hatte aus Liebhaberei zum Experimentiren viele vergebene Versuche gemacht, aus dieser Pflanze einen, dem Amerikanischen an Güte gleichkommenden Rauchtabak zu bereiten. Ich liess gleich eine Tinktur aus den frischen Blättern machen, und wendete sie zuerst bei mir selbst an, um zu sehen, ob dieses Mittel auch eine feindliche Wirkung auf den Gesunden äussere. Es machte mir aber, in der Gabe zu dreissig, vierzig Tropfen, nicht die geringste feindliche Einwirkung, weder auf den Magen, noch auf den Kopf.

Nun gebrauchte ich es zuerst in Fällen von nichtfieberhaften Kopfleiden, und sah bald, dass es herrliche Wirkung leistete. Da ich aber in vierundzwanzig Stunden eine halbe Unze nehmen liess, kam es mir vor, dass die Tinktur ein wenig auf den Stuhlgang wirke. Mich hatte schon die Beobachtung gelehret, dass, wenn die Gehirnkrankheit unter der Form des akuten Fiebers erschien, leicht ein consensueller Durchfall sich einstellte, der die Krankheit eher verschlimmerte als verbesserte, und da ich fürchtete, die Tinktur des Tabaks möchte diesen Durchlauf befördern, auch zugleich vermuthete, dass der flüchtige destillirbare Theil das eigentliche Heilmittel des kranken Gehirns sei, so liess ich die Tinktur destilliren und einen Tabaksgeist bereiten. Dieser leistete nun alles, was ich von einem guten Heilmittel verlangte. Weit entfernt, den Durchlauf zu befördern und den vorhandenen zu vermehren, beschwichtigte er vielmehr den vorhandenen. Der hartnäckige Kopfschmerz wich demselben, und ich konnte die Krankheit nicht bloss damit behandeln, sondern sichtbar heilen.

Die ersten Kranken, bei denen ich ihn anwendete, waren solche, deren Gefässsystem wenig aufgeregt war, bei denen sich also das Uebel mehr unter chronischer Form offenbarte. Da aber die meisten Kranken lebhaftes Fieber hatten, und viele unter diesen selbst starke Hitze und vollen, sehr beschleunigten Puls, ich aber schon, wie oben gesagt, durch meine anfänglichen Versuche ausgemittelt, dass der kubische Salpeter die Aufgeregtheit des Gefässsystems mächtig beschwichtige, ohne jedoch der Krankheit Einhalt zu thun: so war jetzt noch zu untersuchen, ob das Fieber ein bloss consensuelles, also bloss durch Heilen des urergriffenen Gehirns am schnellsten zu heben sei, oder ob es ein unter der Heilgewalt des kubischen Salpeters stehendes Urleiden des Gesammtorganismus sei, welches mit dem Urgehirnleiden verbunden die herrschende Krankheit ausmache. Der Versuch war der einzige und offenbar ganz gefahrlose Weg, um in diesem Punkte aufs Reine zu kommen. Durch Vergleichung mehrer Fälle ergab sich bald, dass von den beiden Möglichkeiten die letzte Wirklichkeit sei; denn durch eine Mischung von zwei Drachmen kubischen Salpeter, einer halben Unze Tabaksgeist und acht Unzen Wasser,

von der der Kranke stündlich einen Löffel voll nahm, wurde das fieberhafte Gehirnleiden am sichersten und schnellsten gehoben. Ich habe mich dieser Mischung in der Folge unverändert bedient, und die Krankheit durch selbige aus dem ersten Zeitraume in den der Genesung gebracht. Die Heilung erfolgte zuweilen überraschend schnell (in drei bis vier Tagen), im Allgemeinen aber in acht bis zehn Tagen. Mir scheint, wenn wir billig sind, müssen wir mit einer solchen Heilung einer Krankheit schon zufrieden sein, welche die Natur nur durch Erschöpfung des ganzen Körpers heilt, und deren Verlauf also, wenn sie sich selbst überlassen ist, zwar ganz unbestimmbar, aber in jedem Falle doch höchst langweilig sein muss.

Weiterhin wurde ich gewahr, dass, wenn ich im späteren Zeitraume (den fünfzehnten Tag und noch später) erst zu Hülfe gerufen wurde, dann die Affektion des Gesammtorganismus einen andern Charakter angenommen, denn der Tabakssalpetertrank versagte seine gewohnte Wirkung. Setzte ich nun, statt des würfelichten Salpeters, zwei Drachmen rothes peroxydirtes Eisen hinzu, und, damit das Eisen in der Flasche und dem Löffel nicht zu schnell zu Boden fallen möchte, zehn Gran Traganth, so erfolgte wieder die heilsame Wirkung. Diese Veränderung des Zustandes des Gesammtorganismus liess sich aber nicht durch Zeichen erkennen. Auch der Zeitraum, in welchem man zur Hülfe aufgefordert wurde, konnte keine Bestimmung darüber geben, höchstens schwache Vermuthung. Ich bin wirklich am fünfzehnten Tage zu Kranken gerufen, denen der Salpetertabakstrank noch eben so wohlthat als er je einem Kranken in den ersten Tagen hätte thun können.

In einigen Fällen bin ich im späteren Zeitraume der Krankheit zu Hülfe gerufen, wo sich die Kranken in dem vollkommnen Zustande des Irreseins befanden. Hier leistete der Zink nicht bloss dadurch Hülfe, dass er das Irresein hob, sondern er heilte auch die ganze Krankheit so, dass die Rückkehr der normalen Verstandesäusserung und die vollkommne Heilung der ganzen Krankheit eins war. Oben habe ich erzählt, dass, bevor ich den Tabaksgeist als Gehirnheilmittel gekannt, ich den Zink bei unserer Krankheit gebraucht, dass

dieser aber in den einzelnen Fällen, wo sich Irresein gezeigt, selbiges wol beschwichtiget, übrigens den Fortschritten der Krankheit keinen Einhalt gethan.

Ich bitte die Leser, auf diese ganz verschiedenen und sich anscheinend widersprechenden Erfahrungen zu achten; ich werde in der Folge an einem schicklicheren Orte wieder daran erinnern.

Jetzt müsste ich, wollte ich schulgerecht schreiben, erläuternde, oder beweisende Krankengeschichten erzählen; ich bedaure nur, dass sich solche Erzählungen nicht gut, ohne langweilig zu werden, machen lassen, darum will ich lieber die Leser damit verschonen.

Etwas, worin ein Arzt, der je in Zukunft eine solche Krankheit zu behandeln haben möchte, sich leicht täuschen könnte, ist aber Folgendes.

Die Affektion des Gehirns und Rückenmarkes versteckt sich zuweilen unter der Form des *Rheumatismus acutus fixus* oder *vagus;* da ist leicht Täuschung möglich. Auch habe ich sechs Fälle erlebt, in denen sich die sporadische Herbstruhr mit der Affektion des Rückenmarkes verband. Diese Verbindung, die die Anwendung des Tabaksgeistes verlangte, offenbarte sich durch Schmerzen in den Schenkeln, und in Einem Falle durch solch heftige, dass ich das Geschrei des Kranken schon vor der Thür hörte. Auch einen einzigen Fall von echter Cholera hatte ich zu behandeln, in welchem der Tabaksgeist ebenfalls schnell heilend wirkte. Da ich aber diesen Fall im Hufelandischen Journale erzählt habe, so wird es überflüssig sein, ihn hier zu wiederholen, zumahl, da mit der Zeit die Cholera zu den einheimischen Krankheiten zu rechnen sein wird. Eins muss ich aber bemerken: die deutschen Aerzte handeln sehr unrecht, ja meines Erachtens höchst unverständig, dass sie das Wort Cholera durch Brechruhr übersetzen. Ich habe in sechs Ruhrepidemien Brechruhren genug behandelt, aber ich habe nur einen einzigen Fall der Cholera in meinem Leben behandelt. Die Brechruhr ist von der Cholera so sehr verschieden, dass eine grosse Unerfahrenheit dazu gehört, beide Krankheiten unter Eine Kategorie bringen zu wollen. Ich habe bei der Brechruhr noch nie jene heftigen schmerzhaften Krämpfe

der unteren Extremitäten bemerkt wie in dem einzigen Falle der Cholera, noch nie bei der Brechruhr jene Kälte des ganzen Körpers und jenes furchtbar entstellte Gesicht als bei der Cholera.

Mir ist es wahrscheinlich, dass bei letzter (die aber auch nicht immer einerlei Natur sein wird, so wenig als alle andre Krankheiten) das Gehirn, oder das Rückenmark urerkrankt, der Darmkanal nur consensuell erkrankt sei. Kennen wir nicht das urergriffene Organ und das Eigenheilmittel darauf, so muss, wenn die Krankheit stark um sich greift, nothwendig die Sterblichkeit gross sein. Das ärztliche Einwirken auf den Darmkanal bleibt immer eine symptomatische Behandlung. Aus dem einzigen Falle der Cholera, den ich nicht an einem Schwächling, sondern an einem kräftigen Manne erlebt, schliesse ich, wenn je eine solche occidentalische, in unserm Lande erzeugte Cholera viele Menschen ergriffe (der orientalischen bedürfte es nicht), und man fände nicht in den ersten Stunden das heilende Mittel, so müsste gewiss die Hälfte der Kranken sterben. Ja wenn wir auch das heilende Mittel kenneten, so würde doch noch immer die Sterblichkeit gross bleiben, denn theils würde die Nachlässigkeit und Gleichgültigkeit mancher Menschen aus der geringen Klasse, theils hinsichtlich des Arztes die Unmöglichkeit sich zu verallgegenwärtigen, immer ein bedeutendes Hinderniss der richtigen und schnellen Anwendung auch des bewährtesten Heilmittels bleiben; und wie bald ist nicht bei einer solchen schnell tödtlichen Krankheit die eigentliche Heilzeit entschwunden.

Hinsichtlich des Tabaks bemerke ich noch, dass ich in der Folge statt eines *Spiritus Nicotianae* eine *Aquam spirituosam* habe bereiten lassen, welches Wasser die volle Heilkraft des Tabaksgeistes hat; man kann es zu einer halben oder ganzen Unze, in vierundzwanzig Stunden geben, und weit entfernt, Brechen und Durchlauf zu verursachen, beschwichtiget es vielmehr solchen Aufruhr des Darmkanals auf eine wundervolle Weise.

Im vorigen Abschnitte dieses Kapitels, in welchem ich von dem Tabaksextrakte als Lungenmittel rede, habe ich schon auf die Bereitung, die die Tabaksblätter bei den Tabaksbauern

untergehen, gehandelt. Jetzt mache ich abermahls die Leser auf den grossen Unterschied, der zwischen den grünen und getrockneten Blättern, hinsichtlich ihrer Wirkung auf den Organismus Statt findet, aufmerksam. Ich habe bis jetzt noch nie von den getrockneten Blättern (von dem Rauchtabak) ein destillirtes Wasser oder einen *Spiritum* gebraucht, sondern von den grünen. Wer also in Zukunft sich der trocknen Blätter zu den nämlichen Zwecken bedienen will, der macht eigene Erfahrungen, die, wahrscheinlich von den meinen verschieden, mit denen der älteren Aerzte übereinstimmen werden, die viel von der Brechen und Purgieren erregenden Kraft des Tabaks sprachen.

Ich habe meine Meinung schon früher über den flüchtigen Grundstoff des Tabaks ausgesprochen, dass dieser nämlich vorzüglich auf das erkrankte kleine Gehirn und Rückenmark heilend einwirke. Der Hauptgrund, auf welchen sich diese Meinung stützt, ist aber vorzüglich die beschriebene epidemische Krankheit. Der Schmerz im Hinterkopfe war der einzige beständige Zufall, indess alle übrige wandelbar waren. Wollte ich hieraus den bestimmten Schluss ziehen, dass der flüchtige Stoff des Tabaks ein Heilmittel für das erkrankte kleine Gehirn sei, so würde dieses ein etwas gewagter Schluss sein; ich vermuthe bloss, nach meinen Beobachtungen, dass sich die Sache leicht so verhalten möchte, und überlasse es der Zeit und der Beobachtungsgabe künftiger Aerzte, diesen Gegenstand, wenn sich günstige Gelegenheit darbietet, (erzwingen kann diese ja keiner) genauer zu erforschen.

Stechapfel.

Von dieser Pflanze hat man bekanntlich in der Vorzeit gar fabelhafte Dinge erzählt, welche ich bei ihrem Gebrauche nicht bestätiget gefunden. Ich habe sie bis zum Jahre 1821 äusserst selten gebraucht; in diesem Jahre zwang mich aber die Noth, sie anzuwenden. Damahls nämlich, veränderten die eben beschriebenen Gehirnfieber also ihre Natur, dass der Tabaksgeist gar keine heilende Wirkung mehr äusserte; ich befand mich leider in der nämlichen Lage, in der ich mich

früher befunden, ich musste mir selbst gestehen, dass mir keine andre Wahl überblieb, als, entweder die Rolle des Gauklers zu spielen, oder ein besonderes Heilmittel auf diese besondere Krankheit zu suchen, oder den Leuten gerade heraus zu bekennen, dass ich keinen Rath wisse.

Fieberlos erschien das in Rede stehende Kopfleiden allerdings in mehren einzelnen Fällen; im Allgemeinen war es aber mit starkem Fieber verbunden.

Hinsichtlich der Form unterschied es sich dadurch von dem vorigen, dass der heftige Kopfschmerz nicht im Hinterkopfe sass, sondern in der Stirn und im Oberkopfe, dass er nicht so anhaltend war wie jener, sondern an Intermission grenzenden Nachlass, bei manchen wirkliche Intermission machte, an welcher Intermission des Kopfschmerzes das aufgeregte Gefässsystem aber keinen erkennbaren Antheil nahm. Bei der Exazerbation war der Schmerz ungeheuer heftig, es entstand bei manchen Kranken selbst Irrereden, welches beim Nachlasse wieder verschwand. Dieser heftige, nachlassende oder aussetzende Kopfschmerz war das einzige feste Symptom, wodurch sich diese Krankheit von der vorigen unterschied. Das Fieber war, wie alle Fieber, remittirend; die Remission äusserte sich aber vorzüglich durch mindere Vollheit des Pulses, nicht durch mindere Schnelle desselben.

Was die übrigen wandelbaren Zufälle betrifft, so kann ich über selbige, gerade weil sie wandelbar waren, nur ganz im Allgemeinen folgende Vergleichung mit denen des vorigen Fiebers anstellen.

Der Schmerz in den Füssen, (in den Waden oder Fersen) war weit häufiger bei dieser Krankheit als bei der vorigen, ja als bei irgend einer so genannten nervösen Krankheit, die ich je in meinem Leben behandelt. Er erschien nicht bloss bei der Genesung, sondern auch zuweilen im ersten Zeitraume.

Bei der vorigen Krankheit hatte ich mehre behandelt, die gleich anfänglich anhaltendes consensuelles Erbrechen hatten, bei der jetzigen fand ich keinen einzigen mit diesem Zufalle.

Bei der vorigen Krankheit hatten etliche Menschen Husten und blutigen Auswurf, bei selbigen liess der Schmerz im Rückgrathe vermuthen, dass der Husten von einer Affektion des

Rückenmarkes abhing; bei der jetzt in Rede stehenden Krankheit erschien der Husten oft als sehr lästiges Symptom, ohne dass man die geringste Vermuthung des ergriffenen Rückenmarkes haben konnte. Als consensueller Zufall des Urgehirnleidens machte er die Krankheit weder gefahrloser noch gefährlicher.

Der Durchlauf war häufiger bei dieser Krankheit als bei der vorigen.

Krampfhafte Muskelaffektionen waren, wie bei der vorigen, selten.

Consensuelle Affektion der Gallengänge und davon abhangende krankhafte Gallensekretion bemerkte ich in der vorigen Krankheit bei etlichen, in der jetzigen bei gar keinem.

Nasenbluten, welches bei der vorigen Krankheit nachtheilig einwirkte, ohne gerade Gefahr zu bringen, war bei der jetzigen gefährlich, ja ich habe es selbst tödtlich werden sehen.

Die jetzige Krankheit machte bei etlichen Menschen Rückfälle, welches die vorige nicht that.

Die Kräfte erhielten sich bei dieser so gut wie bei der vorigen.

Die Dauer der jetzigen Krankheit war, wie die der vorigen, ehe ich Rath darauf wusste, lang, sehr lang. Die Natur heilte nur durch Erschöpfung; und wie nun der eine Körper eher erschöpft ist als der andere, wie nun zu dieser schnelleren oder langsameren Erschöpfung manche Umstände z. B. der Grad des Fiebers, des Kopfschmerzes, Durchlauf oder Verstopfung beitragen, so ist leicht zu begreifen, dass über den Verlauf einer solchen Krankheit nicht einmahl etwas Ungefähres kann bestimmt werden.

Ich habe einen Mann behandelt, den aber nicht ich, sondern die Natur geheilt hat, (ich kannte damahls noch kein Eigenmittel auf dieses Gehirnleiden) dessen Krankheit mit ihren Nachwehen (Verstandesschwäche, heftiger Schmerz in den Füssen, Harnbeschwerden) vom elften September bis zum sieben und zwanzigsten Dezember anhielt. Eine junge Frau, die zur nämlichen Zeit erkrankte, da ich noch uneingeweiht in dieser Sache war, hat, da sie keine Nachwehen bekam, bloss vom siebzehnten Oktober bis zum fünf und zwanzigsten

November krank gelegen. Einer meiner älteren Freunde lag ebenfalls über vier Wochen krank, und wenn er periodisch delirirte, erinnerte er sich hintennach dieser Fabeleien; auch bei der volkommnen Genesung ist ihm die deutliche Erinnerung, zwar nicht aller, aber doch der ausgezeichnetsten Phantasien geblieben. So befand er sich z. B. einst auf einer schönen Aue, ihn umgab eine grosse Schar Kinder, die weiss gekleidet und mit blauen Blumengewinden geschmückt waren. Diese stimmten einen Gesang an, und nie in seinem Leben hatte mein Freund einen solch zauberisch schönen Gesang gehört. Die Leser möchten vielleicht denken, der ehrliche Mann habe nie in seinem Leben etwas Gutes gehört, und darum sei ihm jener Gesang so gar lieblich vorgekommen. Ich bemerke aber darauf: dass er in einem gesangreichen Lande und zwar in einer der grösseren Residenzstädte Europens sechs Jahre im Amte gestanden, mithin, als ein Liebhaber der Tonkunst, dem es nie an Gelde gefehlt, auch ausgezeichnet schönen Gesang gehört hatte; aber, wie gesagt, alles, was er je gehört, hielt nicht den Vergleich mit dem Zaubergesange seiner Phantasie aus.

Eh ich ein Eigenmittel auf dieses Gehirnleiden kannte, ging bei dem Fieber das periodische Irresein in wirklich anhaltendes über, welches mit Schlafsüchtigkeit abwechselte. In diesem Zustande that der Zink gute Dienste; jedoch habe ich keinen gesehen, den er wirklich geheilt hätte. Wenn Irresein und Schlafsucht verschwanden, ging die Krankheit ungestört ihren Gang, und die Klagen über Kopfschmerz, durch jenen besinnungslosen Zustand unterbrochen, fingen aufs neue wieder an.

Ob diese Krankheit ansteckend gewesen, kann ich nicht mit Gewissheit sagen; es sprachen Beobachtungen für und wider die Ansteckung. Wenn die Leser nun bedenken, wie gering die unterscheidenden Zeichen zwischen dieser Krankheit und der vorigen waren, ja wie ähnlich sie im ersten Zeitraume manchen an Intermission grenzenden Bauchfiebern war, so wird sich ihnen, so gut wie mir, der Gedanke unwiderstehlich aufdringen, dass die Erkenntniss der von unbekannten atmosphärischen Einflüssen abhangenden Krankheiten ungeheuer schwierig sei, nur durch Vergleichung mehrer Fälle, und zwar

hinsichtlich der Krankheitszeiträume verschiedener Fälle, und nur durch vorsichtige Versuche könne erworben werden.

Was meine Untersuchung dieser Krankheit betrifft, so belehrte mich, wie gesagt, das Nichtheilwirken des Tabaksgeistes zuerst unwidersprechlich, dass ich es mit einer neuen Krankheit zu thun habe. Es war zuvörderst zu untersuchen, ob diese fieberhafte Krankheit ein reines Urkopfleiden, das heisst, ob die Affektion des Gehirns ein für sich bestehendes Uebel und das Fieber consensuell davon abhängig sei, oder, ob ich es mit einer gemischten Krankheit, mit einem Urgehirnleiden eigener Art, und mit einem Urleiden eigener Art des Gesammtorganismus zu thun habe; oder endlich, ob das Ganze bloss eine im Gehirne vorwaltende Affektion des Gesammtorganismus sei. Von diesen drei Möglichkeiten musste Eine doch Wirklichkeit sein. Das Unglück war nur, dass die sinnlich erkennbaren Erscheinungen weder für das eine, noch für das andre sprachen.

Da ich bald sah, dass der würfelichte Salpeter die Aufregung des Gefässsystemes durchaus nicht mässigte, ja den Durchfall, wenn dieser da war, selbst mit Oelemulsion verbunden, eher vermehrte als verminderte, so war ich sicher, dass ich es mit keiner, unter der Heilgewalt des Salpeters stehenden Affektion des Gesammtorganismus zu thun hatte. Ich wandte jetzt das Eisen an, und zwar das rothe peroxydirte, weil dieses in der letzten Zeit der vorigen Krankheit einigen wohlthätig gewesen war, und überhaupt das mildeste von allen Eisenpräparaten ist. Es leistete auch jetzt offenbar weit bessere Dienste in der Beschwichtigung der Gefässaufregung, als der Salpeter, jedoch nicht die Dienste, welche ich verlangte. Einige Fälle von sehr heftigem und sehr nachtheiligem Nasenbluten bestimmten mich gar bald, ein kräftigeres Eisenpräparat, die einfache essigsaure Eisentinktur zur Hand zu nehmen. Ich gab also eine Unze einfache essigsaure Eisentinktur (deren Bereitung ich an einem schicklicheren Orte angeben werde), eine Unze arabisches Gummi und sieben Unzen Wasser. Von dieser Mischung liess ich stündlich einen Löffel voll nehmen, so dass die ganze Portion innerhalb vierundzwanzig Stunden verzehrt wurde. Ich sah sehr bald, dass ich auf dem rechten

Wege war, denn die in dem ersten Zeitraume der Krankheit vorwaltende starke Gefässaufregung beschwichtigte sich bald und dem Kranken fühlbar; ja, beim Durchlaufe gegeben, stand dieser bald. Letztes war ein Beweis, dass der Durchlauf kein consensueller war, denn ein solcher würde nicht dem Eisen gewichen sein.

Bei aller guten Wirkung des Eisens blieb aber leider der Kopfschmerz wie er gewesen, und die Krankheit hielt ihren Verlauf.

Alles wohl erwogen, glaubte ich ziemlich sicher zu sein, dass ich es mit einer gemischten Krankheit, mit einem Urleiden des Gehirns und mit einem, unter der Heilgewalt des Eisens stehenden Urleiden des Gesammtorganismus zu thun habe. Jetzt war die wichtige Aufgabe zu lösen: welcher Körper in der Natur sicheres, schnelles Heilmittel des Urgehirnleidens sei; so lange ich dieses nicht gefunden, konnte ich auch die Krankheit nicht heilen; ich konnte bloss, durch meine Bekanntschaft mit der Natur des Urleidens des Gesammtorganismus, dem tödtlichen Ausgange der Krankheit vorbeugen (ob in allen Fällen? das möchte noch zweifelhaft sein).

Den essigsauren Zink hatte ich schon anfänglich des symptomatischen Durchlaufes wegen ganz ohne Nutzen gebraucht, er hatte weder den Durchlauf gestillet, noch den Kopfschmerz gehoben; also stand das Kopfleiden auch nicht unter seiner Heilgewalt, und es würde verlorene Mühe und Zeit gewesen sein, mit ihm neue Versuche zu machen.

Ich versuchte nun die *Cephalica* der Alten, das *Hypericum* und die *Anagallis;* aber der Erfolg war weder günstig noch ungünstig. Jetzt wendeten sich meine Gedanken auf das *Stramonium,* weil ich dieses vor gar langer Zeit in einem einzelnen Falle mit Nutzen beim heftigen periodischen, täglichen Kopfschmerze gegeben. Ich fand auch jetzt, da ich es bei der herrschenden Krankheit gebrauchte, dass es das unbezwingbare Kopfleiden sichtbar beschwichtigte, und es bei fortgesetztem Gebrauche ganz hob. Anfänglich ging aber das Ding noch etwas gebrechlich, denn ich musste die Gabe erst vorsichtig ausmitteln; als ich diese einmahl bestimmt hatte, ging es besser, und meine Besorgniss vor einer möglichen feindlichen Ein-

wirkung wurde immer geringer und schwand bald ganz. Ich fand, dass ich im Allgemeinen Eine Drachme der Tinktur des Stechapfelsamens in vier und zwanzig Stunden nöthig hatte; selten bin ich bei dringenden Umständen (wegen des ungeheuren Schmerzes) auf anderthalb Drachmen gestiegen.

Jetzt, nun ich das wahre Eigenheilmittel auf das Gehirn ausgemittelt, jetzt sahe ich deutlich, dass ich die Natur der Affektion des Gesammtorganismus (des Fiebers) richtig beurtheilt; es war wirklich kein rein consensuelles, sondern ein unter der Heilgewalt des Eisens stehendes Urfieber. Weil ich nicht gern unnöthige Mittel und eben so ungern nichtsnützige Zusammensetzungen gebe, so versuchte ich, um mich vollkommen von der Richtigkeit meiner Ansicht zu überzeugen, mit der Stechapfeltinktur allein die fieberhafte Gehirnkrankheit zu heben. Den Kopfschmerz konnte ich wol mässigen, allein das Fieber blieb, und ich sah offenbar, dass sich dieses Fieber ganz anders verhielt als ein rein consensuelles, welches letzte, sobald man ein gutes Eigenmittel auf das urerkrankte Organ einwirken lässt, sich gar bald beschwichtiget, welches, wie gesagt, dieses Mahl nicht der Fall war. Ich hielt es aber für pflichtwidrig, den Versuch weiter zu treiben, sondern setzte eine Unze essigsaure einfache Eisentinktur, eine Unze arabisches Gummi, eine Drachme Stechapfeltinktur und sieben Unzen Wasser zusammen, welche Mischung der Kranke innerhalb vierundzwanzig Stunden (stündlich einen Löffel) verzehren musste. Dieses war nun das wahre Mittel. Die Gefässaufregung wurde dadurch flugs gemässiget, der Kopfschmerz beschwichtiget, die Besserung schritt regelmässig voran, und die endlose Krankheit hob sich innerhalb acht bis vierzehn Tage. Ich war wirklich herzlich froh, dass ich mit dieser Untersuchung auf dem Reinen war; sie hat mir viel Schererei gemacht, zumahl da zwei meiner besonders guten Freunde, von deren Leben, nach menschlicher Ansicht, das Glück ihrer Familie abhing, von dieser Krankheit heftig ergriffen waren, bevor ich die Natur derselben kannte.

Die besonderen Erfahrungen, die ich hernach gemacht habe, sind folgende.

In etlichen, jedoch wenigen Fällen, sah ich, dass entweder der vorhandene Durchfall sich nicht bald stillen wollte, oder dass er, selbst bei dem Gebrauche des angegebenen Trankes entstand. Setzte ich dann eine halbe Unze Tabaksgeist zu dem Tranke, so hörte er gleich auf. Offenbar war in diesen einzelnen Fällen der Durchlauf anderer Natur; er hing mehr als echt consensueller von dem Gehirnleiden, als von dem Leiden des Gesammtorganismus ab. Warum aber zur Beschwichtigung desselben der Tabaksgeist mehr leistete als die Stechapfeltinktur, ist schwer anzugeben. Ueber solche Abweichungen von dem Gewöhnlichen einer herrschenden Krankheit kann man leicht wortreich sprechen, aber sie nicht leicht genügend erklären.

Mit dem Nasenbluten habe ich, seit ich die Natur der Krankheit kannte und Mittel darauf wusste, wenig mehr zu kämpfen gehabt. Bei der angegebenen Behandlung erschien es nicht leicht, und wenn es auch in geringem Grade erschien, liess es sich durch kalte Umschläge auf die Stirn bald hemmen. Es hat sich aber zur selben Zeit ein Mädchen aus der geringen Volksklasse, am dritten oder vierten Tage der Krankheit, zu Tode geblutet. Begreiflich haben die Ihrigen nicht die Gefahr geahnet, sonst würden sie wol Hülfe gesucht haben.

Hinsichtlich des Nasenblutens ist es eine eigene, unerklärbare Sache, dass es in dem einen Jahre bei der nämlichen Krankheit höchst gefährlich, in einem folgenden belanglos, und wieder in einem andern, wenn gleich nicht heilend, doch wohlthätig, das Kopfleiden mehr oder minder beschwichtigend sein kann. Wenn nun ein Kranker, bevor der Arzt die Natur der Krankheit erforscht hat, anfängt zu bluten, wie muss sich der Arzt dabei benehmen?

Die schreibenden und lehrenden Aerzte, die es sich wahrscheinlich zur Schande rechnen, nicht auf alles Hülfe zu wissen, geben uns den Rath, auf die Wirkung dieser Ausleerung zu achten, sie zu stillen, wenn wir sehen, dass sie nachtheilig auf das Befinden des Kranken wirkt. Es ist sehr klug gesprochen, aber nur zu beklagen, dass, wenn wir bei solchen fieberhaften Krankheiten den Nachtheil der Blutung gewahr werden, wir das ausgelaufene Blut nicht wieder in den Kopf

bringen, und den Nachtheil der Ausleerung zuweilen nicht wieder gut machen können.

Da ich weder zu den Gelehrten, noch zu den Lehrenden gehöre, so trage ich kein Bedenken zu gestehen, dass bei solcher neuen herrschenden Krankheit mich das Nasenbluten, wenn es etwas reichlich ist, in nicht geringe Verlegenheit setzt. Es gibt allerdings Zeichen, aus denen man die Schädlichkeit der Blutungen mit Gewissheit bestimmen kann (von welchen Zeichen ich im folgenden Kapitel handeln werde); diese Zeichen sind aber in so fern unsicher, dass ihr Nichtvorhandensein das Nichtvorhandensein eines Körperzustandes, bei dem Blutungen höchst nachtheilig sind, auf keine Weise verbürget.

Es gibt in jeder sich verschlimmernden Krankheit einen unsichtbaren, nicht zu bestimmenden Punkt, der zwar nicht das Ziel der Lebenszeit, aber doch das Ziel der Heilzeit ist. Der Kranke kann durch ein reichliches Nasenbluten (vom überreichlich heftigen spreche ich nicht) gleich auf jenen unsichtbaren Punkt versetzt werden, und wenn er dann auch noch einen, anderthalb, bis zwei Tage leben sollte, so werden wir doch vergebens unsere Kunst aufbieten, ihn von der Heimfahrt zurückzuhalten.

Das *Stramonium* scheint mir ein Mittel, dem man in früher Zeit, gleich der Brechnuss und einigen andern trefflichen Heilmitteln, üble Wirkung zugeschrieben, die es, in der unmittelbaren Heilgabe, bestimmt nicht hat. Ich habe es bei dieser herrschenden Krankheit so häufig gebraucht, dass, wenn es irgend eine feindliche Einwirkung auf den Organismus geäussert hätte, mir diese unmöglich hätte entgehen können. Ich habe es aber durchgehends unmittelbar heilsam, und nicht feindlich wirkend befunden. Ein einziges Mahl mochte bei einem etwas reizbaren Fräulein die Gabe ein wenig zu stark gewesen sein; ihre Mutter sagte mir zum wenigsten, sie habe an ihr kleine Zuckungen der Arme bemerkt. Ob das aber von der Stechapfeltinktur, oder von der Krankheit gekommen, möchte schwer zu bestimmen sein; denn, da ich bei unserer Krankheit schon gesehen, dass einem starken Landmanne die Ferse eines Fusses krampfhaft bis an die Hinterbacken gezogen wurde, und zwar ehe er Stechapfel, oder irgend eine

andre Arzenei genommen, so konnte diese nämliche Krankheit einem Fräulein auch wol ein wenig Armzuckungen verursachen. Uebrigens ist dieses zuckende Fräulein eine von denen gewesen, die am schnellsten geheilt sind; sie genas in vier Tagen.

Bei den Versuchen, die ich mit der Stechapfeltinktur an meinem eigenen Leibe bei vollkommner Gesundheit angestellt, um zu sehen, ob sie auch in der Heilgabe den gesunden Menschen feindlich angreife, fand ich bloss, dass sie mir eine lästige Trockenheit des Mundes verursachte. Merkwürdig war es mir, dass die Kranken nicht über diese Trockenheit klagten; ich weiss mir dieses nicht anders zu erklären, als dass das Kopfleiden, Fieber und anderes mit jedem Fieber verbundenes Ungemach das Gefühl der Kranken ganz in Anspruch genommen, und er auf die kleine Unbequemlichkeit, die Mundtrockenheit, nicht geachtet.

Es ist weit leichter, bei dem Stechapfel eine allgemein passende Heilgabe auszufinden, als bei manchen andern narkotischen Mitteln. Wenn ein Mittel, das in der Gabe, worin es funfzig Menschen hilft, dem einundfunfzigsten üble und bedenkliche Zufälle verursacht, ohne dass ich dieses vorhersehen und verhüten kann, so hat dieses Mittel in meinen Augen wenig Werth, und bei herrschenden Krankheiten es zu gebrauchen, könnte nur die äusserste Rathlosigkeit mich bestimmen. Das Stramonium gehört nicht in diese Kategorie; man kann die allgemeine Heilgabe gemächlich ausmitteln, und wird nicht leicht in unangenehme Verlegenheiten gerathen. Was es in grossen, feindlich den Organismus angreifenden Gaben leistet, kann ich nicht sagen, da ich es bloss in der direkt wohlthätigen Heilgabe gebraucht.

Unter den nichtfieberhaften Kopfleiden habe ich zu jener Zeit den Fall erlebt, dass der Schmerz in der rechten Seite des Kopfes sass, und einen bestimmten Fleck von der Grösse eines Handtellers einnahm. Er war ungeheuer heftig und fast anhaltend, zum wenigsten der Nachlass höchst unbedeutend. Bei dieser Kranken, einer Frau von höheren Jahren, habe ich zuerst mit der Stechapfeltinktur bis auf anderthalb Drachmen in vierundzwanzig Stunden steigen müssen, in welcher Gabe

sie heilend wirkte. In den gewöhnlichen Fällen reichte aber immer eine Drachme hin.

Zu jener Zeit offenbarte sich auch das Kopfleiden bei einigen Leuten durch sehr schmerzhafte Augenentzündung, die ebenfalls dem Eisen und der Stechapfeltinktur wich, allen andern Mitteln aber widerstand. Bei der Amaurose, die ich zweimahl zu hehandeln bekam, bin ich nicht so glücklich gewesen. Ein junges Kind, das beim fieberhaften Kopfleiden ganz blind geworden war, wollte durchaus nichts einnehmen, und ist blind geblieben. Eine ältliche Frau aus der arbeitenden Klasse, die beim nichtfieberhaften, sehr schmerzlichen Kopfleiden in einem Zeitraume von ungefähr drei Wochen ganz blind geworden war, kam durch den Gebrauch der angezeigten Mittel wieder so weit, dass sie die Umrisse der Gegenstände und die Farben der dem Auge nahe gebrachten unterscheiden konnte. Da verlangte sie sehnlich die Kunst eines angeblich in der Augenheilkunst vorzüglich bewanderten Wundarztes zu versuchen. Der Versuch ist aber übel ausgefallen, die Besserung ist rückgängig geworden und die Frau bis diese Stunde stockblind. Unter meiner Behandlung wäre sie aber vielleicht auch nicht sehend geworden; denn wenn gleich bei dem schwarzen Stare die ersten Spuren der Wiederkehr des Sehvermögens erfreulich sind, so verbürgen diese doch nicht immer die Sicherheit der vollkommnen Heilung.

Dass Zahnschmerz auch nicht selten Vorgänger oder Nachfolger der Gehirnkrankheit gewesen, werden erfahrene Aerzte auch ohne meine Versicherung wol glauben. Warum ich ihn aber nicht bei der wirklichen Krankheit beobachtet, ist mir nicht ganz erklärbar; ausser, dass ich im Allgemeinen weiss, dass hervorstechende consensuelle Leiden weit eher bei dem nicht hervorstechenden Leiden des urergriffenen Organs, also eher im Vorläufer- und im Genesungszeitraume, als im Zeitraume der wirklichen Krankheit sich äussern.

Zwei Menschen, die im Zeitraume der Genesung sich einen schmerzenden und wirklich schadhaften Zahn ausreissen liessen, bezahlten ihre Voreiligkeit durch weit heftigere Schmerzen in der Zahnlücke; ja eine derselben, ein junges Fräulein, hat von dieser Zahnbrecherei, welche übrigens ganz kunst-

gerecht und glücklich verrichtet war, mehr Elend überkommen als von ihrer ganzen Krankheit.

Was übrigens den Gebrauch des Stechapfels ausser der beschriebenen herrschenden Krankheit betrifft, so weiss ich nichts davon zu sagen; denn ich habe bis jetzt (im October 1831) keine Gelegenheit gehabt, ihn anzuwenden.

Chlorinsilber *).

Ich bin zu diesem Silbermittel auf eine etwas seltsame Weise gekommen, die ich dem Leser erzählen werde.

Ich schlage einst, unter andern alten Büchern, auch des *Woitz* Schatzkammer über das Silber nach. Hier finde ich folgende, nach unserer heutigen chemischen Lehre, ganz widersinnige Bereitung einer Silbertinktur. Man solle Silber in Salpetersäure auflösen, es mit Kochsalz niederschlagen, und das gefällte Silber mit Weingeist und *Spiritus urinae* digerien. Daraus solle eine blaue Tinktur entstehen. Ich theilte diese seltsame Bereitung dem damahligen Apotheker Herrn *Borchard* mit und wir kamen bald überein: es sei allerdings unmöglich, dass durch den beschriebenen Prozess eine blaue Tinktur entstehen könne; aber es sei auch eben so unmöglich, dass einer seiner Sinne mächtiger Mensch nicht Blau von Weiss oder Roth sollte haben unterscheiden können. In Erwägung, dass die Alten die *Corpora naturalia* gar wunderlich haben auf einander wirken lassen, und deshalb vielleicht Ergebnisse gesehen, die wir jetzt nicht sehen, und in Erwägung, dass der Versuch, diesen Widerspruch zu lösen, weder kostspielig noch beschwerlich sei, übernahm Herr B** die Bereitung der angeblichen blauen fabelhaften Silbertinktur.

Wir überzeugten uns nun bald, dass des *Woitz* Gewährsmann, statt eines reinen, ein mit Kupfer gemischtes Silber müsse genommen haben, und dass er bestimmt die Tinktur so nicht bereitet habe als sie in der Schatzkammer angegeben ist; denn da jetzt reines Silber genommen wurde, war die

*) In dem pharmaceutischen Anhange findet der Leser die richtige Bereitung dieses Silbermittels.

Flüssigkeit, die angeblich blau sein sollte, wasserhell. Mir war das nun eben nicht auffallend, denn ich wusste recht gut, dass die alten scheidekünstlerischen Schelme nicht selten die Bereitung ihrer Geheimmittel absichtlich falsch oder unvollkommen angegeben, um die Aerzte zum Besten zu haben.

Indem ich nun bei Herrn B** im Laboratorio war, und dieser, der die Schelmerei der alten Scheidekünstler so gut nicht kannte als ich, die Ehre des Tinkturmachers dadurch noch ein wenig aufrecht zu erhalten suchte, dass er in der angeblichen Silbertinktur durch Reagentien ein Atom Silber entdecken wollte; fiel mein Auge auf das auf dem Schreibpapiere liegende Silber. Dieses war von bläulicher Farbe, wie feuchter *Mercurius cinereus.* Wie? dachte ich, sollte das auch wol des Paracelsus *Argentum lasureum* sein, welches er als *Cephalicum* rühmt, dessen Bereitung er aber nicht andeutet? Aus dem Beilegeworte *lasureum* lässt sich doch, in Erwägung der eigensinnigen Schreibweise des Paracelsus, nichts weiter schliessen, als dass die Farbe seines Silbermittels der blauen näher gekommen sei als der rothen, grünen oder gelben. Ich theilte dem Herrn B** diesen Gedanken mit und bat ihn, das auf dem Filtro liegende Silber abzuwaschen und, dem Lichte nicht ausgesetzt, zu trocknen. Getrocknet sah es nicht mehr so bläulich aus, da ich es aber auf die Zunge brachte, hatte es einen auffallend metallischen, dem grauen Quecksilberoxyd ähnlichen Geschmack, so dass ich kaum im Stande sein würde, es von diesem durch den Geschmack zu unterscheiden. Ich urtheilte, dass dieses Silber im Speichel auflösbar sein müsse, denn sonst könne es unmöglich schmeckbar sein.

Was nun die Wirkung desselben betrifft, so ergab sich durch den Versuch an meinem eigenen Leibe, dass es, in eingraniger Gabe, viermahl tags gebraucht, ein wenig den Stuhlgang befördere, dass diese Einwirkung auf die Därme aber bei dem fortgesetzten Gebrauche in ein paar Tagen von selbst nachlasse, und dass man es in zweigraniger Gabe, viermahl tags, ohne feindliche Wirkung vertragen könne.

Das Nämliche habe ich nun auch bei Kranken beobachtet, denen ich es, eines Kopfleidens wegen, gegeben. Zwar nicht allen befördert es anfänglich ein wenig den Stuhlgang, aber

doch den meisten; diese Wirkung hört aber von selbst auf. Wollte ich behaupten, dieses Silber so häufig gebraucht zu haben als andre *Cephalica*, so würde ich unwahr sein; ich habe vielmehr wenig Gelegenheit gehabt, es in Kopfleiden anzuwenden, weil das unter seiner Heilgewalt stehende wenig vorgekommen ist. Die wichtigste Erfahrung habe ich im Jahre 1824 gemacht. Bis dahin hatte die eben beschriebene, unter der Heilgewalt des Stechapfels und Eisens stehende Gehirnkrankheit geherrscht. Ungefähr im September des besagten Jahres veränderte die Krankheit so ihre Natur, dass ich mit jenen Mitteln nichts mehr ausrichten konnte. Ich musste also ein anderes *Cephalicum* versuchen, und fand jetzt Hülfe in dem Chlorinsilber. Das unterscheidende Zeichen dieser Krankheit war aber mehr negativ als positiv; denn wenn bei den beiden vorigen Fiebern ein heftiger, anhaltender, oder aussetzender Kopfschmerz vorwaltete, so war bei dem in Rede stehenden der Kopfschmerz eine seltene Erscheinung, und in den Fällen seines Vorhandenseins war er nicht einmahl heftig, zum wenigsten nicht mit dem der oben beschriebenen Krankheiten vergleichbar. Alle Kranke klagten aber, selbst im Vorläuferstadio, über ein wahrscheinlich dem Schwindel verwandtes Gefühl, welches sie in der Volkssprache mit dem Namen T o l l i g k e i t belegten. Dieses Gefühl, welches man im Teutschen wol am richtigsten durch Taumeligkeit bezeichnet, ist aber der gewöhnliche Vorbothe und Begleiter mancher sogenannten nervösen Bauchfieber, ja nicht selten ist es der Vorbothe der gewöhnlichen Gallenfieber. Nur ein höchst Unerfahrener könnte es also als ein pathognomonisches Zeichen unseres Fiebers ansehen. Uebrigens hatte diese Krankheit keine ausgezeichnete Zufälle, welche man nicht allesammt auch bei den früheren Krankheiten beobachtet hätte.

Ich bin in ganz verschiedenen Zeiträumen zu Kranken gerufen worden, und habe mich überzeugt, dass diese Gehirnkrankheit von den zwei vorigen, ausser durch Abwesenheit oder geringen Grad des Kopfschmerzes, sich nur bloss dadurch unterschied, dass sie nicht den Mitteln wich, denen die vorigen wichen. Mit dem Silber konnte man sie aber aus dem ersten Zeitraume in den der Genesung führen; das Gefühl der Tau-

meligkeit verging bei dem Gebrauche desselben augenscheinlich, das Fieber liess nach und der Kranke genas.

Dass dieses Fieber, wie alle andre Gehirn- und Bauchfieber, wenn sie nicht durch das geeignete Mittel auf das urerkrankte Organ im ersten Zeitraume gehoben werden, sich im weiteren Verlaufe dem sogenannten Nervenfieber gleich gestaltete, und bei dem einen Kranken diese, bei dem andern jene Zufälle zeigte, und dass unter diesen Zufällen Irrereden, Schlafsüchtigkeit, Sehnenspringen in verschiedenem Grade, die gemeinsten waren, brauche ich wol kaum dem Leser zu sagen. Folgendes bin ich aber, der minder Erfahrenen wegen, zu sagen verpflichtet. Wenn gleich das Silber die besagte Krankheit im Vorlaufszeitraume unterdrückte, und im ersten Ausbruchszeitraume bald und augenscheinlich heilte (nicht selten in vier bis fünf Tagen), so kann ich doch das Nämliche nicht von den folgenden Zeiträumen behaupten. Wurde ich erst dann gerufen, wenn sich die Krankheit schon recht im Gehirn eingenistet, wenn schon der Anfang des Irreredens, der Schlafsüchtigkeit, Sehnenspringen, trockne Zunge, Durchfall u. s. w. vorhanden war, so that es allerdings gute Wirkung, es blieb das einzige Mittel, von dem ich wirkliche Heilwirkung sah; jetzt waren aber nicht, wie im ersten Stadio, vier oder fünf Tage, sondern wol vierzehn zur Heilung nöthig. Bei solchen weit fortgerückten Krankheiten hängt das geschwindere oder langsamere Heilen, bei gleich guten Mitteln, gar zu viel von Umständen ab, die nicht in der Gewalt des Arztes stehen. Jedoch, da die Selbstheilung solcher Krankheit von der Natur in den meisten Fällen nur durch gänzliche Erschöpfung des ganzen Körpers bewirkt wird, so müssten schon sehr missliche Umstände dem Arzte in den Weg treten, wenn seine Kunstheilung nicht noch grosse Vorzüge vor der Selbstheilung haben und dem Kranken unberechenbare Leiden ersparen sollte.

Meinen Lesern bemerke ich übrigens, dass die besprochene Silbergehirnkrankheit bei weitem nicht so viele Menschen ergriffen hat als die Tabaks- oder Stechapfelgehirnkrankheit, dass ich also auch nicht so viel Erfahrung über das Silber habe als über jene Mittel. Sollte früher oder später der eine oder der andre ähnliche, unter der Heilgewalt des Silbers stehende

herrschende Gehirnkrankheiten zu behandeln haben, so würde er wahrscheinlich noch manche Vortheile des Silbergebrauches lernen, die ich jetzt aus Mangel an Erfahrung nicht angeben kann.

Ein Fall von Gehirnleiden, in welchem ich es später nicht mit Vortheil, sondern offenbar mit Verschlimmerung des Uebels gegeben, scheint mir der Erzählung wol werth. Im Winter $18\frac{29}{30}$ herrschten hier, wie an vielen andern Orten, böse Masern. Ich sollte einen achtjährigen Knaben, welcher nach den Masern epileptisch geworden, heilen. Da bekanntlich die Masern gern eine *Crisin secundariam* durch den Stuhlgang machen, die Natur dieses aber in dem gegenwärtigen Falle nicht gethan, die Kunst ihr auch nicht nachgeholfen, so versuchte ich zuerst, ob ich nicht durch Laxirmittel dieses Uebel, gleich manchen andern Nachkrankheiten der Masern, heben könnte, und da ich auch starke Vermuthung hatte, dass das Kind voll Würmer stecke, richtete ich zugleich auf diese mein Augenmerk. Allein, ob ich gleich den Kleinen mehre Tage hintereinander dünnleibig hielt und ihm eine grosse Menge Spulwürmer wegtrieb, so hatte doch diese Behandlung durchaus keinen Einfluss auf die Epilepsie, die machte vielmehr, wie früher, mehre Anfälle in vier und zwanzig Stunden, sowol bei Tage als bei Nacht.

Ich zweifelte jetzt nicht, dass ich es mit einer Uraffektion des Gehirns zu thun habe, und versuchte das Silber. Weit entfernt aber, dass dieses die Fallsucht gehoben oder gemindert hätte, kamen vielmehr die Anfälle derselben häufiger und waren unverkennbar heftiger und anhaltender. Ich liess jetzt das Silber fahren, und gab das Pulver der Artemisiawurzel. Dadurch wurde die Fallsucht gleich gelindert, in kurzer Zeit ganz gehoben, und ist bis jetzt, da ich dieses schreibe (im October 1831), nicht wiedergekehrt. Ich glaube, dass die Beifusswurzel die Fallsucht nur dann hebt, wenn diese in einem Urleiden des Gehirns ihren Grund hat, mit Ausschluss jedoch der ererbten oder erworbenen Bildungsfehler dieses Organs, oder auch der Hirnschale, denn wenn die Fallsucht von solchen Fehlern abhängt, wird die Beifusswurzel nicht heilen. Auch in consensuellen Epilepsien, die von Urleiden

anderer Organe abhangen, wird sie wenig leisten, zum wenigsten keine dauernde Heilung bewirken.

Mir hat sich bei diesem Falle der Gedanke aufgedrungen, dass die Artemisia, als Eigenmittel des Gehirns, wahrscheinlich auch in andern Urgehirnaffektionen direktes Heilmittel sein könne. Einer solchen Gehirnkrankheit begehre ich aber gerade keinen nosologischen Namen zu geben; ich denke nur, wie ich bis jetzt herrschende Gehirnfieber erlebt, die unter der Heilgewalt des Tabaks, des Stechapfels, oder Silbers standen, so kann ich auch noch solche erleben, die unter der Heilgewalt der Artemisia, der Anagallis oder des Hypericum stehen. Mittel, denen wir entweder aus eigener Erfahrung, oder nach der Erfahrung anderer, direkte Heilkräfte auf ein urerkranktes Organ zuschreiben müssen (diese Affektion mag sich offenbaren, unter welcher nosologischen Form es auch sei), sind für uns praktische Aerzte von grosser Wichtigkeit. Nicht, dass wir sie täglich gebrauchen und ihre Heilwirkung sehen könnten, so meine ich es wahrlich nicht, sondern es können früher oder später Krankheiten erscheinen, in denen das eine oder das andre einziges Heilmittel ist, und uns aus grosser ärztlicher Verlegenheit hilft. Darum ist es eine übergrosse Narrheit, ein Mittel deshalb gering zu schätzen, weil wir in einem gewissen Zeitraume wenig oder keine Gelegenheit gehabt, seine Heilkraft zu erproben.

Zink.

Dieses Mittel habe ich unter den Gehirnmitteln am frühsten und am häufigsten gebraucht, obgleich ich bis jetzt noch keine herrschende Krankheit erlebt, die in ihrem ersten Zeitraume unter seiner Heilgewalt gestanden.

Da der Zink in allen Säuren auflöslich ist, also auch leicht im Darmkanale so viel Säure findet, um sich aufzulösen, so habe ich für das klügste gehalten, ihn den Kranken als essigsauren Zink zu geben; und bis jezt kenne ich noch keine Säure, mit der man ihn als *Cephalicum* zweckmässiger verbinden könnte als mit der Essigsäure; wiewol ich nicht in Abrede stelle, dass er mit Schwefelsäure verbunden als Brech-

mittel kräftiger sein mag, und dass man ihn auch mit andern Säuren zu anderen Zwecken vortheilhafter verbinden kann.

Was die Gabe des essigsauren Zinks betrifft, so kann man anderthalb bis zwei Drachmen in vier und zwanzig Stunden geben, ohne dass die Menschen dadurch zum Brechen oder zur Uebelkeit gebracht werden. Jedoch ist anderthalb Drachmen die gewöhnliche, zwei Drachmen die aussergewöhnliche Gabe. Man trifft auch einzelne Menschen, denen anderthalb Drachmen zu viel ist; diesen muss man begreiflich weniger geben, jedoch kann man diese Quantität als die Mittelgabe ansehen, von der man bei Erwachsenen selten abzuweichen braucht.

Gewöhnlich gebe ich anderthalb Drachmen in acht Unzen Wasser aufgelöset, mit einem Zusatze von einer Unze Arabischem Gummi, und lasse von dieser Auflösung stündlich einen Löffel voll nehmen. Der essigsaure Zink hat keinen bösen Geschmack. Wenn man ihn zum ersten Mahle kostet, sollte man glauben, man könne ihn, ohne dass er einem widerte, mehre Monate hinter einander nehmen; die meisten Menschen bekommen aber schon nach etlichen Tagen einen Widerwillen gegen denselben. Will man ihn also bei chronischen Leiden eine Zeitlang gebrauchen, so ist es zuweilen nöthig, ihn in Pillenform zu bringen. Von anderthalb Drachmen kann man mit einem Extrakte, das keine störende Nebenwirkung macht, oder mit blossem arabischen Gummi dreissig Pillen machen und von diesen stündlich eine oder zwei nehmen lassen, je nachdem das Uebel es verlangt. Ich spreche aber hier bloss im Allgemeinen, denn in Sachen des Geschmackes gibt es immer Ausnahmen.

Hinsichtlich der brechenerregenden Eigenschaft des essigsauren Zinks bemerke ich: man kann der Einwirkung desselben auf den Magen dadurch vorbeugen, dass man die ersten vier oder fünf Stunden nur die halbe Gabe, also von oben erwähntem Tranke einen halben Löffel reicht. Auf die Weise gewöhnt sich der Magen bald an diese Arzenei, und man kann dann ohne Hinderung die volle Gabe reichen.

Ehe ich nun zum Gebrauche des essigsauren Zinks übergehe, will ich dem neugierigen Leser noch einen Versuch

mittheilen, den ich mit Zinkoxyd an meinem eigenen Leibe bei vollkommner Gesundheit angestellet. Ich habe aber damahls wirklich nicht gedacht, dass ich diesen Versuch je dem ärztlichen Publiko mittheilen würde, darum habe ich ihn auch nicht mit der Uhr in der Hand gemacht, sondern nur so, dass er meine eigene Neugierde befriedigte.

Ich liess salpetersauren Zink bereiten, die Salpetersäure durchs Feuer davon treiben, und bekam einen Zinkkalk, den man heut zu Tage Peroxyd nennet, den man über etliche Jahre vielleicht anders, und über zwanzig Jahre gewiss abermahls anders benamen wird. Von diesem Zinkkalke verschluckte ich vormittags halb zehn Uhr, da ich ausser Kaffee noch keine andere Speisen und Getränke im Magen hatte, funfzehn Gran auf Einmahl. Eine kurze Zeit darauf wurde ich, ohne irgend ein unangenehmes Gefühl gewahr zu werden, blutroth im Gesichte; bald darauf überfiel mich eine so grosse Schläfrigkeit, dass ich, wie ein wirklich schlaftrunkener Mensch meine Gedanken nicht mehr zusammenhalten konnte, und einem mich gerade damahls um Rath fragenden Bekannten erklären musste, ich fühle mich unwohl und könne ihm in dem Augenblicke nicht Rede stehen. Weiterhin stellte sich etwas Uebelkeit ein. Die Schlaftrunkenheit zwang mich, mich aufs Bett zu legen, aber die geringe Uebelkeit war gross genug, mich nicht zum Einschlafen kommen zu lassen: also war ich zweien Gewalten hingegeben, die eine schläferte mich ein, und die andre erweckte mich. Dieser seltsame Zustand war dem Zustande sehr ähnlich, in dem man sich befindet, wenn man durch starke körperliche und geistige Anstrengung und durch mehrnächtiges Ueberwachen höchst ermüdet und zugleich aufgeregt ist. Hat man endlich zum Ruhen Zeit gewonnen, so kann man doch zu keinem erquickenden Schlafe kommen, sondern bei dem grössten Grade der Schläfrigkeit versinkt man nur in eine Art von ungenüglichem Traumleben.

Nachdem ich mich eine Zeitlang in diesem seltsamen Zustande befunden, bekam ich zweimahl flüssigen Stuhlgang, und die fühlbare Wirkung des Zinks hörte nach und nach auf, so dass ich zu Mittag wieder wie gewöhnlich essen konnte.

Uebrigens fühlte ich mich durch diesen Versuch weiter nicht angegriffen.

Ich habe in der Folge, in etlichen Fällen von Gehirnaffektion, das beschriebene Zinkoxyd auch andern, jedoch nicht in der Gabe von fünfzehn, sondern von fünf Gran gegeben, und gefunden, dass es auch in dieser Gabe den Menschen eine auffallende, bald vorübergehende Röthe des Gesichts verursachte; da ich aber übrigens nicht sah, dass es hinsichtlich seiner Heilwirkung Vorzüge vor dem essigsauren Zink hatte, bin ich wieder zu diesem zurückgekehrt. Meine Versuche sind indessen unvollkommen, mithin dürfen sie keinen wissbegierigen Arzt von weiterer Forschung abhalten. Vielleicht steckt in diesem Zinkoxyd noch eine herrliche Heilkraft, welche einem anderen Arzte zu entdecken vorbehalten ist. Ich selbst bin durch die Zeit, durch körperliche und geistige Anstrengungen schon so sehr verdumpft, dass mich der Kitzel nicht mehr sticht, aus blosser Wissbegierde auch nur den gefahrlosesten Versuch zu machen; nur die Noth, die Rathlosigkeit kann mich zu so etwas zwingen.

Jetzt will ich zuerst vom Zink im Allgemeinen sprechen, und dann von seinem Gebrauche bei akuten Gehirnleiden.

Der Zink ist der eigentliche Mineralmohnsaft, er hat nämlich, hinsichtlich seiner beruhigenden Kraft, die grösste Aehnlichkeit mit dem Mohnsafte, ohne jedoch auch nur im geringsten seine gefässerregende zu theilen. Durch diese Eigenschaft ist er ein ganz unschätzbares Mittel, dass unser alter Landsmann *von Hohenheim* weit besser gekannt hat als die Aerzte jetziger Zeit. Er ist dienlich und nicht selten überraschend schnell wirksam in der Affektion der Organe, in denen die Gehirnnerven verflochten sind. So kann man damit heftige Zahnschmerzen stillen, man kann damit bei den schmerzhaftesten Augenentzündungen Schmerz und Entzündung in kurzer Zeit heben, man kann damit die Kopfrose, wenn diese ein Urleiden des sichtbar ergriffenen Theils ist, bald und einzig beschwichtigen. Letztes möchte meinen jungen Lesern, welche die Kopfrose wol in einem leichten, aber nicht im hohen Grade gesehen, eine wenig zu beachtende, kaum der Rede werthe Wirkung des Zinks zu sein bedünken. Ich bemerke diesen

also, dass die Kopfrose, wenn sie einen hohen Grad erreicht, wenn sie, mit heftigem Fieber und Irrereden verbunden, dem ganzen Kopfe ein scheussliches Ansehen gibt, wenn sich nicht bloss die Haut des Gesichtes, sondern auch des behaarten Kopfes in grosse Wasserblasen erhebt, so dass der Kranke bei der Besserung ganz enthaart ist, dass, sage ich, die Kopfrose ein solches Uebel ist, auf welches die Kunst, so wie ich und andre sie auf der Hochschule erlernt haben, wenig vermag. Es durchläuft, trotz der streng antiphlogistischen Behandlung, trotz den ableitenden Laxirmitteln, alle Stadien; ja, bei seinem endlichen Abzuge kann es (wie mich drei Fälle gelehrt) wirklichen Wahnsinn zurücklassen. Der Zink ist das einzige Mittel, welches, meiner Erfahrung gemäss, diesem abscheulichen Uebel schnell Grenzen setzt, welches in vierundzwanzig Stunden seine Fortschritte sichtbar hemmet. Es verstehet sich aber von selbst, dass ich hier von der Kopfrose als Urleiden des sichtbar affizirten Theils rede. Es gibt auch bekanntlich eine Kopfrose gastrischen Ursprunges, diese muss man antigastrisch behandeln. Ich habe selbige aber bis jetzt noch nicht in dem beschriebenen hohen Grade gesehen, vielmehr bestand die gastrisch-consensuelle in der Anschwellung der einen oder der andern Seite des Gesichts und des Halses, und wich ohne Umstände, entweder der zweckmässigen Behandlung des urergriffenen Bauchorgans, oder im Falle von abnormer Gallenabsonderung, der Neutralisirung, oder Ausleerung der im Magen und Darmkanal vorhandenen Säure.

Der Zink ist auch in manchen inneren Schmerzen des Kopfes heilsam, selbst in einigen Fällen des inneren Ohrschmerzes, jedoch wahrlich nicht in allen. Es ist eine eigene Art des Schmerzes, der unter seiner Heilgewalt stehet, doch würde man sich sehr täuschen, wenn man glaubte, diesen Schmerz durch unterscheidende Zeichen erkennen zu können. Der Schmerz des Kopfes, der dem Tabak, oder dem Stechapfel, oder dem Silber weicht, der weicht nicht dem Zink, und der dem Zink weicht, der weicht nicht jenen Mitteln. Die Erfahrung hat mich also vier schmerzhafte Kopfaffektionen kennen gelehrt, welche ich am richtigsten Tabak-, Stechapfel-, Silber-, und Zinkgehirnaffektion nenne. Diese Eintheilung

lautet wahrlich nicht gelehrt, sie ist aber echt praktisch. Es werden wol noch mehr schmerzhafte Gehirnaffektionen in der Welt sein, die ich bis jetzt nicht habe kennen gelernt, oder deren Natur, wenn ich auch in früheren Jahren ihre Bekanntschaft oberflächlich gemacht, ich doch, bei meiner damahligen Unmündigkeit und schulgerechten Verstandesverkrüppelung, nicht habe ergründen können.

Was die Wirkung des essigsauren Zinks auf den Darmkanal betrifft, so habe ich davon unter den Bauchmitteln gesprochen.

Es ist mir wahrscheinlich, dass es nicht bloss auf das Gehirn, sondern auch auf das Rückenmark heilend einwirkt. Dieser Einwirkung schreibe ich zum wenigsten die durch Zink vollbrachte Heilungen der schmerzhaften Affektionen äusserer Gebilde zu, die unter den Namen von Rheumatismus, Gicht, Neuralgie, oder unter andern bekannten, oder noch von unsern ärztlichen Wörtermachern zu schaffenden Namen vorkommen. Unter diesen Uebeln ist vorzüglich zu bemerken die schmerzhafte Affektion des Hüftnerven, die im gemeinen Leben unter dem Namen des Hüftwehes leider nur zu bekannt ist, von welchem ich aber an einem andern Orte ausführlicher handeln werde. Dieses schmerzhafte, und wenn es sich selbst überlassen bleibt, langweilige, endlose Uebel stehet in manchen Fällen (aber gewiss nicht in allen) unter der Heilgewalt des Zinks.

Ich habe noch vor kurzem den Fall erlebt, dass eine Frau, in der ihr wahrscheinlich von andern aufgeschwatzten Meinung, sie sei mit der Gicht behaftet, und die müsse ihre Zeit haben, kein Arzt könne sie heilen, ein paar Monate an der Affektion des Hüftnerven gelitten. Endlich war ihr erzählt, dass ich ähnliche Uebel gehoben, und ich musste nun auch meine Kunst an ihr versuchen. Es ergab sich bald, dass die sehr schmerzhafte Affektion des Hüftnerven unter der Heilgewalt des Zinks stand; und ich befreite sie durch Zink und bloss durch Zink von ihrem Schmerz. Merkwürdig war es mir, dass, da die Genesene sich wieder auf der Strasse zeigte, die Leute ihrer Bekanntschaft mir sagten, sie sei durch die Gicht ganz krumm geworden. Diese Zeitung klang mir ganz seltsam. Ich hatte die Frau bei meinen Besuchen nie gehen lassen, son-

dern mich nur um den Schmerz bekümmert, da ich durch Erfahrung recht gut wusste, dass, wenn man den Schmerz nur gründlich wegschafft, man hintennach wahrlich keine besondere Gangarzenei nöthig hat. Die Neugierde trieb mich jetzt zu der Genesenen, um zu sehen, welche Bewandniss es mit der angeblichen Krummheit habe; und, wahrhaftig! ich fand, dass die Lendenwirbel nach einer Seite einen Bogen machten. Diese Krümmung war, da die Frau beim Sitzen zur Erleichterung der Schmerzen eine und die nämliche gezwungene Haltung des Körpers beobachtet, bloss durch die Wirkung der Muskeln auf die Lendenwirbel entstanden. Eine ganz entgegengesetzte Haltung beim Sitzen, die ihr aber anfänglich recht mühsam wurde, beseitigte den Missstand in weit kürzerer Zeit als ich vermuthet. Ich habe in meinem Leben nicht wenig mit Hüftweh mancherlei Art zu thun gehabt, aber der erzählte Fall ist der einzige, in dem der Rückgrath dadurch gekrümmt wurde. Die Genesene war eine ältliche, recht verständige Frau, die meinen Rath, hinsichtlich dieser Verunstaltung, begriff und darum auch befolgte. Einem unverständigen Kinde, oder dummen Menschen würde schwieriger, zum wenigsten nicht so einfach zu helfen gewesen sein.

Auch gegen den Rückenschmerz, der, mit der Affektion des Hüftnerven nah verwandt, häufig in diesen übergehet, habe ich den Zink nicht selten als wirkliches Heilmittel bewährt gefunden.

Jetzt will ich über den Gebrauch des Zinks beim Gehirnfieber meine Erfahrungen dem Leser mittheilen. Ich habe, wie oben gesagt, noch kein Gehirnfieber beobachtet, das ursprünglich unter dessen Heilgewalt gestanden hätte, so, dass es durch ihn aus dem ersten Zeitraume in den der Genesung hätte gebracht werden können. Es ist mir aber wahrscheinlich, dass in der Folge andere Aerzte diese Erfahrung machen werden. Diese Amtsgenossen bitte ich freundlich, ihre gemachten Erfahrungen, wenn sie selbige publiziren, nicht als solche anzugeben, welche für und für in allen Gehirnfiebern heilende Anwendung finden müssten, denn ich betheuere ihnen, dass der Zink das erste Gehirnheilmittel ist, welches ich kennen gelernt, sie können also leicht denken, dass ich es bei den

beschriebenen Gehirnfiebern eher angewendet, ehe ich ein neues Mittel gesucht. Aus Muthwillen sucht man kein neues Mittel, sondern aus Noth, weil das bekannte nicht mehr hülfreich ist. Sollten sie also je den Zink bei akuten Gehirnfiebern, welche man nach schulrechtem Brauche Nervenfieber nennet, als Heilmittel im ersten Zeitraume erproben, so thun sie am besten, die Bekanntmachung ihrer Erfahrung ein funfzehn Jahre aufzuschieben, oder wenn sie dazu die Geduld nicht haben, so bitte ich sie, einzig die nackte Thatsache der Welt mitzutheilen, ohne auf selbige allgemeine Behauptungen zu gründen. Durch solche auf kurze zeiträumliche Erfahrung gegründete allgemeine Behauptungen ist der Medizin unsäglicher Schaden geschehen, dadurch ist manchen Mitteln ein übertriebener Werth beigelegt, den die Folgezeit unmöglich bestätigen konnte, dadurch sind ebenfalls die edelsten, unentbehrlichsten Mittel in Vergessenheit gekommen, und dadurch ist selbst die Kunst, kranke Menschen gesund zu machen, seit ein paar hundert Jahren so ziemlich auf dem nämlichen Punkte stehen geblieben, und hat ihre vermeintlich ungeheuren Fortschritte in einem, blöden Augen unsichtbaren Trittrade gemacht.

Ich habe den Zink, obgleich ich ihn, wie gesagt, als wirkliches direktes Heilmittel im ersten Zeitraume der Gehirnfieber nicht erkannt, doch bei keinem herrschenden Gehirnfieber in einzelnen Fällen ganz entbehren können. In manchen Fällen konnte ich damit den symptomatischen Durchlauf stillen, ohne der Wirkung des eigentlichen Heilmittels Eintrag zu thun; jedoch habe ich schon gesagt, dass ich ihn in etlichen solchen Fällen auch nutzlos gegeben. Dieser Vortheil, obgleich nicht zu verachten, ist doch bei weitem nicht der wichtigste, den der Zink gewährt.

Bei allen herrschenden Krankheiten bekommen wir bekanntlich nicht immer die Kranken im ersten Zeitraume der Krankheit, sondern oft dann erst, wenn das Uebel schon bedeutende Fortschritte gemacht. Theils ist manche Organkrankheit sehr verrätherisch, schmeichelt durch periodisches Besserwerden mit einer baldigen Genesung, worüber dann die Zeit hingehet, und die Krankheit zu einer ungeahneten Höhe steigt;

theils erlauben auch beschränkte Vermögensumstände manchen Menschen nicht, die Hülfe der Kunst anzusprechen; denn wenn sie auch wissen, dass der Arzt menschlich genug ist, ihnen unentgeltlich zu dienen, so scheuen sie doch die Apotheke, und nur die äusserste Noth, oder vermeintliche Lebensgefahr zwingt sie erst, die Hülfe der Kunst zu suchen.

Diese Ungleichheit der Hülfesuchenden ist für den Arzt, als Beobachter und Erforscher der herrschenden Krankheit, von grossem Nutzen. Wenn ich nicht die nämliche Krankheit bei einigen sich selbst überlassen und bei andern durch die Kunst behandelt vergleichen kann, mag ich übel den Werth meiner Heilmittel schätzen; nur einzig solche vergleichende Beobachtungen belehren mich am kürzesten und besten über die Natur der Krankheit, und sagen mir deutlich, um wie viel besser oder schlechter meine Kunstheilung als die Naturheilung ist.

Nun, bei allen den beschriebenen Gehirnfiebern habe ich gefunden, dass die Natur sie selten anders, als durch gänzliche Erschöpfung des ganzen Körpers heilt. Jedoch ist dieser Prozess der Selbstheilung nicht in allen Fällen ganz einfach; während dessen können in manchen Körpern Versetzungen des Urleidens von einem Organe auf das andere entstehen, wodurch dann das Eingreifen der Kunst, wenn dieses nicht zum Nachtheile, sondern zum Heile der Kranken geschehen soll, grosse Umsicht erfodert.

Bei den beschriebenen drei Gehirnfiebern ging der Kopfschmerz, sich selbst überlassen, in wirkliches anhaltendes Irrereden, oder Schlafsüchtigkeit über. Die Zeit dieses Ueberganges war aber ganz unbestimmt, und wie ich in sichere Erfahrung gebracht, sind auch Menschen an diesen Fiebern gestorben, ohne irre zu reden, und andre sind von selbst nach langer Krankheit genesen, ohne irregeredet zu haben, oder schlafsüchtig gewesen zu sein.

Das anhaltende Irresein muss man von dem periodischen wohl unterscheiden. Das Gehirn und Rückenmark ist ohne Zweifel das Geeine mehrer Organe, deren Verrichtung wir bis jetzt noch nicht genau zu bestimmen wissen. Es gibt Organe im Gehirn, die unwidersprechlich von dem die regelmässige

Aeusserung des Denkvermögens bedingenden unterschieden sind. Durch eine krankhafte Affektion der ersten kann aber das letzte consensuell krankhaft ergriffen werden, wo denn leicht, sonderlich wenn die Fieber starke Exazerbationen machen, das periodische Irresein eintritt: so delirirten die Kranken periodisch bei unsern durch Stechapfel heilbaren Gehirnfiebern, so deliriren sie leicht beim Wechselfieber und bei andern schmerzhaften Gehirnleiden. Bei unsern Fiebern war das Irresein nicht regelmässig periodisch, sondern konnte zuweilen mehre Tage mit geringer Unterbrechung anhalten. Durch Zink gemässiget oder ganz beseitiget, ging aber doch die Krankheit ihren Gang. Der Vortheil, den man also vom Zink hatte, war sehr gering, so gut als gar keiner.

Bei dem wirklich anhaltenden Irresein, oder bei der Schlafsüchtigkeit scheint eine Krankheitsübertragung im Gehirn Statt zu finden, die Krankheit scheint nämlich von dem urergriffenen Gehirnorgane auf das die regelmässige Aeusserung des Denkvermögens bedingende übertragen zu sein, so, dass dieses nicht mehr mitleidendes, sondern urleidendes ist.

In den Fällen, wo eine solche wirkliche Uebertragung Statt gefunden, beschwichtigte ich nicht bloss das Delirium durch Zink, sondern hob auch die ganze Krankheit damit.

Es ist aber ganz unmöglich, aus den Zufällen der Krankheit zu erkennen, ob wirklich ein solcher Metaschematismus sich gemacht habe. Wahrscheinlich hat er sich noch nicht vollkommen gemacht, so lange der Kranke in den hellen Zeiträumen, sollten diese auch sehr kurz und unvollständig sein, noch über Kopfschmerzen klagt. Klagt er aber dann nicht mehr über Kopfschmerzen, sind diese vielmehr ganz verschwunden, so ist die Wahrscheinlichkeit vorhanden, dass der Metaschematismus sich vollkommen gemacht. Aber dieses Zeichen ist leider auch nicht ganz sicher, und wird vollends unsicher, wenn der Arzt unweise genug ist, in einem halb lichten Augenblicke dem Kranken die Frage vorzulegen: ob er noch Kopfschmerz habe. Die bejahende Antwort des halb taumeligen Kranken ist gar nichts werth. Wenn aber der Kranke auf die allgemeine Frage, über welche widrige Gefühle er zu klagen habe, den Kopf als den schmerzenden Theil angibt, so be-

weiset dieses weit mehr, gibt aber auch noch keine Sicherheit; denn dem halb besinnungslosen Kranken können diese Klageworte vom ersten Zeitraume her zur Gewohnheit geworden sein. Von den freiwilligen Klagen des ganz unbefragten Kranken gilt eben dasselbe, wiewol man ihnen nicht mit Unrecht einen grösseren Werth beilegt. Auf alle Fälle kann man die zweifelhafte Erkenntniss nur dadurch zur sicheren erheben, dass man den Zink reicht. Ist das die richtige Aeusserung des Denkvermögens bedingende Organ urergriffen, so heilt der Zink diesen krankhaften Zustand, und die Heilung erfodert einen bis drei Tage. Bei den von mir behandelten Fiebern war dann auch, mit der vollkommnen Rückkehr des Verstandes die Heilung der ganzen Krankheit vollendet. Es hat mir, da ich zuerst den Zink als Gehirnmittel kennen lernte, grosses Vergnügen gemacht, den tollenden Kranken zuweilen innerhalb vierundzwanzig Stunden wieder zum Verstande zu bringen. Nachdem ich dieses aber oft gesehen, hat es den Reiz der Neuheit, des Wunderbaren und Ueberraschenden verloren, und seitdem kommt es mir vor, als müsse das so sein und könne nicht anders sein.

Der Metaschematismus, von welchem ich jetzt spreche, macht sich aber nicht immer auf einerlei Weise. Am oftesten geschiehet die Uebertragung von dem zuerst ergriffenen Gehirnorgan auf das die Denkkraft bedingende langsam, in dem unbestimmbaren Zeitraume mehrer Tage, auf dem Wege der Mitleidenheit. Anfänglich ist das Denkorgan bloss mitleidend ergriffen, nach und nach wird das Mitleiden zum wirklichen Urleiden, und das Urleiden des zuerst ergriffenen Gehirnorganes wird immer dunkler und verschwindet zuletzt ganz. Während die Natur in dieser Operation begriffen, kann man mit Zink den phantasirenden Kranken nicht bloss verständig, sondern anscheinend ganz gesund machen. Hat aber in diesem Falle noch kein echter, vollkommner Metaschematismus auf das Denkorgan Statt gefunden, sondern bloss ein unvollkommner, zweideutiger, das heisst, ist die Krankheit nicht ganz und gar von dem urergriffenen auf das Denkorgan übertragen, so, dass das erstergriffene ganz gesund ist, so kann man den Verdruss haben, den vermeintlich vollkommen geheilten Kranken nach

mehren Tagen wieder in die erste Krankheit zurückfallen zu sehen. Er fängt wieder an über Kopfschmerz zu klagen, über Taumel, sein Puls beschleunigt sich wieder u. s. w. Wird man also zu einem Kranken gerufen, in dessen Kopfe die Natur jene langsame Krankheitsübertragung auf das Denkorgan zu machen im Begriffe ist, so ist es weit besser, das Eigenmittel auf das im ersten Zeitraume ergriffene Organ so lange zu geben, bis die Natur jene Operation wahrscheinlich ganz vollendet hat, und dann durch Zink das Denkorgan zum Normalstande zurück zu führen; es ist besser, sage ich, so zu handeln, als durch unzeitigen Gebrauch des Zinks jene geheimnissvolle Naturoperation zu stören, und den vermeintlich geheilten Kranken einem verdriesslichen und gefährlichen Rückfalle blosszustellen.

Der Leser könnte aber denken, in solchen zweideutigen Fällen würde eine Verbindung des Zinks mit dem Eigenheilmittel auf das urergriffene Organ heilsam sein. Auf den Gedanken bin ich auch gekommen, habe aber bis jetzt keinen Vortheil von solcher Verbindung gesehen. Sollte je ein Arzt ähnliche Fieber zu heilen haben, so kann ich ihm aber nicht abrathen, eine solche Verbindung in jenem zweideutigen Zustande zu versuchen. Theils meine Abneigung gegen Verbindung kräftiger Heilmittel, theils die, gerade aus dieser Abneigung hervorgehende Geringzähligkeit meiner Versuche, machen nothwendig mein eigenes Urtheil in dieser Sache unzulänglich. Da ich aber hintennach bei Bauchfiebern, namentlich bei denen, von einem Urleiden des *Plexus coeliaci* abhängenden, durch Zusammensetzen zweier verschiedenartigen Eigenmittel einer Krankheitsübertragung auf Leber oder Milz zuvorgekommen bin; so ist es möglich, dass sich dieses auch bei den Gehirnfiebern in den Gehirnorganen bewerkstelligen lässt. Mit Gewissheit lässt sich über solche dunkle Dinge nichts sagen.

Wenn ich aber oben bemerkt, dass ich den Metaschematismus, entweder vollendet, oder im Werden begriffen, vorzüglich bei solchen gefunden, zu denen ich erst im späteren Zeitraume der Krankheit gerufen worden, so muss ich als Freund der Wahrheit, als Feind aller Prahlerei gestehen, dass in einzelnen, jedoch seltenen Fällen, auch bei solchen, denen

ich vom Anfange an das Heilmittel auf das urerkrankte Organ gegeben, jene Krankheitsübertragung auf das Denkorgan eingetreten ist. Warum? das habe ich nicht ergründen können, sondern mich begnügen müssen, den irren Kranken durch Zink wieder verständig und gesund zu machen. Es ist möglich, dass die Folgezeit mir noch manches erklären wird, was mir jetzt dunkel ist: es ist aber auch möglich, dass ich, da ich schon zu den Alten gehöre, keine Aufklärung mehr von der Zeit erhalte; welches denn auch gut ist.

Das ist nun alles, was ich von der durch Mitleidenheit sich langsam machenden Krankheitsübertragung zu sagen weiss. Es gibt aber auch einen plötzlich entstehenden Metaschematismus, der jedoch seltner ist als jener. Man kann keine andre Beschreibung von dieser Naturoperation geben, als dass der Kranke, der etliche Tage über die gewöhnlichen Zufälle des ersten Zeitraumes der Gehirnfieber geklagt, auf ein Mahl und ganz ungewarnt entweder schlafsüchtig wie ein Apoplektischer, oder toll wie ein Maniakus wird. Erstes habe ich jedoch nie in den beschriebenen reinen Gehirnfiebern, sondern in den sogenannten nervösen unregelmässigen Wechselfiebern beobachtet, sonderlich bei dem, welches im Spätsommer des Jahres 1831 hier und in der Umgegend, an Rhein und Maas, häufig vorkam und in ziemlichem Grade ansteckend war. Es war offenbar eine Verbindung des den ganzen Sommer durch unglaublich häufig vorkommendeu Wechselfiebers mit dem im Spätsommer entstehenden Gehirnfieber. Den plötzlichen Metachematismus auf das Denkorgan, der sich nicht als Schlafsucht, sondern als Irrsinn offenbaret, habe ich bei den einfachen Gehirnfiebern zwar nicht häufig, aber doch einzeln von Zeit zu Zeit beobachtet, und in diesem Falle nicht bloss das Denkorgan durch Zink zum Normalstande zurückgeführt, sondern auch zugleich die ganze Krankheit geheilt.

Einen seltsamen Fall der Art erlebte ich zu der Zeit, da das unter der Heilgewalt des Tabaks stehende Fieber herrschte, in der geringen Volksklasse. Ein Mann von mittlen Jahren, nach Angabe seiner Ehefrau, seit vier Tagen mit einem heissen Fieber behaftet, welches sich durch ausgezeichnet starken Kopfschmerz und durch die gewöhnlichen Fieberzufälle offenbaret,

wird am fünften Tage auf ein Mahl toll, und man ruft mich am sechsten zu Hülfe. Ich fand den Kranken vollkommen wahnsinnig, mit einer unaufhörlichen Neigung das Bett zu verlassen. Sein Wahnsinn war aber nicht bösartiger Natur; er kannte mich gut, versprach auch, die Arzenei richtig einzunehmen, ja er vermass sich, alle Arzenei, selbst die garstigste nehmen zu können. Sein Puls war schnell und mässig voll, seine Zunge hatte einen leichten weissen Anflug, sein Gesicht war blass, er hatte aber, nach Aussage seiner Frau, im gesunden Zustande auch keine Röthe. Uebrigens konnte ich von der Frau wenig Aufklärendes und von ihm selbst, begreiflich, gar nichts erfahren. Da ich nun aber einen solch plötzlichen Metaschematismus auf das Denkorgan, bei seiner verhältnissmässigen Seltenheit, oft genug erlebt hatte, um in gegenwärtigem Falle den Zustand richtig zu beurtheilen, so verschrieb ich zwei Drachmen Zink, liess selbige mit einer Unze Arabisches Gummi in acht Unzen Wasser auflösen, und davon dem Kranken stündlich einen Löffel voll reichen.

Am folgenden Tage, vierundzwanzig Stunden nach dem ersten Besuche, fand ich den Kranken schlafend; ich weckte ihn, und überzeugte mich, dass der Irrsinn gehoben, einer Schlaftrunkenheit Platz gemacht, und das Fieber schon über die Hälfte nachgelassen. Ich liess die nämliche Arzenei wiederholen und stündlich fortgebrauchen.

Am folgenden Tage, also achtundvierzig Stunden nach meinem ersten Besuche, war der Kranke vom Irrsinn, Schlafsucht und Fieber frei. Jetzt liess ich bloss zur Vorsicht noch eine dritte Portion Arzenei holen, von selbiger aber nur alle zwei Stunden einen Löffel voll nehmen.

Da mir die erzählte Wirkung des Zinks damahls schon lange nicht mehr neu war, so hatte auch dieser Fall für mich keine besondere Merkwürdigkeit, er bekam sie aber hinten nach.

Indem ich eines Tages aus dem Hause ging, sprachen mich ein paar Einwohner desselben an, und theilten mir folgende seltsame Nachricht mit. Der Mann, den ich jetzt geheilet, lebe in einer unglücklichen Ehe, die Frau sei zänkisch und boshaft. Sie habe in den ersten vier Tagen, obgleich der Mann sehr krank gewesen und sie die Arzenei von der

Stadt unentgeltlich bekomme, absichtlich keine Hülfe gesucht, in der Hoffnung, das Fieber werde ihn tödten. Der plötzlich entstandene heftige Wahnsinn, der ihr selbst sehr lästig gewesen, und die missbilligenden Urtheile der Mitbewohner des Hauses haben sie endlich bestimmt, meine Hülfe zu suchen. Nun habe sie aber, in der Meinung, man könne einen Kranken dadurch tödten, dass man ihm die Arzenei in drei- oder viermahl grösserer Gabe reiche, als die Vorschrift des Arztes es besage, ihrem wahnsinnigen, aber hinsichtlich des Einnehmens sehr gefälligen Manne die verordnete Arzenei nicht nach Vorschrift stündlich, sondern so schnell hintereinander löffelweise gereicht, dass der für vierundzwanzig Stunden verschriebene Trank in gar kurzer Zeit verbraucht worden sei. (In wie kurzer Zeit, konnten sie mir nicht genau angeben.) Die Wirkung der Arzenei habe, wie man aus den Aeusserungen der Frau wahrgenommen, ihr anfänglich grosse Hoffnung gegeben, dass ihre böse Absicht gelingen werde, denn der Mann sei aus dem unruhigen Wahnsinn in einen tiefen, sehr tiefen Schlaf gefallen. Am folgenden Tage habe sich aber gezeigt, dass dieser tiefe Schlaf nicht der Vorbothe des Todes, sondern der Genesung gewesen.

Ich habe diesen Fall deshalb zur Mittheilung ausgewählt, weil er manchem Arzte bei Verschreibung stark wirkender, feindlicher Mittel zur nützlichen Warnung dienen kann.

Der Zink macht, auch in der oben angegebenen mässigen Gabe gebraucht, bei Beschwichtigung des Irrsinnes mehrentheils einen ruhigen Schlaf; ich rathe aber meinen Lesern, beim ersten Eintreten dieses Schlafes nicht zu denken, nun sei die Sache abgethan, denn wenn sie den Kranken mehre Stunden schlafen lassen, können sie zu ihrem Verdrusse sehen, dass er eben so närrisch wieder aufwacht als er eingeschlafen ist. Man muss den Zink vielmehr stündlich reichen und den Schlafenden zum Einnehmen aufwecken; nur dann, wenn man siehet, dass er, von selbst aufwachend, verständig ist, nur dann darf man denken, dass der Zink seine Heilwirkung vollbracht. Aber auch jetzt würde es unweise sein, ihn ganz bei Seite zu setzen; man muss ihn vielmehr in geringeren

Gaben, oder in längeren Zwischenräumen noch ein paar Tage fortgebrauchen lassen.

In schlafsüchtigen Zufällen, in welche akute Gehirnleiden auch leicht übergehen, welche aber mit dem Irresein nahe verwandt, ja selbst selten ohne diese sind, habe ich den Zink auch als Heilmittel erkannt. Bei seinem Gebrauche erwacht der schlafsüchtige Kranke, wenn der Zink seine Heilwirkung vollbracht, von selbst. Jedoch siehet man bei dem stündlichen Erwecken, welches man des Einnehmens wegen thun muss, die Geisteskräfte schon nach und nach zum Normalstande zurückkehren, ehe das Selbsterwachen, welches den Anfang der wirklichen Heilung bezeichnet, eintritt. Auch hier ist es, wie beim Irrereden, der Vorsicht gemäss, den Zink beim Eintritt der Genesung noch etliche Tage länger gebrauchen zu lassen.

Jetzt muss ich als ein treuer praktischer Schriftsteller nach meinem besten Wissen von den Hindernissen reden, die der cephalischen Heilwirkung des Zinks in den Weg treten.

Gehirnleiden machen leicht consensuelle Bauchleiden; das ist bekannt. Meine eigene Erfahrung lehrt mich, dass Magen, Därme und Leber weit öfter ergriffen werden, als Milz oder Pankreas, oder Nieren, wiewol ich im Jahre 1831 die Milz auch häufig ergriffen gesehen. Gegen diese consensuellen Affektionen habe ich bei vorher ungekränkten Körpern keine besondere Mittel nöthig gehabt. Bei solchen aber, in denen frühere Bauchleiden durch consensuelle Affektion aufgerührt wurden, habe ich gefunden, dass das Heilmittel auf das anfänglich erkrankte Gehirnorgan allein nicht im Stande war, die Krankheit im ersten *Stadio* zu heben, diese ging vielmehr in das zweite durch Affektion des Denkorgans bezeichnete über; ja ich habe auch gefunden, dass, wenn das Bauchleiden ernsthaft war, dieses zum wirklichen Urleiden wurde, und das Delirium als consensuelle Gehirnaffektion unterhielt, also, dass ein dem anfänglichen Verhältnisse ganz entgegengesetztes zwischen dem Bauchorgane und dem Denkorgane entstand. Dass dieses so und nicht anders sei, schliesse ich daraus, weil ich in solchen Fällen den Zink ganz vergebens gegen das Irrereden angewendet, und weil dieses zusammt der ganzen Krankheit einzig dem geeigneten Bauchmittel wich.

Warum sich dieses aber so mache, möchte übel zu erklären sein; es ist genug, dass man weiss, es kann so geschehen und geschiehet wirklich also in der Natur. Dieses Wissen bestimmt uns zum wenigsten, unsere Aufmerksamkeit bei Behandlung solcher Krankheiten auf diesen Gegenstand zu lenken, und befähiget uns, dem Kranken zu helfen, indess einseitige Ansichten uns zum Helfen ganz ungeschickt machen.

Meinen jüngeren, in dieser Sache noch wenig geübten Amtsbrüdern, will ich aber nicht bergen, dass solche Versetzung des Urleidens von einem Organe auf das andere, und solche Rollenumtauschung der Organe unter einander, in manchen Fällen schwer zu erkennen ist. Z. B. die zum Urleiden gewordene consensuelle Leberaffektion, (wenn der Wahnsinn des Kranken uns der Erfragung desselben beraubt, uns nichts überbleibt als die Ausfragung der Freunde und wenige sinnlich erkennbare, aber auch leicht vielartig zu deutende Zufälle) setzt uns, wollen wir nicht bloss Behandler, sondern Heiler sein, in eine gar seltsame Lage. In einigen Fällen hat mich die gelbe Gesichtsfarbe des Kranken geleitet, in andern die gelbe Farbe des Urins (welches Zeichen aber unter den unsicheren das unsicherste ist), in andern Fällen die grauliche Farbe des Darmkothes bei weisser Gesichtsfarbe, und abermahls in andern Fällen habe ich die Arzeneien als Erkennungsmittel *(Reagentia)* gebrauchen müssen. So kann man z. B. durch das Eisen erkennen, ob die abgesonderte Galle eigenschaftlich normal sei. Ist sie dieses, so färbt der innerlich gebrauchte *Liquor stypticus* den Darmkoth kohlschwarz, im entgegengesetzten Falle aber grau, oder schwarzgrau. Weil aber dieses starke Eisenpräparat bei weitem nicht in allen Fällen anwendbar ist, so kann man sich besser des rothen peroxydirten Eisens zu zwei Drachmen in vierundzwanzig Stunden bedienen. Dieses färbt innerhalb zwei, höchstens drei Tage den Darmkoth kastanienbraun, wenn die abgesonderte Galle *qualitate* normal ist: im Gegentheil bleibt er hellgelb, oder buntfarbig, roth und grau gemischt.

Auch die atmosphärische Luft ist als Reagens zu gebrauchen. Wenn die gelben oder braunen Exkremente, der Luft ausgesetzt, innerhalb eines Tages an ihrer Oberfläche mehr oder minder graulicht werden, so kann man ziemlich sicher sein,

dass die Galle eigenschaftlich abnorm, mithin das absondernde Organ krank sei, denn die Exkremente des vollkommen lebergesunden Menschen werden nicht hell-, sondern dunkelfarbig an der Luft.

In Fällen, wo zugleich mit dem Irresein Durchfall vorhanden ist, kann auch der essigsaure Zink als Erkennungsmittel benutzt werden, indem dieser in den meisten Fällen wol einen consensuellen von einem Urgehirnleiden, in vielen Fällen einen von einem Urdarmleiden abhangenden, aber wahrlich nicht leicht einen consensuellen von einem Urleberleiden abhangenden Durchfall heben wird.

Es würde den Leser ermüden, wenn ich jetzt von der Krankheitsübertragung des Gehirnleidens auf andre Bauchorgane ausführlich sprechen wollte, bloss von dem Metaschematismus der Affektion des Denkorgans auf den Darmkanal sei es mir erlaubt ein Wort zu sagen. Dieser Metaschematismus ist so äusserst selten, dass ich ihn nur zweimahl in meinem Leben beobachtet habe, und hier erschien er unter der Form des echt kritischen Durchfalles, das heisst, eines solchen Durchfalles, der den Kranken aus dem gefährlichsten Krankheitszustande auf einmahl, wie durch einen Zauber, zur Genesung brachte.

Ich muss aber vorläufig bemerken, dass ich einen Durchfall nicht kritisch nenne, den die Natur zuweilen, und eben nicht selten hervorbringt bei vernachlässigter Ausleerung oder Neutralisirung der Darmschärfe, die entweder durch krankhafte Affektion eines Bauchorgans erzeugt, oder durch schlecht geordnete Diät, oder durch den anhaltenden Gebrauch versiropter, gährender Arzeneien schulrecht gemacht ist. Die chemisch abnormen Stoffe erregen, wenn ihre Schärfe bis auf einen gewissen Grad gekommen, einen Durchfall, der begreiflich dem Kranken gut thun, und das durch den Reiz dieser Darmschärfe gesteigerte Fieber mässigen muss. Eigentliche vollkommne Heilung sah ich aber noch nie dadurch bewirkt. Darum mag ich auch nicht leiden, dass man diesen und einen anderen Durchfall, welcher zuweilen in mässigem Grade gleich nach der Beendigung akuter Fieber eintritt, kritisch nennet, denn der wirklich kritische ist wahrlich ein ganz anderes Ding.

Im Jahre 1809, da der zu erzählende Fall sich zutrug,

herrschten hier im Lande ansteckende Fieber, deren nimmer verlöschender Herd die Französischen Gefängnisse waren. Ich nannte sie, nach damahls hergebrachter Sitte, Nervenfieber, konnte sie wol behandlen, aber nicht heilen. In der Stadt *Geldern* starben daran in ganz kurzer Zeit der Maire, sein Adjunct und der Pfarrer der katholischen Kirche; diese Todesfälle machten einen solchen Lärm im Lande und in der angrenzenden Provinz der Niederlande, dass die Medizinalbehörde zu *Arnheim* mir einen besonderen Bothen schickte, um sich nach diesem Ungethüme zu erkundigen. Ausleerende Mittel und Blutverlust verschlimmerten augenscheinlich dieses Fieber. Alle geistige und andre exzitirende Mittel machten es ebenfalls schlimmer. *Fixa roborantia* und Schwefelsäure thaten auch nicht gut, sie machten den Puls in den meisten Fällen intermittirend. Da ich damahls Bezirksarzt für die Epidemien war, hatte ich in dem weitläuftigen Clevischen Bezirke genugsam Gelegenheit, mich von der Schädlichkeit dieser verschiedenartigen Mittel zu überzeugen, ohne gerade selbst Versuche zu machen. Dieses Fieber, welches, sich selbst überlassen, bei weitem so endlos nicht war, als die oben beschriebenen, ging leicht, auch ohne von Arzenei gestöret zu sein, in den Zustand des Irreseins und der Schlafsucht über. Durchlauf ging diesem Uebergange vorher; weit entfernt also, dass der Durchlauf heilsam gewesen wäre, erfolgte vielmehr bei seinem Erscheinen die Verschlimmerung der Krankheit. Damahls, noch uneingeweiht in solche Heimlichkeiten der Natur, die ich jetzt kenne, war ich schon, als Zweifler an der Mächtigkeit der schulgerechten Heilkunst, klug genug, den Kranken nicht mit feindlichen Mitteln zu bestürmen. Ich beschränkte mich darauf, etwas Kampfer zu reichen (einen Skrupel in vierundzwanzig Stunden) und den Durchlauf mit Krebssteinpulver und arabischem Gummi zu mässigen. Heilen konnte ich mit diesen Mitteln die Krankheit nicht, aber ich störte ihren Verlauf nicht; und konnte ich sie auch nicht merklich abkürzen, so hatte ich doch die kleine Genugthuung, zu sehen, dass weniger Menschen bei dieser Behandlung starben als bei jeder anderen zu meiner Kunde gekommenen. Ja, selbst von denen, die sich ganz der Natur überliessen, starben weit mehr; in welchem Punkte ich mich

nicht täuschen konnte, da ich als Bezirksarzt Gelegenheit hatte, mich bei den Geistlichen an verschiedenen Orten nach der Sterblichkeit der, der blossen Naturhülfe Ueberlassenen zu erkundigen. Diesen Unterschied schreibe ich aber nicht auf die Heilwirkung des Kamphers, sondern auf den Unterschied der Diät. Durch Vermeidung aller sauren und gährenden Speisen und Getränke, durch Vermeidung aller Sirope, denen ich damahls schon längst als unnützen und schädlichen Arzeneiversüssungen den Abschied gegeben, blieb in vielen Fällen der Durchlauf ganz aus und die Krankheit verlief viel milder; wenn er aber auch nicht ganz ausblieb, wurde er doch nicht so erschöpfend als bei einer ungeregelten Diät. Der gemeine Mann hingegen, der sich in verschiedenen Gegenden ganz der Natur überliess, ass das, wozu er Lust hatte, und dessen er habhaft werden konnte: gekochte Buttermilch mit schwarzem Sirop, Milch mit Mehl und Bier gekocht, Mehlbrei, Biersuppe mit Schwarzbrot gekocht, kurz, solche Dinge, die in manchen gesunden, etwas reizbaren Därmen schon flüssigen Stuhlgang bewirken. Dadurch erregte er bei jenem Fieber den Durchlauf, und machte den vorhandenen zum erschöpfenden. Diesem Unterschiede in der Diät schreibe ich einzig den Unterschied der Sterblichkeit zu.

Nun, in jener Zeit hatte ich hier im Orte einen jungen, dem Branntwein schon lange ergebenen Mann an diesem Fieber zu behandeln. Er bekam früh den Durchlauf, und fiel, wie es bei dem Fieber gewöhnlich war, in den Zustand des Irreseins. Den Durchlauf mässigte ich zwar dadurch, dass ich etwas Krebssteinpulver zu dem schleimigen Kampfertrank setzte, er liess in dem Zeitraume etlicher Tage ganz nach; allein die Krankheit, einmahl in das Stadium des Irreseins übergegangen, stieg doch von Tage zu Tage. Der Kranke wurde bald ganz besinnungslos, seine Zunge trocken und borkig, sein Puls klein und sehr schnell, das Sehnenspringen so stark, dass man kaum den fadenartigen Puls davor fühlen konnte, der Körper rutschte zu dem Fussende des Bettes; kurz, die Umstände waren so, dass ich seine Genesung zwar nicht für unmöglich, aber doch für sehr zweifelhaft halten musste. Da nun die Krankheit auf das Höchste gestiegen, und die Hoffnung in dem Herzen der

Freunde des Leiders fast ganz erloschen war, kamen sie mich eines Morgens rufen, sagend, der Kranke habe die Nacht einen furchtbaren Durchfall bekommen, und es scheine ihnen, er liege in den letzten Zügen; sie wünschten sehr, mein Urtheil darüber zu hören und ob ich vielleicht in diesem verzweifelten Zustande noch Rath wisse.

Ich fand nun den Kranken in folgender Lage: der plötzlich entstandene Durchfall war so unglaublich heftig gewesen, dass der wässerige Abgang, nicht bloss durch das Bett, sondern auch durch den Strohsack gedrungen, auf dem Boden unter der Bettstelle hertrieb. Grossen Gestank konnte ich nicht gewahr werden. Auf den ersten Anblick sollte man den ganz besinnungslosen Kranken wirklich für einen Sterbenden gehalten haben; da ich aber den Puls untersuchte, merkte ich, dass dieser etwas langsamer und unverkennbar voller und kräftiger geworden war, auch hatte das Sehnenspringen fast ganz aufgehört. Ohne eben die Genesung bestimmt verbürgen zu können, gab ich doch den Freunden einige Hoffnung, und weil ich nun zu ihrer Beruhigung etwas Arzeneiartiges rathen musste, hiess ich sie, dem Kranken stündlich fünf Tropfen *Liquor anodynus H.* mit einem Löffel voll Wasser gemischt reichen. Dadurch unterstützte ich diese Naturoperation weit eher als dass ich sie gestöret hätte.

Gegen Abend, da mich die Neugierde wieder hintrieb, war schon die Bedeutung dieser gewaltsamen Naturoperation ganz ausser allen Zweifel gestellt. Die Geschwindigkeit des Pulses hatte noch mehr abgenommen, und er war noch voller und kräftiger als am Morgen. Der Durchfall währte noch immer, aber er war nicht mehr stürmisch, sondern sehr mässig. Die Besinnungslosigkeit hatte nachgelassen, und obgleich der Kranke aus Schwachheit noch nicht sprechen konnte, gab er doch durch Zeichen zu erkennen, dass er verstehe, was man ihm sage. Mund und Zunge hatten sich an diesem Tage vollkommen gereiniget. Am folgenden Morgen hatte der Durchfall ganz aufgehört und die Krankheit war gehoben; denn ausser grosser Schwachheit, konnte ich nichts Krankhaftes mehr erkennen.

Ich würde geglaubt haben, ganz gegen die Achtung zu

fehlen, welche ich vor unserer grossen Lehrmeisterinn, der Natur hege, wenn ich, um in den Augen der Einfältigen meiner Kunst die Heilung zuzueigenen, dem Kranken jetzt noch Arzenei hätte reichen wollen. Ich rieth ihm, gleich einem jungen Kinde Milch zu trinken, und Weissbrot mit Milch zu essen; dadurch bekam er unglaublich schnell die verlorenen Kräfte wieder.

Bei der ganz unverkennbaren Neigung, welche die schulgerechten Aerzte von jeher gehabt haben, die Natur in ihren feindlichen Heiloperationen nachzuahmen, und ihre milden, freundlichen, direkten Heilungen als der Nachahmung ganz unwürdig ausser Acht zu lassen, glaube ich doch kaum, dass unter hundert Aerzten sich ein einziger finden würde, der in einem ähnlichen Falle durch drastische Purganzen eine solche antagonistische Heilung nachzuahmen wagte.

Ich sehe, wie gesagt, diesen Durchfall als einen echten Metaschematismus auf den Darmkanal an. Das Wie dieser Naturoperation, und die Bedingungen, unter welchen sie geschehen kann, ist mir aber dunkel, wie mir überhaupt alle solche plötzliche Krankheitsversetzungen von einem Organe auf das andere sehr dunkel sind.

Ich hoffe, jetzt nicht den Namen eines Wirrkopfes zu verdienen, wenn ich von dem Consens, der zwischen den Bauchorganen und dem Gehirn herrscht, noch ein Wort rede. Wäre diese Rede nach herkömmlicher Weise schicklicher bei Abhandlung der Bauchfieber gewesen, so ist sie, hier jetzt eingereihet, verständlicher und nützlicher.

Ich habe im Vorigen mehre Bauchfieber beschrieben, bei denen das Gehirn leicht in seinem Denkorgane consensuell ergriffen wurde. Bei diesen Fiebern fand aber kein Metaschematismus auf das Denkorgan Statt, weder ein plötzlicher, noch, auf dem Wege der Mitleidenschaft, ein langsam sich machender. Deshalb leistete auch der Zink in dem Irresein bei diesen Fiebern nichts, gar nichts, denn es war echt consensuell, und konnte nur durch das geeignete Heilmittel auf das urerkrankte Bauchorgan gehoben werden. Aus diesen Beobachtungen folgt nun die praktische Wahrheit, dass bei Uraffektionen der Bauchorgane das consensuelle Ergriffensein des Denkorganes nicht leicht zum Urleiden des Denkorganes wird,

sondern consensuelles Leiden bleibt, und nur durch Heilung des urergriffenen Bauchorgans zum Normalstande zurückzuführen ist. Wollte ich nun aber diese praktische, von den jüngeren Lesern nicht genug zu beherzigende Wahrheit zu einem praktischen Canon erheben, so würde ich selbst im Irrthume sein und andre Unerfahrene in die Irre führen. Es gibt Ausnahmen von der Regel, und wenn ich diese eben nicht häufig beobachtet habe, so ist es doch nicht unmöglich, dass einst solche Fieber erscheinen, bei denen das das Gewöhnliche ist, was ich bis jetzt als Ausnahme beobachtet.

Im Jahre 1830 im Herbste habe ich ein herrschendes, in mehren Gemeinen sich stark verbreitendes, nicht ohne grossen Verdacht der Ansteckung seiendes Leberfieber behandelt, bei dem das Denkorgan nicht leicht consensuell ergriffen wurde. Aber bei einzelnen wenigen Menschen, bei denen es consensuell ergriffen wurde, artete das consensuelle Gehirnleiden gar bald zum Urgehirnleiden aus, ich hatte es dann nicht mehr mit einem Leber-, sondern mit einem Gehirnfieber zu thun, und dieses stand unter der sicheren Heilgewalt des Zinks; nicht bloss das Irresein, sondern die ganze Krankheit wurde durch Zink gehoben. Da es nun aber durch Zeichen unmöglich zu erkennen ist, ob der Metaschematismus auf das Gehirn sich vollkommen gemacht hat, so begegnete es mir, dass ich in Einem Falle mit dem Zinke zu schnell bei der Hand war. Ich hob das Irresein und anscheinend die ganze Krankheit, aber am dritten Tage des Zinkgebrauches wurde der vermeintlich genesene Kranke wieder unwohl, und ich begriff jetzt, dass ich es mit einem unvollkommnen Metaschematismus zu thun gehabt, griff wieder zum Lebermittel, und der Kranke genass bald, ohne dass das Denkorgan weiter affizirt wurde, ohne dass das Fieber wieder überhand nahm. Hätte ich hier bei dem eintretenden Unwohlsein nur etwas gezaudert, auf das Leberorgan heilend einzuwirken, so würde aus dem Unwohlsein, in ein paar Tagen ein förmlicher Rückfall des Leberfiebers geworden sein.

Ich hoffe jetzt genug gesagt zu haben, um den jüngeren Lesern begreiflich zu machen, dass man den Zink, wie mächtig und unersetzlich er auch als Gehirnmittel sein mag, doch

nicht blindlings bei allem Irresein heilend anwenden könne. Zum Ueberflusse bemerke ich auch noch, dass vom Zinke eben das gilt, was ich schon früher von allen andern Organmitteln gesagt habe: er wird nimmer das erkrankte Gehirn gesund machen, wenn die Krankheit, sie mag sich als Kopfschmerz, Irresein, oder auf jede andere Weise äussern, eine in dem Gehirne vorwaltende Affektion des Gesammtorganismus ist.

Jetzt, da ich von dem Irrsinne geredet, wird es wol nicht unschicklich sein, dass ich auch einmahl von einem seltsamen Zustande spreche, in welchen Menschen, ohne offenbare Verstandesverwirrung, im Anfange oder im Verlaufe akuter Fieber gerathen können. Dieser Zustand äussert sich auf zweierlei Weise: entweder bloss dadurch, dass die Kranken, ob sie gleich nichts treiben noch reden, was Verstandesverwirrung anzeigt, kein Gefühl ihrer Krankheit haben. Bei den Gehirnfiebern habe ich dieses am oftesten beobachtet. Die Kranken klagen bloss über Mattheit, und suchen bei starkem Fieber nicht das Bett; ja ich erinnere mich eines Schustergesellen, der noch einen ganzen Tag gearbeitet hat, und wol am Arbeiten länger geblieben sein würde, wenn der Meister ihn nicht nach Hause geschickt hätte. Gewöhnlich ist dieser Zustand der Vorbothe des wirklichen Irreseins, kann aber, ehe er darin übergehet, mehre Tage anhalten. Bei der Genesung erinnern sich die Kranken dessen nicht, was sie in diesem Zustande gethan oder geredet.

Der zweite seltsame Zustand, den ich aber nicht bloss bei Gehirn-, sondern auch bei Bauchfiebern beobachtet, ist folgender: der Kranke fühlt sich von dem Fieber sehr angegriffen, ist bettlägerig, antwortet dem Arzte auf alle Fragen verständig, und doch erinnert er sich, nachdem er genesen, nicht des Mindesten aus diesem Zeitraume. Mehrmahls haben Fieberkranke, die bei meinem ersten Besuche ganz verständig auf meine Fragen geantwortet, nicht die leiseste Spur von Irrsinn gezeigt hatten, mir nach etlichen Tagen, wenn sie besserten, gestanden, dass sie sich meines ersten Besuches und dessen, was dabei vorgefallen, durchaus nicht mehr erinnerten. Dieser Zustand ist zuweilen der Vorbothe des Irre-

seins, aber er ist es nicht immer; man findet ihn häufiger, als manche Aerzte, die auf solche Dinge nicht achten, vermuthen möchten.

Was ist nun von Schenkungen, Testamenten, oder andern öffentlichen Handlungen, sie mögen gerichtlich oder notariell sein, zu halten, die der Kranke in einem solchen Zustande begehet? Die Rechtsgelehrten und gerichtlichen Aerzte können antworten: wenn die Nichterinnerung dessen, was man gethan, einen öffentlichen Akt ungültig, verdächtig und anfechtbar machen könnte, so müssten alle öffentliche Handlungen, die ein Mann je in seinem Leben gemacht, ungültig, oder anfechtbar werden, sobald dieser späterhin sein Gedächtniss durch Krankheit oder durch Alterschwäche verlöre.

Mit dieser Antwort muss man zufrieden sein, wiewol man fühlt, dass sie einen starken Anflug von Sophisterei hat.

Ich gehe aber weiter, und frage: wenn jemand seinen Willen in einem solchen körperlichen kranken Zustande gerichtlich oder notariell offenbaret, und er erinnert sich dessen bei der Genesung nicht allein nicht mehr, sondern er äussert dann einen, dem gerichtlich oder notariell offenbarten, ganz entgegengesetzten Willen, was ist dann von dem öffentlichen Akt zu halten?

Ein Rechtsgelehrter, dem ich diese Frage einst vorlegte, antwortete darauf Folgendes: Wenn die Veränderung des Willens eines Menschen gerichtliche oder notarielle Handlungen, die er begangen, ungültig und anfechtbar machen könnte, so würde wol ein grosser Theil gerichtlicher Handlungen ungültig werden, indem der Wille mancher Menschen sehr veränderlich sei, was sie jetzt wollten, wollten sie über ein Jahr, ja wol über acht Tage nicht mehr.

Diese Antwort mag juristisch sehr verständig sein, mir als Arzt war es aber etwas unverdaulich, dass man die Gesunden mit den Kranken über einen Kamm scheren sollte. Es gibt offenbar in Fiebern, ausser dem Irrsinne mit seinen vielfältigen Schattungen, einen dem Traumleben nah verwandten, oder vielleicht mit ihm eins seienden Zustand.

Wollte man die Aeusserungen eines lebhaft Träumenden gerichtlich zu Papier bringen, und den Erwachten hintennach

anhalten, das zu erfüllen, was er im Traume versprochen, so würde jeder ehrliche Mann behaupten, dieses Verfahren sei barer Unsinn. Aber, werthe Leser! sollte die Gültigkeit mancher Testamente sich wol auf etwas besseres als auf diesen Unsinn gründen? — Ich glaube zum wenigsten, dass mancher, der in fieberhafter Krankheit seinen letzten Willen gerichtlich ausgesagt, könnte er aus dem Grabe erstehen, gar wunderliche Augen machen würde, wenn er sein Testament läse.

Folgender Fall, den ich vor ungefähr 26 Jahren erlebt, hat mich zuerst zum Nachdenken über diesen Gegenstand gebracht.

In der Zeit, da hier zu Lande jene sogenannten Nervenfieber herrschten, von denen ich eben gesagt, dass ich sie mit Kampher behandelt, aber gerade nicht damit geheilet hätte, erkrankte an diesem Fieber eine schon ältliche Magd, die sich durch Tagelöhnern ernährte, wegen ihrer Redlichkeit und Verständigkeit von mehren wohlhabenden Bürgern geschätzt wurde, und ein kleines Vermögen besass, das vielleicht ein paar hundert Thaler betragen mochte. Sie wohnte, eine Viertelmeile von hier, in den Untergebäuden eines abgebrannten Schlosses. In denselben Gebäuden, aber nicht mit ihr zusammen, wohnte ein dem Branntwein sehr ergebener liederlicher Zimmermann. Dieser hatte, wie man mir sagte, schon eine Zeitlang versucht, die Rolle des Freiers bei ihr zu spielen, um sich ihrer kleinen Habe zu bemächtigen. Da ich diese Person zuerst in ihrer Krankheit besuchte, hatte das Fieber schon etliche Tage gewähret, es war mir also, in Betracht der Natur dieses Fiebers und meiner Unkunde es zu bemeistern, gar nicht wahrscheinlich, dass sie ohne irre zu werden davon kommen würde. Ich fand aber bei meinem Besuche weder eine Spur von Irrsinn, noch von den Vorbothen desselben. Diese Vorbothen sind, nach meiner Beobachtung: entweder Schläfrigkeit, oder Schwäche des Gedächtnisses, welche sich durch Nichtfindenkönnen der Wörter und durch Verwechselung der Wörter äussert, Nichtgefühl der Grösse der Krankheit, oder endlich freiwilliges, aber nicht unverständiges Sprechen über Gegenstände, die zu der Krankheit nicht gehören. Von diesen Vorbothen des Irreseins fand ich, wie gesagt, auch nicht die leiseste Spur.

Sie fühlte sich sehr krank, sie war nicht redselig, denn das ist nie ein schwerkranker Mensch, aber sie beantwortete meine Fragen deutlich und bestimmt. Ich verordnete das Nöthige und ging nach Hause.

Eine halbe Stunde nach mir ist der Notarius, ein sehr verständiger und rechtlicher Mann, bei ihr gewesen, und sie hat in Beisein zweier als Zeugen berufener Nachbarn, dem versoffenen Zimmermanne ihre ganze Habe vermacht. Gegen die Rechtlichkeit und Gesetzlichkeit dieser notariellen Handlung ist um so weniger Einwendung zu machen, da sowol Notar als Zeugen, durch der Testirenden seltsame Willenserklärung überrascht, und selbige in ihren Herzen missbilligend, wohl zugesehen, ob die Erblasserinn auch bei ungekränktem Verstande sei.

Am folgenden Tage, vielleicht noch in der nämlichen Nacht (das kann ich nicht mit Bestimmtheit wissen) ist sie in Irrsinn verfallen, mehre Tage darin geblieben und dann genesen.

Nachdem sie nun vom Fieber befreit, aber noch matt und bettlägerig war, besuchte ich sie eines Tages. Ich hatte von ihrem seltsamen Testamente gehört, und da ich sie schon von früher Zeit als eine verständige Person kannte, so fragte ich sie: wie sie doch auf den wunderlichen Gedanken gekommen, dem versoffenen Zimmermann ihr Vermögen zu vermachen, ich könne mir doch unmöglich denken, dass sie je gesonnen gewesen, mit diesem Ausbund von Liederlichkeit ein Ehebündniss zu schliessen.

Als ich also gesprochen, faltete sie die Hände, schaute gen Himmel, und rief Gott zum Zeugen an, dass sie auch nicht das geringste von der ganzen Testamentmacherei wisse; sie sei den Vorgang erst bei der Genesung gewahr worden.

Sie weinte bitter, dass künftig ihre Habe, ihrer dürftigen Familie entzogen, in die Hände des Liederlichen wandern sollte, mit dem sie nie eine andere Gemeinschaft gehabt, noch je haben werde, als dass sie mit ihm, jedoch weit genug von ihm, in den Untergebäuden des verbrannten Schlosses wohne.

Da ich der erste in solchen Händeln etwas Erfahrene war, der mit ihr von dieser Sache sprach, so beruhigte ich

gar leicht ihre Seele durch die Erklärung, dass sie ihr Testament umänderen könne, so oft sie wolle, und dass das in ihrer jetzt überstandenen Krankheit aufgenommene durch ein neues könne ungültig gemacht werden.

Ich habe diese Geschichte deshalb erzählt, weil sie mir für jeden Arzt, der nicht bloss Pulsfühler und Zungenbeschauer ist, bemerkenswerth, für den gerichtlichen Arzt aber insbesondere zum Nachdenken einladend scheint. Sie betrifft freilich nur eine arme Magd, freilich nur die Summe von ein paar hundert Thalern; aber gesetzt, so etwas trüge sich bei einem reichen und vornehmen Manne zu, die Summe, worum es sich handelte, bestände nicht in ein paar hundert Thalern, sondern in vielen tausenden, der notarielle oder gerichtliche Akt wäre kein Testament, sondern eine Schenkung, oder ein anderer, willkürlich und einseitig nicht aufzuhebender Vertrag; der Fieberkranke genäse, erinnerte sich, gleich der testirenden Magd, nicht dessen, was er in der Krankheit gethan, missbilligte es jetzt, wollte die Schenkung oder den Vertrag aufheben, und der Beschenkte oder Gevortheilte thäte dagegen Einsprache; wie sollte der gerichtliche Arzt, von dem ohne Zweifel ein Gutachten würde gefordert werden, sich aus diesem Handel ziehen? Der öffentliche Notarius hat mir damahls, da die erzählte Geschichte sich zutrug, die Frage vorgelegt: Wie bei Fieberkranken ein solcher Zustand des verständigen Traumlebens von dem Zustande der wirklichen wachen Verständigkeit zu unterscheiden sei. Ich habe ihm unverhohlen erklärt, dass ich dieses nicht wisse, ihm aber versprochen, diese Frage den gelehrten Aerzten bei Gelegenheit vorzulegen. Wenn ich dieses Versprechen erst jetzt, nach 26 Jahren, also etwas spät erfülle, so rechne ich darauf, dass die Gelehrten in dieser langen Zeit um so viel gründlicher den menschlichen Geist, dessen Zusammenhang mit dem Körper, und das gegenseitige Einwirken beider auf einander werden erforscht haben, dass also ihre Antwort auf meine Frage (deren Wichtigkeit sie nicht verkennen können) um so viel gründlicher, bestimmter, den öffentlichen Beamten bei Beurkundung des Willens fieberkranker Menschen um so viel brauchbarer sein wird.

Von dieser Abschweifung kehre ich wieder zu den Gehirn-

mitteln zurück, und stelle die Frage auf: Lässt sich mit Bestimmtheit von jedem derselben behaupten, es wirke heilend auf dieses oder jedes einzelne Organ des Gehirnsystemes?

Ueber den flüchtigen destillirbaren Grundstoff des Tabaks habe ich nichts als Vermuthung, dass er auf das kleine Gehirn und das Rückenmark wirkt. Ueber den Zink habe ich die Vermuthung, dass er auf das, das regelmässige Denken bedingende Organ heilend einwirke. Manche Erfahrungen indess über seine heilende Wirkung in schmerzhaften Affektionen der Extremitäten lässt mich auch vermuthen, dass er auf das Rückenmark wohlthätig einwirke; und seine heilende Einwirkung auf schmerzhaft erkrankte Organe, die von den Gehirnnerven versehen werden, macht es mir wahrscheinlich, dass er, ausser auf das Denkorgan, auch noch auf andre Gehirnorgane eigenes Heilmittel sei. Ob seine wohlthätige Wirkung im Durchfalle von einer direkten Einwirkung auf die Därme, oder von einer direkten auf das Gehirn und Rückenmark abhange, wage ich nicht zu bestimmen. Von dem Stechapfel habe ich grosse Neigung zu glauben, dass er auf ein solches Organ, oder auf solche Organe heilend einwirke, welche sich im oberen Theile des Gehirns befinden. Auf das Denkorgan wirkt er nicht heilend, als nur in dem Falle, wenn dieses consensuell ergriffen ist, und seine Irrungen von einem Urleiden solcher Gehirnorgane abhangen, welche unter des Stechapfels Heilgewalt stehen. Ich muss aber ausdrücklich in Erinnerung bringen, dass bei den Fiebern, die ich durch Stechapfel geheilet, und bei denen ungeheuer heftiger Kopfschmerz und periodisches consensuelles Irresein vorwalteten, das Irresein verschwand, wenn ich durch Stechapfeltinktur den Kopfschmerz wegschaffte. Ging aber die Krankheit in den zweiten Zeitraum über, verschwand der Kopfschmerz und trat das anhaltende Irresein ein, so habe ich mit dem Stechapfel nichts, gar nichts mehr ausrichten können. Daraus schliesse ich, dass dieses Mittel keine direkt heilende Einwirkung auf das Denkorgan hat.

Was nun endlich das Chlorinsilber betrifft, so weiss ich wol, dass es Gehirnmittel ist, allein ich habe keine Vermuthung, auf welches Organ des Gehirns es vorzüglich heilend einwirke.

Dem aufmerksamen Beobachter wird überhaupt die Folge-

zeit noch manches hinsichtlich der Gehirnmittel hell machen, was mir bis jetzt dunkel ist. Ich kann nichts mehr geben als ich habe; wollte ich mehr geben, so müssten es Lügen sein. Nützlicher ist es, dass ich eine Sache in Anregung bringe, die mir für die Uebung der Kunst von Wichtigkeit scheint.

Wahrscheinlich alle Gehirnheilmittel (durch Erfahrung kann ich aber nur vom Zink und Tabak sprechen) sind nicht bloss in krankhaften Affektionen des Gehirns und Rückenmarkes, sondern auch bei dem normalen Zustande dieser Organe in der Uraffektion anderer Organe mit Vortheil anzuwenden. Ohne mich besonders über diesen Punkt auszulassen, habe ich schon im Vorigen darüber Erfahrungen mitgetheilt; ich bemerke aber jetzt: es ist möglich, dass gerade die heftigsten und tödtlichsten Affektionen des Darmkanales oder der Bauchganglien sich durch Gehirnmittel zuweilen besser beschwören lassen, als durch die bewährtesten Bauchmittel. Meine Erfahrungen über diesen Gegenstand sind zu unvollkommen, als dass ich sie in abgezogenen praktischen Sätzen mittheilen dürfte, und die Einzelheiten derselben zu erzählen, würde viel zu weitläuftig sein: ich hoffe aber, dass die blosse Andeutung dieses, wahrscheinlich wichtigen Gegenstandes die Forschbegierde denkender Aerzte hinlänglich aufregen werde.

Besondere Bemerkungen über das Gehirn.

Chronische Verstandesstörung.

Diese wird, meiner Beobachtung gemäss, grösstentheils früher oder später geheilet, oft durch Arzenei, oft von selbst, und nicht selten möchte es zweifelhaft sein, ob sie auf die eine oder andre Weise geheilet sei. Darum haben die Aerzte der Heilirrenanstalten nicht so ganz Unrecht, wenn sie verlangen, wir sollen ihnen die Kranken recht bald schicken. Begreiflich werden sie auf die Weise gar oft das Vergnügen haben, die Irren verständig werden zu sehen, und ihrer Anstalt den Ruf einer wahrhaft weismachenden zu geben.

Da für uns einfache praktische Aerzte aber die Heilung solcher Kranken auch ein besonderes Intresse hat, so werden

die Herren Irrenärzte uns wol nicht verdenken, dass wir alle die selbst heilen, die wir für heilbar halten, und ihnen nur solche zuschicken, welche wir für unheilbar ansehen, oder bei denen störende äussere Umstände die Anwendung der geeigneten Hülfe nicht erlauben. Ueberdies wissen wir, die wir den Geist des Volkes kennen, recht gut, dass, durch das Geheiltsein in einer Irrenanstalt, jedem Menschen in den Augen des Volkes eine Marke aufgedrückt wird, die nicht leicht verwächset. Der, dessen bürgerliches Bestehen einzig von dem Zutrauen abhängt, das seine Umgebungen in die Richtigkeit des Verstandes setzen (wie z. B. ein junger Arzt, oder Geistlicher), der könnte leicht durch das Geheiltsein in einer Irrenanstalt unglücklicher werden als durch den Irrsinn selbst. Mit solchen Leuten will das Volk nichts zu thun haben, wahrscheinlich besorgend, der Irrsinn möchte einmahl zur ungelegenen Zeit bei ihnen wiederkehren. Darum bitte ich meine Herren Amtsgenossen, alle Irren, welche zu der angezeigten Kategorie gehören, keinesweges einer Irrenanstalt zu übergeben, sondern sie selbst zu heilen, und dem Irrsinne einen ganz unschuldigen und unanstössigen Namen zu geben.

Meine Erfahrung spricht dafür, dass der Grund eines grossen Theils der Verstandesirrungen im Bauche, eines geringeren Theiles im Gehirn zu finden sei. Bei letzter Art ist aber das Denkorgan nicht immer urergriffen, sondern zuweilen mitleidend. So glaube ich z. B. dass die, in seltenen Fällen, nach dem mit Irresein verbundenen Scharlachfieber, oder nach der mit Irresein verbundenen Kopfrose zurückbleibende chronische Verstandesverwirrung nicht ein Urleiden des eigentlichen Denkorgans, sondern vielmehr eines äusseren, nah unter der Schale liegenden Gehirntheiles ist. Welches? — Das mag der Himmel wissen.

Am merkwürdigsten für den Arzt, und auch am schwierigsten zu heilen, ist das eigentliche Urleiden des Denkorgans, oder des Gehirntheiles, welcher die regelmässige Aeusserung des Denkvermögens körperlich bedingt. Ich hoffe, die Geduld der Leser auf keine gar zu harte Probe zu stellen, wenn ich ihnen kürzlich das mittheile, was ich hinsichtlich dieser Krankheit beobachtet habe.

Es gibt einen Irrsinn, welcher einzig in einem Missverhältnisse der Phantasie zum Verstande bestehet. Wenn ein Mensch mit reger Phantasie, der Einsamkeit übergeben, den äusseren Eindrücken mehr oder minder entzogen ist, und der Verstand nicht auf wirkliche Dinge gerichtet wird, so lebt ein solcher auf die Dauer bloss in seiner Phantasiewelt. Anfangs ist dieses andern Leuten nicht auffallend, so lange der Phantast noch Antheil an dem nimmt, was um ihn vorgehet, und so lange die äusseren Eindrücke seinen Gedanken eine andere, den Eindrücken entsprechende, wenn gleich vorübergehende Richtung geben. Nach und nach wird es ihm aber immer schwerer, sich seiner Phantasiewelt zu entwinden, auf das, was um ihn vorgehet, zu achten. Da heisst es denn im gemeinen Leben, der Mensch leide an Abwesenheit des Geistes. Weil man aber so etwas auch wohl grossen Gelehrten nachgesagt hat, so ahnet noch niemand was Böses.

Indess wird diese vermeintliche Abwesenheit des Geistes immer hervorstechender, es hält immer schwerer, die Gedanken des Träumers auf das, was um ihn vorgehet, zu festigen und ihn seiner Traumwelt zu entreissen. Endlich bewirken äussere Eindrücke kein wirkliches Erwachen mehr, sondern sie mischen sich vielmehr mit den Phantasieträumen, und bewirken, gemischt mit diesen, eine ganz andere Gedankenfolge als sie ungemischt bei jedem andern kopfgesunden Menschen bewirken würden.

Nun befindet er sich, hinsichtlich der äusseren Eindrücke, gerade in demselben Verhältnisse, als wir uns im Schlafe befinden, wo gewöhnlich äussere Eindrücke auch eine ganz andere Gedankenfolge hervorbringen als im Wachen; wird unser Ohr z. B. durch einen Schall berührt, der nicht so stark ist, dass er uns weckt, so kann dieser bewirken, dass wir vielleicht in dem Getümmel einer Schlacht, oder in einer belagerten Festung zu sein wähnen. So lange nun der Phantasiekranke seine seltsamen Gedanken nicht mit Worten ausspricht, hat er bloss das Ansehen eines Einfältigen; offenbart er sich aber mit Worten, so nennet man ihn im gemeinen Leben verrückt.

Es ist wahrlich beklagenswerth, dass zuweilen Aeltern,

unbekannt mit der unschuldig scheinenden Veranlassung solches Irrsinnes, Kinder von lebhafter Phantasie verständig unbeschäftiget der Einsamkeit überlassen. Sie können dadurch den Grund zu dieser schwerheilbaren Krankheit des Gehirns legen.

Vor langer Zeit (des Jahres erinnere ich mich nicht mehr genau) führten zwei Freundinnen meiner Frau das Fräulein Klara E * * *, ein siebzehn oder achtzehnjähriges, sehr hübsches Mädchen bei uns ein. Dieses hatte ausser dem Liebreize, eine so seltene Natürlichkeit und Unbefangenheit, dass ihre Originalität meine Neugier auf eine angenehme Weise anregte. Ich liess mich mit ihr in eine Zweisprache ein, und da wir bald mit einander bekannt wurden, und ich hörte, dass sie bei ihren reichen aber betagten Grossältern lebte, so sagte ich zu ihr: Fräulein Klara! womit beschäftigen Sie sich doch den ganzen Tag, Ihre Grossältern haben wenig Umgang, und zur Unterhaltung werden die alten Leute auch wol nicht viel taugen; die Zeit muss Ihnen ziemlich lang werden. — Ach nein! versetzte sie, die Zeit wird mir nie lang, denn wenn ich allein bin, welches freilich oft der Fall ist, mache ich Geschichten. Ich verstand diese Antwort anfänglich nicht recht; die Erklärung, die sie auf meine Bitte darüber gab, war, obgleich undeutlich vorgetragen, doch deutlich genug, dass ich begriff, das arme Kind liess in der Einsamkeit seiner Einbildung den Zügel schiessen, und lebte in einer eigenen Phantasiewelt. Ich hielt es für meine Pflicht, sie zu warnen, und sagte ihr gerade heraus: hüten Sie sich, Klara! vor dem Geschichtenmachen, Sie können gar leicht närrisch dadurch werden. — Sie lachte mich aus. Wir nahmen beide Antheil an einem andern Gespräche und der Sache wurde nicht weiter gedacht.

Es mag jetzt drei Jahr sein, da treffe ich in dem Hause eines Bekannten eine lange nicht gesehene Freundinn, welche damahls in meinem Hause gewesen, da jenes holdselige Fräulein eingeführt wurde. Diese erinnert sich des froh verbrachten Tages, mancher Einzelheiten unserer Unterhaltung, und bringt mir dadurch das Fräulein wieder ins Gedächtniss. Wo ist

jetzt, frage ich, Klara E * * *? Ach, lautet die Antwort, die sitzt schon längst im Irrenhause!

Das Irresein als Urleiden des Denkorgans kann bekanntlich auch von dem anhaltenden Lagern der Gedanken auf Einem Gegenstande entstehen. Hier findet das nämliche Verhältniss in den Fortschritten des Uebels statt als bei der vorigen Art, jedoch sind die Fortschritte in manchen Fällen noch weit rascher. Ist das Uebel zu einer bedeutenden Höhe gestiegen, so beschäftigte einige Irrsinnige der Gegenstand, der sie ursprünglich närrisch gemacht, nicht mehr ausschliesslich, sondern ihre Gedanken nehmen einen ganz ungeregelten Gang; bei andern aber bleibt er ausschliesslich der vorherrschende. So habe ich einen jungen Mann gekannt, der, aus Liebe zu einer recht artigen Gastwirthinn närrisch, sich den Gedanken in den Kopf gesetzt hatte, seine Angebetete habe ihm in einer halben Flasche rothen französischen Wein einen Liebestrank beigebracht. Der Mann ist lange irrsinnig, und der wunderliche Gedanke wahrscheinlich bis zu seinem Tode vorherrschend geblieben; zum wenigsten, da ich ihn ein paar Jahre vor seinem Tode zufällig bei seinen Verwandten traf, fühlte er noch das höllische Feuer des Zaubertrankes in seinem Leibe.

Ich habe, so lange ich Arzt gewesen, einzelne Menschen aus Liebe, aus religiöser Grübelei, aus Sorgen der Nahrung und aus Hochmuth irrsinnig werden sehen; die Fälle sind aber allesammt so gemein, dass nur ein sehr genialer Kopf sie dem Leser, ohne ihn zu langweilen, erzählen könnte.

Die Heilung solcher Gehirnkrankheiten ist sehr schwierig. Wenn wir Aerzte dem verliebten Irren seine Geliebte ins Bett schaffen, den Hochmüthigen zum Fürsten oder zum Minister erheben, dem vor dem Verhungern Bangen zum reichen Manne machen, und dem religiösen Zweifler seine Zweifel lösen könnten, dann würden wir ganze Heilmeister sein, vorausgesetzt, dass wir die unfehlbaren Mittel bei Zeiten anwendeten, denn zu spät, möchten sie auch wol nicht mehr verfangen. Wir sind aber arme Menschen, und unsere Heilversuche kommen mir zuweilen eben so widersinnig vor, als ob wir einen am Galgen Hängenden beleben sollten, ohne dass es uns erlaubt wäre, ihn herunterzunehmen.

Die Gelehrten unter meinen Lesern werden sagen, solche Kranken müsse man auf pshychischem Wege heilen: das lautet gut, hat aber seine grossen, sehr grossen Schwierigkeiten. Um die auf einem einzigen Gegenstande gelagerten Gedanken von diesem abzuziehen, und auf andere Gegenstände nicht bloss augenblicklich, sondern dauernd zu richten, dazu müssen die äusseren Umstände mit dem Arzte in Bündniss treten; sind diese ihm abhold, so wird er wol psychisch schwatzen, aber nicht psychisch heilen können.

Wie geschwind ein Irrsinniger durch günstige Umstände geheilt werden könne, davon habe ich Fälle erlebt, die bemerkenswerth genug sind, um sie dem Leser zu erzählen.

Ein sehr achtbarer Mann von höherem Alter hatte durch die Zeitumstände Verlust an seiner Einnahme erlitten. Wie mir seine Verwandten versicherten, war dieser Verlust aber nicht so bedeutend, dass er je Mangel hätte leiden können, ja er würde nicht einmahl nöthig gehabt haben, in seiner gewohnten Lebensweise die mindeste einschränkende Veränderung zu machen. Er grübelte aber über diesen Verlust so lange, bis die missmuthigen Vorstellungen seine ganze Denkkraft dermassen in Anspruch nahmen, dass er nicht mehr im Stande war, selbige auf andere Gegenstände zu richten. Er war ganz unfähig zu seinen Geschäften, unfähig zu freundschaftlicher Unterhaltung; der Schlaf floh ihn und seine Bauchorgane wurden mitleidend ergriffen.

Da nun die Seinigen körperliche Ursachen dieser Gemüthskrankheit vermutheten, so wurde ich, da ich seit zwanzig Jahren sein gewöhnlicher Arzt gewesen, um Rath gefragt. Um zu sehen, wie weit es schon mit ihm gekommen sei, ob ein körperlicher schmerzhafter Reiz ihn noch, wenn gleich vorübergehend, aus seinen traurigen Phantasien zu wecken vermöge (nicht ihn zu heilen), liess ich ihm Brechweinsteinsalbe auf die Magengegend einreiben. Nachdem dieses etliche Tage geschehen war, trat ich gerade ins Zimmer, da seine Frau ihn über die zahlreich und dick ausgebrochenen Antimonialpocken recht derb rieb. Er gab nicht das mindeste Zeichen von sich, dass ihm dieses Reiben unangenehm sei, er blieb vielmehr in tiefem Nachdenken verloren. — Nun, alter Freund!

sagte ich, thut Ihnen denn das nicht weh? — Ei was! versetzte er, ich habe an ganz andere Dinge zu denken als an solche Kindereien.

Da nun der Mann im gesunden Zustande für schmerzhafte Reize eben so empfindlich war wie jeder andere, so können die Leser aus dem Gesagten abnehmen, dass es schon weit mit ihm gekommen.

Ich suchte ihm die consensuellen Bauchleiden zu heben oder zu mindern; allein, da ich das urerkrankte Organ nicht heilen, und die äusseren, beständig auf ihn einwirkenden veranlassenden Ursachen des Urleidens nicht beseitigen konnte, so waren meine Bemühungen fruchtlos; zum wenigsten schrieb ich die vermeintliche Besserung, welche die Seinigen zu bemerken glaubten, mehr auf Rechnung ihres Wunsches ihn besser zu sehen, als auf Rechnung der Arzenei; denn das alte Sprichwort, dass man das gern glaubt, was man wünscht, sehen wir bei Uebung unserer Kunst häufig bestätiget.

So währte nun die Sache eine ziemliche Zeit; seine Hausgenossen und Freunde hielten es für klug, seinen Gemüthszustand der Welt zu verbergen, und ihn für körperlich krank auszugeben.

Eines Tages, bei der neuen Umwandlung der Dinge, die nach dem letzten Befreiungskriege in manchen Ländern eintrat, bekommt unser trübsinniger Mann (der begreiflich bei der Behörde nicht als irrsinnig zu Buche stand) eine amtliche Auszeichnung, seine Einnahme vermehrt sich, sein Sohn, der als Offizier den Krieg mitgemacht, und den er deshalb in seinem trübsinnigen Unmuthe den verguldeten Bettler zu nennen pflegte, wird im Civildienste anständig und einträglich versorgt, und siehe da! unser Trübsinniger ist von der Zeit an so vollkommen geheilt, dass er seine amtlichen Geschäfte mit Leichtigkeit und Vergnügen versiehet, und dass er wieder ein eben so guter Gesellschafter, ein eben so genüglicher Hausvater ist, als er je vor jenem traurigen Gemüthszustande gewesen.

Wie konnte ich hülfarmer Mensch nun meinem kranken alten Freunde eine amtliche Auszeichnung besorgen? wie konnte ich seine Einnahme vermehren? wie konnte ich seinem verguldeten Bettler eine einträgliche Versorgung verschaffen? Und

doch hätte ich Meister solcher Hülfen sein müssen, wenn ich ihn heilen wollte. Wahrlich mit Apotheker-Büchsen, mit Messer und Brenneisen ist es nicht immer gethan, eben so wenig mit psychischer Behandlung; denn hätte man unsern Kranken den Theologen und Philosophen zu heilen übergeben, welche ehrliche Leute doch beide den menschlichen Geist besser zu kennen vorgeben als wir, ich bin überzeugt, sie würden ihn eher wirrer als besser gemacht haben. Die Veränderung der Zeitumstände, und sie nur allein hat ihn geheilt.

Der zweite Fall, den ich dem Leser erzählen will, betrifft eine Irrköpfigkeit aus Liebe, und zwar eine seltsame psychische Heilung derselben in ihrem ersten Zeitraume.

Ein junger Mann verliebte sich in eine geheirathete Frau, deren Haus seinem Wohnzimmer gerade gegenüber lag, mit der er aber, so viel mir bewusst, wenig Umgang gehabt hatte. In dem Hause der Frau war ein Husarenoffizier einquartirt, und jener verliebte Nachbar sah diesen als seinen begünstigten Nebenbuhler an. Darüber brütete er nun so lange, bis er geistig, und mitleidend körperlich krank wurde. Ich sollte ihn heilen; allein was konnte ich bei einem Menschen ausführen, der den Gegenstand seiner unglücklichen Leidenschaft beständig vor Augen hatte? Seine Esslust war verschwunden, sein Schlaf unterbrochen und durch Träume beunruhiget, seine Zunge belegt, sein Puls beschleuniget. Uebrigens war er beständig in seinen Phantasien verloren, ohne sich jedoch über diese gegen mich auszusprechen; zuweilen brachte er abgebrochene, mir räthselhafte Reden hervor. Wie es überhaupt mit seinem Verstande bestellet war, können die Leser aus folgender Kleinigkeit am besten abnehmen. Eines Abends kommt er, mit einem Nachtrocke angethan, ins Nachbarhaus, um hier seinen Bruder zu sprechen. Dieser Bruder wohnte aber viele Meilen von hier, und hatte nie im Sinne gehabt hierhin zu kommen, würde auch am allerwenigsten sich bei einem ihm unbekannten Bürger, der kein Gasthaus hielt, eingelagert haben.

Ich gab nun dem Kranken, den wir der gemächlicheren Erzählung wegen, Y** nennen wollen, allerdings einige Arzenei, allein Nutzen konnte ich nicht davon gewahr werden, rechnete auch wahrlich nicht darauf. Eines Morgens besuchte ich ihn;

er sass auf einem Stuhle, vor sich hinstierend, in tiefen Gedanken verloren, und ich hielt mit ihm folgende Zwiesprache: Ich: Wie gehet es Ihnen Herr Y**? — Y**: Nun, Sie werden wol gehört haben, wie es mir diese Nacht ergangen. — Ich: Nichts habe ich gehört, ich komme den Augenblick von Hause, Sie sind der erste Städtische, den ich spreche. — Y**: Ich habe mich diese Nacht mit Herrn v. T* duellirt. — Ich: Wer hat denn etwas abgekriegt? — Y**: v. T* hat mich verwundet. — Hier zeigte er mir eine unbedeutende Schramme, die zwischen dem Daumen und Zeigefinger sass, auf welcher er ein Läppchen mit Wundwasser liegen hatte. Da ich den Morgen nicht sonderlich aufgelegt war, solche Narrenspossen zu hören, so grüsste ich ihn, und ging gerade gegenüber ins Schloss der Zauberprinzess. Ich fand hier die Familie, deren freundschaftlicher Umgang mir seit langen Jahren zur Gewohnheit geworden, beim Frühstücke, und sagte ihr: es möchte doch wol bald Zeit sein, die Angehörigen des Y** von dem unglücklichen Gemüthszustande desselben zu benachrichtigen, denn es werde, statt besser, schlimmer mit ihm. Er habe, wahrscheinlich die Nacht, unruhig träumend, mit der Hand im Bette herumgefochten, und sich an der Bettstelle ein wenig geschrammt, nun bilde er sich ein, er habe sich mit dem Lieutenant v. T* duellirt und sei von diesem verwundet.

Nach dieser Rede staunten mich alle verwundert an, fragend, ob ich denn noch nichts von dem Skandal der vorigen Nacht gehört? Auf mein Verneinen wurde mir Folgendes erzählt:

Der liebekranke Y** bittet, in einer Anwandlung von Grossmuth, oder Gott mag wissen aus welchem andern Beweggrunde, seinen vermeintlichen Nebenbuhler, den Lieutenant v. T*, zum Punsch. Dieser, der auch einen Strich hatte, körperlich und geistig abgenutzt war, nimmt die Einladung an, obgleich er wohl wusste, dass der Einlader ihn für seinen begünstigten Nebenbuhler halte, und dass es mit dessen Verstande etwas unheimlich bestellt sei. Was nun bei dem Punsch vorgefallen, davon kann niemand Wissenschaft haben; soviel aber ist ausgemacht thatsächlich: Um Mitternacht bekommen

sie Streit, fodern sich heraus, treten ohne Umstände im hellen Mondscheine auf die Strasse, und feuern mit Pistolen auf einander. Da sie aber, abgesehen von dem, dem richtigen Treffen etwas ungünstigen Punschgeiste, beide etwas wirre im Kopfe waren, so schiessen sie beide fehl; die eine Kugel schlägt in eine Pumpe, und die andere in die Fensterblende des verwünschten Schlosses. Begreiflich stecken auf diesen Lerm die aus dem Schlafe aufgeschreckten Nachbarn die Köpfe zum Fenster hinaus, und die noch auf der Strasse befindlichen Menschen eilen zur Wahlstatt. Unter diesen befindet sich ein Jäger, der bietet gleich seine Dienste zum Laden der Pistolen an. Laden thut er sie nun zwar ordnungsmässig, aber er speiet auf die Zündpfanne, und jetzt wollen die Dinger zum Verdruss der Kämpfenden nicht losgehen. Nach mehren vergeblichen Versuchen greift man zum Säbel, und Y** bekommt eine Schramme auf die Hand.

Hätte nun unser Liebekranke die Französischen Gesetze gekannt, nach denen der Zweikampf nicht gesetzlich verboten ist, sondern die Betheiligten bloss hinsichtlich der Folgen desselben verantwortlich sind, welche Folgen in dem erzählten Falle nicht in Mord oder Verstümmelung, sondern bloss in einer unbedeutenden Schramme bestanden, so würde wahrscheinlich das Abenteuer nicht seine Genesung bewirkt haben. Er kannte aber zu seinem Heile die Französischen Gesetze nicht, er besorgte grosse Ungelegenheit von diesem Unfuge, und da er einen grossen Grad von Ehrbegierde besass, so wirkte der Gedanke, als Uebertreter der Gesetze und als frevelhafter Störer nächtlicher Ruhe von dem öffentlichen Ankläger belangt zu werden, so mächtig auf ihn, dass die Liebesphantasien in den Hintergrund seines Kopfes zurücktraten. Er machte sich auf den Weg, seinen entfernten Vorgesetzten die Sache in einem erträglich günstigem Lichte vorzustellen, eh das vielzüngige Gerücht sie entstellt und vergrössert zu ihren Ohren bringen konnte; kurz, er that alles, was jeder unter uns thun würde, wenn er einmahl aus Uebereilung eine ähnliche Narrheit begangen.

Mit der Polizei hatte er am wenigsten zu schaffen, denn die wusste den Vorgang mit allen Umständen, sah mithin

durch die Finger, und das um soviel mehr, weil sie auch den Husarenoffizier für halbverrückt hielt, worin sie eben nicht Unrecht hatte; denn eine Zeitlang darauf bekam dieser hier im Orte einen Anfall von Wahnsinn, hat darauf an der anderen Seite des Rheines einen schrecklichen, aber misslungenen Versuch des Selbstmordes gemacht, und ist, wie ich gehört, endlich zu Berlin wahnsinnig im Krankenhause gestorben.

Der liebekranke Y** war aber durch dieses Abenteuer, das seine Gedanken auf andere Gegenstände nicht bloss lenkte, sondern zwang, das seine Ehrbegierde aufregte, das seinen Geist und Körper in Thätigkeit setzte, so gründlich geheilet, dass er keines Arztes und keiner Arzenei mehr bedurfte, sondern wie jeder andere verständige Mann lebte und seine amtlichen Geschäfte versah.

Dieses ist nun eine echt psychische Heilung; aber, stand es wol in der Gewalt des Arztes, den heilenden Strauss herbeizuführen?

In früherer Zeit hielt man viel auf die Geisselheilungen. Welcher Unfug damit, noch zu meiner Lebzeit in den Militärkrankenhäusern getrieben wurde, darüber will ich nichts sagen; mir scheint aber doch, dass in den eben besprochenen Arten des Irrsinnes derbe Ruthenstreiche den Menschen besser aus seiner Traum- und Phantasiewelt zur wirklichen Verständigkeit erwecken würden, als alle chirurgische Aetz- und Brennmittel. Ich glaube jedoch nicht, dass man Menschen, die schon mehre Jahre in ihrer Phantasiewelt gelebt, und deren Gefühl für den Schmerz, wie für alle äussere Reize schon bedeutend vermindert ist, durch solch empfindlichen Hautreiz wird heilen können.

Da in der Medizin das Neue und vielfach Besprochene gar bald zum Alten, Vergessenen, ja zum Verachteten, das Alte, Vergessene und Verachtete aber zum Neuen wird, so könnte es sich leicht treffen, dass auch mit der Zeit wieder ein Arzt Irrsinnige durch Geisselung gründlich heilte. Diesen bitte ich, seine Heilungen doch ja nicht in einer Druckschrift bekannt zu machen. Es gibt in der Medizin, wie in allen andern bürgerlichen Geschäften, immer solche Menschen, denen die Natur die zur umsichtigen Betreibung ihres Geschäftes nöthigen Verstandeskräfte nicht verliehen hat. Diese würden

ohne Zweifel durch die Bekanntmachung solcher glücklichen Geisselheilungen verleitet werden, das gepriesene Mittel auch bei solchen Irren anzuwenden, bei denen es das Uebel weit eher schlimmer als besser machen möchte, und vor der Erneuerung solch empörenden Unfuges wolle uns Gott bewahren.

Jetzt will ich den Lesern einen Fall mittheilen, den ich zwar nicht selbst beobachtet, den mir aber der Geheilte, einer meiner ältesten hiesigen Freunde, ein verständiger und wahrhafter Mann erzählt hat. Dieser, in den besten Jahren, stark, gesund, auf dem Lande lebend, und reichlich vom Schicksale mit Glücksgütern begabt, streichelt einst seinen Lieblingshund, und hört gleich darauf, dass derselbe von einem wüthenden Hunde gebissen sei. In ihm erwacht der Gedanke, er werde die Wasserscheu bekommen, und weder die Vorstellungen seines Arztes, noch seiner Freunde können ihn von der Nichtigkeit dieses Schreckbildes überzeugen. Der Gedanke beschäftiget ihn so einzig, so ausschliesslich, dass er zu allen Geschäften, zu aller gesellschaftlichen Unterhaltung unfähig wird, einzig in seinen düsteren Phantasien lebt, und die grässliche Erwartung des Rasendwerdens ihm alle Ruhe raubt.

Sein Arzt und seine Freunde halten Zerstreuung für die beste Arzenei, und zu dem Ende macht er in Gesellschaft von ein paar heitern und lebensfrohen Vertrauten eine Reise den Rhein hinauf. Bei dieser Reise beschränkt man sich nicht bloss darauf, die schönen Gegenden zu beobachten, sondern man sucht auch jede andere frohe gesellschaftliche Unterhaltung, und versäumt eben so wenig, die verschiedenen Rheinweinarten hinsichtlich ihrer erwärmenden und erheiternden Kräfte auf die Probe zu stellen. Die Wirkung dieser Reise war, nach Aussage meines alten Freundes, folgende: Neue Gegenstände, neue Menschen, neue Unterhaltung, sobald diese nicht den Anstrich des Gemeinen oder Alltäglichen hatten, verdrängten auf kurze Zeit den unglücklichen Hundegedanken, jedoch verdrängt war dieser im eigentlichen Sinne nicht, sondern er schwebte gleich einem unsauberen Geiste in luftiger Nebelgestalt über der bunten Gruppe lustiger Rheinbilder, die Zeit ungeduldig erharrend, wo er jene Eindringlinge wieder verscheuchen würde.

Leider geschah dieses bald, denn kaum war der vermeintlich halb Geheilte wieder zu Hause, so wies es sich aus, dass die Reise nicht gefruchtet; er sank wieder in seinen vorigen grässlichen Gemüthszustand, und würde ohne Zweifel ganz wahnsinnig geworden sein, wenn das Schicksal nicht besser für ihn gesorgt hätte als Menschenwitz es vermochte. Er bekommt nämlich, ein damahls im Lande herrschendes typhöses Fieber, und da sein Arzt dieses nicht im ersten Zeitraume zu bändigen verstehet, durchläuft es alle Zeiträume; er liegt lange im Zustande von Besinnungslosigkeit, magert gänzlich ab und geneset dann langsam.

Dieses Fieber war nun das beste und vielleicht auch das einzige Heilmittel für ihn gewesen. Hund und Hundswuth, Bellen und Beissen waren aus seinem Kopfe verschwunden, und wie aus einem furchtbaren Traume erwacht, schaute er hintennach auf jenen schrecklichen Gemüthszustand zurück, dem er durch das wohlthätige Fieber glücklich entronnen war.

Den Irrsinn aus religiösen Zweifeln habe ich zu beobachten wenig Gelegenheit gehabt, wahrscheinlich weil ich in einer Gegend die Kunst übe, in der bei weitem die meisten Bewohner katholischen Glaubens sind. Vor etlichen Jahren ist mir aber ein Fall vorgekommen, dessen Erzählung mir Gelegenheit geben wird, über einen bei Behandlung des Irrsinnes wichtigen Gegenstand ein Wort zu sagen.

Ein zwanzigjähriges Mädchen, aus der geringeren Volksklasse, war in der Stadt G** bei überfrommen Leuten im Dienste. Wie diese ihr Gewissen bearbeitet haben, mag der Himmel wissen; ich weiss nur, dass sie ausser der gewöhnlichen Zeit den Dienst verlassen musste und irrsinnig zu ihren Aeltern kam. Ihr Irrsinn hatte keinen bösartigen Anstrich, sie war vielmehr schweigsam, zu allen Geschäften unbrauchbar, und das Wenige, was sie sprach, war unzusammenhängendes, um religiöse Gegenstände sich drehendes Zeug. Da ihre Zunge belegt, ihr Harn dunkelgelb war, sie viel Aufstossen hatte, und gastrische Krankheiten damahls im Lande vorwalteten, so zweifelte ich nicht, dass dieser Irrsinn aus der Leber käme. Ich gab ihr eine Mischung aus einer gleichtheiligen Mischung der Tinktur der Krähenaugen und des stinkenden Asants, und

in vierzehn Tagen war sie wieder anscheinend eben so verständig als sie je vorher gewesen sein mochte.

Die vermeintlich Geheilte ging nun zu ihrer vorigen Herrschaft, um ihre dort zurückgelassenen Kleider abzuholen; innerhalb zweier Tage kehrte sie wieder zurück; kaum war sie im älterlichen Hause warm geworden, so offenbarte sich aufs neue der Irrsinn, hatte aber jetzt die Form der Manie, da er, wie gesagt, früher die Form des Trübsinnes gehabt.

Weil ich jetzt wieder die vorigen Zeichen der Bauchberührtheit sah, schlug ich auch wieder den vorigen Heilweg ein, aber leider mit so wenigem Glücke, dass die Kranke weit eher schlimmer als besser wurde, und man ihres aufrührischen Betragens wegen genöthiget wurde, sie in eine Kammer einzuschliessen.

Nachdem ich über den ungünstigen Erfolg der vorher wohlthätigen Heilart nachgedacht, hielt ich es für das Beste, jetzt einzig auf das erkrankte Gehirn einzuwirken, und liess sie zu dem Ende, stündlich einen Löffel voll von einem achtunzigen Tranke nehmen, der anderthalb Drachmen essigsauren Zink und eine Unze Arabisches Gummi enthielt. Da sie fünf solcher Tränke verzehrt hatte, war Irrsinn und gastrisches Leiden zugleich verschwunden.

Nun erklärte ich aber dem Geistlichen, der ihre Seele hüten musste: ich habe jetzt meine Pflicht als Arzt gethan, ich habe das Mädchen wieder verständig gemacht; seine Sache sei es ferner, dafür zu sorgen, dass sie verständig bleibe, dass er ihr die religiösen Zweifel benehme, die sie irre gemacht und die sie über kurz oder lang abermahls irre machen würden, wenn er dieselben nicht mit Stumpf und Stiel ausrotte. Er wird ohne Zweifel sein Bestes mit Erfolg gethan haben, denn das Mädchen ist verständig geblieben, hat sich verehelichet und ist jetzt Mutter mehrer Kinder.

Nun wollen wir über diese Geschichte einige Betrachtungen anstellen. Ich habe schon oben, bei den akuten Gehirnkrankheiten, von der zwischen dem Denkorgan und den Bauchorganen statthabenden Wechselwirkung gesprochen. Die erzählte Geschichte gibt mir Veranlassung, noch einmahl auf diesen wichtigen Gegenstand zurückzukommen.

Dass durch eine Uraffektion des Denkorgans die Bauchorgane consensuell ergriffen werden können, ist ausser allem Zweifel. Diese consensuelle Bauchaffektion wirkt aber zuweilen feindlich wieder zurück auf das Gehirn und vermehrt den Irrsinn. Gelinget es uns nun, durch gute Bauchmittel das consensuell ergriffene Bauchorgan, wo nicht ganz, doch zum Theil wieder zum Normalstande zurückzuführen, so wird die Aeusserung des Irrsinnes begreiflich minder hervorstechend; ja es kann, sonderlich beim schweigsamen Irrsinne, ein Zustand eintreten, der dem der Genesung fast ähnlich siehet. Eine solche scheinbare Heilung des Gehirnleidens durch Bauchmittel kann den Praktiker aber sehr in die Irre führen, er kann sich gar zu fest in den Kopf setzen, dass er einen gastrischen Irrsinn geheilet habe, und kehrt das Uebel wieder, so kann er in dieser Befangenheit dem Kranken so lange den Bauch bearbeiten, bis das Urleiden des Denkorgans zur grössten Höhe gesteigert ist.

Man muss sich also deutlich denken, dass, wegen der Wechselwirkung, die zwischen dem Denkorgan und den Bauchorganen Statt findet, es bar unmöglich ist, durch die besondere Gestalt der wahrnehmbaren Zufälle eine sichere unterscheidende Erkenntniss zu erlangen, ob man es mit einem Urbauch-, oder Urkopfleiden zu thun habe. Dieses deutliche Denken der Unsicherheit der Erkenntniss bewahret uns vor Einseitigkeit in der Beurtheilung und Behandlung solcher verborgenen Uebel.

Dass man bei sichtlich vorwaltenden Bauchleiden zuerst diese zu heben oder zu mindern sucht, ist der Klugheit gemäss; man muss nur nicht seinen Kopf darauf setzen, und denken, es müsse nothwendig ein Urbauchübel sein und könne nichts anders sein; es kann leider oft genug ganz anders sein, als unser schulmässig abgerichteter Verstand es sich denkt.

Wenn ich aber gesagt, dass man durch Beschwichtigung des consensuellen Bauchleidens das Urleiden des Denkorgans mindern, ja anscheinend heben könne, und wenn dieses die erzählte Krankengeschichte auch klärlich darthut, so muss ich meinen jüngeren Amtsgenossen ausdrücklich erklären, dass man selbst bei unverkennbar vorwaltender Bauchaffektion nicht

immer auf eine solche Verbesserung des Hauptübels rechnen darf, und dass man durch den Gebrauch der Bauchmittel zuweilen nichts gewinnt, als durch ihr Nichtwirken die Ueberzeugung, man habe es einzig mit einem reinen Urkopfleiden zu thun, in welcher Ueberzeugung dann die ernstliche Mahnung liegt, unverweilt zu den Gehirnmitteln zu greifen. Folgender Fall, der mit dem vorigen einige Aehnlichkeit hat, wird dieses deutlich machen.

Ein junger Tischler, der schon eine Zeitlang den Branntwein missbraucht, übrigens aber ein Mann von gewöhnlichem Verstande war, wird vom Gerichte als Taxator der Habe Unmündiger ernannt. Er war ein ehrlicher Mann, und wird also ohne Zweifel alles nach seinem besten Wissen abgeschätzet haben. Hintennach macht ihm aber ein überfrommer und übergewissenhafter Mückenseiger das Gewissen so enge, dass er in Zweifelung fällt, und dann vollkommen irrsinnig wird.

Er war nicht bösartig, sondern vielmehr leidend, und that was man ihm hiess; er war weder schweigsam noch redselig, was er aber vorbrachte war allesammt tolles Zeug. Der bei ihm vorherrschende Gedanke war: die Gensdarmen würden kommen, und ihn gefangen nehmen, er bestimmte auch die Zeit, wann sie kommen würden; da aber sein wirres Gedächtniss diese Zeitbestimmung nicht festzuhalten vermochte, so lebte er in einer immerwährenden Furcht vor der Gefangenschaft, welcher klägliche Gemüthszustand zuweilen selbst einen Hartherzigen, durch seine rührenden Aeusserungen, zum Mitleiden hätte bewegen müssen.

Nun, bei diesem Manne war die consensuelle Bauchaffektion eben so in die Augen fallend als bei dem Mädchen der vorigen Geschichte; vierzehn Tage lang habe ich ihn aus Vorsicht nach meinem besten Wissen mit Lebermitteln behandelt, aber weit entfernt, bei ihm, wie bei dem Mädchen eine anscheinende Heilung des Gehirnleidens zu gewahren, sah ich vielmehr von meinen Mitteln nicht die mindeste Wirkung, weder auf Bauch noch auf Gehirn. Nun glaubte ich aber meiner Sache ganz sicher zu sein, gab essigsauren Zink und hatte das Vergnügen, den Kranken in vier Tagen wieder

verständig zu machen; die consensuellen Bauchaffektionen verschwanden zu gleicher Zeit durch Heilung des Denkorgans.

Warum nun aber die durch ein Urleiden des Denkorgans consensuell ergriffenen Bauchorgane bei dem einen, auf das Denkorgan feindlich zurückwirkend, dessen Irrungen bedeutend steigern, bei dem andern diese feindliche Rückwirkung nicht äussern, das weiss ich nicht zu erklären.

Jetzt komme ich auf eine Art des Irrsinnes, der hier zu Lande so selten ist, dass ich ihn nur ein einziges Mahl zu beobachten Gelegenheit gehabt, es ist nämlich der, welcher sich durch übermässige und anhaltende Anstrengung des Verstandes und des Gedächtnisses erzeugt. Dass ich diesen Irrsinn nur ein einziges Mahl beobachtet, hat wahrscheinlich darin seinen Grund, dass ich in einer Gegend die Kunst übe, wo die Menschen zwar listig und verschlagen in bürgerlichen Händeln sind, übrigens sich aber mit Gegenständen der Gelehrsamkeit nicht sonderlich den Kopf zerbrechen.

Den Mann, von dem ich jetzt reden werde, habe ich von seiner Kindheit an gekannt. Er hatte ein wundervoll starkes Gedächtniss, war von Natur schweigsam, ungeheuer wissbegierig und ausharrend in seinen Forschungen. Auf der Hochschule hatte er wol gar zu heftig und rastlos seinen Verstand und sein Gedächtniss angestrenget, dabei seinen Körper durch Nachtsitzen geschwächt. Ich habe mehrmahls Gelegenheit gehabt, mich zu der Zeit mit ihm zu unterhalten, da er seine hochschuligen Studien vollendet und schon von der Behörde geprüfet war, und erstaunte jedes Mahl über die Masse von Kenntnissen in verschiedenen Fächern des Wissens, die er, wahrlich nicht prahlerisch vorlaut, sondern fast kindlich bescheiden an den Tag legte.

Alles ging anscheinend gut, bis zu der Zeit, da ihm ein ehrenvoller Antrag zu einer amtlichen Versorgung geschah. Nun fiel er in Zweifelung, glaubte es mit seiner Pflicht unverträglich, das Amt anzunehmen, weigerte sich schriftlich, es anzutreten, und war unversehens aus dem Hause seines nächsten Verwandten, bei dem er sich damahls aufhielt, verschwunden. Da er sich bei seiner Entweichung weder mit Geld, noch mit Wäsche versehen hatte, so konnte man leicht denken, dass

er bloss zu entfernten Bekannten würde gegangen sein. Man schickte Bothen nach verschiedenen Seiten aus, und fand ihn auch wirklich an einem der vermutheten Orte. Dem Wunsche seines Verwandten, zurückzukehren, leistete er ohne Einrede Folge.

Man glaubte, sein seltsamer Anschlag möchte wol in körperlicher Krankheit begründet sein, und mir wurde der Antrag, ihn zu untersuchen und wieder in Ordnung zu bringen. Obgleich nun alles Vorhergegangene mit Recht auf ein Urleiden des Denkorgans schliessen liess, so hielt ich es doch für verständig, zu versuchen, ob ich zuerst die in diesem Falle sichtbar vorwaltende Berührtheit der Leber ganz, oder zum Theile heben könnte, woraus sich dann ergeben würde, in wiefern diese Leberaffektion auf das Denkorgan feindlich eingewirkt. Es gelang mir, durch eine Mischung der Krähenaugentinktur mit der des stinkenden Asant im Verein mit einer zweckmässigen Lebensordnung das Leberleiden zu heben, und die seltsamen zweifelnden Grillen verschwanden aus seinem Kopfe. Seine schriftliche Weigerung, das Amt anzunehmen, war von den Verwandten entweder unterdrückt, oder doch am gehörigen Orte dem nachtheiligen Eindrucke, den sie nothwendig machen musste, auf eine mir unbekannte Weise vorgebeuget. Er trat das Amt an, versah es pflichtmässig, und war in seinen Umgebungen ein hochgeachteter und geliebter Mann.

Eine Nachricht, die ich aber in dieser Zeit von den Seinen erhielt, gefiel mir gar nicht. Weit entfernt, durch das Geschehene gewitziget zu sein, hat er sich ganz ohne Schonung den gelehrten Forschungen hingegeben, grösstentheils bis Mitternacht, nicht selten bis zum Morgen aufgesessen, kurz, alles unverändert so getrieben wie früher.

Nachdem er ein paar Jahre im Amte gewesen, gewann er eine sehr achtbare Jungfrau lieb, und da diese mit ihm gleiches Standes, und er nicht bloss ein gelehrter und ausgezeichneter Kopf, sondern auch ein ausserordentlich gutartiger Mensch, und hinsichtlich seiner Gestalt eher schön als hässlich war, so hatte er nicht nach Art der Romanenhelden mit der Hartherzigkeit seiner Geliebten, mit der Grausamkeit ihrer

Aeltern, oder eines griesgrämischen Vormundes zu kämpfen, sondern seiner Verbindung stand vielmehr nichts im Wege, und das beabsichtigte Ehebündniss würde höchst wahrscheinlich wohlthätig auf seinen Geist und Körper gewirkt haben.

Es war aber im Rathe des Schicksals anders beschlossen. Durch seine ausgezeichneten Talente, durch sein liebreiches Betragen und streng sittlichen Lebenswandel hatte er sich nicht bloss in dem beschränkten Kreise seines nächsten Wirkens, sondern auch in entfernteren Gegenden die Achtung verständiger und rechtlicher Menschen erworben, und er bekam deshalb in einem ganz kurzen Zeitraume von drei verschiedenen Orten Berufe zu Aemtern. Für einen Mann, der an dem Orte, wo er wohnet, mit Sorgen der Nahrung zu kämpfen hat, der von seinen Umgebungen eher gehasst als geliebt wird, für den ist der Ruf, in neue Verhältnisse zu treten, immer erwünscht; die Wahl verursacht ihm kein Kopfbrechen, denn der Gedanke, es kann da, wohin ich komme, nicht schlechter sein als wo ich jetzt bin, ist eben nicht kopfbrecherischer Art. Ganz anders aber gestaltet sich die Sache, wenn ein Mann ohne Sorgen der Nahrung, von seinen Umgebungen geachtet und geliebt an einem Orte wohnt. Die Verhältnisse, worin er lebt, kennet er genau, die neuen, worin er treten soll, kennet er nur aus Erzählung und Hörensagen, mithin ist die Wahl misslich, es handelt sich hier um das Wohl, oder Weh des Lebens; und wie manchen hat nicht das verrätherische Glück, dem er sich treuherzig in die offenen Arme warf, gleich der Spanischen Jungfer in den alten Folterkammern gar unheimlich geherzt!

Wenn also bei jedem behaglich lebenden Menschen eine solche Wahl nicht ohne Gemüthsbewegung vorgehen kann, so ist leicht zu begreifen, dass sie auch auf unsern jungen Mann, der drei Berufe fast zu gleicher Zeit bekam, vorzüglich aufregend wirken musste. Diese Wirkung war aber für ihn so feindlich, dass er in Irrsinn fiel.

Wie ich von seinen Verwandten erkundet, hat sich der Irrsinn anfänglich als Manie offenbaret, sein Arzt hat aber die tobsüchtigen Zufälle durch antagonistischen Reiz auf den Ma-

gen beschwichtiget. Sobald er verfahrbar war, wurde er zu seinem Verwandten in meiner Nachbarschaft gebracht.

Er war jetzt schweigsam, aber irre; was in seinem Kopfe vorging, konnte man nicht rathen. Eines Tages fand ich ihn im Vorhause an der Treppe, auf einem Knie gestützt, die Hände ringend, und nie habe ich den geistigen Schmerz so grell ausgedrückt gesehen. Hätte mir ein Mahler das Konterfei eines solchen Kopfes gezeigt, so würde ich ihn geradezu der Uebertreibung, der Unnatürlichkeit beschuldiget haben. Gott! welche schreckliche Gedanken müssen in einem Kopfe hausen, in dessen Zügen sich der geistige Schmerz so grässlich ausspricht. War das vielleicht ein lichter Augenblick, in dem er den ganzen Umfang seines Unglückes überschaute? Niemand kann es freilich wissen, aber möglich ist es.

Was war nun bei der Sache zu thun? Wenig genug. Ohne das Uebel gerade für unheilbar erklären zu können, hatte ich doch wenig Hoffnung, es durch meine Kunst zu heilen, selbst in dem Falle, dass die regelmässige Anwendung der dienlichen Mittel möglich gewesen wäre. Diese war aber unmöglich, denn wenn der Kranke ein paar Gaben von einer Arzenei genommen, so liess er sie stehen. Es schien, dass die Seinen wenig Gewalt in dieser Hinsicht über ihn hatten; möglich aber ist es auch, dass, da sie vorhatten, ihn in einer Irrenheilanstalt unterzubringen, sie, vorzüglich von dieser Hülfe erwartend, meine Heilversuche nicht sonderlich unterstützten. Da ich aber, wie gesagt, selbst wenig Hoffnung zur Heilung hatte, und deshalb, hinsichtlich des Bestattens in einer Irrenheilanstalt, vom Anfange an mit seinen Verwandten vollkommen einverstanden war, so sind meine nicht ausgeführten Heilanschläge für nichts zu achten und der Erwähnung nicht werth.

Der Unglückliche ist jetzt über zwei Jahre in der Heilanstalt, allein, obgleich sehr verständige Aerzte dieser vorstehen, so hat doch ihre Kunst nichts über das Uebel vermocht; ja, wie mir vor Kurzem der nächste Verwandte gesagt, haben sie den Kranken für unheilbar erklärt.

Nun werde ich über diesen Fall einige Bemerkungen machen. Zuerst stelle ich folgende Frage: Da ich dem Kranken zwei Jahre früher durch Lebermittel die ersten Schrullen

aus dem Kopfe schaffte, war da schon das Denkorgan urergriffen, oder war die Leberberührtheit das Urleiden, und kamen jene zweifelnden Schrullen, jene ungeahnete Flucht aus dem Hause seiner Verwandten, von einer bloss consensuellen Berührtheit des Denkorgans?

Ich bin der ersten Meinung, nämlich dass sein Denkorgan schon damahls urerkrankt war, und dass das Leberleiden, consensueller Art, auf das durch unmässiges Studiren krankhaft gemachte Denkorgan feindlich zurückwirkend, die erste, dem Wahnsinne ganz nahe verwandte Erscheinung hervorgebracht habe.

Die Erkrankung des Denkorgans hat, wie die Berührtheit aller anderen Organe, unzählbare in einanderfliessende Schattungen, ehe sie zu dem Punkte kommt, wo die Aerzte ihr einen nosologischen Namen beilegen. Das Denkorgan unseres jungen Mannes war bestimmt schon früher erkrankt, früher, ehe er, zwei Jahre vor Ausbruch des wirklichen Wahnsinnes, in Zweifelung fiel. Das damahls, der Himmel mag wissen durch welche Nebenumstände gesteigerte consensuelle Leberleiden steigerte nun durch seine Rückwirkung auf das Gehirn das Urleiden des Denkorgans, und verursachte einen, nicht bloss vermuthbaren, sondern erkennbaren krankhaften Zustand desselben, denn der Mann gab sich solchen Gedanken hin und beging solche Handlungen, welche von den Gedanken und Handlungen aller der Menschen, die man für verständig hält, sehr verschieden waren.

Die Beseitigung des Leberleidens und die dadurch aufgehobene Rückwirkung desselben auf das Gehirn hob weiter nichts auf, als jene durch das Leberleiden verursachte Steigerung des krankhaften Zustandes des Denkorgans, wodurch dann die sichtbare Aeusserung dieser Steigerung nothwendig verschwinden musste. Aber, war das Denkorgan dadurch wirklich vollkommen zum Normalstande zurückgeführt? Ich zweifle nicht bloss hieran, sondern ich bin vielmehr überzeugt, dass dieses Organ ohne Nachlass krankhaft geblieben ist, bis, nach ungefähr zwei Jahren, diese Krankhaftigkeit, durch die erzählten äusseren Einwirkungen gesteigert, in wirklichen Wahnsinn

überging. Meine Gründe für diese Behauptung sind sehr einfach und müssen jedem Leser einleuchten.

Für einen wiss- und ehrbegierigen Mann ist doch wol nichts schrecklicher, als in Irrsinn zu verfallen und zum unfreien Menschen zu werden. Der, dessen Denkorgan vollkommen normal ist, der wird gewiss, wenn ihm ein solches Unglück auch nur von fern drohet, alles thun, ihm zu entgehen. Wie machte es nun aber unser junge Mann?

Da er zwei Jahre vor Ausbruch des Wahnsinnes in Zweifelung fiel und anscheinend geheilt wurde, habe ich ihn unverholen gewarnet, die Anstrengung seiner Geisteskräfte zu mässigen, etliche Jahre bloss seine, ihn wahrlich nicht anstrengenden Amtsverrichtungen zu versehen, und allen gelehrten Kram ganz fahren zu lassen; denn nicht in den Apothekerbüchsen, sonden in einer solchen Geistesbrache sei für ihn das Heil zu finden. Seine Verwandten, von deren warmen Theilnahme er vollkommen überzeugt war, haben ihm damahls das Nämliche ans Herz gelegt.

Wäre hier bloss von einer kahlen Warnung die Rede, so möchte das Nichtbeachten derselben noch wol auf jugendlichen Leichtsinn, auf Wiss-, oder Ehrbegierde geschoben werden können; aber hier wurde ein Mann gewarnet, der schon auf den Marken des Wahnsinnes gestanden, er wurde vor Schädlichkeiten gewarnet, die ihn schon einmahl auf jenen furchtbaren Wendepunkt gestellt. Ist nun das Nichtachten dieser Warnung, das anhaltende Beharren in seinen gelehrten Grübeleien wol mit einer vollkommnen Regelmässigkeit des Denkorgans vereinbar? Ich sollte es nicht glauben. Hätten ihn Wiss-, oder Ehrbegierde auch zu der unmässigen Anstrengung seiner Geisteskräfte gespornet, so hätte er, bei einem vollkommen normalen Denkorgane, doch begreifen müssen, dass alles Wissen und alle Ehre im Irrsinne untergehet, und dass der arme Irre nur höchstens das Mitleiden der Menschen erwirbt.

Alles wohl erwogen, bin ich überzeugt, dass unser Mann schon auf der Hochschule die Krankhaftigkeit des Denkorgans erworben, und dass die Zweifelung, in welche er anfänglich fiel, die Tobsucht, die ihn ein paar Jahre später ergriff und

der darauf folgende schweigsame Irrsinn nur verschiedenartige, grell hervorstechende Aeusserungen einer und der nämlichen ununterbrochenen Krankhaftigkeit des Denkorgans gewesen.

Die Krankhaftigkeit des Denkorgans, die sich nicht durch unzusammenhangende, abkreisende Rede äussert, ist schwer, ja fast unmöglich mit Sicherheit zu erkennen. Zuweilen äussert sie sich bloss durch unsittliche Handlungen; da heisst es dann im gemeinen Leben: wie ist es möglich, dass dieser rechtliche, geachtete Mann sich als gemeinen Hurer, oder Säufer, oder Verschwender, oder filzigen Knauser, oder als Henker seiner Familie zur Schau stellen kann? Ach, werthe Leser! es ist alles möglich in dieser unvollkommnen Welt, alles möglich in diesem gebrechlichen Menschenleibe. Wie die Leber Jahre lang krankhaft berührt sein kann, ohne dass Gelbsucht oder Gallenfieber aus dieser Berührtheit hervorgehet, wie die Nieren Jahre lang Steine bergen können, ohne dass Bauchgrimmen oder Harnbeschwerden daraus entstehen, wie die Lungen Jahre lang Knoten oder Eitersäcke enthalten können, ohne dass das Athemholen sichtlich gestöret wird, kurz, wie überhaupt alle Organe lange, sehr lange krankhaft berührt sein können, ohne dass ihre Hauptverrichtung handgreiflich gestöret wird; so kann auch das Denkorgan Jahre lang krankhaft sein, ohne dass diese Krankhaftigkeit durch unzusammenhangende Reden und durch solche Handlungen sich offenbaret, die man im gemeinen Leben und in der Heilkunst als Aeusserungen des Irrsinnes gestempelt hat. Aber wehe dem Hause, in welchem der Herr oder die Herrinn an einer solchen heimlichen Krankhaftigkeit des Denkorgans leidet! Den wirklich Wahnsinnigen sperret man ein, oder man schickt ihn in ein Irrenhaus; aber sperret einmahl einen solchen heimlich kopfkranken Menschen ein!

Ich habe oben gesagt, dass ich, da der unglückliche junge Mann, von der Tobsucht zum schweigsamen Irrsinn übergegangen, in meine Nachbarschaft gebracht wurde, wenig Hoffnung zu seiner Genesung gehabt, selbst in dem Falle nicht einmahl, wenn die regelmässige Anwendung der Arzenei möglich gewesen. Ich bin noch schuldig, die Gründe meiner Hoffnungsschwäche dem Leser auszulegen.

Dieser Gründe sind zwei; der eine ist in dem enthalten, was ich oben gesagt, und gehet aus dem allgemeinen Erfahrungssatze hervor, welcher vorzüglich bei erkrankten Organen zu beherzigen ist: dass die Schwierigkeit der Heilung mit der Länge der Zeit, die die Erkrankung gewähret, im geraden Verhältnisse stehet. Wenn es wahr ist, dass man zuweilen auf Ausnahmsfälle stösst, so ist es eben so wahr, dass diese scheinlichen Ausnahmen grösstentheils auf blosse Krankheitsformenveränderungen hinauslaufen. Der zweite, und vielleicht noch wichtigere Grund meiner Bedenklichkeit liegt in der grossen Wahrscheinlichkeit, dass der Kranke eine Anlage zum Irrsinne als Erbtheil von seinem Vater überkommen.

Dieser Vater war aber nicht wahnsinnig. Nach seinem Sprechen und Schreiben zu urtheilen, musste man ihn vielmehr für einen verständigen Mann halten. Ich habe auch keine Kunde, dass ihn irgend jemand für verrückt angesehen: bloss aus seinen Handlungen schliesse ich, dass sein Gehirn an einer Krankheit leide, die freilich schwer unter irgend eine krankheitslehrige Kategorie zu bringen sein möchte, die aber nichts desto weniger in einer Regelwidrigkeit des Denkorgans bestehet. Thatsächliche Beweise für diese Meinung kann ich nicht geben, da ich anvertraute häusliche Heimlichkeiten nicht darf drucken lassen. Eine Thatsache jedoch, die mir von einem glaubhaften Augenzeugen mitgetheilt und die bloss lächerlich ist, werde ich dem Leser erzählen.

Der Mann hielt sich eine Zeitlang auf dem Lande auf, und lustwandelte oft früh Morgens im Felde herum. Die dortige Gegend ist so bevölkert, dass er kaum einen Schuss Weges gehen konnte, ohne auf ehrliche beschäftigte Landleute, oder auf Häuser zu stossen, die auch wol niemand für Diebshöhlen halten würde; und doch trug er bei diesem Lustwandeln eine geladene Pistole in der Tasche. Daraus können die Leser schon abnehmen, dass es mit seinem Kopfe anders bestellt war, als mit den Köpfen solcher Menschen, die man im gemeinen Leben für verständig hält.

Die Krankheit des Denkorgans erbt bekanntlich eben so leicht auf die Nachkommen, als die Krankheiten oder Krankheitsanlagen aller anderen Organe. Hier muss man aber wohl

zwischen Krankheit und nosologischer Form unterscheiden. Der Vater kann vielleicht keine Krankheit des Denkorgans haben, die in irgend eine nosologische Form passt, er kann aber an einer solchen Krankhaftigkeit desselben leiden, die der schlichte Verstand der Ungelehrten weit richtiger als der verkünstelte der gelehrten Aerzte von der Regelmässigkeit unterscheidet, und sie durch die seltsamen Ausdrücke: einen Schuss, einen Hieb, einen Sparren, Einen zu viel haben, bezeichnet.

Dieser Schuss, oder Hieb, oder überzählige Sinn kann aber in den Kindern oder Enkeln, wenn die äusseren Umstände mitwirken, sich als wirkliche, unter eine nosologische Kategorie gehörige Krankheitsform des Denkorgans offenbaren.

Darum, wenn man über die leichte oder schwierige Heilbarkeit der Denkorgankrankheit eines Menschen ein umsichtiges Urtheil fällen will, muss man nicht bloss fragen, ob Vater oder Grossvater des Kranken wahnsinnig gewesen, sondern man muss die Sache etwas feiner untersuchen. Da aber dieses feine Untersuchen zuweilen mit grosser Schwierigkeit verbunden, zuweilen ganz unmöglich ist (welche Schwierigkeit oder Unmöglichkeit dem verständigen Leser auszulegen wol überflüssig sein wird), so ist offenbar, dass sich ein Arzt hinsichtlich der Heilbarkeit des Irrsinnes übel täuschen kann, und dass die Aerzte der Irrenheilanstalten dieser Täuschung eben so gut, ja noch mehr unterworfen sind als wir.

Ich komme jetzt auf den periodischen Irrsinn. Diesen habe ich nicht häufig angetroffen, und mit Ausschluss eines einzigen Falles, bloss unter der Form des Trübsinnes. Merkwürdig ist mir das Abkreisende gewesen, das ich in der guten Zeit bei solchen Menschen bemerkt. So habe ich seit vierzig Jahren eine Frau gekannt, die vor Kurzem, in dem Alter von achtzig Jahren gestorben ist. Diese hatte die erste Verstandesstörung im Kindbett bekommen und war seitdem dem periodischen Trübsinne unterworfen. In ihrer kranken Zeit war sie geizig, sie fürchtete zu kurz zu kommen, in ihrer guten Zeit war sie nicht bloss freigebig, sondern selbst verschwenderisch. Eine andere Frau, die ich ebenfalls sowol in ihrer guten als bösen Zeit beobachtet habe, sprach zwar in der

guten Zeit keine unweise Dinge, aber doch war in ihrem ganzen Vorkommen etwas widrig Abkreisendes, sie betrug sich wie ein achtzehnjähriges muthwilliges Mädchen, da sie doch eine Wittwe von reichlich fünfzig Jahren war.

Bis jetzt sah ich noch keinen Nutzen von dem Gebrauche vielartiger Arzeneien. Bei allem unregelmässig Periodischen hat die Einbildungskraft des Arztes alle Freiheit, das selbstige Besserwerden auf Rechnung der gegebenen Mittel zu schreiben; nur die Zeit kann solche Irrthümer berichtigen.

Am allerübelsten kann man sich täuschen, wenn Urbauchaffektionen gleichzeitig vorhanden sind. Man ist nur zu geneigt, die Affektion des Denkorgans als consensuelle Folge des Bauchleidens anzusehen, da doch beide zuweilen in keinem Zusammenhange stehen. So habe ich lange eine an periodischem Trübsinne leidende Frau gekannt, die zugleich mit Hämorrhoiden behaftet war; der Trübsinn störte sich weder an die dienliche Arzenei auf das Pfortadersystem, noch an Blutentleerungen aus dem After, er erschien und verschwand, wie es ihm beliebte.

Ob gegen solche Wechselkrankheit des Denkorgans der Magnetismus vielleicht heilsamer sein mag als die Apothekmittel, darüber kann ich nicht aus Erfahrung urtheilen; glaube aber, dass der einzige magnetische Heilversuch, dem ich je in meinem Leben beiwohnte, und der gerade bei einer periodisch Trübsinnigen gemacht wurde, merkwürdig genug ist, um ihn meinen Lesern ohne Langweilung erzählen zu können.

Eine sechzigjährige Frau litt seit mehren Jahren an periodischem Trübsinn, sie mied alle Gesellschaft, war, wenn man sie ansprach, einsilbig, sass immer hinter halbgeschlossenen Fensterblenden und lag zuweilen tagelang im Bett. Uebrigens konnte man im Allgemeinen gerade nicht sagen, dass sie unverständig war; von Zeit zu Zeit lief nur etwas Seltsames mitunter, als z. B. ein wenig Unart gegen Leute, die ihr missfielen, ein wenig Besorgtheit vor gefänglicher Haft, und ein wenig Inswasserspringen; letzte Mucke musste aber wol ein Erbstück sein, denn ihr Vater hatte sich auch ersäuft.

Ihre Schwester, die ebenfalls an Wechseltrübsinn litt, sollte angeblich von den in den Niederlanden damahls män-

niglich bekannten Magnetisirer, Herrn v. d. L** geheilt sein. Von dieser Magnetisirten und Geheilten wurde dem Ehemanne unserer Kranken stark zugesetzt, das unfehlbare Mittel auch bei seiner Gattinn zu versuchen, und er berieth sich mit mir darüber.

Nichts hätte mir erwünschter kommen können; ich hatte noch nie in meinem Leben einer magnetischen Heilung beigewohnt. In meiner Jugend, da ich die Heilkunst lernte, war der Magnetismus in Missruf, und da er wieder zu Ehren kam, hatte ich weder Zeit noch Lust, mich damit abzugeben. Ich sagte dem Herrn: da von der Medizin, die durch wäg- und messbare Mittel heile, die Genesung seiner Gattinn nicht zu hoffen sei, bleibe ihm nichts übrig, als der Magnetismus; und da der mächtige Magnetisirer der Niederlande gerade in den benachbarten Nimwegen seine Kunst übe, würde es unweise sein, diese Gelegenheit unbenutzt zu lassen. Herr v. d. L** wurde also gebeten, zum Magnetisiren herüberzukommen.

Wenn es mir gleich sehr angenehm war, einen Mann persönlich kennen zu lernen, von dem das vielzüngige Gerücht Wunderdinge erzählte, so war es mir doch noch weit angenehmer, gerade bei einer Kranken seinen Heilversuch zu beobachten, die hinsichtlich ihres Geistigen sich vollkommen dazu eignete, mir einen wichtigen Zweifel über den Magnetismus zu lösen.

Dieser Zweifel ist folgender. Wenn der thierische Magnetismus etwas Körperliches, etwas von der geistigen Einwirkung Geschiedenes ist, so kann man sich dieses doch nicht anders denken, als unter gewissen körperlichen, unwägbaren und unmessbaren Ausflüssen, die aus dem Leibe des Magnetisirenden in den des Magnetisirten übergehen, und in diesem die bekannten Erscheinungen hervorbringen. Wie kann man aber diese körperliche Einwirkung von der geistigen unterscheiden? Durch das Magnetisiren selbst lagern sich die Gedanken des Magnetisirten einzig auf diesen Gegenstand; und welche Veränderung kann nicht in reizbaren Körpern bloss das Lagern der Gedanken auf Einen Gegenstand bewirken!

Ferner, was thut bei Menschen, die gern geheilt sein wollen, der Glaube, dass sie durch den Magnetismus werden

geheilt werden? Endlich fragt es sich, ob der feste Wille des Magnetisirers nicht auch einen geistigen Einfluss auf den Kranken haben kann? *Albertus magnus*, in seinem Buche *De mirabilibus mundi* schreibt dem festen Willen des Menschen eine geistige, geheime Gewalt auf andere Menschen zu, und dieser Gegenstand ist auch während meiner Lebzeit wieder in Anregung gebracht worden. Ich gestehe aber, dass ich niemahls Gelegenheit gehabt habe, über diese, den Menschen angeblich inwohnende geheime Willensgewalt einige Beobachtungen oder Versuche zu machen.

Was nun unsere Kranke betrifft, so konnte ich ganz sicher sein, dass auch der festeste Wille des Magnetisirers keinen zwingenden Einfluss auf sie haben würde, denn sie war von Natur verzweifelt starrköpfig, und nach der Meinung des *Albertus magnus* kann der Wille des Menschen wol das Schwächere, aber nicht das Stärkere gewältigen.

Der Glaube konnte mir bei ihr auch nicht in die Quere kommen, denn weil sie sechzig Jahre alt war, fiel ihre Jugendbildung in die Zeit, da man die jungen Leute zu echten Verstandesmenschen machen wollte; alles musste erkläret werden, und was nicht verstandesrecht zu erklären war, wurde als Fabel, als Lüge, als Aberglaube verworfen. Da nun unsere Kranke in ihrer geistigen Bildung mit der Zeit nicht fortgeschritten war, sondern sich als ausgelernt betrachtet hatte, so werden die Leser leicht begreifen, dass sie den Magnetismus als eine Posse ansah, mit der man nur Abergläubische und Einfältige begaukele.

Was endlich das Lagern ihrer Gedanken auf das Verfahren des Magnetesirers betrifft, so achtete sie theils diese Sache viel zu gering, als dass sie ihr auch nur die mindeste Aufmerksamkeit hätte widmen sollen, theils nahm sie überhaupt wenig Antheil an dem was um sie vorging; mithin war von dieser Seite auch keine geistige Einwirkung zu befürchten.

Alles wohl erwogen, eignete sich unsere Kranke ganz vorzüglich, reine Erfahrung über den Magnetismus zu liefern; denn wenn ich mir unter vielen hundert Körpern Einen zu diesem Zwecke hätte aussuchen sollen, würde ich keinen bes-

seren haben wählen können, als den, welchen mir das günstige Geschick zuführte.

Bevor die magnetische Manipulation begann, unterhielt ich mich erst ein wenig mit Herrn v. d. L** und legte ihm unter andern folgende Frage vor: das Gerücht habe mir gesagt, er könne jeden Menschen durch seine Manipulation in den magnetischen Schlaf bringen; da nun, nach Aussage anderer Magnetisirer, dieser Schlaf bei weitem nicht immer das Ergebniss der magnetischen Manipulation sei, so wünsche ich von ihm selbst zu hören, ob das Gerücht seine magnetische Mächtigkeit übertreibe, oder ob er wirklich ein solch seltener Einschläferer sei.

Er antwortete mir auf diese Frage ganz bestimmt und ohne allen Vorbehalt, er könne nach Willkür jeden in den magnetischen Schlaf bringen. Nun wusste ich, was ich wissen wollte, und schickte mich an, die Operation mit Aufmerksamkeit zu beobachten.

Die Kranke sass auf dem Sofa, vor ihr der Magnetisirer, diesem zur Seite, aber ein wenig zurück, seine Ehefrau, eine ältliche Niederländerinn. In weitem Kreise um diese Gruppe sassen zwei Töchter der Kranken mit ihren Gatten, ein befreundeter Nachbar, der Hausherr und ich.

Es herrschte tiefes Schweigen in der Versammlung; v. d. L** machte mit seinen Händen allerlei Luftstreiche, und die Kranke schaute ihn mit verächtlichem, höhnendem Blicke an. Nachdem er eine Zeit lang diese Luftbehändelung getrieben, schloss sie die Augen, und v. d. L** gab mir einen Wink, in dem sich die volle Zuversicht des Gelingens seines Unternehmens unverkennbar aussprach. Ich konnte aber diesen Wink mit gutem Gewissen nicht erwiedern, denn ich wusste recht gut, dass es die Weise der Kranken so war, oft die Augen zu schliessen und ihren trüben Gedanken nachzuhängen; es kam mir auch vor, als schliesse sie jetzt absichtlich die Augen, um den Anblick des ihr aufgedrungenen Magikers zu vermeiden. Bald ergab es sich, dass ich die Sache richtiger beurtheilet als Herr v. d. L**; denn ehe dieser es sich versah, öffnete sie wieder die Augen, und ihr verächtlicher Blick musste

ihm wol sagen, dass jener Scheinschlummer weder ein magnetischer, noch ein natürlicher Schlaf gewesen.

So ging nun das Ding seinen Gang, v. d. L** durchsägte die Luft mit seinen Händen auf mancherlei Weise, und die Kranke sah ihn bald mit hämischen Blicken an, bald schloss sie die Augen. Etlichemahl hauchte er sie an, ein anderes Mahl legte er ihr seine Hand zwischen die Schulterblätter; über diese Manipulation wurde sie aber ein wenig ungeduldig, und da die Ehefrau des Magikers, ebenfalls von magnetischer Kraft geschwängert, sich derselben durch Hauchen auf unsre Kranke entladen wollte, wurde diese im eigentlichen Sinne zornig. Im Grunde konnte ich ihr das auch nicht verdenken, denn wirklich, mir selbst müsste eine Frau auch schon sehr appetitlich sein, wenn ich mich gutwillig von ihr sollte behauchen lassen.

So sehr nun meine Neugierde gespannt gewesen war, so wenig wurde sie befriediget; die Langweile fing an, sich meiner zu bemeistern, und ich war herzlich froh, da das Aufstehen des Magnetisirers das Ende der Operation bezeichnete. Den übrigen Zuschauern ging es um kein Haar besser; die anhaltende Spannung ihrer Aufmerksamkeit, die anhaltende Erwartung der seltsamen Dinge, die da kommen sollten und die nicht kommen wollten, hatte sie sämmtlich ermüdet, und die Einladung des freundlichen Hausherrn, zu Tische zu gehen, schien ihnen höchlich willkommen. Was mich betrifft, so war ich vorsichtig genug, diese Einladung höflich abzulehnen, denn ich besorgte, das Mahl möchte, zwar nicht hinsichtlich der Gerichte, aber wol hinsichtlich der Unterhaltung, etwas magnetischer Natur sein; ich versprach aber, mich gleich nach Tische wieder einzustellen.

Da ich hinkam, fand ich die Gesellschaft noch beim Nachtische, sie erhob sich bald, und wir waren jetzt alle in Erwartung, das Magnetisiren würde aufs neue losgehen.

Unglücklicherweise musste aber Herr v. d. L** am selben Nachmittage noch dem Fräulein *** zu ** einen Bandwurm durch den Magnetismus abtreiben, darum liess er gleich anspannen und fuhr davon. Ob er nun den Kampf mit dem Lindwurm rühmlicher bestanden als den beschriebenen Heil-

versuch, kann ich nicht sagen; das kann ich aber mit Bestimmtheit sagen, dass in dem Befinden unserer Ungläubigen nicht die mindeste Veränderung durch die magische Behandlung bewirkt ist.

Einirrheit (Monomanie).

Der Begriff den die heutigen Aerzte, besonders die gerichtlichen, mit diesem Worte verbinden, weicht von dem, den das Wort selbst bezeichnet, und den man auch früher damit verbunden hat, bedeutend ab. So viel ich die Sache kenne, bezeichnet man damit heut zu Tage einen vorübergehenden Zustand der Unfreiheit des Menschen, in welchem aufgeregte Leidenschaften ihn zum Nachdenken ganz unfähig machen, und ihn zu einer ungesetzlichen Handlung hinreissen, die er, wenn jener Rappel vorüber ist, selbst missbilliget. Die Aerzte sind der Meinung, dass die Gerechtigkeit jemand, der in einem solchen unfreien Zustande ein Verbrechen begangen, selbiges eben so wenig zurechnen könne als einem wirklich Wahnsinnigen.

Höret man nun eine Partei darüber sprechen, so muss man ihr Recht geben, höret man die andere sprechen, muss man dieser ebenfalls Recht geben; das ist schon ein Zeichen, dass in den Meinungen beider etwas Wahres steckt. Warum können sie sich denn so übel einen? Mir scheint, bloss deshalb, weil sie kristlich sittliche Ansichten von den bürgerlichen Ansichten nicht scheiden. Um meine Meinung dem Leser deutlich zu machen, will ich einmahl, nicht philosophisch, nicht gelehrt, sondern schlicht verständig über diesen Gegenstand, zuerst kristlich sittlich und dann bürgerlich sprechen.

Wir müssen hier von der Beobachtung des geistigen Menschen ausgehen, und es verstehet sich wol von selbst, dass jeder nur sich selbst beobachten, und die Geständnisse anderer ehrlichen Leute vernehmen kann, die, unverblendet von theologischen oder philosophischen Vorurtheilen, ebenfalls sich selbst beobachtet haben. Aus dieser Beobachtung ergibt sich nun Folgendes.

Kein Mensch kann eine Handlung begehen, oder der Wille sie zu begehen muss dem Handeln zum Grunde liegen.

Dieser Wille kann ein dem Handeln vorhergehender, oder ein mit dem Handeln gleichzeitiger sein. Wenn ich mich hier des Wortes gleichzeitig bediene, so nehme ich dieses nicht im streng abgeschlossenen Sinne, sondern nur im Gegensatze zu dem, dem Handel vorhergehenden Willen.

Der Wille, der uns zum Handeln nöthiget, wird durch die Wahl dessen, was uns in dem Punkte des Handelns das Beste scheinet, einzig bestimmt. Wollte jemand diese Wahrheit zweifelhaft machen, so gebe ich ihm Folgendes zu bedenken. Entweder wird der Wille durch das bestimmet, was uns in dem Punkte des Handelns das Bessere, oder er wird durch das bestimmet, was uns das Schlechtere scheinet; eine dritte Annahme ist undenkbar. Lasst uns nun einmahl annehmen, der Wille würde in dem Punkte des Handelns durch das scheinlich Schlechtere bestimmet, so würde ja aus dieser Annahme folgen, dass der Mensch, der sich gewöhnt, die Foderungen seiner Sinnlichkeit der Foderung der Sittlichkeit unterzuordnen, dem also in dem Punkte des Handelns das Sittliche das Bessere und das Unsittliche das Schlechtere schiene, dass dieser gute Mensch immer das Unsittliche wollen und begehen, und dass, im Gegentheil, der unsittlichste Mensch immer die sittlichsten Handlungen begehen müsste. Da nun der gesunde Verstand und die Erfahrung dieser Folgerung geradezu widersprechen, so sehe ich mich genöthiget, weil eine dritte Annahme unmöglich ist, den aufgestellten Satz, dass die Wahl dessen, was in dem Punkte des Handelns uns das Beste scheint, unsern Willen und mithin auch unser Handeln bestimme, für wahr zu halten.

Wenn ich sage, die Wahl des Besseren bestimmet den Willen, so liegt schon in dem Begriffe der Wahl ein Schätzen und Vergleichen mehrer Dinge miteinander, ein Urtheil, mithin eine Verstandesverrichtung.

Wenn der Verstand über etwas urtheilt, so muss dieses Urtheil sich nothwendig nach dem ihm vorliegenden Stoffe richten, und dieser kann sowol in zahliger Hinsicht, als hinsichtlich seiner Klarheit und Lebhaftigkeit sehr verschieden sein, so dass diese Verstandesverrichtung vielmahls eine sehr verwickelte sein muss. Gesetzt, um über eine Sache richtig

zu urtheilen, dazu wären die Gegebnisse a. b. c. d. e. f. nöthig, dem Urtheiler P* fielen aber nur a. b. c. ein, dem Urtheiler A* hingegen alle sechs Gegebnisse; so würde P* ohne Zweifel ein sehr einseitiges und unrichtiges, A* hingegen ein sehr richtiges Urtheil fällen. Die Lebhaftigkeit, oder Behendigkeit des Gedächtnisses, das heisst, seine Fertigkeit, alle mit dem zu beurtheilenden Gegenstande in naher oder ferner Beziehung stehende Dinge zusammen zu stellen, bedingt das schnelle und richtige Urtheil.

Aber auch die Lebhaftigkeit der Gegebnisse sind vor allen Dingen in Anschlag zu bringen. Man nehme an, zwei Menschen, welche wir X und Z nennen wollen, hätten beide Lust, eine Jungfrau fleischlich zu erkennen, deren Jungfrau bürgerliche Verhältnisse so wären, dass eine Schwängerung sie unglücklich machen würde. Die Lebendigkeit des sittlichen Gefühles und die Fertigkeit nach selbigem zu handeln sei bei X und Z gleich, aber die Stärke des Geschlechtstriebes sei bei X=3 bei Z=10: so wird bei X das sittliche Gefühl die Oberhand behalten, und ihm wird das Nichtberühren der Jungfrau das Beste scheinen; bei Z aber, dessen mehr als doppelt stärkerer Geschlechtstrieb mächtig auf sein Denkorgan einwirkt, wird die Lebendigkeit der wollüstigen Vorstellungen eine rückwirkende Kraft auf die Geschlechtstheile äussern, diese immer mehr aufregen, und die zwischen den Geschlechtstheilen und dem Denkorgan Statt findende Wechselwirkung wird seine Begierde zur fleischlichen Vermischung so steigern, die innere Stimme der Sittlichkeit so verdumpfen, dass ihm ganz nahe vor, und gleichzeitig im Punkte des Handelns, das Unsittliche das Beste scheinen muss, und er wird eine Handlung begehen, die, so naturgemäss sie an sich sein mag, bei der bestehenden bürgerlichen Ordnung einen Menschen unglücklich macht, mithin eine unsittliche Handlung ist.

Wenn ich nun dieses alles reiflich erwäge, so ist das Ergebniss solcher Erwägung folgende Ueberzeugung: ob einem Menschen in dem Punkte des Handelns das Sittliche, oder das Unsittliche, das gesetzlich Erlaubte, oder das strafgesetzlich Verbotene das Beste scheint, das hängt von dem Zustande des Körpers überhaupt, insbesondere von erblicher Anlage, von

der Harmonie, oder Disharmonie der Organe gegen einander, von der Stärke und Lebhaftigkeit des Gedächtnisses, von der ugendlichen Ausbildung des sittlichen Gefühles, von der erworbenen Fertigkeit der Foderung der Sittlichkeit die Foderungen der Sinnlichkeit unterzuordnen, oder von dem Mangel dieser Fertigkeit und vielleicht von gar vielen Dingen ab, von denen wir kaum eine dunkle Ahnung haben mögen.

So weit reicht die Beobachtung; wie stimmet nun mit dieser die heilige Schrift? — Der Apostel Paulus sagt: Das Gute, das ich will, das thue ich nicht, und das Böse, das ich nicht will, das thue ich. Vorausgesetzt, dass er den Menschen in dem Punkte des Handelns nicht als ein ganz willenloses Getriebe ansiehet, gehet aus dieser Stelle hervor, dass die Beobachtung seiner Selbst ihn gelehrt hat: es könne in dem Punkte des Handelns durch äussere oder innere unberechenbare Einwirkungen ein Wille erzeugt werden, der dem, dem Handeln vorhergehenden Willen gerade entgegengesetzt sei.

Kristus lehrt uns im Vaterunser beten: *Führe uns nicht in Versuchung.* Auch aus dieser Bitte gehet hervor, dass menschlich unabwendbare Einwirkungen unsern Willen nicht selten zum Bösen bestimmen. Hinge es immer von uns ab, diese den Willen bestimmenden Einwirkungen zu vermeiden, oder aufzuheben, so würde jene Bitte ja wahren Unsinn enthalten; sie müsste dann vielmehr lauten: Führe uns oft in Versuchung, damit wir als tüchtige Kämpen unsere sittliche Kraft und Gewandtheit recht oft bewähren können. Ich denke, Kristus wird aber die Natur des Menschen wol besser gekannt haben als unsere willensfreie Philosophen und Theologen; zum wenigsten da Petrus zu ihm sprach: Herr! ich bin bereit, mit dir ins Gefängniss und in den Tod zu gehen, antwortete er ihm: Petrus! ich sage dir, der Hahn wird heute nicht krähen, ehe denn du dreimahl verläugnet hast, dass du mich kennest. Es ist höchst unwahrscheinlich, dass er den guten Willen des Petrus, alles Missgeschick mit ihm zu theilen, bezweifelt habe, er hat aber wohl gewusst, dass der Wille des schwachen Menschen nur zu oft in dem Augenblicke des Handelns ein ganz anderer ist als vor dem Handeln, und dass Zeit und Umstände mit unwiderstehlicher Gewalt auf ihn einwirken.

Wie lautet nun die aus dem Gesagten hervorgehende Sittenlehre? — Wir sollen wol eine unsittliche Handlung missbilligen, sie als unsittlich anerkennen, aber nicht den Handelnden verdammen, das heisst, seinen sittlichen Werth überhaupt nach dieser Handlung abschätzig bestimmen.

Da die Juden Kristo eine Ehebrecherinn vorführten und ihn fragten, ob sie nicht nach dem Gesetze müsse gesteiniget werden, hat er sie anfänglich keiner Antwort gewürdiget, und da sie weiter in ihn gedrungen, ihnen einfältig gesagt: Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie. Nun sind die Juden weggegangen und haben die Frau allein stehen lassen. Zu der sagt Kristus, da er siehet, dass ihre Ankläger sie nicht verdammet haben: ich will dich auch nicht verdammen, gehe hin und sündige hinfort nicht mehr.

Also sollen wir auch bei Beurtheilung solcher Menschen, die sich grober Verbrechen schuldig gemacht, wohl bedenken, dass wir selbst bei weitem nicht immer der Stimme der Sitlichkeit Gehör geben, dass vielleicht bloss das eigene Zusammentreffen von äusseren Umständen, die doch nicht in unserer Gewalt standen, uns vor ähnlichen Verbrechen bewahret haben, und wir werden mit Kristo sprechen: ich will dich nicht verdammen.

Dieses ist nun die kristliche Ansicht über die Zurechnungsfähigkeit, und es ist eine rein menschliche, in der Natur des Menschen begründete, aus dem Gemüthe sich offenbarende.

Jetzt will ich aber auch die echt bürgerliche Ansicht über Zurechnungsfähigkeit dem Leser kürzlich vorlegen, und hier ebenfalls von der Beobachtung ausgehen, sehend, dass die Vertheidiger der Unzurechnungsfähigkeit der vermeintlichen Einirren schweigend von demselben Punkte ausgehen.

Da des Menschen Wille in dem Punkte des Handelns nur das wählen kann, was ihm das Beste scheinet, und es von gar vielen, durchaus nicht in seiner Gewalt stehenden Umständen abhängt, ob ihm das Sittliche, oder das Unsittliche in solchem Augenblicke das Beste scheinet, so muss er sich bei jeder ungesetzlichen Handlung in einem Zustande der Unfreiheit befinden, und es müssten nach diesen Ansichten, alle Verbrechen unbestraft bleiben.

Wollte man hier, in den einzelnen Fällen, die dem wählenden Verstande vorliegenden Gegebnisse hinsichtlich ihrer Vielheit und ihrer Lebendigkeit auf die Wage legen, und nach solcher Wägung die Fälle bestimmen, in denen der eine Mensch frei, der andere unfrei gehandelt, in denen also der eine zurechnungsfähig, der andere unzurechnungsfähig wäre, so würde man ein ganz übermenschliches Unternehmen beginnen, indem nicht selten solche Begebnisse auf die Wahl zwischen Sittlich und Unsittlich Einfluss haben, die in ferner Vergangenheit verborgen liegen, solche, die der Wählende selbst nie zur mittheilbaren Klarheit zu bringen im Stande ist, und die auch der untersuchende Arzt nie gehörig wird werthen können. Bestrafung, oder Freisprechung der Verbrecher würde also einzig von der plumperen oder gewandteren Sophistik des den geistigen Zustand des Verbrechers begutachtenden Arztes abhangen. Wollte man nun nicht den Kriminalgerichtshof zu einer sophistischen Glücksbude machen, so würde man sich wol genöthiget sehen, alle ohne Vorbedacht verübte Verbrechen, als im Zustande der Unfreiheit begangen, unbestraft zu lassen.

Mir scheint, haben wir nun einmahl diese Höhe billiger Gesinnung erklimmt, so verschwindet auch vor unserm Blicke der Unterschied zwischen vorbedachten und nichtvorbedachten Verbrechen, so grossen Werth auch die heutigen Kriminalisten noch darauf legen mögen. Beide unterscheiden sich bloss dadurch von einander, dass bei dem einen der Wille Böses zu thun dem Handeln lange vorhergehet, bei dem andern dieser in dem, dem Handeln nächstvorhergehenden Zeitpunkte erzeugt wird, weshalb ich ihn auch den gleichzeitigen genannt habe. Es ist also bloss der Zeitpunkt der Willenserzeugung, der hier den angeblichen Unterschied macht; und warum soll denn der in dem Zeitpunkte A erzeugte Wille das Verbrechen entschuldigen, den Verbrecher straffrei machen, und der in den Zeitpunkten *B C D* erzeugte Wille das Verbrechen erschweren, den Verbrecher an den Galgen bringen? Ich sehe davon wirklich keinen Grund. Betrachte ich aber diese Sache in Beziehung auf die Sicherheit der bürgerlichen Gesellschaft, so wird sie mir fast lächerlich. Der einzige Zweck bürgerlicher Strafen ist doch der, durch Tödten oder Einschliessen

der Verbrecher die Gesellschaft vor ähnlichen Verbrechen sicher zu stellen, und die Oeffentlichkeit der Strafe soll andre von Verbrechen abschrecken, und auch so die Gesellschaft sichern. Die Sicherheit der bürgerlichen Gesellschaft ist also der einzige Zweck aller Bestrafung, nicht Wiedervergeltung, wie etliche Kriminalisten behauptet.

Wollte man nur den bestrafen, der ein Verbrechen mit Vorbedacht begangen, das heisst, den, bei dem der Wille es zu begehen lange vor der ungesetzlichen Handlung sich erzeuget, und lassen den andern, bei dem der Wille erst in dem Augenblicke des Handelns entstanden, als Unfreien, als Einirren ungestraft laufen, so würde die Sicherheit der Gesellschaft durch solche Unterscheidung eine sehr schlechte Gewähr haben; denn wenn Euch, liebe Leser! jemand ein Auge aus dem Kopfe schlägt, oder er steckt euch das Haus in Brand, oder er tödtet Euch Frau und Kind, so wird Euch wol wenig daran gelegen sein, ob der Uebelthäter die Handlung ein Jahr vorher beschlossen, oder ob sie ihm erst in dem Augenblicke der Ausführung eingefallen. Ja durch die Bestrafung derer, welche Verbrechen mit Vorbedacht begangen und durch Freisprechen der angeblichen Einirren würde der bürgerlichen Gesellschaft die Sicherheit gerade am allerschlechtesten verbürget sein; denn durch solche einseitige Bestrafung würde die sorgfältige Verbergung des bösen Willens befördert werden. Das Dichten und Trachten jedes Verbrechers würde sein, sich, im Falle er ertappt würde, als Einirren darstellen zu können; die Vertheidigung der Advokaten, die gelehrte Begutachtung der Aerzte, und, in unserm Lande, die Oeffentlichkeit der gerichtlichen Verhandlung würden dann auch dieses treffliche Studium ungemein befördern. Wohin sollte das alles führen? Dahin, ohne Zweifel, dass kein ehrlicher Mensch seines Lebens und seiner Habe mehr sicher wäre.

Endlich ist wohl zu bedenken: da der bösen Handlung der Wille zum Grunde liegt, dem Willen das Urtheil, mithin die Wahl des scheinlich Besseren, so muss die Furcht vor Strafe, besonders vor der Todesstrafe mit zu den, dem Verstande vorliegenden Gegebnissen gerechnet werden, und diese Furcht wird, wo nicht immer, doch in vielen Fällen, den

Willen in dem Punkte des Handelns eher zum Guten als zum Bösen lenken, statt dass die Aussicht, ungestraft sündigen zu können, gerade das Gegentheil bewirken muss.

Alles wohl erwogen, kann man also als wahr annehmen, dass die Bestrafung aller Verbrechen, sowol der vorbedachten als der unvorbedachten (letzte mögen von den Aerzten der Monomanie zugeschrieben werden oder nicht), jedoch mit billiger Berücksichtigung der erkennbaren mildernden Umstände (nicht der phantastischen, ärztlich-sophistisch herbeigezerrten), die Sicherheit der Gesellschaft am besten befördert.

Nachdem ich nun die kristlich sittliche und bürgerliche Ansicht über Einirrheit und Unzurechnungsfähigkeit der Einirren von einander geschieden dem Leser vorgetragen und ganz unparteiisch bei beiden von unleugbarer Beobachtung ausgegangen bin; so wird jedem Unbefangenen der Grund, warum sich die Aerzte so übel in dieser Sache einen können, ohne meine Auslegung klar in die Augen fallen. Das vielbesprochene Problem ist nämlich einem höheren Problem untergeordnet und in diesem enthalten; so lange man also das höhere nicht gelöset hat, sind die Versuche, das untergeordnete zu lösen, nichtig, und laufen auf blosses schriftstellerisches Plänkeln hinaus. Das höhere Problem lautet also: ist die kristliche, oder wenn man lieber will, die rein menschliche Sittenlehre mit der jetzigen Einrichtung der bürgerlichen Gesellschaft, ins besondere mit dem peinlichen Rechte, zu einen? — Sobald diese Frage gründlich wird beantwortet sein, wird auch das Problem von der vermeintlichen Einirrheit und der Unzurechnungsfähigkeit der Einirren gelöset sein, oder es wird doch ohne Mühe können gelöset werden. Ich bitte also meine Herren Amtsgenossen, sich endlich einmahl an dieses höhere Problem zu machen und hier die vielgerühmte deutsche Gründlichkeit zu bewähren. Was mich betrifft, so bin ich schon zu alt, als dass ich es versuchen dürfte, diese etwas hartschalige Nuss aufzubeissen; darum reiche ich sie freundlich meinen rüstigeren Lesern.

Zum Schlusse bin ich aber noch mir selbst schuldig, mich bei meinen Lesern zu rechtfertigen. Es könnte nämlich einigen so vorkommen, als habe ich im Vorigen die von den Philo-

sophen und Theologen vielbesprochene Frage von der Willensfreiheit berühret, und selbst Neigung geäussert, Partei in dieser Sache zu nehmen. Ich ersuche sie aber höflich, von einem ehrlichen Praktiker nicht solch üble Gedanken zu hegen. Aufrichtig bekenne ich ihnen vielmehr, dass meinem schlichten Verstande die Erörterung über die Willensfreiheit eine sehr unweise zu sein scheint. Man mag das vielfach bezankte Ding Freiheit des Willens, oder sittliche Freiheit, oder das Vermögen, sich selbst unabhängig von den Foderungen des sinnlichen Triebes nach der höheren Foderung der Vernunft zu bestimmen, nennen, so läuft doch die ganze Erörterung, entkleidet von aller philosophischen Kunstsprache und ausgedrückt in verständlichem Deutsch, auf die Frage hinaus: ob man den Willen haben könne, zu wollen; diese Frage enthält aber leider schon wieder die neue Frage: ob man den Willen haben könne, zu wollen dass man wolle u. s. w. Der Verstand muss nothwendig bei dieser Untersuchung ins Grenzenlose fortlaufen, weil er nirgends einen Ruhepunkt findet. Nach diesem aufrichtigen Geständnisse werden die Leser schon einsehen, dass ich nicht die mindeste Anlage zum Philosophen habe, dass ich also im Vorigen, weit entfernt eine philosophische und theologische Streitfrage aufzurühren, bloss als Beobachter gesprochen.

Selbstmord.

Ueber diesen Gegenstand habe ich in meinem Leben mancherlei gelesen, bin aber wirklich so klug als hätte ich gar nichts darüber gelesen. Am merkwürdigsten ist mir die Besprechung gewesen: ob der Selbstmord von Schwäche oder von Stärke des Geistes zeuge; unwillkürlich fielen mir dabei die Worte ein, die Schiller den Wallenstein sagen lässt: D a s G e h i r n i s t w e i t, a b e r i m R a u m e s t o s s e n s i c h d i e D i n g e.

Ich denke, wenn jemand es für das Beste hält, sich umzubringen, so wird er sich umbringen, hält er es aber für das Beste, in der Welt zu bleiben, so kann er sich nicht tödten. Dass er nun aber den Selbstmord für das Beste hält, zu dieser Meinung kann er durch gar mancherlei Umstände gebracht

werden, die wir in den wenigsten Fällen erforschen, mithin auch nicht beurtheilen können.

Es ist wol keinem Zweifel unterworfen, dass krankhafte Affektionen der Bauchorgane, oder des Gehirns den Menschen zum Selbstmorde bringen können, aber es ist eben so wahr, dass sich Menschen umbringen, bei denen kein Arzt einen körperlich krankhaften Zustand irgend eines Organs nachzuweisen im Stande ist.

Es tödten sich Menschen, um dem Mangel oder der Schande zu entgehen. Bei manchen dieser Selbstmörder liegt unverkennbar der erste Keim dieser Handlung in ihrer Erziehung. Wäre ihr Ehrgefühl in der Jugend nicht überspannt worden, wären sie bei Brot und Wassersuppe gross gebracht, hätten sie früh mit der Hand ihren Unterhalt erworben, so würde sie später weder Furcht vor eingebildetem Mangel, noch vor eingebildeter Schande zum Selbstmorde gebracht haben. Ich habe aber auch Fälle erlebt, in denen kein Mensch die geringste, nahe oder ferne Veranlassung zum Selbstmorde nur mit einem Scheine von Wahrheit vermuthen konnte.

Da der Trieb der Selbsterhaltung der mächtigste in der Natur ist, so sollte man denken, nur ein Zusammentreffen von gar seltsamen, feindlichen Begebenheiten könne einen Menschen zum Selbstmörder machen; und doch erlebte ich den Fall bei einem geringen Manne, dass in einem Zeitraume von sechs oder acht Monaten die wärmste Anhänglichkeit an das Leben einem Lebensüberdrusse Platz machte, dessen Folge Selbstmord war. Da dieser Fall dem seelenkundigen Arzte bemerkenswerth sein mag, will ich ihn kürzlich erzählen.

Ein zwischen funfzig und sechzig Jahren alter, sich durch Tagelöhnern nährender, ordentlicher und fleissiger Mann liess mich eines Tages zu sich rufen, damit ich ihn von der Wassersucht befreien möchte. Ich fand, dass er an der Bauch- und Zellgewebewassersucht litt, und bedeutend geschwollen war. Es ergab sich bald, dass kein alter Organfehler dieser Wassersucht zum Grunde lag, sondern, dass sie von einer einfachen Nierenaffektion abhing, die er sich möglich durch Erkältung bei der Arbeit zugezogen. Durch *Tartarus boraxatus* stellte ich die gestörte Harnabsonderung wieder her, und so schritt

die Besserung regelmässig bis zur vollkommnen Heilung voran. Da aber in diesem Körper eine sehr grosse Menge Wasser stak, die auf dem gewöhnlichen Wege unmöglich in etlichen Tagen konnte entleeret werden, und es thörigt gewesen sein würde, die Entleerung durch Abzapfen und Schröpfen zu beschleunigen; so äusserte der Mensch, bei der sichtbaren täglichen Besserung, eine solche warme Anhänglichkeit an das Leben, eine solche alberne Furcht vor dem Sterben, dass ich fest darauf rechnen konnte, einen Bothen von ihm im Hause zu haben, wenn ich ihn, durch ausserstädtische Geschäfte behindert, auch nur einen einzigen Tag nicht gesehen hatte. Er genas vollkommen, ging wieder seiner Arbeit nach, und ich war wirklich froh, dieses lästigen Drängers los zu sein.

Sechs oder acht Monate nachher sehe ich einst auf der Strasse einen Zusammenlauf von Menschen, der sich nach einer kleinen, von geringen Leuten bewohnten Gasse hinziehet. Auf meine Frage, was es dort Neues gebe, wird mir die Antwort: es habe sich jemand erhängt, und das Gericht sei eben hingegangen, ihn zu besichtigen. Die Neugier treibt mich auch hin, und wen finde ich da erhängt? Niemand anders als den todesfürchtigen Gesellen, der mich etliche Monate früher so sehr geplagt hatte, ihn im Lande der Lebendigen zu halten. Ich war neugierig, ob irgend jemand ein besonderes Ereigniss als wahrscheinliche Veranlassung dieser ganz unerklärlichen That angeben könne. Der Entleibte hatte als Junggesell ohne Mitbewohner in seiner Hütte gelebt, mithin waren die Nachbaren die Einzigen, die mir hätten Auskunft geben können. Von diesen konnte ich aber nur das schlecht verbürgte Gerücht erkunden, dass ein böser Mensch dem armen Manne ein Ersparniss, welches man auf zehn bis funfzehn Thaler schätzte, gestohlen; diesen Verlust hiess es, müsse er sich wahrscheinlich so zu Herzen gezogen haben, dass er dadurch einen Widerwillen an dem Leben bekommen.

Eine wohl zu beachtende psychische Ursache des Selbstmordes ist das Lagern der Gedanken auf diesen Gegenstand; denn die Gedanken können sich auf denselben eben so fest lagern, als auf eine schöne Frau, und es ist alsdann schwierig, sie davon abzuziehen. Aber die wenigsten, die in einer solchen

Gedankenklemme leben, gestehen ihre Noth, sondern sie verbergen selbige vielmehr. Nur ein einziges Mahl habe ich das Geständniss eines Mannes aus der arbeitenden Klasse gehört, den mir ein Geistlicher zuschickte, in der Meinung, er leide an körperlicher Krankheit, welche aber nicht zu erkennen war. Dieser Mann bekannte mir unverhohlen, dass er sich des Gedankens, das Beste für ihn werde sein, sich aus der Welt zu schaffen, durchaus nicht erwehren könne; er martere ihn bei Tage und bei Nacht, in den Stunden der Arbeit und in denen der Ruhe. Ich liess den Geistlichen wissen, man müsse Acht auf den Menschen haben, denn die Erfahrung habe gelehrt, dass die, welche einmahl von diesem Gedanken besessen seien, ihn früher oder später zur Ausführung brächten. Meine Warnung ist aber fruchtlos gewesen, denn ungefähr drei Wochen nachher arbeitet der Mann im Holze, und nachdem er sein Tagewerk vollendet hat, erhängt er sich an den nächsten Baum.

Merkwürdig ist es, dass die Gedanken, wenn sie eine Zeit lang auf den Selbstmord geheftet gewesen sind, durch Zufall davon abgelenkt, Jahre lang davon entfernt bleiben, und dann sich wieder mit erneuerter Gewalt darauf lagern können.

Ich kannte hier im Lande einen ältlichen Baumeister, der in seinem Fache wol ein verständiger Mann sein mochte, denn er führte gute Gebäude auf; übrigens gehörte er zu denen, die, wie das Volk spricht, einen Strich, einen Schuss, einen Hieb haben. In den Dingen, die er aus Liebhaberei trieb, und die ich auch ein wenig beurtheilen konnte, hatte er es nicht zum Erträglichen gebracht. Er war auch Philosoph, Atheist, Materialist, und Gott weiss, was mehr; aber nichts, was er dachte und vorbrachte, war zur mittheilbaren Klarheit gereift. Bei dem allen hatte er zuweilen originelle Gedanken, und seine Art, sie einem unversehens wie einen Fangball zuzuwerfen, war noch origineller. Von einem seiner vertrauten Bekannten wusste ich, dass er schon mehrmahls den festen Vorsatz gefasst, sich zu morden, aber wunderbarer Weise in dem Augenblicke, wo er ihn zur Ausführung bringen wollte, durch andre Menschen daran behindert sei.

Eines Tages traf ich ihn bei einem meiner Freunde, und

wir geriethen mit einander in ein Gespräch über den Selbstmord. Da erzählte er mir ganz unbefangen und launig, dass er sich einmahl durch Kohlendunst habe ersticken wollen. Er sei lange mit dem Gedanken schwanger gegangen; da er aber zur Ausführung habe schreiten wollen, und um sicher zu gehen, einige nothwendige Vorbereitungen in seinem etwas undichten Zimmer gemacht, sei seine Hauswirthinn, die Verdacht geschöpft, zu ihm gekommen, habe ihm auf den Kopf zugesagt, dass er Böses beabsichtige, und habe so verständig und beweglich zu ihm gesprochen, dass er den Vorsatz, sich zu entleiben, ganz aufgegeben.

Können Sie es begreifen, sagte er zu mir, wie man so närrisch sein kann, sich selbst aus der Welt zu schaffen? was hat man Besseres als das Leben? und wenn man, wie ich, das Leben ohne Sorgen geniessen kann, so ist doch wol der grösste Unsinn, es als ein nichtsnütziges Ding wegzuwerfen. — So sprach dieser seltsame Kauz, und kaum zwei Jahre nachher hat er sich erschossen.

Es ist wol leicht einzusehen, dass das Lagern der Gedanken auf den Selbstmord ohne äussere Veranlassung nicht leicht Statt findet. Dieser Veranlassungen können viele sein, die schwerlich zu beschreiben und noch schwieriger zu vermeiden sein möchten. Einer Veranlassung muss ich aber erwähnen, nämlich des Aufenthaltes an einem Orte, wo schon ein Selbstmord begangen ist, denn hierauf gründet sich der Volksaberglaube von den unheimlichen Oertern. Es ist wol begreiflich, dass, wenn man sich einsam in einem Hause befindet, in dem sich jemand erhängt oder erschossen hat, man da auch eher an den Selbsmord denket, als an jeden anderen Gegenstand, gerade wie man in den Trümmern eines alten Bergschlosses unwillkürlich an stahlbewamms'te Raufer, an Wegelagerung und Burgverliess denkt. Freilich, dass der also erweckte Gedanke des Selbstmordes zum vorherrschenden, zum unverscheuchbaren werde, dazu gehört wol der Zusammenstoss mehrer Umstände; wäre er aber durch den unheimlichen Ort nicht zuerst geweckt worden, hätten ihn die nachherigen Umstände auch nicht festigen und reifen können. Wenn also der gemeine Mann den Aberglauben heget, dass der Teufel

an solchen unheimlichen Oertern Gewalt über den Menschen habe und ihn zum Selbstmorde nöthige, so ist dieser Aberglaube bloss eine in bildliche Form gehüllte Erfahrungswahrheit, die nur zu sehr in der Natur des Menschen begründet ist.

Folgenden merkwürdigen Fall hat mir ein vollkommen glaubhafter Mann, der hier wohnhafte Freiherr *Friedrich von Haeften* mitgetheilt. In seiner Jugend lag er, zugleich mit seinem Bruder, *W. v. Haeften,* in Wesel zur Besatzung, und beide Brüder waren damahls Lieutenants. Es stand einst ein kleines niedliches Haus zu miethen, welches, weil sich mehre Menschen darin entleibet, in Verruf gekommen und deshalb nicht gerade jedem anständig war. Da beide Brüder den Aberglauben des Volkes nicht theilten, so trugen sie kein Bedenken, dieses verrufene Haus mit ihren Soldatenburschen zu beziehen; die Burschen waren gesunde Leute und keine Spur von Trübsinn an ihnen zu bemerken. Eines Abends kommt der Erzähler spät von einer kleinen Lustreise heim. Die Dunkelheit der Fenster lässt ihn vermuthen, dass die Burschen sich schlafen gelegt, er schliesst also, da er den Hausschlüssel immer bei sich führt, die Thür auf, und tappet zu dem Orte hin, wo das Feuerzeug stehet. Kaum hat er aber die Kerze angezündet, so erblickt er den Burschen seines Bruders, einen ehrlichen Schweizer, erhängt unter der Treppe.

Ich habe gelesen, dass in unserer Zeit die Selbstmorde häufiger sein sollen als früher. Zwei ganz einfache Ursachen dieser Verschiedenheit zwischen jetzt und sonst sind ohne Zweifel die Zunahme der Bevölkerung und das Beispiel: andre Ursachen, die man angibt, will ich auf ihren Werth beruhen lassen.

Unter mehren Erhängten, die ich gesehen, haben drei mir es höchst wahrscheinlich gemacht, dass diese Todesart eine sehr gemächliche sein müsse; denn vorausgesetzt, dass bei diesen dreien der Vorsatz sich zu entleiben nicht so unerschütterlich gewesen, dass er selbst der Athemsnoth widerstanden, muss ich denken, dass in dem nämlichen Augenblicke, in welchem der Druck auf die äusseren Drosseladern geschiehet, auch alles Bewusstsein dahin ist. Ich fand sie nämlich in einer solchen Lage, dass es vollkommen von ihrer Willkür

abgehangen hatte, den Druck auf Drosseladern und Luftröhre aufzuheben. Der merkwürdigste unter diesen dreien war ein junger Mann, den man wegen Diebstahl einer silbernen Uhr in das hiesige Gefängniss gesetzet, und der sich in derselben Nacht getödtet. Kaum sollte man glauben, dass es möglich sei, sich auf so einfache Weise den Tod zu geben. Er hatte sein kattunenes Halstuch strickartig aber nichts weniger als fest zusammengedrehet, die Enden durch einen Knoten verbunden, diese Verbindung an die Angel des sehr niedrigen Fensters gehangen, und seinen Kopf durch das, keine Schlinge, sondern einen ganz einfachen weiten Kranz bildende Tuch gesteckt. Das Fenster war so niedrig, dass er, mit dem Rücken gegen dasselbe gekehret, aufrecht stehend unmöglich auch nur den geringsten Druck des Tuches auf Drosseladern oder Luftröhre bekommen konnte. Um diesen zu bewirken, hatte er sich nur ein wenig in die Knie sinken lassen, und so war das Leben dahin. Ich habe ihn noch ganz unberührt in der nämlichen Stellung gesehen, in der er sich gewürgt; er stand mit den Füssen auf dem Grunde, die Knie waren nur ein wenig gebogen, sein Gesicht war nicht aufgetrieben, seine Züge auf keine Weise entstellt, sondern vielmehr wundersam freundlich. Wahrscheinlich hatte der arme Jüngling die Uhr aus Hunger gestohlen, und sich gewürgt, um der Schande zu entgehen.

Der Leichtigkeit, sich durch einen geringen Druck auf die Drosseladern des Bewusstseins zu berauben, ist auch nur einzig folgender, höchstwahrscheinlich nicht beabsichtigte Selbstmord zuzuschreiben. Die Magd eines hiesigen Ackerbau treibenden Bürgers gehet eines Tages auf den Heuboden, und findet, zu ihrem grossen Schrecken, daselbst einen vierzehn- oder funfzehnjährigen Knaben, der als Beiläufer und Kuhjunge im Hause diente, erhängt. Sie macht Lärm, man holet ihn vom Söller herunter, aber er ist todt. Da dieser Junge, nach Aussage aller, die ihn kannten, ein gesunder, lebensfroher, neckischer Gesell war, der oft mit dem Dienstmädchen Spass trieb, und da er mit den Füssen auf dem Heu stehend, den Strick an ein Querholz der Dachsparren befestiget hatte; so ist höchst wahrscheinlich, dass er sich bloss in die Stellung eines Erhängten gebracht, um dem Dienstmädchen einen

Schrecken abzujagen, nicht um sich wirklich zu würgen. Der arme Junge hatte nicht bedacht, dass auch festgepacktes Heu mehr nachgibt als Holz oder Stein, und da durch das Gewicht des Körpers das Heu unter seinen Füssen ein wenig gesacket ist, hat ihm auch der Strick ein wenig die Drosseladern zusammengepresst, er hat das Bewusstsein verloren, und aus dem Spass ist Ernst geworden.

Materialismus der Aerzte.

Es ist nicht zu läugnen, dass man in unserem Stande mehr Materialisten findet als in allen andern Ständen der bürgerlichen Gesellschaft; aber nicht alle zum Materialismus neigende Aerzte sprechen ihre Meinung über diesen Gegenstand aus, und unter den aus Weltklugheit schweigenden wird wol die Mehrzahl in solchen bestehen, die das, was sie darüber gedacht, nicht zur mittheilbaren Klarheit erhoben haben.

Etwas ist mir bei allen materialistischen Aeusserungen, und auch noch bei der neusten ärztlichen, die ich gelesen, aufgefallen, nämlich, dass man die Unmöglichkeit, das Sein eines von dem Körper verschiedenen geistigen Wesens verstandesrecht zu beweisen, schweigend mit dem Nichtsein eines solchen Wesens verwechselt. Diese Begriffsvermischung kann wol in dem Kopfe eines Philosophen vorgehen; wie sie aber in dem Kopfe eines Arztes Statt haben kann, ist mir ganz unbegreiflich. Wir stossen ja bei Uebung der Heilkunst auf so manche Erscheinungen, welche wir nicht verstandesrecht erklären können, und deren Wirklichkeit wir doch glauben müssen, weil wir sie sehen; also sollten wir Aerzte doch wol am ersten begreifen, dass das Nichtsein einer Sache, und die Unmöglichkeit das Sein verstandhaft zu erklären oder zu beweisen, zwei ganz verschiedene Dinge sind.

Ich billige vollkommen die Meinung der Verständigern unserer Zeit, dass das Sein eines von dem Körper verschiedenen geistigen Wesens in uns, und dessen Fortdauer als Eigenwesen nach dem Tode des Leibes, bis jetzt noch nicht verstandesrecht bewiesen ist; ja ich gehe noch weiter, und behaupte, dass es nie verstandesrecht wird bewiesen werden.

Man hat von der früher emsig gesuchten Umwandlung der unedlen Metalle in Gold gesagt, dass, wenn diese Kunst je würde erfunden und bekannt werden, eine grosse Störung der bürgerlichen Verhältnisse durch solche Erfindung entstehen müsste. Ich glaube auch, dass man ganz richtig geurtheilt; zum wenigsten müssten alle Kapitalisten arme Leute werden, indem nur das Grundeigenthum Werth behalten könnte.

Diese Störung würde aber bei weitem der nicht zu vergleichen sein, die durch das Auffinden und durch die Verbreitung eines schlicht verstandesrechten Beweises der Unsterblichkeit der Seele müsste bewirkt werden. Ich spreche aber hier nicht von einem philosophisch verstandesrechten Beweise, denn was den Philosophen heute vollkommen verstandesrecht ist, ist ihnen vielleicht nach etlichen Jahren verstandeswidrig; sondern ich spreche von einem solchen Beweise, dessen Bündigkeit jedem gesunden, unverkünstelten Verstande einleuchtet, und der ihn wirklich überzeugt. Die Leser müssen sich aber wohl hüten, den überzeugenden Beweis mit dem dialektisch unwiderlegbaren zu verwechseln. Menschen von gesundem, unverkünsteltem Verstande haben die ehemaligen metaphysischen Beweise für die Unsterblichkeit der Seele wol gerade nicht dialektisch widerlegen können, aber sind sie deshalb durch selbige überzeugt worden? — Ich glaube, wie gesagt, dass das Auffinden und Verbreiten eines schlicht verstandesrechten Beweises der Unsterblichkeit der Seele nothwendig die ganze Menschenwelt umgestalten müsste; da aber das Verdeutlichen dieser meiner Meinung dem einen oder dem andern achtbaren Leser etwas anstössig sein könnte, überlasse ich lieber jedem, selbst darüber nachzudenken; und wer reiflich darüber nachgedacht, der wird mir beipflichten, dass unter den Dingen, die unser Verstand zu den Unmöglichkeiten zählet, eine künftige Bereisung des Mondes noch weit glaublicher ist, als ein künftiger verstandesrechter Beweis der Unsterblichkeit; ich zum wenigsten halte dafür, es möchte dem schwachen Erdbewohner noch weit eher vergönnt sein, die Raumgrenze dieses Wandelsternes zu überschreiten, als auf diesem Sterne eine neue Menschenwelt zu bilden.

Es ist ein alter Gebrauch, (ob er gut ist, will ich nicht

entscheiden) dass über das Dasein Gottes und über die Unsterblichkeit der Seele nur Philosophen und Theologen öffentlich sprechen, und dass der gesunde schlichte Verstand bloss die Rolle des schweigenden bescheidenen Zuhörers spielt. So könnten denn auch leicht meine Leser auf den Gedanken kommen, dass ich, da ich doch ausgemacht kein Philosoph sei, bei den zum Materialismus neigenden Amtsbrüdern den kirchlichen Bekehrer machen wolle. Ich erkläre ihnen also nur geradezu, dass ich, der Theologie gänzlich unkundig, bloss als schlichter Verstandesmensch sprechen werde, und damit sie sehen, dass ich hinsichtlich des ärztlichen Materialismus sehr billige Gedanken hege, räume ich ihnen gleich gutwillig Folgendes ein.

Da wir sehen, dass die geistigen Fähigkeiten mit der Ausbildung des Körpers sich ausbilden, mit seiner Abnahme abnehmen, durch arzeneiische oder selbstige Störungen des Körpers gestöret, und wieder durch Arzenei oder andere zufällige Einwirkung normal werden, so ist es sehr begreiflich, dass wir Aerzte geneigt sind, die geistigen Fähigkeiten des Menschen als das Ergebniss des künstlichen Körpergetriebes anzusehen, und dass die Meinung sich fast unwillkürlich bei uns einschleicht, der Mensch werde gleichzeitig mit der Zerstörung seines Leibes aufhören als Eigenwesen fortzuleben.

Das Fürchterliche, das Trostlose des Aufhörens unserer Eigenwesenheit beim Sterben ist, meines Erachtens, auch nur ein Hirnspuk schwachköpfiger Eiferer; es beruhet einzig darauf, dass sich die Menschen das Nichtsein sinnlich vorstellen wollen. Weil sie nun etwas wollen, was in sich selbst einen Widerspruch, also eine Unmöglichkeit enthält, so folgt, dass sie sich das Nichtsein vorstellen müssen, als ein ewiges Eingesperrtsein in einem engen dunklen Orte, geschieden auf immer von Licht und Freude, von Liebe und Freundschaft und allem Lebensgenusse. Nun freilich, das wäre fürchterlich genug, da würde einem die Zeit wol etwas lang werden. So schlimm ist es aber doch eigentlich nicht, denn jedenfalls würden wir doch nur sein (mit Hiob zu reden) wie die jungen Kinder, die das Licht nie gesehen haben.

Die gutgemeinten Wahrscheinlichmachungen der Unsterblich-

keit der Seele, welche einige ehrliche Leute aus ihren Beobachtungen ziehen wollen, möchten für uns Aerzte auch wol ziemlich nutzlos sein. Ich habe in meinem Leben mancherlei solcher Sachen gelesen, ohne dass ich sie, nach Art der Gelehrten, bestimmt nachweisen könnte. So viel ich mich erinnere, waren die vermeintlich wichtigsten Beobachtungen die: dass zuweilen das geistige Vermögen bei dem Verfalle des Körpers unverletzt bleibt, und dann, dass zuweilen, bei langer Störung des Denkvermögens, der Verstand kurz vor der Auflösung des Körpers ganz ungetrübt wieder hervorbricht. Die aus diesen Beobachtungen gezogenen Folgerungen für das Sein und die Unsterblichkeit der Seele übergehe ich, weil sie sich jeder leicht hinzudenken kann. Aber das bemerke ich nur: Wenn solche Wahrscheinlichmachungen für einen Nichtarzt erbaulich sein mögen, so taugen sie nicht für den Arzt. Was die erste Art der Beobachtungen betrifft, so sehen wir bei Uebung der Kunst weit öfter das Gegentheil, nämlich, dass das geistige Vermögen zugleich mit dem Körper abnimmt. Ja jene seltneren Fälle sind für uns nichts weniger als beweisend, denn wir wissen es, dass der Körper äusserst selten, oder vielleicht nie gleichmässig in allen Organen verschleisst. Bei dem Verfalle des ganzen Körpers kann die Verrichtung des einen oder des andern Organs unverletzt bleiben. So sah ich die geistigen Kräfte im hohen Alter bei gänzlich verschlissenem Körper ganz unverletzt, ich sah aber auch in andern Fällen die Sehkraft des Auges, oder die Verdauungskraft des Magens unverletzt; wollte ich nun in dem einen Falle aus den unverletzten Geisteskräften auf ein von dem Körper verschiedenes Wesen, eine Seele, schliessen, so müsste ich, wollte ich folgerichtig urtheilen, auch in den andern Fällen eine Augen- oder Magenseele annehmen.

Was aber die zweite Art der Beobachtungen betrifft, dass nämlich das lang gestörte Denkvermögen nahe vor der Auflösung des Körpers zuweilen ganz ungetrübt wieder hervortritt, so lautet es allerdings etwas dichterisch, dass bei dem gänzlichen Verfalle des Körpers die Psyche, deren irdische Fesseln noch nicht einmahl gebrochen, sondern nur gelockert sind, schon ihre Schwingen putzt, um bald gleich dem fabelhaften

Sonnenvogel verjüngt über der zerstörten Hülle empor zu schweben: allein, sehen wir Aerzte nicht die nämliche Erscheinung auch bei andern Organen? Der krankhafte Zustand mancher anderen Organe verschwindet nicht ganz selten bei dem abnehmenden Leben. So sah ich die den Arzeneien und den wundärztlichen Bemühungen unüberwindliche Zusammenziehung der Harnröhre nahe vor dem Tode sich selbst lösen, ich sah Nierensteine abgehen, ich sah den lange verstopften Speichelgang der Ohrendrüse sich öffnen. Es liegt bei solchen Erscheinungen ein allgemeineres Naturgesetz zum Grunde, und nur Mangel an Beobachtungsgabe, oder Mangel an Zeit und Gelegenheit den belebten Menschenleib zu beobachten, kann ehrliche Leute dazu bringen, durch vereinzelte, beim Gehirnorgane gemachte Beobachtungen die Meinung stützen zu wollen, dass das Denkvermögen ein von dem Körper verschiedenes geistiges Wesen sei, das den Körper überleben werde. Sollten wir Aerzte nun nicht, wenn wir solche Wahrscheinlichmachungen hören, am ersten auf den Gedanken kommen, es müsse gar windig um eine Sache aussehen, welche man mit solcherlei morschen Gründen stützen wolle?

Ich habe in meiner Jugend manches von der Immaterialität und Substanzialität der Seele, nebst den daraus gezogenen Folgerungen, gelesen, bekenne aber gern, dass mein Verstand keinen Beweis für die Unsterblichkeit der Seele darin finden konnte, sondern dass mir das Ganze wie ein nichtnütziges dialektisches Gaukelspiel vorkam. Da aber die Jungen damahls bei weitem noch nicht so anmassend waren als in unsern Tagen, so glaubte ich demüthig, ich sei noch zu dumm, die grosse Weisheit der Meister zu fassen, mit der Zeit würde ich schon zum besseren Verständniss gelangen.

Als ich die Hochschule bezog, fing die Kantische Philosophie an aufzublühen, und es entzündete sich ein Krieg zwischen Kantianer und Antikantianer. Am besten gefiel es mir, dass *Kant* die mir früher unverständlichen Beweise der Unsterblichkeit verwarf; jedoch gestehe ich, dass mir sein praktischer Beweis, oder der moralische Glaube damahls auch nicht ganz deutlich war. Was aus jener Zeit als Gesammteindruck

des allseitig Besprochenen in meinem Kopfe übergeblieben, kann ich gemächlich auf folgende zwei Punkte zurückführen.

Kant hat keinen verstandesrechten Beweis des Daseins Gottes und der Unsterblichkeit der Seele geben wollen.

Er hat nichts Fremdartiges in uns hineindemonstriren, sondern uns bloss darauf aufmerksam machen wollen, dass der Glaube an das Dasein Gottes und an die Unsterblichkeit in uns selbst liege, einzig aus unserer eigenen Sittlichkeit hervorgehen könne. Er hat also im Grunde nur eine philosophische Auslegung des biblischen Spruches gegeben: selig sind, die da reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.

Weil nun *Kants* moralischer Glaube etwas ist, was angeblich in jedem Menschen liegt, so bin ich, seit ich selbst mündig geworden, auf den Gedanken gekommen: der Weg der Beobachtung müsse uns am sichersten in dieser Sache zur Wahrheit führen.

Wir können aber, wie ich schon oben bemerkt, nur uns selbst beobachten, und die Geständnisse anderer hören, die sich ebenfalls selbst beobachtet haben. Hinsichtlich dieser Geständnisse ist nur zu bedenken, dass die wenigsten Menschen im Stande sind, ihre inneren Wahrnehmungen uns rein darzulegen; sie kleiden selbige vielmehr in ein sinnliches, oder, wenn man lieber will, kirchliches Gewand. Der Beobachter des geistigen Menschen muss sich nicht an dieses Gewand halten, sondern es vielmehr den Wahrnehmungen abstreifen, so werden sie nackt vor ihm stehen, und er wird auf diese Weise bei Menschen von allen kirchlichen Bekenntnissen und Sekten den Schatz seiner Beobachtungen bereichern können.

Vor Kurzem habe ich gelesen, (ich schreibe dieses im Anfange des Jahres 1832) dass Herr *H, Fichte* der Meinung ist: *Kants* praktischer Beweis beruhe auf einer groben Selbsttäuschung; man scheue sich aber dieses offen auszusprechen, um des bösen Namens willen, den man sich dadurch machen würde. Er glaubt, unsre Moralität habe mit der die Unsterblichkeit betreffenden Frage nicht das Geringste gemein.

Ich gebe es zu, wenn man den Kampf, in den die Sittlichkeit mit den oft seltsam verwickelten bürgerlichen Verhält-

nissen tritt, im Auge hat, so möchte man allerdings mit Hrn. F. zweifeln, ob hier die Bürgschaft eines künftigen Zustandes zu finden sei. Meines Erachtens müssen wir aber unsere Gedanken ganz von solchen, den Verstand verwirrenden Einzelheiten abziehen, und uns fragen: was ist Sittlichkeit? Diese Frage können wir am besten mit dem biblischen Spruche beantworten: die Liebe ist des ganzen Gesetzes Erfüllung.

Was nun die Liebe sei, das sagt uns am deutlichsten der Apostel Paulus, indem er uns die Eigenschaften der Liebe aufzählt. Er sagt: Die Liebe ist langmüthig und freundlich, die Liebe eifert nicht, die Liebe treibt nicht Muthwillen, sie blähet sich nicht, sie stellel sich nicht ungeberdig, sie suchet nicht das Ihre, sie lässt sich nicht erbittern, sie trachtet nicht nach Schaden, sie freuet sich nicht der Ungerechtigkeit, sie freuet sich aber der Wahrheit, sie verträgt alles, sie vertrauet alles, sie hoffet alles, sie duldet alles.

In dieser Liebe, die uns nicht von Theologen eingepprediget, nicht von Philosophen eindemonstrirt, sondern die Theil unseres geistigen Wesens ist, in dieser liegt der Glaube an eine höchste, ewige Liebe, die uns nicht verlassen, noch versäumen wird.

Wollten wir annehmen, die Liebe in uns und der Glaube an eine Urliebe würde durch den von achtbaren Denkern und schon früher von den Gottesläugnern angefochtenen und verworfenen Satz der Ursachlichkeit vermittelt, so würden wir uns nicht als unparteiische Beobachter bekunden. Wer sich selbst ohne vorgefasste Meinung beobachtet, der wird bald gewahr werden, dass die Liebe in ihm und der Glaube an die Urliebe eine Einheit ist, und dass sich kein Syllogismus zwischen beide schiebt. Auf der inneren Wahrnehmung dieser Einheit der Liebe und des Glaubens beruhet die von älteren und neueren kristlichen Mystikern, und unter den Aerzten von unserm ehrlichen Landsmanne *Crollius* besprochene Vereinigung des geistigen Menschen mit Gott. Jeder hat seine Wahrnehmung in ein ihm zusagendes sinnliches Kirchen-, oder Sektengewand gekleidet; die Wahrnehmung bleibt aber doch, entkleidet von diesem Gewande, eine und dieselbe.

Auch der Meinung der alten nichtkristlichen Philosophen:

dass der Mensch durch Befreiung von der Knechtschaft der Sinnlichkeit der Gottheit ähnlich oder gleich werde, liegt die innere Wahrnehmung der Einheit der Sittlichkeit und des Glaubens zum Grunde. Wie konnte der Gedanke der Gottähnlichkeit je in eines Menschen Kopfe geboren werden, wenn ihm nicht ein hohes, dem Verstande unerreichbares Musterbild der Sittlichkeit vorschwebte, und wenn nicht in diesem Erhabenen, Unbegriffenen der Glaube an ein künftiges Sein läge?

Ob wir nun diesen Glauben an eine Urliebe, in der die Bürgschaft unserer Fortdauer nach dem Tode beruhet, Vernunftoffenbarung, oder ob wir ihn Gefühl, Ahnung nennen, scheint mir ganz gleichgültig. Wie das physische Leben sich uns nur einzig im Kampfe feindlicher Gewalten offenbaret, so offenbaret in dem beschränkten Kreise dieses Erdenlebens auch die Liebe sich uns nur in und durch Widerstreit. Von einer nicht im Kampfe, sondern rein sich offenbarenden Liebe können wir nur einen verneinenden, einen uneigentlichen Begriff haben, und den nennen wir Gefühl, Ahnung, und insofern wir das Gefühlte, Geahnete als etwas Wahres, aber dem Verstande Unerreichbares, ansehen, nennen wir das Gefühl oder die Ahnung Glauben.

Wenn wir Aerzte den belebten Menschenleib beobachten, so beobachten wir ihn nicht bloss in dem ruhigen Gange des vollkommen gesundheitsgemässen Getriebes, sondern wir beobachten ihn in verschiedenen Zeiten, in verschiedenen Verhältnissen zur Aussenwelt; so erkläret das Eine das Andre, und unsre unvollkommne Kenntniss des belebten Menschenleibes, die auch wol immer unvollkommen bleiben wird, haben wir nicht einseitigen, sondern vielseitigen und vergleichenden Beobachtungen zu danken. Den nämlichen Weg müssen wir nun auch bei Beobachtungen des geistigen Menschen einschlagen.

In dem ruhigen Gange des täglichen Lebens sehen wir nicht das Einssein der Sittlichkeit mit dem Glauben, denn dem Menschen, war er nicht durch schlechte Erziehung oder durch andre widrige Umstände verwildert, ist das Rechthandeln zur Gewohnheit geworden, sein sittliches Gefühl wird nicht merkbar dabei aufgeregt. Wie aber den Körper zuweilen feindliche äussere Einwirkungen aufregen, so bestürmen auch feindliche

Schicksale das sittliche Gefühl. Das gemeinste, aber auch für den Beobachter das belehrendste, auf unser sittliches Gefühl feindlich einwirkende Schicksal, ist die Wahrscheinlichkeit oder die Gewissheit des Verlustes solcher Menschen, die wir recht von Herzen lieb haben.

Ich hatte schon in meiner Jugend bemerkt, dass die meisten Leute bei dem Tode ihrer Freunde den besten Glauben an Vorsehung und Unsterblichkeit äusserten; jedoch weiter nicht darüber nachgedacht, höchstens geglaubt, ein solch unangenehmer Verlust habe ihnen jene Religionswahrheiten einmahl wieder ins Gedächtniss gebracht. Da ich aber älter wurde und sah, dass selbst bei solchen Menschen, denen im gewöhnlichen Gange des Lebens die Religion eine ganz gleichgültige, des Nachdenkens kaum werthe Sache war, der Glaube an Vorsehung und Unsterblichkeit gerade beim Sterbebette der Ihren in seiner ganzen Stärke erwachte, so hätte ich wol sehr unverständig sein müssen, wenn ich nicht den scheinlichen Widerspruch, in welchem diese Beobachtung mit einer andern stehet, zu lösen versucht hätte.

Die andere Beobachtung, auf welche ich ziele, ist folgende. Die Einbildungskraft kann bei allen Menschen, aber freilich bei dem einen mehr als bei dem andern, aufgeregt werden, und sie können gar seltsame Dinge für wahr halten, sie können, wie der Ritter von der Mancha, Windmühlen für Riesen halten; aber so weit treiben sie doch nimmer den Aberwitz, dass, wenn ihnen die Windmühlen den Kopf zerschlagen, sie diese immer noch für Riesen halten.

Vor der Wirklichkeit verbleicht der Phantasie glühendstes Farbenspiel. Ein Jahr in der Ehe verlebt, macht das himmlische Wesen, das du anbetest, zur guten ehrlichen Hausfrau mit fraulichen Schwachheiten; ein Jahrzehend der heilkundigen Praxis streift dieser das Festgewand ab, mit dem sie dein jugendlicher Dichtertraum schmückte, und du befindest dich auf dem Wendepunkte, wo du entweder zur höheren Lyrik erhoben dein Geschäft zur Religion machen, oder untertauchen musst in der Gemeinheit.

Wäre nun der Glaube an Unsterblichkeit etwas der Phantasie von aussen Gegebenes, die Frucht einer schlecht ver-

bürgten Erzählung, dass du einst mit den Deinen an einem freundlichen Orte dich wiederfinden würdest, so möchten diese lieblichen Bilder sich wol dazu eignen, dich angenehm zu unterhalten, wenn du in Stunden der Musse, kosend an der Seite deiner Gattinn, im Kreise deiner Kinder sässest und das kräftige Leben aller dich umwehte. Aber wenn nun wirklich einmahl der Tod einen aus diesem heimlichen Kreise ergriffe, deine Gattinn, dein Kind daläge mit erloschenem Blicke, mit den stummen Zügen des Unbewusstseins, heimgefallen den feindlichen zerstörenden Gewalten der grossen Natur; würde da nicht die Kunde von einem künftigen Leben, von einer künftigen Wiedervereinigung, die einst in glücklichen Tagen deine Phantasie so lieblich aufregte, vor der grässlichen Wirklichkeit in Dunst zerfliessen? Wahrlich! sie würde in Nichts zerrinnen, und hätte auch vor mehren tausend Jahren die Gottheit selbst sie von allen Bergen des Erdkreises, wie einst das Gesetz vom Sinai, im Wetter verkündigt.

Warum verschwindet denn aber nicht der Glaube an diese frohe Mähr, gleich anderem der Phantasie gegebenen Bildwerke, vor der furchtbaren Wirklichkeit, warum verstärkt er sich vielmehr wo er schwach werden müsste? warum erglühet er wo er erstarren müsste? Deshalb, weil er kein Phantasiegebilde ist, weil er sich nicht auf geschichtliche Nachricht gründet, die der Verstand bezweifeln kann, sehend, dass die reine Wahrheit alles Geschehenen, selbst dessen, was in unsern Tagen sich zutrug, kaum auszumitteln und von der Unwahrheit zu scheiden ist; sondern weil er, dieser Glaube, vielmehr aus dem Menschen selbst hervorgehet, eine Einheit mit der Liebe ist, erglühet wo die Liebe erglühet, erkaltet wo die Liebe erkaltet.

Beobachtet einmahl, werthe Leser! die Scene, wo der Geistliche als Tröster der Leidtragenden auftritt. Fremdling in dem inneren Heiligthume des Menschengemüthes, verweiset er kühn als amtlicher Spender des himmlischen Trostes den schmerzhaft ergriffenen Leider auf ein künftiges Leben, auf ein künftiges Wiedersehen des entschwundenen Geliebten. Aber, wehe! der Schmerz des Unglücklichen, weit entfernt, durch solche Tröstungen sich zu beschwichtigen, wird vielmehr

heftiger aufgeregt, und die Thränen, die dadurch sollten gestillet werden, fliessen reichlicher. Warum das? — Weil der Schmerz aus der Liebe entstehet, Liebe und Glaube eine Einheit sind, durch Kräftigung des Glaubens die Liebe gesteigert wird und mit ihr der Schmerz. Den heftigen Schmerz, der uns beim Verluste unserer Freunde ergreift, stillet nur die Zeit und nur allein die Zeit; ihn durch Hinweisen auf eine künftige Welt, auf eine künftige Wiedervereinigung mildern wollen, ist eben so unweise als der Gedanke unweise sein würde, die aufgeregten Schlagadern durch vermehrte Aufregung des Herzens zu beruhigen.

Und ist vielleicht die Sterbekammer der einzige Ort, wo wir solche Beobachtungen machen können? Ach nein; sie ist bloss die Warte, von der wir am klarsten den Stern sehen, der uns den dunklen Pfad zum jenseitigen Lande des Friedens beleuchtet. Auch alle andre Aufregungen des sittlichen Gefühles, die uns entweder zu grossen Aufopferungen nöthigen, oder bei denen wir uns solcher Aufopferungen fähig halten, dringen uns den Glauben an eine Urliebe auf; und in diesem Glauben liegt ja einzig die Bürgschaft eines künftigen Seins. Es würde mich zu weit führen, wenn ich hier ins Einzelne gehen wollte, ich muss vielmehr diesen Gegenstand dem eigenen Beobachtungsgeiste des Lesers übergeben und kann mich nur darauf beschränken, seine Aufmerksamkeit auf einige Punkte zu richten.

Das Vergeben und Vergessen der Beleidigungen ist in manchen Fällen mit solcher Aufopferung des sinnlichen Menschen verbunden, dass man mit Recht diese Pflicht, die doch die Sittlichkeit von uns heischt, für die schwerste aller ihrer Foderungen halten muss. Das blosse Nichtahnden der Beleidigungen kann aus Stolz, aus Verachtung des Beleidigers, aus Weltklugheit Statt finden, und bei diesem Vorgange in unserem Inneren wird das sittliche Gefühl nicht aufgeregt.

Wenn aber allein die Liebe die empörten Leidenschaften, Hass, Rachsucht, Zornmuth gewältiget, und wir von dieser Gottesstimme in uns gemahnt dem Beleidiger verzeihen, dann wird diese Gewalt des sittlichen Gefühles zum Glauben an eine ewige, verzeihende, erbarmende Liebe; und ist dieser

Glaube wol ein anderer, als der an ein künftiges Sein und an ein künftiges Reich der Liebe? Auch die heilige Schrift, die mit Recht den Zunamen der Heiligen hat, weil sie uns das innere Heiligthum unseres eigenen Gemüthes besser enthüllet als irgend eine andre alte Urkunde, sagt uns deutlich, dass der Glaube an einen verzeihenden und erbarmenden Gott der Liebe einzig aus unserer eigenen Sittlichkeit hervorgehen könne; denn es heisst im Vaterunser: Vergib uns unsre Schuld, wie wir vergeben denen, die uns beleidigen. Nur theologische Sophistik könnte dieser einfachen und verständlichen Bitte eine andere Deutung geben.

Ferner erinnere ich den Leser an die Geschlechtsliebe, an die wundervolle Mischung von thierischem Triebe und von ausschliesslicher Hochschätzung des Sittlichen in dem anziehenden Gegenstande, bei welcher unverkennbar das Thierische durch die Sittlichkeit gemeistert wird. Hören wir die Menschen, welche je diese Liebe fühlten, hören wir sie vorzüglich in späteren Jahren, wo schon das jugendlich Abkreisende dem ruhigen Walten des Verstandes Platz gemacht, so werden sie uns bekennen, dass solch eine Liebe sie veredelte, dass sie der Wendepunkt war, wo der Geist von dem Irdischen und Gemeinen zu dem Himmlischen emporgehoben, wo der todte Glaube an Gott und Unsterblichkeit zum lebendigen wurde. Nach meiner Ansicht ist dieser Gottesglaube der Liebenden nichts Ausserordentliches, noch vielweniger etwas Lächerliches; denn die Liebe, man nenne ihre irdischen Artungen Geschlechtsliebe, Aeltern- oder Kindesliebe, Freundschaft, Menschen- oder Vaterlandsliebe, bleibt in allen diesen Artungen der Grundton menschlicher Sittlichkeit, und dessen kräftiger Anklang weckt für und für die höhere, überirdische Oktave, den Glauben.

Endlich komme ich noch auf eine Beobachtung, welche denjenigen meiner Leser, die mit mir gleichalterig, oder älter als ich sind, weit verständlicher sein wird als den jungen. Ich hatte schon in früheren Jahren bemerkt, dass die Menschen, wenn sie über die Funfzig hinaus sich den Sechzigen näherten, eine weit vorwaltendere Neigung zum Religiösen hatten als die Jungen. Ich schrieb das, ohne eben viel darüber nachzudenken, theils auf eine heimliche Abnahme ihrer Verstandes-

kräfte, auf eine davon abhangende Geistesträgheit, die lieber auf dem Ruhebette des Glaubens lagert als in den Irrgewinden der Zweifel umherschweift; theils glaubte ich auch, der Tod, der den Alten näher sei als den Jungen, mache sie bange um ihr künftiges Schicksal, und die Furcht verkläre die längst verbleichten Farben der höllischen und teuflischen Bilder, mit denen man im Kindesalter ihre Phantasie bestürmt.

Da ich aber nach gerade selbst alt wurde, und mich und meine gleichalterigen Bekannten ernsthafter musterte, sah ich gar bald die Nichtigkeit meiner jugendlichen Erklärung ein. Die geistigen Fähigkeiten, wenn sie nicht durch leibliche Krankheit geschwächt, oder durch Nichtgebrauch verstumpft sind, bleiben mindestens bis zum sechzigsten Jahre, aber häufiger noch sehr weit darüber hinaus ganz unverletzt, und die Thätigkeit des Geistes verstärkt sich weit eher als dass sie sich vermindern sollte. Was aber die grössere Nähe des Todes betrifft, so ist es ja nicht bloss eine alte Sage, sondern jeder siehet es vor seinen Augen, dass mehr Junge als Alte sterben.

Die Neigung der Alten zum Religiösen beruhet wahrlich auf einem ganz andern, und für den Beobachter des geistigen Menschen weit wichtigerem Grunde. Der Apostel Paulus sagt: Es ist ein Gesetz in meinen Gliedern, welches widerstreitet dem Gesetze in meinem Gemüth. Dieses Gesetz in unsern Gliedern sind, denke ich, die Leidenschaften, Stolz, Ehrgeiz, Zornmuth und wie die bösen Geister sonst noch heissen mögen, die den armen Menschen auf dieser irdischen Pilgerfahrt plagen. Mit diesen ist die Liebe, bald siegend, bald besiegt, in beständigem Kampfe.

Die Leidenschaften werden aber mit den zunehmenden Jahren schwächer; denn theils sind sie etwas rein Körperliches, als der Zornmuth und das aus dem Geschlechtstriebe entspringende Begehren, und diese nehmen, ohne unser Zuthun, mit der Zeit von selbst ab, theils beziehen sie sich auf bürgerliche Verhältnisse, als Neid, Stolz, Ehrgeiz, und diese beschwichtiget der Verstand, einsehend, dass der Abend des Lebens nicht mehr die Zeit ist, sie zu befriedigen. Ueberdies bringt, nach meiner Beobachtung, sowol die Unmöglichkeit die Leidenschaften zu befriedigen, als die wirkliche Befriedigung derselben

mit ihrer Folge der Uebersättigung auf die Dauer ein und dasselbe Ergebniss in dem Menschen hervor, nämlich, die Salomonische Ueberzeugung, dass alles eitel ist.

Wie nun mit den zunehmenden Jahren die Leidenschaften immer schwächer und schwächer werden, tritt in dem Gemüthe des Menschen die beeinträchtigte Liebe wieder siegend in ihre natürlichen Rechte, und gleich einer emsigen Schaffnerinn reinet und verklärt sie die lang entweihte heimische Stätte.

Glaubt Ihr, die Jugend sei die Zeit der Liebe? — Ihr seid wahrlich in grossem Irrthum befangen; die Jugend ist die Zeit der Leidenschaft, das Alter ist die Zeit der Liebe. Man nennet das Alter den Abend des Lebens; das ist eine gute bildliche Rede, aber, merkt wohl! — es ist nicht ein dunkler, stürmischer Abend, sondern ein stiller Abend, vom milden Mondschein der Liebe beglänzt; und wie das Licht des Mondes am Himmel der Abglanz der Sonne ist, so ist das milde Mondlicht der Liebe, das den Abend unseres Lebens beleuchtet, der Abglanz der ewigen Liebe.

In dunkler Nacht, wandelnd auf den Wogen des bewegten Meeres, sprach Kristus zu seinen erschrockenen Jüngern, die ihn für ein Gespenst hielten: Fürchtet euch nicht, Ich bin es. Auch uns, wenn die letzte Nacht anbricht, und wir den nahenden Tod erschrocken für ein Gespenst halten wollten, auch uns ruft die Liebe zu: Ich bin es, fürchtet euch nicht.

Vierter Abschnitt.

Heilmittel auf äussere Organe.

Diese Organe sind: Haut, Muskeln, Bänder, Knochen, Drüsen, Nerven- und Blutgefässstämme. Wenn ich sage, dass ich auf diese Organe wenig Heilmittel weiss, und dass ich mit den wenigen noch nicht im Reinen bin, nicht bestimmt sagen kann, sie wirken auf dieses oder jenes Organ heilend, so kann nur der meiner Leser dieses lächerlich finden, der nie über die Schwierigkeit, Eigenmittel auf die Organe zu finden, nachgedacht, der also nicht einsiehet, dass diese Schwierigkeiten sich gerade bei den äusseren Organen am grellsten herausstellen. Ich halte es für das Beste, zum wenigsten für das Rechtlichste, mein unvollkommnes Wissen, ohne ihm die schriftstellerische Schminke der Sicherheit anzustreichen, unvollkommen, wie es ist, dem Leser zu übergeben, damit der, der Liebhaberei und Gelegenheit dazu hat, es berichtige und vervollkommne.

Wir wollen von der Oberhaut anfangen. Zuerst ist es zuweilen schwierig zu sagen, ob die Krankheiten derselben Urleiden, oder consensuelle sind, ja bei manchen Ausschlagkrankheiten ist es zweifelhaft, ob scharfe Stoffe durch fehlerhafte Verdauung, oder durch fehlerhafte Harnabsonderung erzeugt, sich auf die Haut ablagern. Durch bittere gewürzhafte Kräutertränke siehet man häufig flechtenartige Hautausschläge vergehen. Ich bediene mich gewöhnlich des hier in grosser Menge wachsenden Fieberklees, setzte auch wol aus alter

Gewohnheit etwas Guajakholz und Sassafras hinzu. Ich habe grosse Neigung zu glauben, dass in den Fällen, wo diese und ähnliche Mittel Hautausschläge vertreiben, die auf die Haut abgelagerten Schärfen von einer fehlerhaften Verdauung herrühren. Wer kann aber so etwas mit Bestimmtheit behaupten?

Auch fehlerhafte Harnabsonderung, nicht sowol hinsichtlich der Menge, als wahrscheinlich hinsichtlich der Eigenschaften, kann die Ursache garstiger flechtenartiger Ausschläge sein. Den Grund, dass der innere Gebrauch des Kalkwassers bei solchen Ausschlägen so ausgezeichneten Nutzen schaffet, suche ich darin, dass das Kalkwasser ein ausgezeichnetes Nierenmittel ist. Ich glaube, dass es bei dem Milchschorfe der Kinder ein gutes Heilmittel sein würde, wenn man es jungen Kindern nur in der gehörigen Menge beibringen könnte; weil sich das aber nicht thun lässt, so habe ich auch keine Erfahrung darüber. Folgender Fall, den ich vor fünf und dreissig Jahren erlebte, wird, meiner Meinung, wol einige Wahrscheinlichkeit geben. Das Kind eines meiner Freunde bekam den Milchschorf. Ich that alles dagegen, was ich gelernt, das Gelernte half aber nicht, im Gegentheil, der Schorf griff, ausser dem Gesichte, auch einzelne Flecke des Rumpfes und der Glieder an. Endlich waren sowol die Aeltern, als ich selbst des vergebenen Arzeneiens müde, und wir dachten, das Uebel werde, wie bei den Kindern geringer Leute, die nichts Arzeneiisches dagegen gebrauchen, von selbst vergehen. Im Gesichte wurde er auch wirklich mit der Zeit minder und verschwand endlich ganz, aber an den Gliedern blieb er, bis das Kind fünf Jahre alt war. Nun fingen wir an, Sorge zu tragen, das Uebel möchte nie ganz vergehen; und da eine schorfige Jungfrau nicht sonderlich von den jungen Männern gesucht wird, so beschlossen wir einen neuen Heilversuch. Ich liess jetzt das Kind täglich vormittags einen Schoppen Kalkwasser mit Milch vermischt trinken. Dieses Mittel war das wahre; der Ausschlag wurde bald besser, und in Zeit von drei Monaten war er ganz verschwunden. Jedoch war die Natur an diese krankhafte Hautaussonderung schon so gewöhnt, dass das Mädchen wol vier Jahre nachher immer im Lenze zu dem Kalkwasser greifen musste, weil sich in dieser Jahrszeit wieder

Spuren des alten Ausschlages an den Gliedern, besonders an den Knien, zeigten.

Sublimatauflösung habe ich noch nie gegen den Milchschorf äusserlich gebraucht. In manchen Fällen bin ich mit Boraxauflösung zum Zwecke gekommen, in andern hat mich dieses Mittel in Stich gelassen. Vermuthend, nicht der Borax als Borax, sondern der geringe Ueberschuss des Natron in demselben möchte als neutralisirendes Mittel heilsam sein, versuchte ich eine schwache Auflösung von kohlensaurem Natro. Dieses schaffte den Ausschlag weg, allein die Epidermis wurde glatt, glänzend, spröde, und bekam Risse, so dass ich mich genöthiget sah, Fett einreiben zu lassen, um dieser Sprödigkeit der neuen Oberhaut zu begegnen. In folgenden Fällen verband ich das Natron gleich mit Fett, liess einen Skrupel getrocknetes fein gepulvertes kohlensaures Natron mit einer halben Unze Schmalz zusammenreiben und damit ein paarmahl tags sanft die Haut schmieren. Dadurch verschwand der Ausschlag und die neue Oberhaut bekam keine Risse. Begreiflich muss man aber, bevor man schmieret, die Krusten abweichen lassen, denn was man auf die Krusten schmieret, wird wol wenig Wirkung auf die Haut äussern.

Unter den wohlhabenden Bürgern siehet man wenig Kinder mit dem Milchschorfe, der gemeine Mann verlangt aber nicht die Hülfe des Arztes gegen diesen Ausschlag; man hat also, verhältlich zu andern Uebeln, wenig Gelegenheit Erfahrungen in dieser Sache zu machen. In Fällen, wo ich das besagte Mittel gebraucht, habe ich mich von seiner Wirksamkeit überzeugt, bin aber übrigens nicht darauf ausgegangen, mir milchschorfige Kinder zum Experimentiren zu verschaffen.

Gegen den gewöhnlichen ausgefahrnen Kopf der Kinder habe in den inneren Gebrauch des Kalkwassers mit Milch besonders heilsam befunden. Zuerst heilet der Ausschlag, und dann verschwinden bei dem fortgesetzten Gebrauche die angelaufenen Drüsen am Halse.

Was ich aber vom Milchschorfe gesagt, gilt auch von diesem Ausschlage. Man wird nur von reichen Leuten, die gern arzeneien, deshalb angesprochen, und auch gewöhnlich von diesen nur, wenn das Uebel schlimm ist, die Kinder ein

ungesundes Ansehen und den Hals voll geschwollener Drüsen haben. Die Wirkung des Kalkwassers auf den Ausschlag ist aber zuweilen so überraschend schnell, dass einst eine Frau, die eben nicht zu den unverständigen gehört, sich geradezu weigerte, ihr Töchterchen das Kalkwasser weiter nehmen zu lassen, weil sie es in ihrem Kopfe nicht reimen konnte, dass eine so schnelle Heilung des Ausschlages ohne Nachtheil der Gesundheit Statt finden könne; ich hatte gegen diesen fraulichen Obstand nichts einzuwenden, denn da ich selbst die persönliche Freiheit liebe, gönne ich sie auch andern.

Das Vorurtheil der Menschen, dass der ausgefahrene Kopf der Kinder und der Milchschorf gesund, und es schädlich sei, ihn zu heilen, rührt ohne Zweifel aus der alten Welt von den Aerzten her. Da nun beide Uebel nicht gerade tödtlich sind, sondern in den meisten Fällen nach und nach von selbst vergehen, so haben sich die alten Vorurtheile leicht unter dem Volke erhalten können, und werden sich auch noch sehr lange erhalten. Dem jungen Arzte, der Lust haben möchte sie zu bekämpfen, lege ich Folgendes ans Herz. Bekanntlich ist die Sterblichkeit unter den Kindern gross, und diese Ordnung der Natur haben wir bis jetzt noch nicht aufheben können, wiewohl ich zulasse, dass sie durch die Kuhpockenimpfung etwas verändert sein mag. Wenn nun ein Kind, dem wir den Milchschorf oder den ausgefahrenen Kopf geheilt, hintennach an irgend einem Uebel stirbt, so kann die Mutter sich allerlei Grillen in den Kopf setzen; sie kann denken, das Erkranken und Sterben des Kindes sei Folge des geheilten, oder, wie sich das Volk ausdrückt, vertriebenen Ausschlages. Nun ist es aber eine missliche Sache, wenn sich Frauen solche Grillen in den Kopf setzen; die eine ist stark genug, selbige mit der Zeit zu gewältigen, die andre trägt sich lange damit, und sie wirken feindlich auf ihren Geist und Körper. Es ist also offenbar, dass es sich bei der Heilung der besprochenen Uebel nicht sowol darum handelt, den Volksvorurtheilen dreist entgegenzutreten, als vielmehr der Schwäche weiblicher Gemüther zu schonen.

Was mich betrifft, so habe ich in meinem Wirkungskreise viele Vorurtheile gegen die Heilkunst mit Stumpf und Stiel

ausgerottet, mich nie um die verkehrten Urtheile unverständiger Menschen bekümmert; aber vor dem besprochenen Vorurtheile habe ich immer eine heilige Scheu gehabt, nie den Versuch gemacht, es zu bekämpfen, jedoch es auch nie bekräftiget. Wenn mich die Mütter auffodern, ihre Kinder zu heilen, so thue ich es, denn diese Auffoderung macht es mir wahrscheinlich, dass sie das Vorurtheil des Volkes nicht theilen; übrigens biete ich, selbst in den Häusern, wo ich Arzt bin, nie meine Hülfe gegen die besprochenen Uebel an, noch vielweniger suche ich die Leute zum Arzeneien zu überreden.

Es ist mir höchst wahrscheinlich, dass einige Ausschläge bei Kindern und Erwachsenen saure Schärfe absondern, und dass der äussere Gebrauch alkalischer Mittel deshalb heilsam ist. Die Untersuchung durch Lackmuspapier ist aber unsicher, vorausgesetzt, dass der Ausschlag nicht so viel Feuchtigkeit absondert, dass man das Lackmuspapier damit benässen kann. Ist man genöthiget es auf den Ausschlag zu binden, und es eine Zeitlang darauf liegen zu lassen, so muss die Röthung desselben eine schlechte Erkenntniss der chemischen Eigenschaft der Ausschlagsfeuchtigkeit geben, weil die Hautausdünstung an sich das Lackmuspapier röthet.

Vor ungefähr zwei Jahren habe ich eine Erfahrung über den äusseren Gebrauch der kohlensauren Bittersalzerde bei einer kleinen, hartnäckigen, allen Mitteln widerstehenden Flechte gemacht. Eine zwischen vierzig und funfzig Jahr alte Frau bekam diese an der linken Seite des Gesichtes zwischen Wange und Nase, und obgleich die Frau nicht eitel war, so schien ihr doch die Entstellung ihres Gesichtes etwas unangenehm zu sein. Ich habe fünf Jahre lang alle mir bekannte äussere Mittel, mit Ausschluss des Höllensteines und Aetzsteines, vergebens versucht. Der Sublimat leistete gar nichts, eben so wenig andere Quecksilberpräparate, oder die Verbindung desselben mit Blei. Von dem schwefelsaurem Kupfer sah ich anfangs Besserung, gar bald wies es sich aber aus, dass die Besserung nur scheinbar gewesen. Die neue glatte Oberhaut, die sich auf den Gebrauch des Mittels erzeugte, wurde in einigen Tageu wieder rauh und borkig.

So oft ich die Frau sah, und das war oft, weil sie eine

grosse Haushaltung hatte, in der man häufig der Hülfe des Arztes bedurfte, sagte sie, wenn ich das Nöthige beschickt: denken Sie auch einmahl an mich, machen Sie, dass ich das garstige Ding aus dem Gesichte loswerde. Nach vielen vergebenen Heilversuchen gestand ich ihr mehr als einmahl, dass ich nichts mehr wisse, als entweder die garstige Stelle wegzuätzen, oder den ganzen kranken Hautfleck auszuschneiden; zum Aetzen wolle ich nicht rathen, weil man für die Folgen nicht stehen könne, aber das Ausschneiden scheine mir eine sichere Hülfe, und die dadurch verursachte Narbe würde sie bestimmt weniger misskleiden als die ekelhafte Flechte. Sie wollte sich aber zu dieser Schnittheilung nicht verstehen, und der Ringelreim einer solchen Unterhaltung war immer: denken Sie noch einmahl über die Sache nach, Sie finden gewiss noch etwas, was mir hilft. Ich habe hintennach fast glauben müssen, dass die Frau in prophetischem Geiste gesprochen. Eines Tages, als ich das alte Lied wieder hörte, kam ich auf folgenden Gedanken: Ich liess die Kruste abweichen, und nicht bloss die kranke Hautstelle, sondern auch den ganzen Umkreis derselben mit kohlensaurer Magnesia bestreuen, und diese mit dem Finger sanft einreiben. Dieses Mittel war nun das wahre Heilmittel. Die Kruste wurde täglich abgeweicht und Magnesia eingerieben. Bei dieser Behandlung wurde die Kruste immer dünner und die Wiedererzeugung derselben hörte endlich ganz auf. Die neue Oberhaut war aber etwas hart und trocken. Gegen diese verdächtige Eigenschaft wendete ich kein anderes Mittel an, sondern hielt mich einzig an die Bittersalzerde; so ist das halsstarrige Ding ganz verschwunden und der kranke Hautfleck wieder eben so weich und gesund als das übrige Gesicht. Die Zeit, innerhalb welcher die Heilung geschah, war zwei Monate; das ist für ein Uebel, welches fünf Jahre gewährt, nicht zu lang. Seit der Zeit ist mir nun noch ein erwachsenes Mädchen geringer Leute in den Wurf gekommen, welches an mehren Orten des Gesichtes nässende Flechten hatte, die gerade aussahen wie Milchschorf, jedoch nicht aus der Kindheit herstammten, sondern sich erst in der Zeit der Mannbarkeit erzeuget hatten. Bei diesen that die Magnesia ähnliche Heildienste. Hier waren die Flechten nicht bloss

örtlich, sondern die ganze Gesichtshaut war krank, darum brachen sie auch, ein paar Mahl geheilt, an einem andern Orte des Gesichtes wieder aus. Ich konnte das Mädchen anfangs übel dazu bringen, das ganze Gesicht einzureiben, mir schien, als sträube sich ihre jungfräuliche Eitelkeit gegen diese Leichenschminkung. Wer aber ein solch ekelhaftes Uebel hat, der muss, kommt es aufs Heilen an, nicht eitel sein. Sie hat es auch gar bald begriffen, dass die Haut ihres ganzen Gesichtes erkrankt, der Bittersalzerde bedürfe, und nun gelangte sie zur Heilung*).

Dieses sind die zwei einzigen Fälle, in denen ich bis im Jahr 1832 die Magnesia gebraucht. Möglich ist es, dass das von mir bis jetzt wenig Erprobte dem einen oder dem andern Arzte von unerwartetem Nutzen ist, und manchem Frauengesichte zur Verschönerung gereicht.

Denen, die da Lust haben möchten, weitere Versuche zu machen, muss ich noch sagen, dass ich bei der Frau, bei der ich die Magnesia heilend gebrauchte, schon früher eine Auflösung des Natrons vergebens versucht. Daraus könnte man schliessen, dass die Heilung nicht bloss der Neutralisirung saurer Schärfe zuzuschreiben sei; ich glaube aber, dass diese Folgerung etwas voreilig sein möchte. Das kohlensaure Natron wirkt auf die gesunde Haut zwar nicht feindlich, es kann aber auf eine kranke gar wol feindlich wirken. Waschen wir nun die kranke Haut mit einer Auflösung des Natrons, so wird der Theil des Natrons, der die ausgesonderte Säure neutralisirt, nicht feindlich auf die kranke Haut wirken, aber wol der Theil, der nichts mehr zu neutralisiren findet. Da nun die Menge der Säure, die zur Zeit der Natronanwendung ausgesondert ist, unmöglich kann bestimmt werden, eben so wenig der Zeitraum innerhalb dessen allmählig eine neue Menge abgesondert wird, so ist es auch unmöglich, die Natronauflösung

---

*) Etwas dahin Beziehliches findet man bei *Petrus Forestus. Schol. obs.* 5. *lib.* 5. *Obs. chirurg.* Hier sagt er: *Pro Serpigine puerorum, maxime faciem occupante, hoc arcanum proponam. Creta pulverizetur, et misceatur cum succo sempervivi ad crassitiem linimenti, quo locus inungatur: statim exsiccat serpiginem et phlyctaenas. Eo remedio diu ante nos chirurgus quidam Delphensis commode in pueris utebatur.*

so zuzurichten, sie so oft oder so selten anzuwenden, dass gerade nur die ausgesonderte Säure neutralisirt werde, das Natron aber nicht als Natron dynamisch feindlich auf die kranke Haut wirke, und so das wieder verderbe, was es als neutralisirendes Mittel gut gemacht.

Die Bittersalzerde hingegen neutralisirt eben so gut die Säure auf der Haut, als Natron oder Kali; das auf die Haut gebrachte Zuviel derselben wirkt aber nicht dynamisch feindlich auf dieselbe, sondern es liegt als ein gleichgültiger Körper da, bereit, unablässig jede Spur neuerzeugter Säure zu tilgen. Man hat also, wenn man bei Ausschlagskrankheiten chemisch wirken will, in der Magnesia ein zuverlässiges Mittel, mit dem man rein chemische Versuche machen kann. Vom Natro oder Kali kann man dieses nicht behaupten; denn wo sie heilen, möchte es zuweilen zweifelhaft sein, ob sie chemisch oder dynamisch gewirkt.

Von der Krätze ist bei meiner Lebzeit so viel geschrieben, es sind so manche Mittel dagegen angerühmt, dass ich es für ganz überflüssig halte, dem Leser meine Erfahrungen mitzutheilen. Zweierlei werde ich nur kürzlich anmerken.

Dass die Sublimatauflösung den Ausbruch der Krätze anfänglich befördere, und dann die ausgebrochenen Pusteln heile, auch die verborgene Krätze sichtbar mache, worauf uns unser Veteran *von Wedekind* aufmerksam gemacht, ist wichtig, nicht sowol für die bürgerliche Praxis (wiewol es uns auch da zuweilen trefflich zu Statten kommt), als vielmehr für die Praxis unter eingelagerten Soldaten. Gewöhnlich werden nur die wirklich Krätzigen ins Siechenhaus geschickt, die der Ansteckung Verdächtigen bleiben aber bei den Bürgern, bis die Krätzpusteln bei ihnen ausbrechen. In der Zeit haben sie wieder andere Kriegesgefährten oder Bürger angesteckt, und man braucht sich also nicht zu wundern, dass die Krätze in einer solchen Gegend unglaublich um sich greift. Wenn *v. Wedekinds* Erfahrung sich bewährte, würde man ja der Verbreitung der Krätze bei eingelagerten Soldaten dadurch am besten vorkommen, dass man nicht bloss die wirklich Krätzigen ins Siechenhaus schickte, sondern die Verdächtigen, die, welche, wenn gleich nur kurze Zeit, bei Krätzigen geschlafen, oder

sonst in naher Berührung mit ihnen gewesen gleich absonderte und durch Sublimatwaschung auf die Probe stellte. Begreiflich müssten aber die angesteckten Bürger auch ihr Bestes thun, selbst von dem Uebel zu kommen, und die durch Krätzgift verunreinigten Betten den gesunden Soldaten nicht wieder unterlegen. Federbetten sind in Häusern, wo schon Krätzige gelegen, höchst verdächtig, und müssten gar nicht gestattet werden; die gründliche Reinigung derselben ist mit vielen Umständen verbunden, und der Bürger gehet nicht leicht dazu über; reine Betttücher geben allein schlechte Gewähr. Ein reiner Strohsack und frisch gewaschene Decken sind in solcher Zeit das sicherste Lager für den Soldaten.

Was nun die Sublimatauflösung als Krätzwaschung betrifft, so lasse ich gewöhnlich eine halbe Drachme Sublimat und eben so viel Salmiak in einem Pfunde Wasser auflösen; es lässt sich aber hinsichtlich des Gebrauches dieser Auflösung nicht wol eine allgemeine Vorschrift geben, denn der eine hat eine sehr reizbare Haut, der andere eine minder reizbare, der eine benässet die Haut sanft mit der Auflösung, der andere scheuert sie tüchtig damit. So kommt es denn, dass bei dem einen Kranken das täglich einmahlige Waschen die Krätze gar bald vertreibt, bei dem andern sie von Tage zu Tage schlimmer macht. Letztes hat mich einmahl in meiner Jugend so verblüfft, dass ich die Sublimatauflösung, welche mir ein Münsterscher Universitätsfreund, als *C. L. Hoffmanns* gewöhnliches Krätzmittel empfohlen, für lange Zeit fahren liess. Da ich aber mit der Zeit die Wirkung des Sublimats besser kennen lernte, war mir jene abschreckende Verschlimmerung erklärlich. Die gar zu ofte Anwendung des Sublimats bei äusseren Entzündungen, weit entfernt Nutzen zu schaffen, vermehrt vielmehr sichtlich das Uebel, welches er heilen soll. Z. B. die chronische Entzündung der Mundhöhle ist zuweilen nur durch Sublimat zu heilen. Lässt man mit einer schwachen Auflösung von einem halben Gran auf die Unze Wasser alle Abend vor Schlafengehen einmahl den Mund spülen, so siehet man die Entzündung schnell vergehen, zuweilen ist nur eine, zuweilen sind zwei oder drei Spülungen nöthig. Lässt man nun aber mit der nämlichen Auflösung drei- oder viermahl tags spülen,

so macht man den Mund weit eher schlimmer als besser. Also kann man auch die Krätze in manchen Fällen weit besser heben, wenn man nur um den andern Tag mit der Sublimatauflösung waschen lässt, als wenn man es alle Tage thut. Vorzüglich rathe ich diese andertägige Waschung bei solchen Menschen, welche schon vergebens manche nichtsnützige Mittel gebraucht haben, und der Krätze ganz überdrüssig sind; denn diese scheuern sich in ihrem Ueberdrusse die Haut so derb, dass, wenn man sie mehr als um den andern Tag waschen lässt, die Heilung dadurch verzögert wird.

Ich stelle jetzt die Frage auf: Ist die Beobachtung *Wedekinds*, dass die Sublimatwaschung anfänglich die Krätzpusteln zu Tage fördert und sie darauf heilt, neu oder alt? Mir als Praktiker ist es freilich ganz gleichgültig, ob eine gute mir brauchbare Beobachtung neu oder alt ist, darum habe ich auch keine Schriftsteller deshalb nachgesehen. Da ich aber jene Beobachtung las, tauchte eine dunkle Erinnerung in meinem Kopfe auf, dass ich die nämliche schon früher irgendwo müsse gelesen haben; eine ziemliche Zeit nachher fand ich den Schriftsteller zufällig wieder, in welchem sie enthalten ist. Das Buch hat den Titel: *D. Alexii Pedemontani de secretis libri septem.* Die vierte Auflage der lateinischen Uebersetzung, welche ich habe, ist zu Basel im Jahre 1603 gedruckt, also muss die italiänische Urschrift wahrscheinlich aus dem letzten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts sein. Die auf die Heilung der Krätze durch Sublimat sich beziehende Stelle lautet also:

Partes scabi affectae alternis diebus semel laventur et per se siccari permittantur. Cum vero tertio partes lotae fuerint, videbis, primam et secundam lotionem omnem scabiem foras extraxisse, tertiam vero partes exsiccasse sanasseque. Quare ad scabiem remedium melius faciliusque non erit, praesertim cum neque unguentis foetidis, neque balneis, neque purgationibus, ut communiter omnes facere solent, opus sit. Haec etiam aqua cuti candorem conciliat, atque cum omnes humores vitiosos, salsos et putridos a profundo corpore extrahat, verisimile quoque est, eam ad morbum gallicum, podagram aliaque hujusmodi permulta vim habere etc.

Es könnte aber ein Spötter es höchst lächerlich finden,

ja es den Aerzten zur grossen Schande anrechnen, dass, da von dem angeführten Buche, allein in lateinischer Uebersetzung, zum wenigsten vier Auflagen, also wahrscheinlich noch ein paar Italiänische verbreitet sind, die Aerzte nicht längst auf den, jedem gesunden Verstande ganz nahe liegenden Gedanken gefallen seien, die Sublimatwaschung als Erkennungsmittel des verborgenen Krätzgiftes zu gebrauchen, und dass noch im neunzehnten Jahrhundert ein achtbarer Schriftsteller genöthiget gewesen, uns die krätzaustreibende Kraft des Sublimats zu lehren, und uns aufmerksam zu machen, dass derselbe gerade durch diese Kraft das beste Erkennungsmittel des in der Haut verborgenen, noch nicht durch Pusteln sich offenbarenden Krätzgiftes sei. Was lässt sich nun zu diesem Pasquill sagen? Nichts, gar nichts, denn es enthält nicht Spott ausschliesslich auf unsern ärztlichen Verstand, sondern es enthält Spott auf den menschlichen Verstand überhaupt.

Es ist heut zu Tage jedem bekannt, weil es im Conversations-Lexicon stehet, dass man die älteste bestimmte Nachricht über die Zusammensetzung des Schiesspulvers beim *Albertus Magnus* findet; aber es ist wenigeren bekannt (weil es nicht im Conversations-Lexicon stehet), dass *Albertus Magnus* und die, welche sein Buch gelesen, schon damahls, im dreizehnten Jahrhundert, Racketen aus dem Schiesspulver zu machen verstanden*). Wie nahe lag nun den Leuten damahliger Zeit der Gedanke des Feuergewehrs, und wie lange hat es dennoch gewähret, ehe sie darauf gefallen sind! Der menschliche Verstand ist überhaupt etwas übersichtig, wir sehen das am

---

*) Der neugierigen Leser wegen, die nicht wissen, dass *Albertus Magnus* Racketen zu machen verstand, will ich die Stelle ausschreiben.

Ignis volans.

Accipe libram unam sulphuris, libras duas carbonum salicis, libras sex salis petrosi: quae tria subtilissime terantur in lapide marmoreo. Postea aliquid posterius, ad libitum, in tunica de papyro, volante vel tonitruum faciente ponatur.

Tunica ad volandum debet esse longa, gracilis, pulvere illo optime plena: ad faciendum vero tonitruum, brevis, grossa et semiplena.

De mirabilibus mundi auf der letzten Seite.

wenigsten, was vor unsern Füssen liegt, und so wird es auch wol bleiben, bis ans Ende der Welt.

Das Zweite, was ich von der Krätze zu sagen habe, betrifft folgende Kleinigkeit. Ich hatte einst beim *Thomas Willis* gelesen: man könne die Krätze am besten dadurch heilen, dass man die Krätzigen ein Hemde tragen liesse, welches in Wasser mit Schwefel gekocht und dann getrocknet wäre. Ich fand hernach, dass bei jungen Kindern, deren reizbare Haut durch allerlei Salben nicht hatte gesunden können, der trockne Schwefel am besten Hülfe leistete. Ich lasse aber nicht, wie *Willis*, dass Hemde mit Schwefel kochen, sondern bloss die innere Seite desselben und der Strümpfe mit trockenem Schwefel tüchtig einreiben, auch wol, wenn die Hände sehr angegriffen sind, geschwefelte leinene Fausthandschuh anziehen. Ueberhaupt ist der Schwefel in trockener Gestalt ein sehr wohlthätiges Mittel.

Was er in allen Entzündungen und Ausschlägen der Haut leisten mag, kann ich freilich nicht wissen, denn wenn ich die Leute, des blossen Versuches wegen, um jede Kleinigkeit mit Schwefel verstinken wollte, würden sie wol denken, ich habe den Verstand verloren; ich wende ihn aber mit grossem Nutzen in manchen chronischen Hautentzündungen und Ausschlägen an, die andern Mitteln widerstehen, und deren Hartnäckigkeit seinen etwas unangenehmen Gebrauch rechtfertiget. Ursprünglich habe ich die Anwendung dieses einfachen Mittels in meiner Jugend einem alten *Medico-chirurgo* abgesehen, der mit selbigem zuweilen chronische Entzündungen heilte, die seine jüngeren, sich für weit gelehrter haltenden Kollegen nicht hatten heilen können. Folgende zwei Fälle scheinen mir, ihrer Seltsamkeit wegen, der Erzählung werth.

Ein junges Fräulein, dem ich schon ein paar Jahr früher nässende Flechten durch den äusseren Gebrauch des essigsauren Zinks geheilet hatte, bekam abermahls ein Hautübel, welches ich besser beschreiben, als schulrecht benamen kann. Es bestand in Flecken verschiedener Grösse, die mehr auf den Gliedern als auf dem Rumpfe sassen, der grösste mochte einen ungefähren Umfang von drei Zoll Breite und viertehalb bis vier Zoll Länge haben. Ich kann das Ansehen derselben dem

Leser ganz deutlich beschreiben, wenn ich sage, dass sie auf den ersten Blick von wunden Hautstellen, die ihrer Epidermis durch Blasenpflaster beraubet sind, nicht zu unterscheiden waren. Bei näherer Beschauung wurde man bloss den kleinen Unterschied gewahr, dass die wunde Fläche unebener und dunkeler roth war, als die Fläche der Blasenpflasterwundungen. Aus den kranken Stellen wurde eine, wahrscheinlich scharfe Feuchtigkeit ausgesondert, denn das Fräulein hatte starkes Jucken, konnte sich aber nicht kratzen, weil es ihr schmerzhaft war, mit den Nägeln die geschundenen Stellen zu berühren. Gegen diese Hautkrankheit, der man wol nur ganz missbräuchlich den Namen Flechte beilegen könnte, habe ich mehre Mittel vergebens gebraucht, nicht ahnend, dass sie so hartnäckig sein würde. Endlich half der Schwefel. Ich liess die wunden Stellen täglich etlichemahl mit präzipitirtem Schwefel pudern, da heilten sie in gar kurzer Zeit. Erst hörte das Jucken und das Ausschwitzen der scharfen Feuchtigkeit auf, dann erzeugte sich eine neue gesunde Oberhaut. Dass ich aber noch eine Zeitlang fortpudern liess, und dass das Fräulein durch den unlustigen Schwefelgeruch von dem Pudern nicht abgeschreckt wurde, werden die Leser auch ohne weitere Versicherung glauben.

Der zweite bemerkenswerthe Fall ist folgender. Das Fräulein v. W. hatte in guter Gesellschaft zum Vergnügen eine Rheinreise gemacht, und wahrscheinlich in einem unreinen Bette geschlafen. Da sie nach Hause kam, äusserte sich bei ihr eine Hautkrankheit, welche ich nicht gut unter eine krankheitslehrige Kategorie bringen, sie also bloss dem Leser beschreiben kann. Es waren handgrosse, schwächröthliche Flecken ohne umschriebene Grenzen, die Röthe derselben war so schwach, dass man genau zusehen musste, um sie zu erkennen; die Grenze, wo sie mit der gesunden Haut zusammenflossen, war ganz unerkennbar. Hier und da auf den Flecken sah die Oberhaut etwas geschrumpelt aus, gerade als ob sie an einem harten Körper gerieben wäre. Die kleinen Schrumpeln waren aber nicht roth, sondern weisslich. Auch dieses war jedoch so gering, dass ich es nicht würde bemerkt haben, wenn das Fräulein selbst mich nicht darauf aufmerksam gemacht hätte.

Das war nun alles, was ich mit meinen Augen von dieser Hautkrankheit erkennen konnte, und die Leser werden mir zugeben, dass es etwas sehr Geringes und Unbedeutendes ist. Das Gefühl des Fräuleins sprach aber ganz anders von diesem anscheinend unbedeutenden Hautübel. Sie fühlte nämlich ein solch lästiges Schreinen, dass sie, die wahrlich nicht zu den quasigen Mädchen gehörte, sehr daran litt, und mich dringend bat, sie davon bald zu befreien. Ansteckend musste dieses Hautübel auch wol sein, denn das Kammermädchen, welches die Rheinreise nicht mitgemacht, fing einige Zeit nach der Zurückkunft des Fräuleins an, über ähnliche Beschwerden zu klagen.

Nicht wissend, was ich aus dieser Hautkrankheit eigentlich machen sollte, hielt ich es für das Beste, mit dem mildesten Hautmittel versuchsweise zu beginnen, und liess das Fräulein sich mit einer Boraxauflösung waschen. Da nun eine gesättigte Boraxauflösung nicht einmahl im Auge beisst, wer hätte denken sollen, dass sie feindlich auf diese kranke Haut wirken würde? Was ich aber nicht vermuthen konnte, geschah wirklich; der Borax vermehrte nicht bloss das Gefühl des Schreinens, sondern steigerte es zum Gefühle des unerträglichen Brennens, so, dass das Fräulein schlaflose Nächte dadurch hatte.

Bei dieser ganz ungewöhnlichen Reizbarkeit der Haut hielt ich es für unweise, schärfere Mittel zu versuchen, liess also etwas präzipitirten Schwefel in ein Läppchen Nesseltuch binden, und damit die Haut mehrmahls tags pudern. Dieses Mittel schaffte bald Linderung, und innerhalb zehn Tage war das Uebel gehoben. Das Kammermädchen genas auf die nämliche Weise.

Ich komme jetzt auf die trockenen aromatischen Kräuter, ein in der Chirurgie bekanntes Mittel gegen chronische Hautentzündung, welches aber von manchen jungen Amtsgenossen so sehr vernachlässiget wird, dass die Erfahrenen mir eine Erinnerung daran nicht übel deuten werden. Dieses würzige Luftbad leistet bei manchen chronischen Hautentzündungen mehr als alle andere Mittel, und ist wol durch nichts zu ersetzen. Ich bediene mich aus alter Gewohnheit der *Specierum*

resolventium, und lasse die Kräuter entweder in Leinwand gehüllet, oder unverhüllet auf die Haut legen. Die Art der Entzündung, auch der Ort derselben, bestimmt die Art der Anwendung. Sind wunde Stellen, aufgefahrene Blattern auf der entzünndeten Haut, so verursacht der Druck der nackten Kräuter Schmerz, den muss man vermeiden und die Kräuter in Leinwand hüllen.

Ob in der Zusammensetzung der *Specierum resolventium* eine besondere Heimlichkeit stecke, kann ich nicht sagen, bezweifle es aber, weil in den Apothekerbüchern bedeutende Abweichungen der Zusammensetzung vorkommen. Bekanntlich sind diese nämlichen *Species*, mit erwärmtem Wein geweicht (nicht gekocht), sehr heilsam bei Quetschungen. Was nun diese Wirkung betrifft, so weiss ich wol, dass ein altes Hausmittel, welches ich schon als Knabe gekannt, der Majoran mit warmem Wein, bei Quetschungen alles leistet, was man von den *Spec. resol.* erwarten kann. Möglich ist es also, dass auch die *Spec. resol.*, als würziges Luftbad gebraucht, durch jenes Kraut oder durch ein anderes einfaches könnten ersetzt werden*).

Ferner erinnere ich meine jüngeren Leser an das altmodische *Pulvis contra Erysipelas*. Auch dieses ist bei chronischen Hautentzündungen nicht zu verachten. Ich habe einzelne Fälle beobachtet, dass Menschen, welche gegen chronische Hautentzündung der Füsse gar manche Mittel vergebens gebraucht, bloss durch das Pudern mit Rosenpulver geheilt wurden.

Es siehet etwas wunderlich aus, wenn ein *Medicus*, oder *Medico-chirurgus*, jemandem einen Theil der Apotheke vergebens in den Leib geschickt, und ihm einen anderen Theil eben so vergebens von aussen darauf gelegt hat, dann ein Laie in der Kunst, ein Einfältiger zu dem Kranken spricht:

*) Jetzt, im Jahre 1836, habe ich durch mehre Versuche die Ueberzeugung gewonnen, dass der blosse Majoran alles leistet, was man von den *Spec. resolv.* erwarten kann, ja wol noch mehr. Auf meinen Rath hat ihn ein Wundarzt in einem sehr ernsthaften Falle auf die Probe gestellt, und das Kraut hat so gute Dienste geleistet, dass ich fast zweifle, ob der Mann je wieder *Spec. resolv.* verschreiben wird.

wirf deine Arzenei, deine Wässer, Kräuter und Salben zum Henker, lass dir in der Apotheke für ein paar Groschen Rosenpulver holen, und pudere dich damit, — und wenn dann der Zweigroschen-Rath des Einfältigen besser hilft als die doktoralischen oder medizinalräthlichen lateinischen Rezepte. Den Leuten fällt gar leicht bei solcher Gelegenheit der ketzerische Gedanke ein: dass wir uns auf der Hochschule den Kopf toll studiren, und von ihr zu übersichtigen Narren gebildet werden. Darum, werthe Leser, lasst uns auch solche altmodische und einfältige Mittel nicht verachten, die den langen Gebrauch für sich haben, damit wir nicht einmal von unstudirten Leuten am Krankenbette überflügelt werden.

Das ohne Branntwein destillirte Bittermandelwasser ist auch ein gar treffliches Mittel bei Hautentzündungen, man kann damit sehr peinliche beschwichtigen. Dass es aber von den Aerzten Preussischer Lande wenig zu diesem Zwecke gebraucht werde, ist mir deshalb wahrscheinlich, weil es nicht in dem *Dispensatorio* aufgenommen ist. Das darin enthaltene hat einen starken Zusatz von Weingeist, und passt deshalb so wenig bei Augenentzündungen als bei Entzündungen der Haut. Jeder kann sich freilich in seinem Wohnorte ein ungeistiges von dem Apotheker bereiten lassen; soll er aber an einem entfernteren Orte verordnen, so sitzt er in der Klemme.

In der Zusammensetzung des Quecksilbers und des Bleies steckt eine besondere heimliche Heilkraft, theils bei chronischer Entzündung der Haut, theils bei hartnäckigen flechtenartigen Ausschlägen. Der gewesene Apotheker Herr B*, der die wundervolle Heilung, die ein Französischer Wundarzt bei einem hartnäckigen Flechtenausschlage dadurch bewerkstelligte, beobachtet hatte, machte mich vor mehr denn zwanzig Jahren auf diese Mischung aufmerksam. Die Verordnung des Franzosen lautete also: ℞ *Mercurii praecipitati albi* ʒi *Plumbi carbonici, axungiae porci aa* ℥ß m. Ich habe wirklich garstige örtliche Flechten mit dieser Mischung geheilt, ohne jedoch streng das angegebene Verhältniss zwischen Blei und Quecksilber zu beobachten, indem ich in einzelnen Fällen dieses Verhältniss so abänderte, wie es mir der vermuthliche Grad krankhafter Reizbarkeit der Haut zu erfodern schien. Wenn ich aber

Flechten damit geheilet habe, die dem äusseren Gebrauche des Sublimats widerstanden hatten, so habe ich auch wiederum durch Sublimat solche geheilet, bei denen ich jene Mischung vergebens gebraucht hatte. Auch bei hartnäckigen Hautgeschwüren habe ich es zuweilen heilend angewendet, denn übe ich gleich die Wundarzeneikunst nicht, so kann ich doch in einzelnen Fällen es den Leuten nicht abschlagen, ihnen einen Rath zu geben, wenn sie den Beistand des nächsten Wundarztes vergebens in Anspruch genommen, und ihre Vermögensumstände ihnen nicht erlauben, einen entfernten zu berufen.

Von andern äusserlichen Mitteln, die bei der erkrankten Oberhaut mit gutem Nutzen gebraucht werden, als vom essigsauren Blei, schwefelsaurem Zinke und von dem Wundwasser will ich nichts sagen, weil Aerzte und Wundärzte sie täglich anwenden; nur von zwei weniger gebrauchten Mitteln sei es mir erlaubt, noch ein Wort zu sagen.

Den essigsauren Zink habe ich, ehe ich ihn als Gehirnmittel kannte, schon als treffliches Heilmittel bei Hautentzündungen gekannt. Ich sah einst, dass ein Französischer Militärwundarzt gegen Entzündung eine Mischung von Bleiwasser und schwefelsaurer Zinkauflösung verschrieb, welche ausnehmend gute Dienste leistete. Ich erinnerte mich bei der Gelegenheit, dass einer meiner universitätischen Meister die nämliche Mischung als Augenwasser besonders gerühmt habe. Da nun in dieser Zusammensetzung eine doppelte Wahlverwandschaft Statt finden muss, durch welche sich essigsaurer Zink und schwefelsaures Blei bildet, ich aber dem unauflöslichen schwefelsauren Bleie unmöglich die Heilkraft zuschreiben konnte, so liess ich mir einen reinen essigsauren Zink bereiten, und fand, dass er eben so treffliche Dienste leiste als jene Mischung. Merkwürdig ist es, dass dieses Zinksalz die venerischen Schanker, es mögen örtliche, oder symptomatische sein, weit besser wegschafft als irgend ein Quecksilbermittel. Man muss ihn aber zu dem Zwecke in stärkerer Auflösung geben als gegen gewöhnliche Entzündungen. Ein Skrupel auf jede Unze Wasser ist bei Schankern meine gewöhnliche Gabe. Ein Wundarzt, dem ich diese Erfahrung mitgetheilt, hat behauptet, dass er mit einer gesättigteren Auflösung noch schneller geheilet habe.

Ich bin aber, nachdem ich mich von der Wirksamkeit dieses Mittels hinlänglich überzeugt hatte, einst seltsam überrascht worden, da ich auf Fälle stiess, in denen es gänzlich unwirksam war. Diese Fälle haben mich fast zum Anhänger der *Hahnemannischen* Meinung gemacht: dass es in der Natur ein zweifaches venerisches Gift gebe. Folgende Beobachtung theile ich dem Leser mit, ausdrücklich jedoch erklärend, dass ich zu wenig Erfahrung in dieser Krankheit habe, um aus den Beobachtungen Folgerungen für oder wider die Wahrscheinlichkeit der *Hahnemannischen* Meinung ziehen zu können.

In hiesiger Stadt und in der Umgegend von zwei, drei Wegstunden, ja wol noch weiter von hier, ist die venerische Krankheit nicht zu Hause. Was man davon einzeln siehet, ist gewöhnlich von *Cleve* oder von *Nymwegen* eingeschleppt. Nun hat es sich aber einst begeben, dass ein fremdes Weib in eine, ein paar Schuss Weges von der Stadt gelegene grosse Branntweinbrennerei unter irgend einem nichtigen Vorwande gekommen ist, ihren Leib feil zu bieten. Die Arbeiter, welche gewöhnlich nachmittags vom Branntweine etwas schweimelig sind, und dann nicht recht zum Ueberlegen geschickt sein mögen, hatten sich wahrscheinlich mit diesem Weibe abgegeben, waren zum wenigsten angesteckt, und steckten hernach, da sie verheirathet waren, ihre Frauen an. Ich habe mehre von diesen Leuten behandelt, allein vom essigsauren Zink bei den Schankern keinen Nutzen gesehen. Der innere Gebrauch des Quecksilbers leistete aber auch nichts. Ein Theil derselben, den ich behandelt, hatte sich schon früher den Wundärzten anvertrauet und von diesen vergebens theils Sublimat, theils versüsstes Quecksilber bekommen. Einem andern Theile, der sich gleich an mich wendete, gab ich eben so vergebens das Hahnemannsche schwarze Oxyd, oder den rothen Präzipitat. Endlich fand ich Heil in einer Mischung aus oxydirtem Kupfer und dem Hahnemannischen Quecksilber. — Da nun alle diese Leute und die von ihnen hintennach angesteckt wurden aus einem und dem nämlichen Glückstopfe ihr Loos gezogen, so hat mich der grosse Unterschied, der zwischen dieser Krankheit und der, welche ich sonst gesehen, auf den Gedanken gebracht, ob Herr *Hahnemann* auch wol hinsichtlich der Doppelheit des

venerischen Giftes Recht haben könne? Wie wenig übrigens die venerische Krankheit in hiesiger Gegend unter dem geringen Volke bekannt sei, erhellet aus folgender Kleinigkeit, die gewiss manchen Aerzten lächerlich vorkommen muss. Weil die Krankheit ursprünglich aus der Branntweinbrennerei, die auf einem Gehöft, Thomashof genannt, arbeitet, hervorgegangen war, so kannte sie das Volk nur unter dem Namen der Thomasenqual. Nun, sie war freilich eine grosse Qual für arme Leute, die mit ihrer Hände Arbeit das Brot verdienen mussten.

Von dieser Abschweifung kehre ich wieder zu den Hautmitteln zurück. — Von einer Auflösung des Kochsalzes habe ich zuweilen bei Flechten ausgezeichneten Nutzen gesehen. Es ist ein Mittel, dessen Heilwirkung unter dem Volke zwar nicht allgemein bekannt ist, das sich aber, als Hausmittel gegen gewisse äusserliche Uebel, unter demselben wahrscheinlich seit undenklicher Zeit erhalten hat. Ich habe einmahl gesehen, dass ein Herr von einer in der flachen Hand sitzenden trocknen, sehr lästigen Flechte, gegen welche Quecksilbereinreibungen fruchtlos gewesen, und gegen welche ein sehr erfahrener Wundarzt eben so erfolglos den Chlorkalk gerathen, bloss durch den äusseren Gebrauch einer gesättigten Kochsalzauflösung befreiet wurde. In neuer Zeit hat man den äusseren Gebrauch des Kochsalzes, theils in See-, theils in Sohlbädern hervorgehoben. Es wäre zu wünschen, dass die deutschen Aerzte das einmahl mit Aufmerksamkeit läsen, was der deutsche Arzt von *Hohenheim* über den äusserlichen Gebrauch des Kochsalzes sagt. Vielleicht würden manche etwas günstigere Gedanken von dem Erfahrungswissen desselben bekommen als sie jetzt haben mögen.

Das ist nun alles, was ich in der Kürze über die Mittel sagen kann, die auf die sichtbar erkrankte Epidermis heilend einwirken. Was die Auswahl des einen oder des andern in dem Einzelfalle betrifft, so habe ich, seit ich Arzt gewesen, ja selbst zu der Zeit, da ich die Heilkunst erlernte, beobachtet, dass Männer, denen ich gesunden Verstand, Bekanntschaft mit dem Erfahrungsgesammtwissen unserer Kunst, und durch Alter und Uebung erworbene Fertigkeit, ihr Wissen auf den Einzel-

fall anzuwenden, nicht absprechen konnte, allerdings in manchen Fällen gleich im ersten Griffe das wahre Heilmittel auswählten, in anderen Fällen aber das wahre nicht trafen, sondern sich genöthiget fanden, ein, zwei, ja mehre Mittel zu versuchen, ehe sie das wahrhaft heilende trafen. Da ich nun bis jetzt auch noch nicht weiter in diesem Punkte gekommen bin, so trage ich kein Bedenken zu gestehen, dass ich die Epidermis für ein eigensinniges Ding halte, welches sich zuweilen übel unsern ärztlichen Ansichten fügen will; wir müssen ihm also seinen Willen thun, und wenn ein Mittel nicht helfen will, ein anderes versuchen. Wer hintennach, wenn er ein Uebel geheilt hat, gelehrt darüber schwatzen oder schreiben will, der thue es; ich darf es nicht thun, denn ich muss als praktischer Schriftsteller eine unbedingte Ehrlichkeit beobachten.

Zum Ueberflusse, vielleicht auch manchem Leser zum Ekel, erinnere ich an den schon mehrmals wiederholten Spruch: dass die Krankheit der Epidermis, so gut als die Krankheit aller anderen Organe, auch zuweilen Affektion des Gesammtorganismus sein kann, welche sich bloss auf der Oberhaut sinnlich darstellet, und dass, wenn man auf diese Sache nicht achtet, man ganz vergebens die besten Mittel anwenden wird.

Ja es kann auch möglich sein, dass eine Krankheit der Epidermis von einer eigenen, unbekannten Dyskrasie der Säfte abhängt, und einzig deshalb unheilbar ist, weil wir kein Mittel auf diese Dyskrasie wissen. So habe ich eine alte Jungfrau gekannt, die von einem garstigen, nässenden Flechtenausschlage, der vorzüglich Nase und Wangen einnahm, auch hier und da auf den Gliedmassen lagerte, so übel geschändet war, dass niemand sie ohne Ekel und Grauen ansehen konnte. Diese, seit mehr denn vierzig Jahren damit behaftet, hatte in der Zeit den Rath mehrer Aerzte, aber jederzeit verständiger und erfahrener Männer gebraucht, ohne dass ihr einer hätte helfen können. Auch ich habe zuletzt noch vergebens meine Kunst daran verschwendet. Die Jungfrau ist, trotz dieser Dyskrasie der Säfte, zu einem ordentlichen Alter gelangt, denn sie ist vor zwei Jahren, den Siebzigen sehr nahe, am Schlagwechselfieber gestorben.

Ich machte einst die Bekanntschaft einer Edelfrau, die

besuchsweise sich in hiesiger Gegend aufhielt. Sie hatte eine verhärtete und aufgetriebene Unterkinnladendrüse, eine kleine nässende Flechte auf einer Wange und mehre auf dem behaarten Theile des Kopfes. Diese Frau hat nun in ihrer residenzstädtischen Heimath alles gethan, um von dem Uebelstande zu kommen, aber alles vergebens; auch das Seebad, dem sie nahe genug ist, war vergebens gebraucht. Mit Zwischenzeiten von mehren Jahren habe ich sie viermahl gesehen, aber jedesmahl hatte das Uebel zugenommen. Einst, da sie sich in hiesiger Gegend befand, wurde sie von dem damahls herrschenden Gehirnfieber ergriffen, und ich musste sie heilen. Ich war neugierig, welchen Einfluss das Fieber auf den garstigen Ausschlag haben würde. Es hatte aber wirklich gar keinen darauf, so wenig als die Dyskrasie der Säfte einen Einfluss auf das Fieber hatte; dieses liess sich bei ihr eben so gut heilen, als bei jedem andern früher gesunden Menschen.

Wollte man geradezu behaupten, dass die von einer solchen unbekannten Dyskrasie der Säfte herrührenden Ausschläge den äusseren Mitteln jederzeit widerständen, so müsste man unwahr sprechen. Sie heilen wirklich zuweilen durch den Gebrauch derselben; aber das Schlimmste ist, dass, wenn wir sie an einem Orte heilen, sie an einem anderen wieder ausbrechen, und zuweilen an einem ungemächlicheren als der war, von dem wir sie vertrieben.

Bis jetzt habe ich noch kein einziges Mahl Gelegenheit gehabt, die erste Erzeugung solcher Ausschläge zu beobachten; die einzelnen Fälle, welche ich gesehen, waren alt, und die Kranken schon durch alle medizinische Schulen geführet. Eine Warnung muss ich aber meinen jüngeren Amtsbrüdern geben. Wenn sie einen solchen ausschlägigen Menschen vergebens behandelt haben, so dürfen sie nicht, wäre er auch früher eben so vergebens durch die Hände mehrer guten Heilmeister gegangen, unbedingt behaupten, sein Uebel sei unheilbar. Wir kennen solche Krankheiten der Säfte viel zu wenig, als dass wir so unbedingt über die Heilbarkeit oder Unheilbarkeit absprechen könnten. Es ist allerdings wahr, dass solche der Kunst spottende Ausschläge mit der Zeit eher schlimmer als besser werden; ich

habe aber den einzigen Fall beobachtet, dass ein stark nässender Flechtenausschlag, der, mit Ausschluss des Gesichtes, den ganzen Leib eines jungen Mannes wie eine Rinde bedeckte, und den Bemühungen mehrer gelehrten und erfahrenen Aerzte widerstanden hatte, mit den zunehmenden Jahren nach und nach von selbst verging, und nichts zurückliess, als eine auffallende Härte und Trockenheit der Haut. Das allmählige Vergehen geschah in dem Alter zwischen dreissig und vierzig Jahren. Nachdem der Ausschlag vergangen, ist aber der Mann mit allerlei Kränklichkeit heimgesucht worden, er hat, bald Leber-, bald Milzleiden, bald Husten, bald Asthma gehabt, ja er hat eine tüchtige Lungeneiterbeule entleeret. Letzter Strauss war so ernsthaft, die Ausleerung des stinkenden Eiters so häufig, dass keiner seiner Freunde mehr an seine Genesung dachte; diese ist aber doch zur grossen Verwunderung unkundiger Menschen erfolgt. Ueber das Ausheilen des Lungenabszesses habe ich mich nun freilich nicht gewundert, denn das hängt nicht von der Kündigkeit des Arztes, sondern von der Gestalt des Abszesses ab; aber darüber habe ich mich gewundert, dass der Mann, der von Kindheit an eine blasse, schmutzige ungesunde Gesichtsfarbe hatte, nach ausgeheilter *Vomica* ein wirklich blühendes Ansehen bekam.

Ist nun die verschiedenförmige Kränklichkeit von dem allmähligen Verschwinden des Ausschlages entstanden? Es war einmahl eine Zeit in der Medizin, da man keinen Anstand würde genommen haben, diese Frage unbedenklich mit Ja zu beantworten. Ich denke aber, wir sind jetzt schon etwas klüger, zum wenigsten lehret uns die Beobachtung, dass manche Menschen, die nie Ausschlag gehabt, in einem gewissen Zeitraume ihres Lebens kränklich werden, und an Unwohlsein von mancherlei Formen leiden, hintennach sich wieder erholen und recht gesund und blühend werden: mithin ist kein Grund vorhanden, in dem erzählten Falle, die dem von selbst geheilten Ausschlage folgende Kränklichkeit gradezu dem Verschwinden des Ausschlages zuzuschreiben; wiewol eben so wenig Grund vorhanden ist, einen ursachlichen Zusammenhang zwischen beiden abzuläugnen. Dreistes Absprechen in solchen wahrhaft dunklen Dingen fördert die Fortschritte der Kunst

nicht; es wird wol besser sein, wir überlassen unseren Nachkommen auch etwas zu beobachten und zu untersuchen.

Von den seltenen Krankheiten der Epidermis habe ich eine vor vierzig Jahren, nämlich die Erzeugung eines Hornes an der inneren Seite des Schenkels beobachtet. Eine alte Nonne hatte ein solches und liess es sich, wenn es sie hinderte, von Zeit zu Zeit nahe an der Oberhaut abschneiden. Ich habe einen Abschnitt der Seltsamkeit wegen aufgehoben und es im Anfange dieses Jahrhunderts dem Herrn *Loder*, der damahls noch Professor in Jena war, geschickt, weil ich mich nämlich nicht erinnerte, in seiner Sammlung pathologischer Seltenheiten ein Menschenhorn gesehen zu haben. So viel ich mir jetzt noch das Ding vorstellen kann, war es zwischen zwei und drei Zoll lang, schwarzbraun von Farbe, unregelmässig rund, etwas gebogen, und mochte ungefähr die Dicke einer Schwanenspule haben. — Vor Kurzem las ich des *Villeneuve* Behauptung: es seien bis jetzt ein und siebzig verschiedene Hornbildungen bei Menschen beobachtet und beschrieben worden. Ob er Recht habe, kann ich nicht beurtheilen. Sind aber ein und siebzig beschrieben, so sind gewiss fünf, oder sechsmahl mehr von den Aerzten beobachtet worden; denn der beobachtenden, nicht schreibenden Aerzte gibt es viel mehr in der Welt als der schreibenden, und die schreibenden werden ausschliesslich die Hörner nicht gesehen haben.

Jetzt will ich, da ich doch einmahl von der Epidermis rede, eine mir bis jetzt unerklärbare Sache erwähnen. Es ziehen nämlich von Zeit zu Zeit Gaukler im Lande herum, die sich mit rothglühendem Eisen die Haut streichen, die geschmolzenes Blei angreifen, ohne davon verbrannt zu werden. Dass diese Leute sich mit gewissen Mitteln die Haut beschmieren, ist wol keinem Zweifel unterworfen. Wissen nun die Aerzte, die Scheidekünstler, die Naturforscher selbige Schutzmittel gegen dasFeuer? — Ich habe gedacht, da ich einst diese Kunst sah, und so oft ich die Ankündigung solcher Vorstellungen in der Zeitung las: wenn die Gelehrten diese Feuerschutzmittel nicht kennen, so ist es wol eine ewige Schande, dass herumziehende Gaukler mehr von den Heim-

lichkeiten der Natur wissen als die Gelehrten; wissen diese es aber, und haben es nach ihrer freisinnigen Art bekannt, also zum Gemeingute gemacht, so ist es noch unbegreiflicher, wie jene Gaukler nicht bloss in kleinen Städten, wo sie auf die Unwissenheit der Bewohner rechnen, sondern in Gross- und Hauptstädten ihre Kunst als eine unergründliche Heimlichkeit zeigen können. Bis jetzt hat mir noch niemand, den ich darüber gesprochen, diesen Widerspruch gelöset.

Feuerschutzmittel hat man schon in ganz alter Zeit zu kennen vorgegeben. In des *Albertus Magnus* Büchelchen *De mirabilibus mundi* findet man mehre Zusammensetzungen solcher Mittel. In des *Marcus Aurelius* Buch *De efficaci medicina* ist auch die Rede davon; er führet mehre Schriftsteller an, die angeblich solche Heimlichkeit offenbaret haben, als: den *Theophrastus, Plinius Fallopius, Jakob Weker, Baptist Porta.* Das ganze Geheimniss läuft, mit Abänderungen, auf Alaun, Salz, Eiweiss, Fischleim und einige Kräutersäfte hinaus. Ein Ding ist mir etwas seltsam vorgekommen, nämlich, dass sowohl *Albertus Magnus* als *Fallopius* eine Mischung angeben, in der Operment enthalten ist. Da *Fallopius* dieses wahrscheinlich vom *Albertus Magnus* hat, so will ich der neugierigen Leser wegen des Letzten Rezept abschreiben. Es lautet also: *Quando accipitur arsenicum rubrum et alumen et teruntur et conficiuntur cum Succo sempervivi et felle tauri, et linit cum eo homo manus suas, deinde accipit ferrum ignitum, non comburit ipsum.* Eine Weibsperson, die ich einst selbst sah, sich ihre weissen, kernhaften Arme mit glühenden Eisen streichen, hatte sich aber bestimmt weder mit Ochsengalle, noch mit Operment gesalbet.

Ich habe bis jetzt noch keine Versuche mit solchen Rezepten angestellt, denn ich traue ihnen nicht so recht; sollte ich aber je einmahl auf den Einfall kommen, so werde ich erst eins der anderen Albertischen Rezepte auf die Probe stellen, z. B. das, welches den Menschen befähiget, die Sprache der Vögel zu verstehen *), oder ein anderes, welches ihn un-

---

*) *Si vis intelligere voces avium, associa tecum duos socios in quinto Calend. Novembris, et vade in quoddam nemus cum canibus quasi ad venandum, et*

sichtbar macht *). Bewähret sich dann dieses, so wage ich auch meine Haut daran und versuche die Feuerschutzmittel.

Ich komme jetzt auf die Schleimhaut *(Rete Malpighii)*, muss aber leider bekennen, dass ich kein Eigenmittel darauf weiss. Es scheint mir selbst zweifelhaft, ob manche sichtbare Uebel Krankheiten der Ober-, oder der Schleimhaut sind. Nach meinem Auge und Fingergefühle zu urtheilen, muss ich glauben, dass die verschiedenen Pockenarten, manche Hautgeschwüre, das Antoniusfeuer und der Blasenausschlag in der Schleimhaut ihren Hauptsitz haben, ohne jedoch durch diese Aeusserung behaupten zu wollen, dass jene Uebel gerade Urleiden der Schleimhaut seien. Die Petechien, von denen ich aber an einem schicklicheren Orte ausführlicher reden werde, haben bestimmt ihren Sitz in der Schleimhaut, denn ich habe mehrmahls bei dem sogenannten *Morbo haemorrhagico maculoso* bemerkt, dass die Epidermis so locker auf der Schleimhaut sass, dass sie bei der geringsten Reibung, oder bei dem geringsten Stosse sich von der Schleimhaut ablös'te und dann Blutungen entstanden.

Jetzt wollen wir von der Lederhaut *(Corium)* handeln und es frägt sich zuerst: gibt es innerliche Mittel, welche vorzugsweise direkt heilend auf dieses Organ wirken? Ich habe leider bis jetzt, mit vollkommner Ueberzeugung, noch keins kennen gelernt. Die Alten, besonders die schreibenden scheidekünstlerischen Geheimärzte nach dem sechzehnten Jahrhundert machen grosses Aufheben von dem Spiessglänze; da sie aber im Allgemeinen von der Haut reden, und darunter Ober-, Schleim-, Leder- und Fetthaut verstehen, so ist das, was sie behaupten, unbestimmt, und ich habe nie vom Spiessglanze eine solche Wirkung gesehen, dass ich ihn mit Ueberzeugung

---

illam bestiam, quam primo inveneris, defer tecum ad domum et praepara cum corde vulpis, et statim intelliges voces avium, vel bestiarum, et si vis ut aliquis intelligat, oscula eum, et intelliget similiter.

*) *In nido upupae est quidam lapis, qui est diversorum colorum, defer tecum ipsum, et eris invisibilis.* — *Albert. Magnus de secretis mulierum. De virtut. herb. lapid. et animalium. De astris et planetis rerum. De horis dierum et noctium. De mirabilibus mundi etc. Amstelod.* 1669. pag. 190 und 191.

als Eigenheilmittel eines dieser Organe anerkennen könnte. Solcher Mittel, die bedingungsweise den Schweiss befördern, gibt es mehre in der Arzeneimittellehre, ich kann diese aber nicht als Hautheilmittel ansehen, so wenig als ich Laxirmittel als Darmheilmittel ansehen kann. Die einzige Substanz, welche ich mit einiger Wahrscheinlichkeit für ein Hautheilmittel halte, ist die Peruanische Rinde. Ich sage, mit einiger Wahrscheinlichkeit, denn es fehlet wahrlich noch viel daran, dass ich mit dieser Sache im Reinen wäre. Der Hauptgrund, warum ich die Rinde für ein Hautheilmittel halte, ist ihre unbestrittene Heilkraft gegen das Wechselfieber.

Das reine Wechselfieber (abgesehen von allen möglichen Verwickelungen) halte ich für ein Urleiden des Hautorgans*). Diese Untersuchung hat mich schon seit dem Jahre 1803, seit welchem die Fieber jährlich mehr oder minder häufig im Sommer herrschten, beschäftiget. Ich legte es nämlich darauf an, das Organ zu entdecken, welches beim Wechselfieber urerkrankt ist, bin aber, wie die Leser leicht denken können, zuweilen in grosse Täuschung verfallen, besonders, da ich früher mir manches, hinsichtlich des belebten Menschenleibes und hinsichtlich der Heilwirkung der Arzeneien, minder deutlich dachte als jetzt.

Seit ich mich zur reinen Erfahrungslehre der alten Jatrochemiker gehalten, hat aber erst meine Untersuchung einen, wiewol schwachen Werth für praktische Aerzte erhalten. Indem ich ihnen jetzt die Gründe für die Wahrscheinlichkeit meiner Meinung auseinander setze, hoffe ich jedoch, sie werden diese Mittheilung einzig als eine freundschaftliche Einladung ansehen, der Sache gründlicher nachzudenken, und keinesweges als einen Versuch, ihnen einen Wagesatz als unbezweifelte Wahrheit aufzuschwatzen.

Zuerst habe ich untersucht, ob das Wechselfieber eine Uraffektion des Gesammtorganismus sei, und gefunden, dass es nicht unter der Heilgewalt eines der drei Universalmittel stehet, kann es also auch nicht für eine Uraffektion des Ge-

---

*) Diesen Gedanken werden wol gar viele Praktiker gehabt haben; ob er in der Literatur ausgesprochen ist, weiss ich nicht.

sammtorganismus halten. Die Täuschung, in welche man bei einer solchen Untersuchung fallen kann, ist folgende. Das Wechselfieber vermischt sich leicht mit dem *Morbo stationario.* Ist nun dieser so geartet, dass der erkrankte Gesammtorganismus unter der Heilgewalt des Eisens, oder des Kupfers, oder des würfelichten Salpeters stehet, so siehet man in mehren Fällen Wechselfieber dem auf die stationäre Krankheit passenden Universalmittel weichen. Ja, was die Täuschung noch grösser macht, man wird gewahr, dass solche Wechselfieber, welche man gleich mit der Rinde angegriffen, in manchen Fällen theils unvollkommen unterdrückt werden, theils endlose Rückfälle machen. Gibt man hintennach das auf den *Morbus stationarius* passende Mittel, so werden sie gründlicher geheilt, und das Gefühl von Wohlbehagen, welches der Gesundheit eigen ist, tritt wieder ein.

Hier könnte ein Arzt, dem sein beschränkter Wirkungskreis nicht erlaubt, viele Fälle mit einander zu vergleichen, und der keine Geduld hat, mehrjährige Erfahrungen zu sammlen, gar leicht die Meinung aussprechen, dass Eisen, oder Kupfer das Wechselfieber heile. Es ist dieses aber nicht wahr. Im Jahre 1832, wo den ganzen Winter Krankheiten geherrscht, bei denen der Gesammtorganismus unter der Heilgewalt des Eisens stand, und wo im Frühjahr zwei Drittel der Wechselfieber als *Continuae remittentes*, ohne den mindesten Frost oder Schauder vor den einzelnen Exazerbationen anfingen, wich ein Theil dieser Fieber dem Eisen, ein anderer Theil ging bei dem Gebrauche des Eisens in einigen Tagen in wirkliche *Intermittens* über und musste mit der Rinde geheilt werden. Ja von denen, die als *Continuae remittentes* durch Eisen geheilt waren, machte der grösste Theil einen Rückfall, trat dabei gleich als echte *Intermittens* auf und musste durch Rinde geheilt werden. Im Jahre 1831 habe ich das Nämliche vom Kupfer erlebt. Die Meinung, dass Eisen und Kupfer das Wechselfieber heile, beruhet wahrscheinlich auf einer solchen Täuschung.

Ich habe aber nicht bloss in den angeführten Jahren, sondern auch in andern viele Versuche darüber gemacht, und mich vollkommen von dem überzeuget, was ich hier sage.

Hinsichtlich des würfelichten Salpeters wird wol das Nämliche gelten; ich habe aber hierüber nicht so vielfache Versuche gemacht, weil zu solchen sich mir die günstige Gelegenheit nicht dargeboten.

Nachdem ich nun die Ueberzeugung gewonnen, das Wechselfieber sei kein Urleiden des Gesammtorganismus (dass jeder einzelne Anfall eine unverkennbare Affektion des Gesammtorganismus sei, stelle ich nicht in Abrede, es ist aber eine consensuelle), so war jetzt zu untersuchen, von welchem urergriffenen Organe jenes consensuelle Wechselleiden, welches die Form der *Intermittens* macht, abhange. Ich bin schon früh, zu einer Zeit, da ich von den alten scheidekünstlerischen Geheimärzten und ihrem Treiben nichts mehr wusste, als was ich vom Hörensagen hatte, auf den Gedanken gekommen, dass die Haut das urergriffene Organ sein müsse, und zwar aus dem Grunde, weil ich sah, dass bei gleichmässig warmer Witterung weit weniger Rückfälle der Fieber vorkamen als bei veränderlicher Temperatur der Atmosphäre. Jedoch mein damahliger Gedanke: durch zusammenziehende Mittel (durch Eisenvitriol oder *Terra japonica*) auf die Haut zu wirken, diese dadurch minder empfänglich für die Einwirkung der atmosphärischen Veränderungen zu machen, und so den Rückfällen vorzubeugen, war etwas unverständig, und bekundet meine damahls noch ungehobelten Begriffe über Organberührtheit. Die Fieber waren auch wirklich so gefällig nicht, sich meinen albernen Anschlägen zu fügen.

Da ich in der Folge genauere Bekanntschaft mit den alten iatrochemischen Meistern machte, und nach ihrer Ansicht vergleichende Beobachtungen über verschiedene Fieberarten und Fieberformen anstellte, sah ich erst die grosse Schwierigkeit ein, in dieser Sache etwas zu bestimmen, was nur einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit hätte; auf volle Gewissheit verzichtete ich.

Dass die Rinde das Wechselfieber vertreibt, ist heut zu Tage eine unangefochtene praktische Wahrheit. Nehmen wir nun den Wagesatz an, dass sie es deshalb vertreibt, weil sie als Eigenhautheilmittel das erkrankte Hautorgan zum Normal-

stande zurückführet, so bestehet die Schwierigkeit, diesem Satze einige Wahrscheinlichkeit zu geben, in Folgendem.

Die Affektionen aller Organe, und zuweilen die bedenklichsten, äussern sich, wie ich schon im Vorigen gezeiget, häufiger durch consensuelle Leiden als durch solche, welche sich an dem urergriffenen Organe erkennen lassen. Vermöge der genauen, von verständigen Aerzten nie verkannten Mitleidigkeit, in welcher das an sich sehr reizbare Hautorgan mit allen inneren und äusseren Organen stehet, wird aber die Schwierigkeit, das Urleiden des Hautorgans als solches zu erkennen, unberechenbar gesteigert. Um diese Schwierigkeit recht anschaulich zu machen, werde ich die consensuellen Affektionen, die ich selbst beobachtet, mit kurzer Bemerkung des Seltenen oder Aussergewöhnlichen durchgehen.

Das Organ, mit welchem die Haut im nächsten Zusammenhange stehet, ist das Harnabsondernde; man siehet also auch wenig Wechselfieber, bei denen die Absonderung des Harnes nicht *Qualitate* oder *Quantitate* abnorm wäre, und in gewissen Jahren ist die Bauchwassersucht eine unseltene Erscheinung bei Wechselfiebern. Diese Bauchwassersucht, oder Wassergeschwulst der Füsse, die sich zu neuen Wechselfiebern gesellet, muss man nicht mit der verwechseln, die die Folge eingewurzelter Fieber ist; letzte hängt gewöhnlich von alten Leber- oder Milzleiden, jene von einem einfachen consensuellen Nierenleiden ab.

Muskeln. Schmerzen in diesen sind bei Wechselfiebern nicht selten; in einem Jahre erscheinen sie aber häufiger, als in dem andern. Am häufigsten sah ich sie im Jahre 1829. Dass diese Rheumatismen als consensuelle Muskelleiden von einem Urhautleiden abhangen, ist deshalb wahrscheinlich, weil nicht selten Ein Fieberanfall sie verursacht, und ein anderer sie wieder eben so plötzlich vertreibt. — Das Zittern und Schütteln beim Fieberfroste ist ebenfalls eine consensuelle Muskelaffektion. In jüngeren Jahren habe ich es als eine Folge des Gefühls der Kälte angesehen; da ich aber einst einen Kranken beobachtete, der das eigentliche heftige Schütteln ohne das geringste Gefühl von Kälte hatte, so begriff ich leicht, dass Kälte und Zittern sich nicht wie Ursache und

Wirkung zu einander verhalten, sondern dass Letztes eine eigene Muskelaffektion ist.

Nervenstämme. Auch diese siehet man nicht selten consensuell ergriffen. Im Jahre 1829 beobachtete ich sie aber am häufigsten. Der Hüftnerve und der fünfte Gehirnnerve werden leicht ergriffen. Ich sah schon den Gesichtsschmerz beim Fieberparoxismus bis zu Zuckungen der Extremitäten gesteigert. Auch von diesen Nervenschmerzen gilt das, was ich eben von den Muskelschmerzen gesagt habe, sie erscheinen bei Einem Fieberanfall, und ein anderer treibt sie zuweilen wieder weg. Geschiehet Letztes nicht, so können sie als consensuelle Leiden nur durch Heilung des urergriffenen Organs vertrieben werden.

Drüsen. Auch diese werden zuweilen, jedoch seltener als andre Organe ergriffen. Ein Fall hat es mir wahrscheinlich gemacht, dass das Wechselfieber Leuten, die verhärtete Drüsen in den Lungen haben, verderblich werden könne. Ein Mann hatte lange Jahre eine kleine unschmerzhafte verhärtete Drüse von der Grösse einer grauen Erbse in der Haut des Hodensackes gehabt. Er bekam das Wechselfieber, die Drüse entzündete sich beim Paroxismus und ging schnell in Eiterung über.

Geschlechtstheile. Diese werden ebenfalls selten ergriffen. Der weisse Fluss der Weiber hing in den Fällen, die ich beobachtete, nicht geradezu als consensuelles Leiden vom Fieber ab, sondern von älteren, durch das Fieber gesteigerten Milz- oder Leberleiden. Einen einzigen Fall beobachtete ich, in welchem das Fieber den gesunden Hoden eines ältlichen Mannes consensuell, aber sehr schmerzhaft ergriff. Ob Geschwulst, Schmerz und Entzündung dieses Organs durch einen folgenden Fieberanfall würden gehoben werden, durfte ich nicht abwarten; ich unterdrückte das Fieber, und der erkrankte Hode ging ohne andere Hülfe zum Normalstande zurück.

Augen. Die consensuelle Entzündung dieser Organe ist zum Glücke der geringeren Menschenklasse seltener als manche andere consensuelle Uebel. In den schlimmsten Fällen kann nur eine rasche Unterdrückung des Fiebers das Gesicht retten. Ich habe schon beobachtet, dass zwei Fieberanfälle den Kranken

des Sehvermögens so beraubten, dass er nicht einmahl mehr die Umrisse grosser Gegenstände erkennen konnte.

Gehirn. Dass dieses Organ beim Wechselfieber consensuell ergriffen werde, ist allbekannt. Die Fälle, in denen das Gehirn gar nicht angegriffen wird, gehören schon zu den aussergewöhnlichen. Schmerzloser Schwindel oder Taumel, Kopfschmerz, Irrsinn, Bewusst- und Gefühllosigkeit, alles in verschiedenen Graden, sind die Formen, unter denen sich bekanntlich das Gehirnleiden offenbaret.

Rückenmark. Dass auch dieses Organ consensuell ergriffen sei, daran kann niemand zweifeln, der je die Klagen mancher Kranken über die Schmerzen des Rückgrathes, durch welche fast der Kopfschmerz verdunkelt wird, gehört hat.

Lunge. Consensuelle Husten sind beim Wechselfieber gar nicht selten. Im Jahre 1832 erlebte ich den einzigen Fall, dass ein früher ganz lungengesunder Mann beim Wechselfieber ein echtes Asthma bekam, so dass er beim Paroxismus zu ersticken glaubte, aber ausser dem Fieberanfalle auch noch hörbar dämpfig blieb. Durch Heilung des Fiebers wurde dieses Asthma gehoben.

Herz. Die consensuelle Affektion dieses Organs, die sich durch vermehrte Bewegung äussert, ist die allgemeinste beim Wechselfieber. Im Jahre 1832 (welches reich an ungeregelten Wechselfiebern war) beobachtete ich bei einem Knaben den Fall, dass ein solches Fieber das Herz so furchtbar angriff, dass dieses, wie bei bedeutendem Organfehler, heftig gegen die Rippen klopfte, der Kranke empfindliche Stiche in der Brust, Schmerzen in der linken Schulter und im linken Hypochondrio hatte, und der linke Hode krampf- und schmerzhaft in die Höhe gezogen wurde. Ueberdies konnte er nur in sitzender Stellung etwas ruhen, weil das Liegen das furchtbare Herztoben vermehrte. Bei dieser Aufregung des Herzens waren doch dessen Bewegungen, hinsichtlich der Reihefolge der Schläge, regelmässig. Der Puls der Schlagadern eher klein als gross, eher schwach als stark zu nennen. Da ich durch die Erfragung nicht ausmitteln konnte, ob der Knabe schon früher Spuren des Herzleidens gehabt, so gab ich zur Vorsicht etwas Digitalis. Diese leistete aber nicht die gewohnten Dienste.

Ein Präparat der Rinde brachte allein Stillstand in dieses Herzleiden und stellte den Jungen wieder her.

Mundhöhle. Dass die Menschen Trockenheit des Mundes und Durst beim Wechselfieber haben, ist etwas sehr Gemeines. Man ist geneigt, dieses der Affektion des Gesammtorganismus und der davon abhangenden Hitze zuzuschreiben. Das ist aber auch wol eine falsche Annahme, denn wäre sie wahr, so müsste nothwendig jedes Wechselfieber mit Durst begleitet sein. Man findet aber einzelne Wechselfieberkranke, die weder Trockenheit des Mundes, noch Durst haben. Ich selbst wurde zweimahl in meinem Leben vom Wechselfieber ergriffen, ohne Trockenheit des Mundes, oder Durst beim Anfalle zu spüren. —

Leber. Diese wird bald in ihrer inneren Substanz, bald in dem galleabsondernden Organe berührt; daher Stiche in der Seite, die sich bei jedem Fieberanfalle verschlimmeren, gelbsüchtige Zufälle, oder übermässige Gallenabsonderung mit mehr oder minder veränderter Beschaffenheit der Galle.

Milz. Diese wird zwar nicht so häufig consensuell ergriffen als die Leber, aber doch in gewissen Jahren zu häufig, als dass man diese consensuelle Affektion gerade zu den seltenen zählen könnte. Die Milzleiden, die man zuweilen als Begleiter eingewurzelter Wechselfieber findet, sind wol meistens vorfieberige, durch das Fieber also nicht consensuell erzeugte, sondern bloss gesteigerte Leiden.

Magen. Dieses Organ wird gar häufig consensuell ergriffen. Daher ein anhaltend schmerzhaftes, oder spannendes Gefühl in der Magengegend, welches bei jedem Fieberparoxismus sich mehrt und beim Nachlasse sich mindert; oder ein eigenes, vor dem Paroxismus sich äusserndes Gefühl von Leere und Hinfälligkeit im Epigastrio, welches beim Ausbruche des Paroxismus verschwindet; oder das gewöhnliche Erbrechen beim Fieberanfalle; oder endlich anhaltendes Erbrechen, so dass die Leute auch während der guten Zeit keinen Schluck Wasser im Magen behalten können.

Därme. Diese werden auch, jedoch seltener als der Magen, consensuell ergriffen. Bei Kindern und andern reizbaren Körpern äussert sich dieses Ergriffensein durch Bauchschmerzen, seltner durch mässigen Durchlauf. Den eigentlichen

stürmischen Durchfall, der sich bei jedem Fieberparoxismus einstellt, habe ich nur zweimahl in meinem Leben beobachtet. In diesen Fällen wurden aber die Kranken so unglaublich erschöpft, dass kein Arzt, weder der klügste, noch der dümmste, würde Anstand genommen haben, der Wiederkehr des Fieberanfalles vorzubeugen.

Wenn wir nun alle diese Zufälle, die häufiger oder seltener das Wechselfieber begleiten, betrachten, so werden wir wol schwerlich von selbigen auf ein Urergriffensein der Haut schliessen können. Es fragt sich also ferner: beobachten wir krankhafte Erscheinungen an der Haut selbst, aus welchen wir vielleicht sicherer auf ein Urleiden dieses Organs schliessen könnten?

Wir sehen zuweilen, jedoch selten, beim Wechselfieber eine entzündliche Röthe, oder eine andere Affektion der Epidermis, die sich dem Auge wie weisse, platte, linsengrosse Blasen darstellet, welche im Grunde aber nicht Lymphe enthaltende Blasen sind, sondern nur scheinbare; denn sie verschwinden wieder bei Beendigung des Fieberanfalles. Aus dieser consensuellen Affektion der Epidermis lässt sich aber gar übel auf ein Urleiden der Haut schliessen, denn solche Ausschläge findet man auch zuweilen bei Bauchfiebern.

Wir sehen beim regelmässigen Wechselfieber, dass jeder Paroxismus mit Kälte, zum wenigsten mit Schauder anfängt und mit Schweiss endiget. Ja wir sehen nicht selten, dass beim Abzuge der Wechselfieber die Menschen einen mehrtägigen anhaltenden Schweiss haben, so dass sie nicht bloss im Bette, sondern auch ausserhalb desselben schwitzen. Da nun aber nicht selten bei Lungeneiterung periodisch wiederkehrende Kälte oder Schauder Statt findet, eben so im zweiten Zeitraume, auch wol im ersten mancher gastrischen Fieber; wir aber weder diese Wechselkälte einem Urleiden des Hautorgans zuschreiben, noch mit der Rinde bemeistern können, im Gegentheil das Urübel in der Lunge oder Leber dadurch schlimmer machen: so würde eine grosse Unerfahrenheit dazu gehören, wenn wir von der Kälte und dem Schweisse gutgläubig auf eine Uraffektion des Hautorgans schliessen wollten.

Stände der Satz fest, dass die Rinde ein spezifisches Haut-

heilmittel sei, so könnten wir von ihrer Heilwirkung beim Wechselfieber schliessen, dass diesem ein Urleiden des Hautorgans zum Grunde läge, und dass alle Irrungen anderer Organe als consensuelle von jenem Urleiden abhingen. Bei dem jetzigen Zustande unserer Erkenntniss handelt es sich aber darum, beide Sätze: das Wechselfieber ist ein Urleiden des Hautorgans, und den: die Rinde ist ein spezifisches Hautheilmittel, zu beweisen. Diesen direkten Doppelbeweis zu geben, ist bar unmöglich. Er würde sich, in nackter Schlussform dargestellt, also ausnehmen:

Die Rinde ist ein spezifisches Hautheilmittel.
Die Rinde heilt das Wechselfieber:
Also ist das Wechselfieber eine Krankheit der Haut.

Wollte man uns nun heissen den Obersatz beweisen, so müssten wir den Schlusssatz wieder zum Obersatz machen und also sprechen:

Das Wechselfieber ist eine Krankheit der Haut.
Die Rinde heilt das Wechselfieber:
Also ist die Rinde ein Hautheilmittel.

So ungeheuer albern nun eine solche Kreisbeweisführung in nackter Schlussform dargestellt auch lauten mag, so kann man ihr doch durch weites Auseinanderstellen der einzelnen Schlusssätze, durch Einschalten eines ungehörigen, breit ausgesponnenen Geschwätzes, Zitiren und Kritisiren fremder Meinungen, und durch andre Künste gelehrter Faxenmacherei einen Anstrich von Gründlichkeit geben, durch welchen ein schwacher oder träger Verstand berückt wird. Wenn gleich der Verstand der Aerzte alter Zeit (wie ich in einem der folgenden Kapitel zeigen werde) bei einer anderen Gelegenheit sich in einem solchen Kreise herumgetrieben, und selbst folgende Geschlechter ihnen gutgläubig nachgewirbelt haben; wenn gleich bei meiner Lebzeit manche gelehrt, oder philosophisch sein sollende Abhandlung den gesunden schlichten Verstand der Praktiker in einem solchen versteckten syllogistischen Drillhause bearbeitet hat, damit er im Schwindeldunkel die unbegreifliche Weisheit des Verfassers demüthig verehren möchte: so will ich doch, da dieses Buch keine dialektische Fechtschule ist, die Leser nicht mit solchen Thorheiten unterhalten. Wir wollen uns

vielmehr deutlich denken, dass in der besprochenen Sache die praktische Untersuchung oder Beweisführung (beides ist hier gleichbedeutend) nur wechselschlussartig sein könne.

Vorausgesetzt die ärztlich praktische Ueberzeugung, dass das Wechselfieber kein Urleiden des Gesammtorganismus sei, würde der Abriss einer solchen Beweisführung, in nackter Schlussform ausgedrückt, also lauten.

Entweder ist das Wechselfieber ein Urleiden der Haut, oder ein Urleiden eines anderen Organs;
Nun ist es weder ein Urleiden der Leber, oder der Milz, oder der Nieren u. s. w., aus den praktischen Gründen, a. b. c. d. u. s. w.
Also folgt, dass es eine Krankheit der Haut sein müsse.

Jeder Leser siehet ohne Nachdenken ein, dass, um dieses *Dilemma* überzeugend zu machen, folgende zwei Dinge erfodert würden.

Wir müssten zuerst alle Organe des Menschenleibes kennen. Die kenne ich aber nicht alle; manches Organ, welches in der Physiologie als Eins zu Buche stehet, wird wol aus mehren bestehen, von deren Bestimmung sich die Gelehrten noch nichts träumen lassen.

Ferner müssten wir auf alle Organe nicht bloss Eigenheilmittel, sondern auch die besten kennen, die in der Natur sind. Dieser Kenntniss kann ich mich aber wahrlich nicht rühmen; ich kenne vielmehr auf mehre Organe bis jetzt gar keine Eigenheilmittel, und von denen, die ich auf mehre Organe kenne, kann ich auch nicht unbedingt behaupten, dass es die besten der ganzen Natur sind. Da ich nun in dem Satze: entweder ist das Wechselfieber eine Urhautkrankheit, oder die eines anderen Organes das zweite Glied des Satzes nicht überzeugend verneinen kann, so kann ich auch das erste Glied nicht überzeugend bejahen.

Wenn ich aber, bei dem jetzigen Stande meines Wissens, auf eine vollkommene verstandhafte Beweisführung verzichte, so sehe ich doch ein, dass alle praktische Untersuchung über diesen Gegenstand nur wechselschlussartig sein könne.

Ich habe nun seit einer Reihe von Jahren die mir bekannten Eigenheilmittel auf alle mir bekannte Organe versucht,

sie aber zur Heilung des Wechselfiebers unzureichend befunden; dadurch ist mir der medizinischpraktische Glaube geworden, dass das Wechselfieber von einem Urleiden des Hautorgans abhange. Diesen Glauben, den ich von einer verstandhaften Ueberzeugung wohl unterscheide, kann ich niemand mittheilen, jeder kann ihn sich aber auf dem nämlichen Wege praktisch-dilemmatischer Untersuchung erwerben. Je weiter er in dieser Untersuchung fortschreitet, das heisst, von je mehr Organen er sich überzeugt, dass in ihrer Affektion nicht der Urgrund des Wechselfiebers stecke, um so mehr wird er meinen Glauben theilen. Ja, wer weiter in Heilung der Organberührtheiten kommt als ich bis jetzt gekommen bin, und als ich in Betracht meines Alters kommen kann, dessen praktischer Glaube wird noch stärker werden als der meine bis jetzt ist, vorausgesetzt, dass er nicht Eigenheilmittel auf solche Organe entdecke, auf welche ich keine weiss, und dass er nicht in einem dieser Organe den Grund des Wechselfiebers finde. Dass ich jetzt, hinsichtlich meiner Versuche, nicht ins Einzelne gehe, und die verneinenden Ergebnisse ausführlich beschreibe, werden die Leser wol nicht tadeln, in Erwägung, dass ich den Gebrauch aller mir bekannten Eigenheilmittel auf die einzelnen Organe ausführlich nach meinem besten Wissen beschrieben habe.

Gegen einen Vorwurf, den mir mancher gewissenhafte Leser machen könnte, muss ich mich aber noch zu schützen suchen. Es könnte nämlich jemand sagen: ich habe, da ich doch die Rinde als Heilmittel des Wechselfiebers gekannt, statt den Kranken durch selbige bald zu seiner Gesundheit zu verhelfen, als neugieriger Versuchmacher muthwillig mit seinem Leibe und mit seiner Börse gespielt. Den Unerfahrenen (denn nur diese könnten mir den Vorwurf machen) bemerke ich darauf Folgendes. Hätte ich meine Versuche in einem, oder in zwei Jahren gemacht, so verdiente ich vielleicht den Vorwurf der muthwilligen Versuchmacherei. In den letzten zwanzig Jahren, von denen sich vorzüglich meine Versuche herschreiben, haben aber grösstentheils Organberührtheiten als *Morbi stationarii* geherrscht. Eine solche herrschende Organkrankheit verbindet sich gewöhnlich mit einem Theile der im Sommer vorkommenden Wechselfieber und macht diese unregelmässig,

ja nicht selten gefährlich. So kann nicht bloss landgängige Berührtheit der Bauchorgane, sondern auch landgängige Berührtheit der Gehirnorgane sich mit einem geringeren oder grösseren Theile der im Sommer vorkommenden Wechselfieber verbinden. Wer auf solche Verbindung nicht achtet, der wird manche Fieberkranke wahrlich übel berathen. Ich habe nicht als muthwilliger Experimentator, sondern als gezwungener auf die einzelnen Organe heilend eingewirkt, und bei solchen Verwickelungen bemerkt, dass, je nachdem das durch den *Morbus stationarius* berührte Organ zum Normalstande zurückkehrte, das ungeregelte Wechselfieber zum geregelten, oder vielmehr die *Continua remittens* zur *Intermittens* wurde. In den Fällen, wo die *Continua remittens* durch die Heilung des von der stationären Krankheit berührten Organs, ohne zur *Intermittens* zu werden, verschwand, erschien gewöhnlich ein vierzehn Tage nachher die echte *Intermittens* als *Recidiv.* Durch diese unfreiwilligen Versuche ist mir nicht bloss der Glaube geworden, dass das urleidende Organ weder im Bauche noch im Gehirn stecke, sondern ich habe auch zugleich die grosse, aber leichte Täuschung erkannt, in welche früher manche Aerzte, hinsichtlich des urergriffenen Organs, gefallen sind.

Wir wollen jetzt auf einige Beobachtungen achten, die jeder beim Wechselfieber gemacht hat, oder doch machen kann, und die uns, wo nicht gerade auf eine Uraffektion der Haut, doch gewiss auf die Uraffektion irgend eines Organs hinweisen.

Die Aerzte haben viel von verlarvten Wechselfiebern gesprochen. Das ist, meines Erachtens, ein unsinniger Ausdruck. Das Wort Wechselfieber bezeichnet doch bloss eine Form von Krankheit, oder eine gewisse Gruppe sinnlich erkennbarer Zufälle. Der Ausdruck *Febris intermittens larvata* heisst also in verständliches Deutsch übersetzt: ein Wechselfieber, welches kein Wechselfieber ist. Wir Aerzte haben die üble Gewohnheit, das, was einfach und begreiflich, jedem verstehbar könnte ausgedrückt werden, in solch seltsame rothwälsche Sprache zu verstecken, dass ein schlicht verständiger Mann uns weit eher für Narren als für kluge Leute halten sollte. Der mit solch einem seltsamen Ausdrucke zu verbin-

dende praktische Begriff, das heisst der Begriff, der Einfluss auf unser Heilung bezweckendes Handeln haben kann, ist folgender.

Es erscheinen theils anhaltend-nachlassende Fieber, theils Irrungen einzelner Organe, welche der Rinde eben so gut weichen, als das Wechselfieber in seiner gewöhnlichen Form. Nun, diese auf unbestrittene Beobachtung sich gründende Wahrheit hätte ja die Aerzte schon längst auf den Gedanken bringen müssen, dass die durch das Aussetzen *(Intermissio)* bedingte Krankheitsform ein schlechtes Merkmahl abgebe, aus welchem man erkennen könne, ob eine Krankheit durch die Rinde heilbar sei, dass also dieses Heilverhältniss, worin die Rinde zu gar mannichfachgestalteten Uebeln stehet, auf einem ganz andrem Grunde als auf einer sogenannten Fieber vertreibenden Kraft, vielmehr auf Heilung irgend eines urerkrankten Organs beruhen müsse. Ferner, da die Aerzte durch Erfahrung wussten, dass weit nicht alles, was nachlässt oder aussetzt, unter der Heilgewalt der Rinde stehet, und da sie schon längst überzeugt sein mussten, dass alle sogenannten *Tonica*, *Roborantia fixa*, *Adstringentia*, kurz, solche Mittel, die auf den Gesammtorganismus wirken, die in einzelnen Fällen das Fieber unterdrücken (wie es auch andere Mittel thun, die wahrlich nicht unter jene Kategorieen zu reihen sind), hinsichtlich der sicheren fiebervertreibenden Kraft nicht allein der Rinde nicht gleichzustellen, sondern nicht einmahl zu vergleichen sind: so hätte ihnen dieses Wissen die Ueberzeugung geben müssen, dass die Rinde nicht durch ihre vermeintlich tonische, stärkende Kraft (die ich ihr übrigens nicht absprechen will) auf den Gesammtorganismus, sondern durch eine eigenthümliche Kraft auf irgend ein erkranktes Organ heilend einwirke.

Die Form des Wechselfiebers verschwindet bekanntlich, nicht selten, sondern häufig von selbst, ohne dass dem Kranken das volle Gefühl der Gesundheit durch solches Verschwinden würde. In manchen Fällen bringt die Natur allein die Körpermaschine wieder ins alte Gleis; in manchen anderen bleibt ein schleichender Krankheitszustand zurück, der in allerlei chronische Krankheitsformen übergehen kann, als in Wassersucht, Gelbsucht, Lungensucht, Bauchschwindsucht u. s. w.

Ein Arzt, der so lange und häufig als ich, oder noch länger und häufiger mit Wechselfiebern zu thun gehabt, dem wird selbst der Name Wechselfieber zum Ekel. Es ist ihm nämlich der Glaube aufgedrungen, dass das Wechseln oder Intermittiren, welches das Unterscheidende dieser eigenartigen Krankheit sein soll, nur Nebensache sei, und dass die Hauptsache irgend ein urerkranktes Organ sein müsse.

Ein Rückblick auf andere Fieberarten spricht auch für diese Ansicht. Alle fieberhafte Affektionen des Gesammtorganismus, wenn sie wirklich Urleiden desselben sind, nähern sich mehr der *Continua,* alle von einer Uraffektion eines Organs abhangende nähern sich mehr der *Intermittens;* bei jenen sind die Nachlasse undeutlich, bei diesen deutlich in die Augen fallend. Die unter der Form des akuten Fiebers sich offenbarenden Uraffektionen des Gesammtorganismus machen, wenn sie beendigt sind, nicht bloss keine Rückfälle, sondern sie schützen selbst den Menschen, entweder für sein ganzes Leben, oder für eine gewisse Zeit vor gleicher Krankheit. So schützen die Pocken auf ein ganzes Menschenleben, das Petechienfieber auf mehre Jahre, die rothe Ruhr zum wenigsten auf zwei Jahre. Hingegen die von Uraffektionen der Organe abhangenden Fieber machen nicht allein leicht Rückfälle, sondern es bleibt auch in dem urerkrankten Organe noch lange Zeit eine Empfänglichkeit für gleiche Krankheit. So machen Gehirnfieber nicht bloss Rückfälle, sondern das Gehirn bleibt noch lange für gleiche Krankheit weit empfänglicher als ein von dieser Krankheit noch nie ergriffenes; das nämliche gilt von Leberfiebern. Wenn ich nun diese Beobachtung, die jeder Arzt gemacht hat, oder doch, wenn er aufmerkt, machen kann, auf das Wechselfieber anwende, so muss ich schon aus der Intermission selbst und aus der Geneigtheit zu Rückfällen schliessen, dass es, als consensuelle Affektion des Gesammtorganismus, von dem Urleiden irgend eines Organs abhange.

Lasst uns endlich auf die ungeheure Menge von Mitteln achten, die gegen das Wechselfieber empfohlen sind. Wir wollen solche von der Unzahl abziehen, die offenbar feindlich den Organismus angreifen und das Fieber auf antagonistische Weise vertreiben, als Quecksilber, Digitalis, Arsenik, Bella-

donna u. s. w., so bleibt uns noch eine solche Menge übrig, welche in ihren Wirkungen, nach schulgerechter Ansicht, sich so entgegengesetzt sind, dass wir gezwungen werden, dem Gedanken Raum zu geben: das Organ, in dessen Urergriffensein die Form des Wechselfiebers begründet ist, könne nur ein ausgezeichnet reizbares Organ sein, denn sonst wäre es bar unmöglich, dass so verschiedenartige, in ihrer Wirkung entgegengesetzte Mittel ein und das nämliche Ergebniss hervorbringen könnten, das Aufhören, oder das Verändern, oder das Unterbrechen der Krankheitsform.

Ja nicht bloss Arzeneien, sondern selbst geistige Einwirkungen können zuweilen das nämliche Ergebniss herbeiführen, und zwar nicht nur heftige Aufregungen, als Zorn, Furcht, Schreck u. s. w., sondern selbst die Befriedigung eines Gelustes, das Lagern der Gedanken auf Einen Gegenstand, der Glaube an eine sogenannte sympathetische oder magische Heilung. Was den ersten Punkt betrifft, so spricht dafür das unter dem Volke bekannte Abessen des Fiebers. Man hat nämlich beobachtet, dass, wenn ein Fieberkranker ein heftiges Gelust auf eine Speise hat, die Befriedigung dieses Gelustes zuweilen das Fieber vertreibt. Was aber das Lagern der Gedanken auf Einen Gegenstand betrifft, so habe ich zu der Zeit, da ich noch die Rinde nach der *Schedula Romana* gab, mehrmahls gesehen, dass das Fieber ausblieb, ohne dass der Kranke die Arzenei genommen hatte. Bei dieser Heilart nach der *Schedula Romana* muss nämlich der Kranke mit dem Einnehmen nicht so lange warten, bis der wirkliche Frost eintritt, sondern er muss genau auf die dem Froste vorhergehenden Spuren des kommenden Fiebers achten, als: auf Ziehen in den Gliedern oder im Rücken, Gähnen und andere leise Gefühle des nahenden Krankwerdens, und dann das zwei Drachmen Rinde enthaltende Tränkchen auf Ein Mahl verschlucken. Die gespannte Aufmerksamkeit auf die ersten Spuren krankhafter Veränderungen, die da kommen sollten, war in manchen Fällen hinreichend, das Fieber zu unterdrücken, und einige Kranke sagten mir wol scherzweise, das Fläschchen müsse eine gar kräftige Arzenei enthalten, denn das Fieber sei bloss durch dessen Anblick verschwunden. — Bei den sogenannten

sympathetischen Heilungen kann man auch wol nur den Glauben des Kranken in Anschlag bringen. Ich habe einmahl ein Wechselfieber, und zwar nicht ein neues, sondern ein altes, mit der Rinde vergebens bekämpftes, ohne es selbst zu wissen oder zu wollen, magisch geheilt. Einer meiner Belgischen Amtsbrüder hat mir nachmahls diese Kur folgendermassen ausgelegt. Ein Mann aus der arbeitenden Volksklasse hat lange das Fieber, mein Kollege kann ihn nicht davon befreien. Da er nun gehört, ich wisse gut mit solchen Fiebern umzugehen, schickt er mir den Menschen, um meine fiebervertreibende Kunst auf die Probe zu stellen. Von dem Kranken war ihm, bei dessen Heimkehr, folgender Bericht abgestattet. Ich habe an ihn einige Fragen gerichtet, unter andern die: ob er schon viel Arzenei gebraucht. Darauf habe ich ihn steif angesehen und zu ihm gesagt: er solle nur in Gottes Namen nach Hause gehen, und wenn in vierzehn Tagen das Fieber nicht von selbst ausbleibe, könne er wiederkommen. — Da nun innerhalb acht Tage das Fieber ausgeblieben, war mein achtbarer Amtsgenosse fast der Meinung des Kranken geworden, dass ich durch Zauberkunst das Fieber vertreiben könne, und er wünschte diese Kunst, an deren Wirklichkeit er bis dahin gezweifelt, von mir zu lernen.

Das Wahre an der Sache war folgendes. Dass ich den Kranken besonders starr angesehen haben sollte, hatte er sich bloss eingebildet. Dass ich ihn ohne Arzenei nach Hause geschickt, und ihn nach vierzehn Tagen wiederkommen geheissen, war wahr; ich hatte es deshalb gethan, weil ich einen von aller fremden Arzeneiwirkung freien Körper haben wollte. Dass ich ihn aber nur unter der Bedingung wiederkommen geheissen, wenn das Fieber nicht von selbst ausbleibe, gründet sich auf die Beobachtung, dass bei Fieberkranken, welche viele, bittere, zusammenziehende, gewürzhafte, oder geistige Mittel genommen, einzig und allein die Veränderung, welche das gänzliche und plötzliche Entziehen dieser arzeneiischen Reize im Körper verursacht, zuweilen hinreicht, das Fieber zu unterdrücken. In dem gegenwärtigen Falle war diese Entziehung nicht in Anschlag zu bringen, denn, wie mein Kollegé versicherte, hatte er dem Kranken nur bloss die Rinde gegeben,

und da zu jener Zeit, die sogenannte *China nova* von manchen gewissenlosen Apothekern für gute Rinde dem Kranken verkauft wurde, so kann man der Entziehung dieses nichtsnutzigen, unwirksamen Pulvers (welches der Kranke höchst wahrscheinlich bekommen) nicht das Ausbleiben des Fiebers zuschreiben, sondern man muss dieses einzig auf Rechnung der geistigen Einwirkung setzen, zumahl, da, wie mein Amtsgenosse mir versicherte, der Kranke gleich bei seiner Heimkehr des Glaubens gewesen, dass ich eine magische Heilung mit ihm vorgenommen.

Wo ist nun ein Organ im ganzen Menschenleibe, das hinsichtlich seiner Reizbarkeit mit dem Hautorgane gleichzustellen wäre? Ich kenne wahrlich kein anderes. Nicht bloss heftige Gemüthsbewegungen, sondern bei manchen Körpern selbst ein leiser Verstoss gegen gesellschaftliche Herkömmlichkeit bringt ja eine sichtbare Veränderung in der Haut hervor, welche sich bei dem einen durch Röthe, bei dem andern durch Blässe des Gesichtes offenbaret. Bei herrschenden Krankheiten, diese mögen von Luftgiften, oder anderen unbekannten Schädlichkeiten abhangen, befördert in prädisponirten Körpern die feindliche Einwirkung, welche die Veränderung der Lufttemperatur im Hautorgan hervorbringt, gar leicht den Ausbruch der Krankheit. Die Aerzte behaupten dieses in nnserer Zeit von der Cholera, von der Ruhr hat man es längst behauptet, und von andern bedenklichen Krankheiten hat es mich ebenfalls die Beobachtung gelehret.

Welches ist nun der Grund, dass, da in dem Gesammtwissen unserer Kunst so ungeheuer viele Mittel als Heilmittel des Wechselfiebers angegeben werden, diese wol in einzelnen Fällen das Fieber unterdrücken, aber sich im Allgemeinen nicht als sichere Heilmittel bewähren? Meines Erachtens hängt dieses von den eigenthümlichen Graden der Reizbarkeit der Haut in den verschiedenen Körpern ab. Zwischen blosser arzeneiischer Einwirkung auf ein erkranktes Organ, und zwischen heilender ist ein gar grosser Unterschied. Durch blosse arzeneiische Einwirkung auf ein krankes Organ kann man die von dem kranken Organ abhangende nosologische Form zuweilen verändern, zuweilen aufheben, ohne das urerkrankte

Organ zu heilen. So kann man bei erkrankter Leber das Gallenfieber durch ein Brechmittel wol in Gelbsucht verwandeln, bei chronischer Erkrankung dieses Organs oder der Milz, die Leibesverstopfung durch ein Purgirmittel in chronischen Durchfall; aber durch diese Krankheitsformveränderung ist die Leber oder die Milz noch lange nicht geheilet. Ob man durch eine solche arzeneiische Einwirkung die nosologische Form verändert, hängt einzig von dem Grade der Reizbarkeit des urerkrankten Organs ab. Ein Mittel, welches das Wechselfieber bei einem Grade der Reizbarkeit der Haut der = 10 ist, vertreibt, wird es nicht vertreiben, wenn der Grad der Reizbarkeit = 5 ist. Die meisten unsicheren Fiebermittel unterdrücken bloss die nosologische Form. In manchen Fällen bringt dann die heilende Natur das urerkrankte Organ nach und nach zum Normalstande zurück, in vielen Fällen aber bleiben die Leute mit einem schleppenden Siechthume behaftet. Belehrend in dieser Hinsicht ist die Beobachtung, die ich nicht einzeln, sondern häufig gemacht habe, dass nämlich sich im Bauche mancher Kranken selbst ein Fiebermittel erzeugt, welches, hinsichtlich der fiebervertreibenden Kraft, anderen sogenannten Fiebermitteln um kein Haar nachstehet (das heisst, es unterdrückt die Fieberform, ohne die Leute gesund zu machen). Dieses Fiebermittel ist: eine gute Portion scharfer Galle, welche durch Einwirkung des Fiebers auf die Leber erzeugt ist. Bei einem gewissen Grade der Reizbarkeit der Haut ist dieser Gallenreiz auf die Därme hinreichend, die Fieberform zu unterdrücken; aber es bleibt Siechthum zurück. Alljährlich kommen Leute Rath bei mir zu suchen, denen die Natur auf die angegebene Weise das Fieber gehoben. Bei den meisten kehrt das Wechselfieber in gewöhnlicher Form wieder zurück, sobald ich ihnen durch Natron oder Bittersalzerde die Säure im Darmkanale neutralisirt habe; bei andern kehrt die Gesundheit durch diese Behandlung und durch Heilung des galleabsondernden Organs ohne Wiedererscheinen des Wechselfiebers zurück.

Dass das psychische Fiebervertreiben eben so unsicher ist als das gemeine arzeneiische, in Einem Falle hilft und in dreien und vieren nicht hilft, hängt auch wol einzig von dem

Grade der Reizbarkeit des urerkrankten Organs (nach meiner Meinung der Haut) ab. Ich habe einmahl versucht, einem kernhaften, gesunden Mädchen ein neues Wechselfieber durch psychische Einwirkung zu vertreiben. Ich sage aber dabei, dass ich gut mit ihr bekannt war, sonst würde ich es für unschicklich gehalten haben, des psychischen Heilversuches wegen die Rolle des Gauklers zu spielen. Auf ihre Bitte, sie bald vom Fieber zu befreien, erklärte ich ihr: ich würde ihr das Fieber ganz einfach und sicher vertreiben, wenn sie etwas recht Abscheuliches verschlucken könnte; es sei dieses nämlich das Knochenpulver von dem Hirnschädel eines Hingerichteten; man könne es nur vom Galgen oder Rade holen. Die Jungfrau schauderte vor Ekel; nach einem kleinen Bedenken erklärte sie jedoch: wenn ich gewiss wisse, dass es helfe, wolle sie sich überwinden, es zu nehmen.

Ich reichte ihr nun vor dem Fieberanfalle, ehe noch eine Spur des Unwohlseins sich zeigte, jedoch so nahe vor dem Anfalle, dass bis zur Zeit des muthmasslichen Eintrittes die geistige Einwirkung noch nicht konnte verflogen sein, einen Skrupel Krebssteinpulver. Sie stutzte ein wenig, ehe sie zum Einnehmen überging, sie schauderte, endlich fasste sie ein Herz und verschluckte wie im Anlaufe das Galgenpulver. Sie wurde blass bei diesem Kampfe; aber, — das Fieber, weder Galgen noch Rad scheuend, kam zur gehörigen Zeit; ich machte aus dem psychischen Heilversuche einen freundschaftlichen Scherz und vertrieb das Fieber nach hergebrachter Weise.

Das ist nun alles, was ich über das urerkrankte Organ beim Wechselfieber zu sagen weiss. Ich bitte aber die Leser nochmahls, das Gesagte einzig als die Mittheilung einer unvollendeten praktischen Untersuchung und nicht als das Aufschwatzen einer Hypothese anzusehen.

Jetzt werde ich einiges, was mich die Beobachtung beim Wechselfieber gelehret, und was für praktische Aerzte brauchbar sein könnte, mittheilen.

Die Meinung unserer Altvordern, welche auch noch in den Köpfen mancher Aerzte unserer Tage Anklang findet, war: die Leber sei der Sitz des Wechselfiebers. Ich selbst sah häufig, dass die Leber consensuell ergriffen war, dass

durch eine krankhafte Gallenabsonderung der Darmkanal voll scharfer Stoffe steckte, durch deren Reiz die reine Intermission nicht selten gestöret und das Fieber eher *Remittens* als *Intermittens* wurde. Wer in solchen Fällen die chemische Schärfe im Darmkanale nicht neutralisiren oder ausleeren wollte, würde allein mit der Rinde, in welcher Form er sie auch geben wollte, wenig ausrichten. Da ich die neutralisirende Methode der ausleerenden vorziehe, so weiss ich recht gut, dass man mit jener eben so leicht und noch sicherer zum Zwecke kommt als mit dieser. Man muss aber die Nebensache nicht zur Hauptsache machen, und wohl bedenken, dass das Fieber selbst, beim jedesmahligen Anfalle eine Störung in dem Gallenorgane hervorbringt, und dass, wenn man die Hauptsache, das Fieber, nicht wegschaffet, man durch blosses Ausleeren oder Neutralisiren den Stein des Sisyphus wälzt.

Ist das Leberleiden bloss eine leichte consensuelle Berührtheit der Gallengänge, so kann man, so bald die im Darmkanale vorhandene Schärfe weggeschafft ist, die Rinde gleich geben. Häufig aber ist bei gastrischer Constitution das Leberleiden bedeutender; die Gesichtsfarbe ist gelb, der Harn in der fieberfreien Zeit dunkel gefärbt, und im Epigastrio sind spannende oder schmerzhaft stechende Gefühle, welche bei dem Fieberanfalle vermehren, beim Aufhören desselben wol nachlassen, aber nie ganz verschwinden. In diesen Fällen sorge ich dafür, dass, bevor ich das Fieber vertreibe, die Leber wieder möglichst zum Normalstande zurückgeführt werde. Ueber die anzuwendenden Mittel lässt sich im Allgemeinen nichts bestimmen. Mich hat die Erfahrung gelehret, dass ich mit den Mitteln am sichersten zum Zwecke komme, die auf das herrschende Leberübel des Jahres passen. Aber auch hier gibt es Ausnahmen, wiewol sie selten sind. So habe ich erlebt, dass in einem Jahre, wo die Leberberührtheit durch die Brechnuss schnell und sicher zu beseitigen war, ich bei einzelnen Fieberkranken mit der Schellkrauttinktur die Leber in Ordnung bringen musste, weil jenes allgemein wohlthätige Mittel diesen einzelnen nicht half. Das sind aber, wie gesagt, Ausnahmen von der Regel; im Allgemeinen kommt man am

sichersten zum Zwecke, wenn man sich nach den feinen Schattungen der epidemischen Konstitution richtet.

Das Beste ist nun wol, man lässt die Bauchmittel so lange gebrauchen, bis die widrigen Gefühle im Epigastrio zur Zeit des Fiebernachlasses ganz verschwunden sind, und bis der Harn auch zu dieser freien Zeit die Farbe des vollkommen gesunden hat; zum wenigsten heilet man dann das Wechselfieber am leichtesten und sichersten.

Zuweilen ist aber diese sichere Behandlung in ihrem ganzen Umfange unanwendbar. Bei alten Leberleiden, die durch das Wechselfieber aufgerührt und gesteigert werden, würde man den Kranken einer langweiligen und endlosen Behandlung unterwerfen, wenn man mit Unterdrückung des Fiebers warten wollte, bis das alte Bauchleiden gehoben wäre. Hier muss man sich darauf beschränken, den ersten Sturm, den das Fieber auf die Leber gemacht, durch *Hepatica* zu beschwören, dann durch ein Präparat der Rinde das Fieber wegschaffen, und gleichzeitig, und hintennach die Leber, so viel es sich thun lässt, in Ordnung bringen.

Wenn ich aber hier von der Behandlung der Leberleiden beim Wechselfieber rede, so will ich dadurch wahrlich nicht andeuten, dass die Leber jederzeit beim Wechselfieber so ergriffen wäre, dass man nöthig hätte, besondere Rücksicht auf selbige zu nehmen. Im Gegentheil, selbst wenn Leberaffektionen landgängig sind, nimmt nicht ein Viertel der im Sommer vorkommenden Wechselfieber Theil an dem landgängigen Leberübel.

Die Beobachtung hat uns Aerzte längst gelehret, dass alle consensuelle Leiden der Organe zu Urleiden werden können, und dass in solchen Fällen nicht selten das Leiden des anfänglich urergriffenen Organs ganz verschwindet. Auch diese Beobachtung habe ich beim Wechselfieber bestätiget gefunden. So kann die consensuelle Leberaffektion zum Urleiden dieses Organs werden, welches sich unter der nosologischen Form des Gallenfiebers, oder der Gelbsucht darstellet, in welchem Falle das Wechselfieber ausbleibt. Auch das consensuelle Leiden des Magens, welches sich beim Paroxismus durch vorübergehendes Erbrechen äussert, kann zum Urleiden des Magens,

zum anhaltenden Erbrechen werden. In den Fällen, die ich, besonders in den letzten Jahren sah, und bei denen man mich gerade des Erbrechens wegen zu Hülfe rief, stillte ich dieses durch salzsauren Kalk und das Fieber kehrte nicht wieder. Die consensuelle Nierenaffektion, welche sich durch trüben, dunkelgefärbten Harn zu erkennen gibt, kann auch gar leicht zum Urleiden dieser Organe werden, und sich als Wassersucht darstellen, in welchem Falle häufig das Wechselfieber verschwindet. Diese verschiedenen Arten des Metaschematismus können nicht leicht bei solchen Kranken stattfinden, die der Arzt von Anfange an in Behandlung hat, denn, ist er klug, so wird er immer ein wachsames Auge auf die consensuell ergriffenen Organe haben. Wir finden die Krankheitsversetzung aber leider zu viel bei solchen Menschen, welche gar keine oder verkehrte Arzenei gebraucht haben. Ich habe bemerkt, dass ich in diesen Fällen am besten fahre, wenn ich das Wechselfieber ganz vergesse und das urerkrankte Organ gesund mache. Kehrt jenes dann nach wiederhergestellter Gesundheit in gewöhnlicher Form zurück, so heile ich es gründlicher als es die Natur oder die Unkunst früher geheilt hatte. Es kehrt aber bei weitem nicht immer zurück.

Wenn man über die Rückfälligkeit der Wechselfieber sprechen will, so stehet der Erfahrungssatz oben an, dass alle Organberührtheiten nicht bloss leicht Rückfälle machen, sondern dass in den wirklich geheilten Organen eine Disposition zu gleicher Krankheit noch eine lange Zeit nachher bleibet, also dass, wenn eine solche Krankheit landgängig ist, diejenigen Menschen weit eher von ihr berührt werden, die sie schon einmahl gehabt, als andere, welche sie noch nie gehabt.

Der zweite Grund der Rückfälligkeit der Wechselfieber ist in alten Bauchorganfehlern zu suchen, und diesen aus solchem Grunde entstehenden Rückfällen ist am wenigsten vorzubeugen, wenn entweder die Bauchfehler unserer Kunst unheilbar sind, oder wenn wir es mit Leuten zu thun haben, die, sobald der Fieberanfall ausbleibt, die Arzenei, deren sie hochbedürftig sind, bei Seite setzen.

Der dritte Grund der Rückfälligkeit liegt in der wunder-

lichen Ansicht mancher Praktiker, dass es sich nur darum handle, das Fieber zu vertreiben. Wer den Menschen als gesund ansiehet, sobald der Fieberanfall ausbleibt, der wird oft mit Rückfällen, oft mit allerlei Kränklichkeiten zu kämpfen haben. Das Fieber ist nichts als eine Krankheitsform, und die vermeintliche Heilung deshalb oft weiter nichts, als die bewirkte Veränderung dieser Form. Leider ist die dem Kranken angekünstelte neue Krankheitsform nicht selten weit lästiger als die alte, vorzüglich Wassersucht, Husten, Gelbsucht, schleichendes Fieber, und er ist zuweilen herzlich froh, wenn die Krankheit in der alten Wechselfieberform wiederkehret und ihn von der weit lästigeren Afterform erlöset.

Diese Beobachtung, die sehr alt und gemein ist, hat der Meinung unter dem Volke Eingang verschaffet, dass die zu frühe Unterdrückung des Fiebers solche Kränklichkeit hervorbringe. Es ist aber nicht die zu frühe, sondern die unvollkommne Heilung der Krankheit, dass blosse Formvertreiben, was man beschuldigen muss. Gehet man von dem Satze aus, dass man es mit einem urerkrankten Organe zu thun hat, und dass wirkliches, vollkommenes Heilen nur vollkommnes Heilen des urergriffenen Organs, nicht bloss Unterdrücken der periodischen consensuellen Aufgeregtheit des Gesammtorganismus sein müsse, so wird man einsehen, dass es uns an Zeichen fehlet, aus welchen wir das vollkommne Geheiltsein erkrankter Organe mit Sicherheit erkennen können, und dass wir nur durch lang fortgesetzten Gebrauch des Eigenheilmittels die Wahrscheinlichkeit des vollkommenen Geheiltseins erlangen können. Ob aber auch in diesem Falle die Geneigtheit zur selbigen Krankheit in dem geheilten Organe ganz getilgt sei, können wir dennoch nicht wissen.

Ich bin der Meinung, dass nimmer in der Medizin ein Mittel wird entdeckt werden, welches den Rückfällen der Wechselfieber ganz vorbeuget. Von Zeit zu Zeit werden Aerzte auftreten, die sich solcher Erfindung rühmen; die Folgezeit wird aber immer lehren, dass sie sich getäuscht haben. Meine Vorhersagung gründe ich einzig auf den Wagesatz: dass das Wechselfieber als consensuelles Ergriffensein des Ge-

sammtorganismus von einem Urleiden des Hautorgans abhange. Sobald man nämlich diesen, freilich noch unbewiesenen Satz als wahr annimmt, kann man nicht wol glauben, dass ein Organ, welches den Einwirkungen der atmosphärischen Temperaturveränderungen so sehr und so unmittelbar ausgesetzt ist als die Haut, je bei veränderlicher Witterung (auch gründlich geheilt) vollkommen vor Rückfällen wird zu schützen sein; so lange nämlich jenes unbekannte Feindliche, welches die Wechselfieber landgängig macht, auf den Menschen einwirkt. Hört dieses auf zu wirken, so kann die Veränderlichkeit der Atmosphäre allein keine Rückfälle der Fieber machen; aber unter jener Bedingung veranlasst sie dieselben, wie sie auch unter ähnlichen Bedingungen manche andere Krankheiten veranlasst.

Das Schlagwechselfieber habe ich mehrmahls beobachtet, jedoch meistens in den letzten zehn Jahren. Bestimmt erinnere ich mich, dass ich im Jahre 1816 erst zwei Fälle der Art gesehen hatte. Alle die Kranken, welche ich später gesehen, und deren Körperbeschaffenheit ich entweder kannte, oder durch die Aussage ihrer Freunde kennen lernte, waren mit alten Bauchfehlern behaftet. Den Zusammenhang zwischen solchen alten Bauchleiden und der apoplektischen Gehirnaffektion sehe ich zwar nicht recht deutlich ein, so viel weiss ich aber wol, dass auch ohne Wechselfieber Steinsüchtige und an alter Leberverstopfung Leidende vom Schlage zuweilen berührt werden.

Wahrscheinlich die Neigung der Aerzte, alles theoretisch zu erklären, und zugleich der seltsame, rohe Begriff, als ob der Schlag von einer Anhäufung des Blutes im Gehirn entstehe, hat dem Vorgeben Eingang verschafft, dass bei dem Schlagwechselfieber die Kranken in dem Zeitraume des Frostes sterben müssten. In unserer Zeit ist diesem Vorgeben mit Recht widersprochen worden, auch ich muss ihm widersprechen. Jedoch dürfen wir unseren Altvordern nicht unbedingt die Meinung aufbürden, als ob der Kranke jederzeit im Zeitraume des Frostes sterbe. *Baglivi* sagt: *Omnes qui extinguuntur febre aliqua intermittente, circa initium paroxysmi moriuntur, raro autem in augmento, statu et declinatione.* Das Selten oder

Nichtselten hängt von der eigenthümlichen Erfahrung des Arztes und von der Zeit ab, in der er sie gemacht. Ich habe allerdings wol ein paarmahl erlebt, dass der Kranke im Zeitraume des Frostes apoplektisch wurde; die meisten die ich aber gesehen, wurden es erst bei der Hitze, ja ich sah deren, bei denen der Fieberanfall ohne Frost, oder mit unbedeutendem erschien, die bei der Höhe der Hitze besinnungslos, und beim Ausbruche des allgemeinen warmen Schweisses erst tödtlich im Gehirn ergriffen wurden.

Das Gehirnleiden ist auch hinsichtlich seines Grades so verschieden, dass der, der diesen Zustand nur ein oder ein paarmahl gesehen, ihn gemächlicher beschreiben kann, als der, welcher ihn oft gesehen. Zwischen der ganz gewöhnlichen consensuellen Gehirnaffektion, die sich beim Paroxismus durch Irrereden äussert, und der apoplektischen, bei der der Kranke ganz gefühl- und besinnungslos mit röchelndem Athmenzuge dalieget, gibt es gar viele Abstufungen, so dass ich selbst einmahl bei einem Manne, zweifelhaft, was ich aus dem seltsamen Zustande machen sollte, auf dem Punkte war, ihm, dem katholischen Kristen, die letzte Oelung geben zu lassen. Bei ihm äusserte sich nämlich die Gehirnaffektion bei der eintretenden Hitze anfänglich als ganz gewöhnliches Irrereden, aber zwölf Stunden nach dem ersten Eintritte des Fiebers lag er im heftigen Schweisse ganz besinnungslos, und war selbst unfähig zu schlucken. Es wies sich hintennach aus, dass ein ungewöhnlich langer, über vierundzwanzig Stunden anhaltender Fieberanfall den Spuk gemacht. Dass ich der Rückkehr dieses etwas verdächtigen Fiebers vorbeugte, werden die Leser wol denken.

Die *Febris intermittens apoplectica convulsiva*, von welcher *Morton*, als von einer eben nicht ganz seltenen Fieberform spricht, habe ich nur ein einziges Mahl gesehen. Die Form der Krankheit war aber wirklich weit näher mit der Epilepsie als mit der Apoplexie verwandt. Der erste Fieberanfall war ein ganz gewöhnlicher gewesen, der zweite, zu welchem ich gerufen wurde, war der epileptische, und der tödtete auch den alten Branntweinsäufer. Die Convulsionen waren aber, besonders in den Gliedmassen, ungeheuer heftig, und währten

bei vier und zwanzig Stunden, wo dann der Tod der ekelhaften Scene eine Ende machte.

Die seltsamste Gehirnberührtheit sah ich im Jahre 1829 bei einem Landmanne von mittlen Jahren. Der Anfall, bei dem ich gerufen wurde, war der dritte eines andertägigen Fiebers. Der erste war ein gewöhnlicher gewesen, der zweite ein solch banger, dass man den Kranken mit den Sakramenten der Sterbenden versehen, der dritte, bei dem ich gerufen wurde, war, nach Aussage der Umstehenden, dem zweiten vollkommen gleich. Ausser einem leisen Athmenholen, mässiger, nicht fieberhafter Wärme und einem etwas beschleunigten Pulse, der hinsichtlich seiner Vollheit, muthmasslich von dem normalen dieses Körpers wol wenig verschieden sein mochte, war der Kranke wie ein lebloses Wesen. Seine Augenlider standen halb offen, waren wie die Augäpfel unbeweglich, Kneipen und Stechen fühlte er nicht, an Schlucken war gar nicht zu denken, wollte man ihn aufheben, so handhabte er sich gerade wie ein nichterstarrter Leichnam. Der Mann ist aber nicht an diesem seltsamen Fieber gestorben, sondern der beschriebene Anfall ist der letzte gewesen.

Der Rath des *Carl Ludw. Hoffmann,* dass man dem Kranken im Paroxysmus grosse Gaben Opium reichen müsse, kann heilsam sein, besonders wenn die verdächtige Gehirnaffektion bei der Kälte sich zeigt. Es ist aber wol offenbar, dass dieser Schriftsteller das besprochene Fieber nicht oft, also auch nicht in seinen verschiedenen Gestalten beobachtet hat. Ueberdies verdächtiget seine Neigung zum Theoretisiren und seine Abhandlung über die Wirkungsart des Mohnsaftes seinen Rath in meinen Augen ein wenig. Ich denke immer, seine Kranken wären vielleicht eben so gut ohne den Gebrauch als bei dem Gebrauche des Opiums wieder zu sich selbst gekommen; zum wenigstens habe ich, auch ohne gegebenen Mohnsaft, sehr bedenkliche Anfälle untödtlich ablaufen sehen. Dass man der Wiederkehr vorzubeugen sucht, bedarf keiner weiteren Erwähnung.

Was die im Anfall zu gebrauchende Mittel betrifft, so hat *Werlhof* darüber geschrieben; *C. L. Hoffmann* verwirft sie aber als unnütz. Ich selbst will nichts darüber entscheiden;

wer sie mehrmals versucht hat, der wird am besten ihren Werth schätzen können. Ueberhaupt habe ich von den drei klassischen Schriftstellern über die Wechselfieber, *Werlhof*, *Senac* und *Medicus*, die man mir in meiner Jugend empfohlen, wenig Nutzen gezogen. Wären sie so reich an originellen Erfahrungen und originellen Gedanken, als sie reich an fremden Beobachtungen und Meinungen sind, so würden sie mich weniger gelangweilt haben. Ich glaube wahrhaftig, dass diese drei Meister, von denen *Senac* aber der magerste ist, durch den Wust, der bei ihnen aufgestapelten Beobachtungen, Erfahrungen, Rathschläge und Meinungen allein im Stande wären, einen etwas schwachköpfigen Arzt ganz toll zu machen.

Jedenfalls ist das Schlaf-, oder Schlagwechselfieber eine solche Krankheit, die auch den vorsichtigsten Arzt berücken kann; denn ein solcher Anfall erscheint nicht allein ungeahnet, sondern ergreift auch zuweilen den Menschen so, dass die Anwendung innerlicher Mittel, könnte man auch deren heilende Wirkung verbürgen (welches aber noch wol etwas zweifelhaft sein möchte), ganz unmöglich ist.

Ich bin jetzt noch schuldig, zweier Bedingungen zu erwähnen, unter denen, nach meiner Beobachtung, alte Bauchfehler leicht ein Wechselfieber zum Schlaf- oder Schlagfieber machen können.

1) Wenn die epidemische Konstitution so geartet ist, dass bei den herrschenden akuten Krankheiten der erkrankte Gesammtorganismus unter der Heilgewalt des Kupfers stehet, so nehmen manche Wechselfieber, sonderlich im Frühjahre, wo diese Sommerlandplage erscheint, und im Herbste, wo sie sich wieder zum Abzuge anschicket, Theil an der herrschenden Konstitution. Durch diese Vermischung werden die Wechselfieber unregelmässig, nähern sich mehr der *Remittens* als der *Intermittens*. Die Anfälle erscheinen ohne Kälte, oder nur mit einem geringen Schauder. Menschen, welche altfehlerhafte Baucheingeweide haben, werden dann leicht bei einem Fieberanfalle schlafsüchtig, oder apoplektisch. Durch zeitiges Heben des krankhaften Zustandes des Gesammtorganismus kann man diesem bedenklichen oder tödtlichen Gehirnleiden am besten zuvorkommen, das ganze Fieber entweder abschneiden, oder

es so umgestalten, dass es sich deutlich der Intermission nähert. Sobald man dieses siehet, muss man es gleich mit der Rinde angreifen. Nach meiner Erfahrung darf man aber nicht warten, bis der Paroxismus regelmässig wird, sondern muss gleich die Rinde anwenden, sobald man gewahr wird, dass die Exazerbation nicht mehr abends, sondern nachts, nach Mitternacht, oder morgens sich einstellet.

Wird man aber in solchen Fällen erst spät, den zehnten Tag, oder noch später zu Hülfe gerufen, so ist man doch nicht immer Meister des Ausganges. Diese Fieber sind sehr täuschend; sie erscheinen zuweilen als echte *Intermittentes*, machen zwei, auch wol drei Anfälle mit Kälte, und gehen dann in die *Remittens* mit abendlicher Exazerbation über. Daher kommt es, dass Leute, die eines gewöhnlichen Wechselfiebers wegen nicht augenblicklich zum Arzte laufen, sondern erst fünf oder sechs Anfälle abwarten wollen, gar übel getäuscht werden. Auch der Arzt selbst kann sich sehr leicht täuschen, sonderlich im Herbste, welcher zwar nicht der bestimmte, aber doch der gewöhnliche Wendepunkt der epidemischen Konstitution ist. Wenn hier neugeartete Krankheiten erscheinen und sich mit den Wechselfiebern verbinden, so ist es wahrlich böse Arzt sein. Glaubt es mir, werthe Leser! manche sogenannte Nervenfieber, die, wenn sie nicht tödtlich ablaufen, nach endlosen Leiden in Wechselfieber übergehen, sind weiter nichts als eine solche Vermischung des Wechselfiebers mit einem Urleiden des Gesammtorganismus. Beim einfachen, reinen Wechselfieber befindet sich der Gesammtorganismus in dem Indifferenzstande; darum kann der Kranke eben so unschädlich Branntwein trinken, als Blut lassen, eben so unschädlich Salpeter verschlucken als Aether. Ganz anders gestaltet sich aber die Sache, wenn der Gesammtorganismus, von der epidemischen Konstitution berührt, urerkrankt ist; da heisst es aufmerken.

2) Wenn Urgehirnleiden herrschen, nehmen die Wechselfieber ebenfalls leicht Theil an der herrschenden Konstitution. Hier gilt die nämliche Vorsicht in der Behandlung als bei der vorigen Vermischung. Ich habe in einzelnen Fällen die Vermischung so deutlich gesehen, dass die *Intermittens* als *Tertiana*

um den andern Tag morgens mit geringem Schauder auftrat; am Abend desselben Tages kam die Exazerbation des Gehirnfiebers, währte die ganze Nacht, und am zweiten Tage merkte man etwas Nachlass, der sich aber mehr dem Gefühle des Kranken, als durch verminderte Geschwindigkeit des Pulses dem Arzte offenbarte. Am Abend dieses zweiten Tages erschien nun wieder die Gehirnfieberexazerbation, und nachdem der Kranke die Nacht höchst leidend zugebracht, stellte sich am Morgen, als am dritten Tage, das Wechselfieber mit Schauder wieder ein. So deutlich ist nun aber leider nicht immer die Sache. Der Wechselfieberanfall kommt nicht selten ohne Schauder, ja statt der *Tertiana* ist es nicht selten *Quotidiana.* Nun siehet die ganze Krankheit aus, wie eine *Continua remittens quotidiana duplicata.*

Bei den jetzt in Rede stehenden Fiebern verrieth sich der Wechselfieberanfall bloss durch seine Wandelbarkeit, durch Vor- oder Zurücksetzen, jedoch häufiger durch Erstes als durch Letztes, indess der Gehirnfieberanfall regelmässig abends gegen sechs Uhr eintrat. Im Jahre 1832 im Herbste fingen hier an, Gehirnfieber zu herrschen, welche unter der Heilgewalt des Tabaks standen, und bei denen der Zustand des Gesammtorganismus salpetrischer Natur war. Diese verbanden sich nicht selten, sondern häufig mit dem Wechselfieber. Wenn ich hier in vier und zwanzig Stunden eine Unze destillirtes Tabakswasser und zwei Drachmen würfelichten Salpeter gab, so liessen die Kopfleiden in einigen Tagen bedeutend nach und ich konnte nun das Wechselfieber erkennen. Ohne zu warten, bis dieses regelmässig mit Kälte eintrat (ich hätte in den meisten Fällen wol vergebens auf diese Erscheinung warten müssen), griff ich es gleich mit der Rinde an. War es gehoben, so musste ich den Kranken, wollte ich ihn nicht scheinbar, sondern wirklich gesund haben, eine Zeit lang das Rindepräparat und gleichzeitig das Tabakswasser gebrauchen lassen. Wollte ich das Rindepräparat allein geben, so kriegte ich ihn nicht aus dem Bette, er blieb in einem schleichenden Krankheitszustande; wollte ich das Tabakswasser allein geben, so spielte das Wechselfieber den Meister; nur durch das gleich-

zeitige Geben beider Mittel konnte ich sicher zum Zwecke kommen.

An diesem etwas ungemächlichen vermischten Fieber habe ich einen Mann behandelt, der von langjährigen Leberleiden heimgesucht, mehre Aerzte wegen dieses Leberleidens vergebens um Rath gefragt hatte. Das vermischte Fieber griff ihn gelind an; aber unversehens wurde ein Wechselfieberanfall zum schlafsüchtigen. Erst schlummerte er und war leicht zu erwecken, dann wurde der Schlaf tiefer und das Erwecken schwieriger, darauf wurde das Erwecken ganz unthunlich, endlich trat Unvermögen zu schlingen, röchelnder Athem, unfreiwilliger Harnabgang ein, und es schickte sich alles zum Tode an, der auch ungefähr dreissig Stunden nach dem Fieberanfalle erfolgte. Wie wenig ein allgemeiner warmer Schweiss in solchem Zustande den guten Ausgang verbürgt, habe ich auch bei dieser Gelegenheit gesehen. Einen erwünschteren Schweiss konnte kein Kranker haben als dieser Mann zu der Zeit hatte, da er schon unerweckbar schlief. Nur beim Eintritte der unverkennbaren Agonie wurde der Schweiss kalt, kleberig, ungleichmässig.

Die Vermischung der Wechselfieber mit andern Gehirnfiebern, z. B. mit solchen, welche unter der Heilgewalt des Stechapfels oder des Silbers stehen, habe ich so genau zu beobachten nicht die Gelegenheit gehabt, weil zu der Zeit, da jene Fieber herrschten, die Wechselfieber zwar wol landgängig, aber nicht eigentliche Landplage waren, als im Sommer des besagten Jahres.

Ueberhaupt ist aber die Verbindung des Wechselfiebers mit Bauch- oder Gehirnfiebern jederzeit eine missliche und gefährliche Sache, davon mag höchstens die gemeine Berührtheit der Gallengänge, die sich entweder durch vermehrte Gallenabsonderung, oder durch Gelbsucht offenbaret, eine Ausnahme machen. Ich habe zum wenigsten von dieser, wenn sie landgängig sich mit dem Wechselfieber vermischte, keine grosse Gefährlichkeit bemerkt. Das tödtliche Fieber, das im Jahre 1669 in Leiden so viel Menschen umgebracht hat, ist, so viel ich aus der Beschreibung des *Sylvius* abnehmen kann, höchst wahrscheinlich auch Vermischung eines gefährlichen

Leberfiebers mit dem Wechselfieber gewesen; eines solchen Leberfiebers nämlich, das nicht von einem Urleiden der Gallengänge, sondern von einem Urleiden der inneren Lebersubstanz abhängt. Ein grosser Theil der Kranken, die nicht von jenem Fieber gewürgt wurden, sind bei der Besserung in Wechselfieber gefallen. Die Heilart des Professor *Sylvius* und seiner Kollegen war auf keine Weise geeignet, die Gefahr dieser Krankheit abzuwenden; darum sind auch mehr Menschen aus der vornehmeren, die Hülfe des Arztes in Anspruch nehmenden Klasse gestorben, als aus den geringeren.

Ich werde jetzt dem Leser mein Schicksal hinsichtlich des Gebrauches der Peruanischen Rinde erzählen.

Im Anfange meiner praktischen Laufbahn, die im Jahre 1795 begann, waren die Wechselfieber selten, sie erschienen im Sommer einzeln; ich hörte aber ältere Leute von denselben als von einer wahren Landplage reden. So lange nun die Fieber einzeln erschienen, behandelte ich sie wie ich es gelernt hatte; das Gelernte wollte mir aber, in mehr als einer Hinsicht, nicht sonderlich gefallen. Im Jahre 1803, da sie anfingen, landgängig zu werden, dachte ich an eine zweckmässigere Behandlung. Des *Thomas Willis* einfache Beschreibung der Wirkung der nach der *Schedula Romana* gegebenen Rinde brachte mich auf den Gedanken, dieser Vorschrift zu folgen. *Sydenhams* Vorgeben, dass ein Mensch, der die Rinde also genommen, am Wechselfieber sollte gestorben sein, und meine eigene Beobachtung, dass in einzelnen Fällen nach dem Einnehmen der zwei Drachmen Rinde ein ungewöhnlich heftiger Anfall entstand, die Möglichkeit also mir einleuchtete, dass *Sydenhams* Vorgeben wol wahr sein könne, veranlasste mich die *Schedula Romana* so zu verbessern, dass nicht der zweite Anfall nach der gegebenen Arzenei, sondern der erste aus bleiben musste. Ich mischte nämlich eine Unze Königsrinde mit acht Unzen Wasser, setzte auch wol etwas Gewürzhaftes zu (welches aber nur Nebensache war), und liess den Kranken zwölf Stunden vor dem Fieberanfalle das Einnehmen beginnen. Er musste sechs Stunden lang stündlich einen Löffel voll nehmen, nach diesen sechs Stunden aber alle halbe Stunde einen Löffel, bis der Trank alle war. Diese Vorschrift war auf das, oft be-

deutende Vorrücken der Paroxismen berechnet. Ich erreichte nun vollkommen meinen Zweck; der Paroxismus, vor welchem ich den Trank gab, blieb aus, und der Trank fand bei den Menschen grossen Beifall. Dieser Beifall ist aber nicht einzig der beschriebenen Gebrauchsart zuzuschreiben, sondern auch wol zugleich der Echtheit der Königsrinde. Es gab früher viel schlechte Rinde, wurde von manchen Apothekern für gute dispensirt, und die Fieber, welche solchem unnützen Zeuge nicht weichen wollten, kamen bei manchen Aerzten in Verdacht, als ob sie von einer fremden, weit sperrigeren Art wären als früher. Ich erinnere mich noch der Zeit, dass ein Apotheker, der gute Königsrinde haben wollte, sich besonders mit den Materialisten darüber besprechen musste, denn was diese unter den Namen *Cort. chinae reg. opt.* in ihrer Preiszeitung aufgeführt hatten, war ein Gemisch von guten und falschen Rindestücken, und letzte sahen den ersten ziemlich ähnlich. Weiterhin kam eine ganz unwirksame Rinde in den Handel, die zu der Zeit, da die echte Rinde am theuersten war, für drei Franken das Pfund verkauft wurde. Gewinnsüchtige und schelmische Apotheker machten diese mit Gentianwurzel bitter, und dispensirten sie für die Königsrinde. Von dieser Betrügerei habe ich mich einst bei einem auswärtigen Amtsbruder, der, apothekergläubig, die Fieber einer ausgezeichneten Hartnäckigkeit beschuldigte, nicht vermuthlich, sondern sinnlich überzeugt.

Nachdem ich mich nun eine lange Zeit des beschriebenen Trankes bedient, so hatte ich Gelegenheit genug gehabt, auch das Hinderliche dieser Behandlung zu beobachten. Starke und dreiste Menschen hatten ihr Vergnügen daran, durch diesen unfehlbaren Trank dem Fieber zu trotzen; aber schwachen Menschen, Weibern aus der vornehmeren Klasse, überhaupt Zärtlingen wollte er nicht recht munden, und ich sah mich deshalb genöthiget, dem Rindepulver ein Extrakt zu substituiren, welches ich aus der Königsrinde bereiten liess, indem diese zuerst mit Alkohol ausgezogen, dann ausgekocht, und beide Auszüge zur Extraktdicke abgedampft wurden. Abgesehen von dem, bei der damahligen Theure der Königsrinde, hohen Preise des Extrakts, welcher dessen Gebrauch bei allen weich-

lichen Menschen nicht einmahl erlaubte, denn leider sind nicht alle Weichlinge auch reich, schien es mir fast, als ob das Rindepulver nicht einmahl ganz dadurch ersetzt würde. Da ich nun auch in der Zeit, durch den häufigen Umgang mit Wechselfiebern den Glauben an die *Sydenhamsche* Erzählung etwas verloren hatte, ging ich wieder zu der *Schedula Romana* über, und weil ich früher schon bemerkt, dass die Fieber, nach dieser Vorschrift vertrieben, gar leicht wiederkehrten, so suchte ich dieser gar zu häufigen Wiederkehr durch folgende Verbesserung vorzubeugen. Ich liess drei Pulver machen, jedes von zwei Drachmen Rinde. Sobald nun der Kranke die ersten Spuren des nahenden Fieberanfalles merkte, musste er ein Pulver, welches schon ein paar Stunden vorher in Wasser geweicht war, auf Ein Mahl verschlucken. Bekanntlich bleibet in den wenigsten Fällen dieser Paroxismus, vor welchem man die zwei Drachmen Rinde gibt, aus, sondern der folgende bleibt aus. Nun liess ich den Kranken das zweite Pulver den folgenden Fiebertag gerade zur nämlichen Zeit nehmen wie das erste. Er durfte jetzt nicht auf die erste Anmahnung des Fiebers warten, weil dieses nur in seltenen Fällen erschien. Das dritte Pulver wurde den dritten Fiebertag ebenfalls gerade zur nämlichen Zeit genommen wie das erste und zweite. Durch diese Art des Rindegebrauchs bewirkte ich, dass die Fieber nicht so gar häufige Rückfälle machten, und ich habe mich lange an diese Vorschrift gehalten.

Inzwischen wurde das Chinin entdeckt. Den Vorzug, den dieses Präparat vor der Rinde in Substanz hatte, sah ich bald ein; er bestand in folgendem:

Zärtliche Leute konnten es besser nehmen als das Pulver.

Man konnte es lange nachgebrauchen lassen, und so nicht bloss den Fieberanfall unterdrücken, sondern auch das erkrankte Hautorgan gründlich heilen, welches sich mit dem Rindepulver wol in einzelnen Fällen, aber im Allgemeinen bei der Mehrzahl der Menschen nicht thun liess, weil es sie gar bald anwiderte.

Bei dem täglichen Fieber, welches von Anfall zu Anfall, statt mehr und mehr auszusetzen, vielmehr in einander lief, hatte es den grossen Werth, dass es zu zwei Gran stündlich

gegeben, dieser höchst angreifenden, Schwachen und Alten höchst verderblichen Krankheit ein Ende machte. Mit dem Rindepulver konnte man bei schwachen Leuten, deren Verdauungswerkzeuge zuweilen nicht zum besten bestellt sind, solche Gewaltskuren nicht immer beginnen. Ich habe aber in späteren Jahren die in einander laufenden Fieber weit häufiger gesehen als früher. Machen sie, wenn sie geheilt sind, Rückfälle, so erscheinen sie gewöhnlich als regelmässige Fieber; jedoch finden sich auch zuweilen Ausnahmen von dieser Regel.

Das Unvollkommene und Hinderliche des Chiningebrauches bestand in Folgendem:

Beschränkte man sich bloss darauf, den Fieberparoxismus durch das Chinin zu unterdrücken, so gehörte eine sehr grosse Einbildung dazu, den Vorzug, den es vor dem Rindepulver haben sollte, zu erkennen. Die Rückfälle erschienen eben so häufig nach dem Gebrauche des einen als des anderen Mittels.

Weil das Chinin anfangs sehr theuer war, konnte man es nur wohlhabende Leute lange nachgebrauchen lassen, und so nicht bloss das Fieber unterdrücken, sondern auch das urerkrankte Hautorgan heilen. Bei der Masse des Volkes war dieses aber ganz unthunlich, und ist es auch noch jetzt, obgleich das Chinin viel wohlfeiler geworden ist. Ich habe also bei der geringeren Klasse die drei Rindepulver noch nach Erfindung des Chinins gebrauchen müssen.

Endlich wurde nun auch das Chiniodin entdeckt. Seitdem ich zuerst von diesem Präparat gelesen, habe ich nichts weiter von ihm gehört, auch nicht gesehen, dass ein Arzt meiner Bekanntschaft es anwendete. Daraus schloss ich, es könne leicht zu der Unzahl von Mitteln gehören, denen einzig der Erfinder Werth beilegt, und da ich eben keine besondere Neigung zum Versuchmachen habe, wollte ich vorläufig andern Aerzten diese praktische Untersuchung überlassen.

Im Jahre 1831 gehet aber einer meiner Bekannten über den Rhein und bekommt dort, nebst seinem Bedienten, das Wechselfieber. Beiden wird das Fieber mit einer Mischung von Chiniodin und Chinin geheilt und beide bleiben gesund. Dass auch hier das alte Lied wieder gesungen wurde, ein mit dieser Arzenei vertriebenes Fieber kehre nicht wieder, können

die Leser leicht denken. Abgesehen von diesem mir höchst unwahrscheinlichen Vorgeben war doch so viel gewiss, dass diese Mischung in sehr gemächlicher Form die ganze Kraft der Rinde enthielt: ich versuchte dieselbe und fand gar bald, dass sie grosse Vorzüge vor dem Pulver der Rinde und vor dem Chinin hatte. Die Vorschrift lautet also: ℞ *Chiniodini* ʒi *Chinini sulph.* gr. x *Alcohol* ℥ii M. DS. Viermahl täglich funfzig Tropfen zu nehmen. Der eigene Gebrauch hat mich nun Folgendes gelehret. In Wasser lassen sich diese Tropfen nicht wol nehmen, denn begreiflich schwimmt die harzige Substanz gleich auf dem Wasser, setzt sich an den Löffel oder die Tasse, und der Kranke bekommt vielleicht nur die Hälfte der Gabe in den Magen. In einem schleimigen Tranke, z. B. in einem Löffel von kalten Altheeaufguss genommen, kann dieses freilich nicht Statt finden; die Arzenei ist aber in dieser Mischung sehr widerlich und ekelt die meisten Menschen an. Will man sie auf ein Stückchen Zucker tröpfeln und dieses im Munde zergehen lassen, so möchte die durchdringende Bitterkeit des Chiniodins, selbst den Liebhabern des bitteren Geschmackes doch wol etwas zu stark sein. Die beste Art die Tropfen zu geben bleibt also folgende. Man legt einen Theelöffel voll zerriebenen Zucker vorn in einen Esslöffel, tröpfelt die funfzig Tropfen darauf, nimmt diesen Bitterzucker in den Mund, und spület ihn mit einem Schlucke Wasser hinunter. Fänden sich Leute, denen auch so noch die Bitterkeit zuwider wäre, so können diese den Bitterzucker in Oblate wickeln und hinunterschlucken, wo sie dann gar keinen Geschmack davon haben. Mir ist aber unter gar vielen Menschen nur Ein Fräulein vorgekommen, welches Gebrauch von dieser Oblatenbekleidung machte.

Die Anwendung der Tropfen und ihre Wirkung ist folgende. Der Kranke muss sowol an dem guten als an dem bösen Tage viermahl die funfzig Tropfen nehmen. An dem bösen Tage darf er sie aber nicht gerade in der Fieberkälte, oder in der ersten Hitze nehmen, weil das Wechselfieber eine brecherische Natur hat, sondern er muss sie eine Zeit lang vor dem Fieber, oder nach Beendigung desselben nehmen; sobald der Schweiss einmahl ordentlich im Gange ist, kann

er sie dreist nehmen, er wird sie dann nicht mehr ausbrechen.

So ist nun der gewöhnliche Gebrauch. Wenn aber Noth an Mann gehet, kann man die Tropfen stärker geben. So habe ich einer Frau, die bei dem sogenannten verlarvten Wechselfieber durch heftige Augenentzündung gleich des Sehevermögens beraubt war, alle zwei Stunden funfzig Tropfen gegeben, dadurch der ungeheuer schmerzhaften Augenentzündung Einhalt gethan und das Gesicht gerettet. In einem andern Falle, wo die Entzündung zwar auch sehr schmerzhaft, aber die Gefahr zu Erblinden nicht so deutlich war, habe ich mich bei der gewöhnlichen Gabe gehalten und es ist auch gut gegangen.

Bei manchen Menschen bleibet nach eintägigem Einnehmen schon der Fieberanfall aus, bei andern wird der zweite bedeutend schwächer und der dritte bleibt aus. Wenige, sehr wenige verbrauchen die Hälfte des Fläschchens, ohne dass das Fieber verschwände. Sollte aber mehr als die Hälfte verbraucht sein, ohne dass es seine Wirkung gethan, so kann man darauf rechnen, dass solche Leute nicht bauchgesund sind, dass ältere, vorfieberige Leiden des einen oder des andren Organs die Wirkung der Tropfen hindern. Es gibt nämlich unverständige Menschen, die, wenn sie wissen, der Arzt verstehe gut mit dem Fieber umzugehen, auf seine Frage nach ihrem früheren Befinden absichtlich falschen Bescheid geben, weil sie sich einbilden, er werde sie, sagten sie die Wahrheit, mehre Wochen lang schulgerecht am Narrenseile führen, ehe er ihnen das Fieber abnehme. Dieser überlistigen Narren gibt es keine mehr in meinem engeren Wirkungskreise, aber in meinem weiteren stosse ich zuweilen noch auf solche. Ich habe es ihnen mehrmahls auf den Kopf zugesagt, dass sie mich getäuscht, und dadurch das Geständniss ihrer vorfieberigen Bauchleiden erpresst. Aber, was ich oben gesagt, wiederhole ich noch einmahl meinen jüngeren Kollegen: es ist durchaus überflüssig, ja selbst schädlich, solche früher bauchberührte Menschen Wochen lang die ärztliche Leibstuhlschule durchmachen zu lassen. Gerade durch solch aberwitziges Handeln universitätisch abgerichteter Meister hat sich in den Köpfen der Menschen

durch die Länge der Zeit ein Arztbild geformet, welches einem übersichtigen gelehrten Steifling, oder einem marktschreierischen Gauner ziemlich ähnlich sehen mag. Mit Beziehung auf das früher Gesagte, erinnere ich bloss daran, dass man sowol das Chinin als das Chiniodin und die Zusammensetzung beider recht gut neben den Bauchmitteln und neben den Gehirnmitteln geben kann, und wenn man mit manchen Kranken fertig werden will, selbst geben muss. Ich sage aber dadurch nicht, dass man sie zusammenmischen müsse, das würde sich zum wenigsten mit der Auflösung des Chiniodins nicht gut thun lassen, sondern man kann sie einzeln geben. So habe ich im Sommer 1832, da, wo es nöthig war, sechsmahl tags dreissig Tropfen Krähenaugenwasser neben den zusammengesetzten Chiniodintropfen gegeben, weil nämlich damahls die herrschende Leberberührtheit unter der sichersten Heilgewalt dieses Wassers stand (zu einer andern Zeit würde ich ein anderes passliches Mittel geben). Da der Kranke ohnedies den Chiniodinbitterzucker mit Wasser hinunterspülte, so konnte er in dieses Wasser die fast geschmacklosen Bauchtropfen mischen und so das doppelte Einnehmen vermeiden.

Was die Rückfälle der Fieber nach dem Gebrauche der besagten Tropfen betrifft, so sind sie allerdings weit seltener als nach dem Gebrauche jedes anderen Rindepräparats; ich denke aber, dieser Vorzug wird wol grösstentheils auf die verordnete Menge der Arzenei, nicht gerade auf die Zusammensetzung derselben zu schreiben sein. Eine Drachme Chiniodin und zehn Gran Chinin in zwei Unzen Alkohol aufgelöset, hält, zu funfzig Tropfen täglich viermahl gebraucht, ungefähr zehn Tage vor. Da nun das Fieber häufig durch einen ein-, oder zweitägigen Gebrauch unterdrückt wird, so hat der Kranke acht bis neun Tage nach ausgebliebenem Fieber noch einzunehmen, und man kann darauf rechnen, dass bei vielen Menschen das erkrankte Hautorgan durch den zehntägigen Arzeneigebrauch schon geheilt ist. Bei andern, wo diese Heilung nicht vollständig war, entstehet Rückfall. Diesem kann man am besten dadurch vorbeugen, dass man die Portion zwei- oder dreimahl veröftert; denn man hat eben so wenig sichere Zeichen, ob das Hautorgan ganz zum Normalstande zurück-

gekehrt sei, als man diese Zeichen von der erkrankten Leber, Milz, Bauchspeicheldrüse, Gehirn oder anderen Organen hat. Die Kosten des Arzeneigebrauches betragen, die zweiunzen Portion der Tropfen zu elf Preussische Silbergroschen drei Pfennige gerechnet, mit der Flasche, kaum vierzehn Pfennige tags. Es muss schon ein dürftiger Mensch sein, der diese Kosten nicht zwanzig oder dreissig Tage tragen könnte. Wem das aber noch zu theuer ist, der muss, nachdem er eine zweiunzen Portion genommen, gut auf seine Gesundheit merken. Sobald er Mattigkeit, Ziehen in den Füssen, mehr oder minder Schmerzen oder Steifigkeit im Kreuze spüret, darf er nicht warten, bis das Fieber wiederkommt, sondern muss mehre Tage die Tropfen nehmen, bis diese Vorbothen verschwinden. Die, welche eine gleichmässige, nicht körperlich thätige Lebensart haben, können sich in dieser Hinsicht nicht leicht täuschen; aber der, welcher täglich seinen Leib bass kasteien muss, der kann sich leicht täuschen, wenn die Vorbothen des Rückfalles nicht gerade in Schmerzen, sondern bloss in Mattigkeit bestehen, diese wird gewöhnlich auf die untergangene Anstrengung geschrieben.

Alles wohl erwogen, ist jene Mischung von Chiniodin und Chinin, welche die ganze Kraft der Rinde enthält, das beste Heilmittel des Wechselfiebers, das mir bis jetzt bekannt worden ist. Ob man das angegebene Verhältniss zwischen beiden Rindepräparaten mit Vortheil verändern könne, weiss ich nicht zu sagen, denn ich weiche nicht gern von dem ab, was gut hilft.

Von wie viel Kranken ich meine ersten Erfahrungen im Sommer 1832 gesammelt, kann ich nicht bestimmt sagen. Da aber in der Mitte Oktobers einer unserer Apotheker durch Vergleichung des eingekauften Chiniodins mit dem noch vorhandenen sich überzeugt hat, dass in besagtem Sommer acht Pfund Civilgewicht Chiniodin verbraucht waren, welches kein anderer Arzt verordnet hatte als ich, so werden die Leser aus dieser Angabe leicht den Ueberschlag machen können, dass das, was ich darüber gesagt, nicht von einem oder ein paar Dutzend Kranken abgezogen ist.

Nun muss ich noch zum Schlusse von den verschiedenen

Wechselformen der Fieber ein Wort sagen. Die *Quartana* ist hier zu Lande, in Verhältniss zu anderen Formen, selten. Im Winter, wo die Wechselfieber wenig vorkommen*), sind aber die meisten der wenigen Quartanfieber. Ich habe nie gefunden, dass die *Quartana* schwieriger zu heilen ist, als die *Tertiana.* Alte Bauchleiden erschweren die Heilung der *Tertiana* eben so sehr als die Heilung der *Quartana.* Die Tertianform ist die allgemeinste in meinem Wirkungskreise. In den Jahren 1831 und 1832 war der Uebergang der *Tertiana* in die *Quotidiana* häufiger als ich ihn je erlebt habe. Die *Quotidiana* ist die böseste Form von allen, weil die Leute am härtesten davon angegriffen werden, besonders wenn die Paroxismen lange anhalten und den Kranken keine Zeit lassen, sich zu erholen. Das Vorgeben einiger Aerzte, dass die *Quotidiana* ein doppeltes Tertianfieber sei, kann ich nicht für wahr halten; es ist zwar möglich, dass es sich in einzelnen Fällen so verhält, aber im Allgemeinen ist es nicht so. Die *Quotidiana duplicata* habe ich no nie lange anhalten gesehen; höchstens kommt etliche Tage hintereinander ein doppelter Anfall, dann gehet sie von selbst wieder in die *Quotidiana simplex* über. Ich glaube auch, dass eine sehr starke Natur dazu gehören würde, ein doppelt alltägiges Fieber, ohne bedeutend schädlichen Einfluss auf das künftige Befinden, zwei oder drei Wochen zu behalten.

Ueber die Erkenntniss der sogenannten *Febris intermittens larvata*, das heisst, auf Deutsch, der vielgestalteten Uebel, welche durch die Rinde oder ihre Präparate am sichersten können beseitiget werden, lässt sich wenig sagen. Auch die

---

*) Seit ich Obiges im Jahre 1832 geschrieben, hat sich die Sache verändert, es erscheinen weit mehr Wechselfieber im Winter, als früher. Jetzt, ich schreibe dieses am Ende Dezembers 1837, gehen wenig Tage hin, dass nicht Fieberkranke Hülfe bei mir suchen. Sie leiden meist am einfachen, einige am doppelten Quartanfieber, wenige am alltägigen. In meinem Wohnorte und in dessen Umgebung sind die Fieber selten; die meisten Kranken kommen vom Belgischen, aus einer Entfernung von drei bis sechs Wegstunden. Ob die dortigen Aerzte, oder die Apotheker Schuld sind, dass die Kranken oder deren Sendlinge, eines Fiebers wegen, sechs bis zwölf Stunden in den kurzen Wintertagen durch morastige und öde Wege laufen müssen, mag ich nicht entscheiden.

Schriftsteller, welche angeblich über den in Rede stehenden Gegenstand klassisch sollen geschrieben haben, befinden sich offenbar, wenn es auf diesen Punkt ankommt, in der Klemme, und rutschen mit einem etwas verlegenen Gesichte darüber hin. Sind die Wechselfieber so allgemein als sie, besonders in den letzten Jahren, hier zu Lande gewesen, so hat man wol Vermuthung, dass manche mehr oder minder wechselnde Uebel, ohne gerade in die Kategorie der Fieber zu gehören, ebenfalls unter der Heilgewalt der Rinde stehen. In vielen Fällen wird man die Vermuthung bestätiget finden, in einzelnen anderen wird man sich aber täuschen; jedoch kann diese Täuschung auch eben niemand zum Verderben gereichen. Das ist alles, was sich über diesen Gegenstand mit gutem Gewissen sagen lässt. Wem es nicht genüget, den bitte ich, das Kapitel über die Krankheitserkennung damit zu vergleichen.

Jetzt werde ich von der Fetthaut reden. Zu den Krankheiten derselben gehört ein Uebel, welches eigentlich ein Gegenstand der Wundarzeneikunst ist, bei welchem aber die Wundarzeneikunst bis jetzt wenig geleistet hat; das ist nämlich der Furunkel, welcher hier zu Lande Blutschwäre, auch wol Neunauge heisst. So lange ich Arzt bin, habe ich bemerkt, dass alle Bähungen, Umschläge, Salben und Pflaster, welche die Wundärzte dagegen gebrauchten, nutzlos waren. Der gemeine Mann ist auch von dem Unvermögen der Wundärzte ihm zu helfen so sehr überzeugt, dass er sich nicht mehr an selbige wendet, sondern sich selbst beschmieret oder bepflastert. Ja die Armen, welche auf Kosten der Gemeinde ärztlichen und wundärztlichen Beistand erhalten, wollen nicht einmahl mehr die Kunst in Anspruch nehmen. Da wir früher alte, nach altmodischer Weise unterrichtete Wundärzte hatten, so war ich beim Abgange derselben neugierig, was wol die neu unterrichteten Preussischen Chirurgen erster oder zweiter Klasse vermöchten; fand aber bald, dass sie eben so wenig konnten als die alten. Ich mag sie deshalb auch nicht tadeln, denn da ich, ärgerlich über dieses *Scandalum*, mehrmahls selbst Versuche hinsichtlich der Heilung jener verzweifelten Dinger

gemacht, so habe ich mich überzeugt, dass dieselben sich meinen ketzerischen Ansichten eben so wenig fügen wollten als den schulgerechten meiner wundärztlichen Amtsgenossen.

Es hat sich aber in den vorletzten Jahren zugetragen, dass ich durch die Menschenliebe, die uns Aerzten beiwohnet, gezwungen wurde, bei den Armen ein wenig die Rolle des Wundarztes zu spielen, weil nämlich unser Stadtwundarzt, gänzlich verschlissen, die Armen aus Körperschwäche, oder aus Vergesslichkeit vernachlässigte. Da bestätigte sich mir nun die treffliche Wirkung des salzsauren Kalkes, von der ich in Zeitschriften gelesen, bei manchen äusseren Gebrechen. Unter andern werde ich einmahl zu einer armen, fieberkranken Frau gerufen und sehe dort den Ehemann, einen Handwerker, müssig sitzen. Auf meine Frage, warum er denn feire, zeigt er mir seine beiden Füsse, deren Haut wirklich die grösste Aehnlichkeit mit einem Kräutersiebe hatte. Sie waren nämlich mit kleinen Geschwüren besäet, welche im Durchschnitt von der Grösse eines Preussischen Silbergroschens, einzelne aber doppelt so gross sein mochten. Sie drangen durch die Lederhaut in die Fetthaut, sonderten üble Jauche ab, hatten ein missfarbiges Ansehen, und waren so schmerzhaft, dass der Mann, unfähig zur Arbeit, zum grossen Nachtheile seiner Familie müssig dasitzen musste. Nach seiner Aussage hatte ihm der Stadtwundarzt Mittel gegeben, die nicht geholfen, und ihn hernach ganz verlassen. Diesem Manne machte ich nun seine kranken Füsse nicht bloss durch den äusseren Gebrauch des salzsauren Kalkes gesund, sondern das Gesundwerden geschah auch so schnell fortschreitend, so sichtbar, dass dieser Fall, der an sich nicht der Erwähnung werth ist, mich auf folgenden Gedanken brachte. Es ist doch, dachte ich, nicht vermuthlich, sondern sichtbar mit leiblichen Augen zu erkennen gewesen, dass die Unzahl kleiner Geschwüre in der Fetthaut ihren Grund hatten. Der salzsaure Kalk beschwichtigte aber nicht bloss wie ein Zaubermittel den Schmerz, sondern er beförderte die Heilung weit rascher als ich je durch Salben oder Pflaster die Heilung ähnlicher Geschwüre habe bewirken sehen. Sollte man also nicht versucht sein zu glauben, der salzsaure Kalk sei ein ausgezeichnetes Eigenheilmittel

auf die erkrankte Fetthaut? und wenn diese Vermuthung Wahrheit enthielte, müsste er dann nicht auch das wahre Heilmittel der Furunkeln sein, da diese doch sichtbar und unwidersprechlich ebenfalls ihren Sitz in der Fetthaut haben? Der Gedanke war gut; aber wo findet man gleich solch blutschwärige Menschen? Weil diese wissen, dass bei uns Aerzten und Wundärzten keine wahrhaftige Hülfe zu finden ist, so lassen sie uns wohlweisslich ungeschoren, und nur die reichthümliche Uebersichtigkeit macht unbefriedliche Foderungen an die Wundheilkunst. Glücklich sind die Scheidekünstler; wenn ihnen ein guter Gedanke einfällt, können sie gleich auf der Stelle einen Versuch machen. Wir Aerzte müssen warten, bis sich uns die Gelegenheit darbietet, und bietet sie sich uns in der Folgezeit dar, so geschiehet dieses zuweilen ganz zur unrechten Zeit, zu einer Zeit, wo der gute Gedanke schon längst seine Neuheit und Lebendigkeit verloren, zu einer Zeit, in der wir so sehr mit anderen wichtigen Gegenständen beschäftiget sind, dass wir, statt nach dem alten Sprichworte, die Gelegenheit beim Schopfe zu ergreifen, sie vielmehr fahren lassen. So ist es mir denn leider auch gegangen, bis zum Jahre 1831. Da werde ich einmahl zu der fieberkranken Tochter armer Leute gerufen, und sehe dort die Mutter der Kranken mit peinlichem Gesichte im Zimmer herumtreten. Auf meine Frage, was ihr denn fehle, sagte sie: sie habe auf dem rechten Schulterblatte eine grosse Blutschwäre, die kasteie sie so, dass sie nachts nicht schlafen könne und alle Esslust verloren habe. Es sei schon ein winziges Loch in dem Dinge, allein der Schmerz sei dadurch um kein Haar vermindert.

Die Besichtigung ergab, dass sie wirklich einen recht giftigen Furunkel auf dem Schulterblatte hatte. Die Verhärtung mochte von der Grösse eines Handtellers sein, die Entzündung war sehr lebhaft, in der Mitte war schon ein einziges ganz kleines Loch. — Auf meine Frage, warum sie nicht die Hülfe des Stadtwundarztes in Anspruch nehme, antwortete sie: das halte sie für ganz nutzlos, denn die Wundärzte wüssten doch keinen Rath auf die Blutschwären. Sie habe bloss gekauten Pfefferkuchen darauf gelegt, der werde wol eben so gut sein als die wundärztlichen Mittel. Dieser Behauptung

konnte ich mit gutem Gewissen nicht widersprechen, zum wenigsten schien mir gekauter Pfefferkuchen eben so gut als des *Paulus Aegineta* gekauter Weizen. Ich fragte sie aber, ob sie willig sei, ein Mittel auf die Schwäre zu legen, das ich ihr verschreiben würde; wenn es ihr nicht bald Erleichterung verschaffte, stände es ihr ja immer noch frei, wieder zum Pfefferkuchen zu greifen. Sie nahm meinen Vorschlag gutwillig, jedoch mit einer etwas zweifelnden Miene an.

Ich liess nun eine Unze salzsauren Kalk in zwei Pfund Wasser auflösen, einen tüchtigen Flocken leinenes Pflücksel damit befeuchten, mit diesem den ganzen Furunkel, so weit sich die Verhärtung erstreckte, bedecken und beständig feucht halten. Eine Warnung, die Schwäre vor allem Drucke der Kleidung zu hüten, war überflüssig, denn der Schmerz hatte schon die Kranke gelehret, ihre Jacke so auszuschneiden, dass diese nicht den Furunkel berühren konnte. Am folgenden Tage machte mir die Alte ein recht freundliches Gesicht, und sagte sobald ich ins Zimmer trat, es gehe mit ihrer Blutschwäre viel besser. Ich überzeugte mich, dass die giftige Entzündung des Furunkels gebrochen war, und liess ihn ferner mit der Auflösung des salzsauren Kalkes beständig feucht halten.

Ich will die Leser mit der Erzählung der täglichen Fortschritte der Besserung nicht langweilen. Es ist genug, wenn ich sage, dass die Verhärtung nach und nach sich erweichte, dass die Absonderung des verdorbenen Hautpfropfes überraschend schnell geschah, und dass, wie der Pfropf herausgefallen war, die Muskelfasern so schön und sauber aussahen, als sie nur je der Zergliederer an einer Leiche präpariren kann. Ich liess jetzt die Auflösung des salzsauren Kalkes um die Hälfte verdünnen, und bei dem fortgesetzten Gebrauche dieses einfachen Mittels erfolgte die Heilung so schmerzlos, so ohne allen Anstoss, dass ich nie etwas Aehnliches gesehen.

Nachdem ich nun noch in ein paar anderen Fällen die Heilkraft des salzsauren Kalkes erprobet, so blieb das Wichtigste zu untersuchen über, nämlich, ob er auch im Stande sei, die Furunkeln in ihrer ersten Entstehung zu zertheilen.

Solche Fälle zum Versuchmachen waren aber noch weit schwieriger aufzutreiben.

Im Sommer 1832 treffe ich eine Frau meiner Bekanntschaft, die im Winter an Bauchkränklichkeit gelitten, aber wieder genesen war. Da sie nicht wie gewöhnlich eine heitere Miene hatte, frage ich, ob es wieder nicht richtig mit ihr sei. Sie antwortet: Mit ihrer Gesundheit sei es gut genug bestellt, aber nun werde sie von Blutschwären gemartert. Eine sitze an der inneren Seite des Schenkels, drei andere seien im Entstehen begriffen, und von diesen sitze Eine auf einer so ungemächlichen Stelle, dass sie gar nicht wisse, wie sie das Leid überstehen solle. (Sie sass nämlich oben in der Kerbe der Hinterbacken, nahe dem Schwanzbeine.)

Ich fragte die Frau, ob sie sich zu einem Versuche hergeben wolle; ich könne nämlich bloss den Versuch machen, die im Entstehen begriffenen Blutschwären zu zertheilen, versprechen könne ich nichts, als dass ich den unzertheilbaren Furunkel, den nämlich, der an der inneren Seite des Schenkels sass, und in den schon zwei kleine Löcher gefallen waren, bald schmerzlos heilen wolle.

Da sie mit allem zufrieden war, liess ich sie die Auflösung des salzsauren Kalkes in der nämlichen Stärke als der vorigen Frau auflegen. Die drei im Entstehen begriffenen Furunkel zertheilten sich glücklich, selbst der, welcher in der Kerbe sass, und auf welchen die Kranke weder Lappen noch Pflücksel legen, sondern ihn nur oft benetzen konnte, zertheilte sich. Der unzertheilbare, in welchem schon zwei Löcher waren, heilte wie bei der vorigen Kranken. Ich habe bald darauf noch einem Fräulein das nämliche Mittel mit eben so gutem Erfolge zum Zertheilen gerathen. Die Zeit wird mich lehren, ob sich diese Erfahrung bestätiget. Zwei Wundärzte, denen ich sie mitgetheilt, haben mir versprochen, sie zu benutzen, sie werden aber wahrscheinlich weniger Gelegenheit dazu finden als ich selbst. Da ich bei meinen zeitraubenden praktischen Geschäften noch wol zwei oder drei Jahre mit dem Schreiben dieses Buches beschäftiget sein werde, in dieser Zeit aber noch bejahende oder verneinende Erfahrungen über diesen Gegenstand, ohne die Gelegenheit absichtlich dazu zu

suchen, machen kann, so werde ich das Ergebniss derselben in einem Anhange dem Leser mittheilen *).

Es gibt noch manche andre Krankheiten der Fetthaut; sie kommen aber zu wenig vor, als dass man viel Kluges darüber sagen könnte. So sind z. B. die sogenannten lymphatischen Geschwulste nicht bloss seltene Erscheinungen, sondern die seltenen sind mir hauptsächlich zu einer Zeit vorgekommen, wo ich noch nicht hinlänglich in manche Heimlichkeiten der Natur eingeweiht war. So viel ich die Sache einsehe, waren die Leute, welche ich beobachtet, und welche zwei oder drei solcher Geschwulste von verschiedener Grösse zugleich am Leibe hatten, kränklich, hatten ein missliches Ansehen, und sind auch, so viel ich habe in Erfahrung bringen können, an diesem krankhaften Zustande gestorben. Hier schienen also die lymphatischen Geschwulste Folgen jenes allgemeinen krankhaften Körperzustandes zu sein. Dass aber eine grosse lymphatische Geschwulst auch als bloss örtliches Uebel erscheinen könne, davon kann ich mich täglich überzeugen. Ich kenne eine Frau, die seit länger denn zwanzig Jahren eine bedeutende am Hinterbacken hat; sie ist bestimmt noch grösser als

---

*) Bis zum August 1835 bin ich leider nur auf einen einzigen Fall gestossen; der bestätigte mir aber nicht bloss die gute Wirkung des salzsauren Kalkes, sondern war auch noch in anderer Hinsicht lehrreich. Der Kranke, der als Zollbeamter früher in einer anderen Stadt gestanden, und dort schon einen Furunkel am Schenkel nah über dem Knie gehabt, welcher von einem *Medico chirurgo* behandelt war, konnte nach seinem eigenen Gefühle den Werth zweier Heilarten am richtigsten mit einander vergleichen. Der Furunkel, bei dem er meine Kunst in Anspruch nahm, sass auf dem Bauche unterhalb des Nabels und war von mittlerer Grösse. An Zertheilen war nicht mehr zu denken, denn es waren schon mehre Tage seit seiner vollkommnen Ausbildung verflossen. Der salzsaure Kalk bewirkte aber gleich einen bedeutenden Nachlass des Schmerzes. Nachdem sich der verdorbene Hautpfropf ausgesondert, sah ich durch die Oeffnung, dass das Zellgewebe von dunkel carmesinrother Farbe war, und erwartete disses werde die Natur auch als etwas Verdorbenes ausstossen. Hierin täuschte ich mich aber; die dunkele Röthe des *Panniculi adiposi* verschwand in ein paar Tagen; es wurde nichts abgestossen, und die Heilung erfolgte ohne Anstoss. Ich denke, diese dunkele Röthe, die offenbar nicht Entzündungsröthe war, wird wol die unmittelbare Folge der früheren Entzündung gewesen sein.

zwei Mannsfäuste. Die Fluktuation fühlt man darin so deutlich, dass selbst schwielige Finger sie ohne Mühe erkennen können. Uebrigens ist die Frau gesund *).

Ich habe noch eine andere Krankheit der Fetthaut in fünf Fällen beobachtet. Es waren Geschwulste, welche mit den lymphatischen einige Aehnlichkeit hatten, aber hinsichtlich ihrer Kleinheit, ihres selbstigen Aufbrechens und ihrer Ent-

---

*) Zusatz vom Jahre 1835.

Im vorigen Jahre wurde ich zu dieser Frau, eines geringen Unwohlseins wegen, gerufen, und da ich mich aus Neugierde nach ihrer alten Geschwulst erkundigte, sagte sie, es habe sich mit dieser seit etlichen Jahren von selbst eine sonderbare Veränderung zugetragen, sie sei nämlich nach und nach ganz schlapp geworden; ich könne mich am besten durch das Gefühl davon überzeugen. Ich fand jetzt statt der prallen Geschwulst, einen leeren Sack, und in diesem Sack schwebte ein länglichrunder, harter, aber elastischer Körper, von der Grösse eines Hühnereies. Da er sich nach allen Seiten frei bewegen, aber sich nicht nach unten, nach dem Grunde des leeren Sackes bringen liess, so war es offenbar, dass er durch ein zellgewebiges Band mit dem Hinterbacken zusammenhängen musste.

Die lymphatische Anschwellung eines ganzen Gliedes habe ich sehr selten gesehen; sie ist aber ein gar böses Ding, besonders wenn sie nicht durch eine mechanische Ursache, sondern durch eine innere Krankhaftigkeit des Körpers erzeugt ist. Es mögen jetzt drei Jahre sein, da zeigte mir das Dienstmädchen eines meiner Freunde ihren linken Fuss; dieser war, ohne Veranlassung, nach und nach dick und hart bis zum Knie geworden. Der Fuss war, da ich ihn untersuchte, so prall gespannt, wie eine Trommel. An der äusseren Seite des oberen Theils der Wade fühlte ich deutlich Fluctuation, urtheilte also, dass alle Zwischenräume der Fussmuskeln mit Lymphe ausgefüllet sein müssten. Da das Mädchen angeblich von Jugend an kränklich gewesen, und, wie gesagt, die Geschwulst ohne äussere mechanische Veranlassung erzeugt war, so sah ich die Sache als sehr bedenklich an, und gab der Rathfragenden, der ich doch das Untröstliche nicht sagen durfte, eine Salbe, die zwar nicht heilend, aber doch auch nicht verschlimmernd wirken konnte. Ein paar Tage darauf ist sie, durch meine Verordnung wenig befriediget, zu einem Wundarzte gegangen. Dieser hat an der Stelle, wo die Fluktuation zu fühlen war, eine Oeffnung gemacht, und es soll eine grosse Menge leimiger Lymphe entleert sein. Der Erfolg dieser Entleerung war aber nicht günstig; das Mädchen musste nach etlichen Tagen aus grosser Schwäche den Dienst verlassen, und sich zu ihren Aeltern aufs Land begeben. Hier ist sie gleich bettlägerig geworden, und der Tod ist ungefähr drei Wochen nach Oeffnung der Geschwulst erfolgt. Auch ohne Oeffnung würde sie, freilich viel später, gestorben sein; sie würde aber alsdann auch weit mehr Elend auszustehen gehabt haben.

stehung von jenen abwichen. Bei ihrem Entstehen fühlte der Kranke in der Tiefe der Haut eine mässige, fast schmerzlose Verhärtung. Die Haut wurde immer dünner und dünner, die Fluktuation immer deutlicher, endlich öffnete sich die kleine Geschwulst, und es floss ein geruchloser Stoff heraus, den man weder Eiter noch Lymphe nennen konnte, weil er das Mittel zwischen beiden hielt. Die Heilung folgte von selbst, ohne künstliche Hülfe. War aber einer, oder etliche aufgebrochen, so waren wieder ein paar andere im Entstehen. Der Umfang der Geschwulste war sehr verschieden; die meisten mochten einen halben Zoll im Durchmesser haben. Die fünf mit dieser Krankheit behafteten Menschen, welche ich gesehen, sind daran gestorben. Ein junges, fast noch kindliches Mädchen hat lange daran gelitten. Die Mutter, welche mit ihr in einem Bette geschlafen, bekam nach dem Tode des Mädchens die nämliche Krankheit und starb ebenfalls. Ich habe diese seltsame Krankheit der Fetthaut, (denn in dieser hatte sie doch wol ihren Sitz) jetzt seit zwanzig Jahren, nicht gesehen, darum kann das, was ich damahls vergebens dagegen angewendet, die Leser auch wenig anmuthen. Wir wollen jetzt lieber von den Muskeln sprechen.

Die Schwierigkeit Eigenmittel auf die kranken Muskeln zu finden ist gross, weil diese fast mit allen Organen im engen Consens stehen. So stehen sie in naher Verbindung

1) mit der Haut. Darum sind manche Muskelschmerzen bloss consensueller Art, und hangen von einem Urhautleiden ab. Darauf gründet sich ihre Heilung durch die Rinde.

2) Mit den Nieren. Darum sind sowol *Rheumatismus acutus vagus*, als der *fixus chronicus* nicht selten Urleiden der Nieren, und ich habe in den letzten Jahren mehre Fälle erlebt, dass jene Uebel bloss durch die Cochenille bald und sicher beseitiget sind. Ja es ist mir höchst wahrscheinlich, dass man den alten Spruch: die gichtischen sind steinsüchtig, mit gutem Fuge umkehren und sagen müsste: die Steinsüchtigen sind gichtisch.

3) Mit dem Gehirne und Rückenmarke. Darum

kann man auch in manchen Fällen solche Muskelleiden einzig durch Gehirnmittel heilen. So habe ich sie mehrmahls durch den destillirbaren Stoff des grünen Tabaks, oder durch den Zink geheilet.

4) Mit allen Bauchorganen. Darum kann man mit den Bauchmitteln Rheumatismen heben, die nimmer einer anderen Behandlung weichen, welches schon in gar alten Zeiten bekannt gewesen; *Stoll* und seine Anhänger haben es hernachmahls grell hervorgehoben und viel vom *Rheumatismus biliosus* geschwatzt, den man aber zuweilen übel nach ihrer Anleitung würde heben können.

Endlich ist wohl zu bedenken, dass in den Muskeln häufig eine Berührtheit des Gesammtorganismus vorwaltend, sich unter der Form des Rheumatismus oder der Gicht offenbaret.

Alles wohl erwogen, möchte es in manchen Fällen schwierig zu sagen sein, ob man es mit einem Urleiden der Muskeln, oder mit einem consensuellen, oder mit einem in den Muskeln vorwaltenden Leiden des Gesammtorganismus zu thun habe, und in dieser Schwierigkeit liegt auch die Schwierigkeit Eigenmittel auf die Muskeln zu finden, und den Gebrauch derselben so zu bestimmen, dass ein anderer sie wieder, ohne viel zu rathen und herumzutappen, mit Sicherheit anwenden kann. Alles was ich also über solche Mittel sagen werde, ist höchst unvollkommen, mehr eine Hindeutung als eine Mittheilung unbezweifelter Erfahrung.

Die Blumen der *Arnica montana* halte ich mit Wahrscheinlichkeit für ein Eigenheilmittel der Muskeln; ich habe damit zum wenigsten örtliche fixe Muskelschmerzen gehoben, welche ich für Uraffektionen dieser Organe hielt. Ich erinnere mich unter andern des seltneren Falles, dass ein Mann, der wahrscheinlich dadurch, dass er Nacken und Hinterkopf beschwitzt dem Winterwinde ausgesetzt hatte, einen Rheumatismus des Hinterhauptmuskels bekam. Er litt viel daran, und das Uebel hatte den sogenannten *Antirheumaticis* hartnäckig widerstanden. Ich heilte ihn in drei Tagen dadurch, dass ich ihn, abends im Bette, drei Tassen eines warmen Aufgusses von zehn Gran Wolferleiblumen trinken liess. Schon am ersten Morgen nach dem abendlichen Einnehmen war das sehr lästige

Uebel gewiss um die Hälfte minder. — Im *Rheumatismus acutus vagus* habe ich diese Blumen bis jetzt nicht angewendet, weil dieser in den meisten Fällen, sonderlich wenn er landgängig ist, von einem Urleiden des Gesammtorganismus abhängt, in welchem sie nicht passen möchten. Ueberhaupt muss man bei etwas reizbaren Magen sich hüten, die Wolferleiblumen in zu starker Gabe anzuwenden, sie verursachen leicht widrige Gefühle. Sie wachsen in hiesiger Gegend wenig; ich habe aber mit den in hiesiger Gegend gesammelten an meinem eigenen, recht gesunden Magen zweimahl einen Versuch gemacht. Wenn ich drei Tassen eines warmen Aufgusses von zehn Gran etwas schnell hinter einander trank, so fühlte ich bald darauf ein widriges, ziehendes Gefühl im Magen, welches sich bis auf den Schlund erstreckte, und ungefähr eine halbe Stunde anhielt. Deshalb glaube ich auch, dass Aerzte, welche dieses Mittel in stärkeren Gaben reichen, und diese stärkeren Gaben in weit reizbarere Magen bringen als der meine ist, sich unwirksamerer Blumen bedienen.

Mir hat der erzählte Versuch, die Wolferleiblumen als Eigenheilmittel der erkrankten Muskeln etwas verdächtig gemacht. Es ist nämlich möglich, dass sie nicht direkt heilend auf die Muskeln wirken, sondern durch feindliches Berühren der Bauchnerven, auf antagonistische Weise. Die Schwierigkeit, in dieser zweifelhaften Sache aufs Reine zu kommen, hat mich wol hauptsächlich bestimmt, die Wolferleiblumen in den letzten zehn oder zwölf Jahren wenig mehr zu gebrauchen, indem es in der Natur meiner Forschung liegt, solche Mittel zu suchen, welche nicht antagonistisch, sondern direkt heilend auf die erkrankten Organe wirken*).

---

*) Im Jahr 1835 habe ich die in etlichen Fällen von Urmuskelleiden mit ausnehmend gutem Erfolge gebraucht, unter andern in zweien von sogenanntem Kopfrheumatismus. Einen derselben sehe ich als merkwürdig an, weil er mir sehr selten vorgekommen ist. Hier sass der Schmerz auf dem linken Stirnhügel und im linken Augapfel, oder wahrscheinlich in den Muskeln des Augapfels. Letztes schliesse ich daraus, weil bei dem jedesmahligen Schmerzensanfall das Auge zwar lichtscheu, aber kaum geröthet war. Das Uebel hatte, da ich zum Helfen aufgefodert wurde, über acht Tage gewährt, denn da es bekanntlich anfallsweise die Menschen ergreift

Eschenblätter *(folia Fraxini).* Ich habe mehr als Vermuthung, dass ein Aufguss dieser Blätter ein gutes direktes Muskelheilmittel ist. Auf eine eigene Weise kam ich zu dieser Erfahrung. Ein ehemaliger Professor aus *Löwen,* der, angeblich, unter *Napoleons* Herrschaft das Weite suchen müsste, langte, da wir wieder unter Preussischen Zepter kamen, nach mancherlei unglücklichen Schicksalen hier im Orte an, und lehrte, um sein Leben zu fristen, die Bürgerjungen etwas Latein fürs Haus. Ich hielt den alten, armen, unglücklichen Professor für einen gelehrten Mann, denn er hatte lateinische Oden geschrieben, welche ich nur halb verstand, und eine französische Abhandlung über die Quadratur des Zirkels, welche ich gar nicht verstand. Dieser erzählte mir nun unter andern der Beachtung nicht werthen Dingen: er sei während seiner mehrjährigen Verbannung vom Podagra geplagt worden, dieses habe nicht bloss feindlich auf seine Füsse gewirkt, sondern noch feindlicher auf seinen Broterwerb, die lateinische Sprachmeisterschaft, und ihn dadurch in nicht geringe Verlegenheit gesetzt. Durch den Rath eines Nichtarztes sei er geheilt worden. Dieser habe ihm nämlich gesagt, er brauche sein Uebel nicht länger zu behalten als er selbst wolle; ein Aufguss von Eschenblättern werde es ihm unfehlbar vertreiben. Wenn ich gleich im Allgemeinen solchen Erzählungen der Laien nur halben Glauben schenke, weil ich weiss, dass ihre Einbildung die Heilwirkung eines Mittels, welches ihnen geholfen, übertreibt, verschönert, und es fast zum Wunder- oder Zaubermittel macht, so schien mir doch die einfache Erzählung des alten Mannes der Beachtung werth. Ich versuchte dieses einfache, wohlfeile, inländische Mittel in manchen Formen des Muskelschmerzes, welcher mir ein Urleiden dieser

---

und starke Nachlässe macht, so hatte der Kranke bei jedem Nachlasse sich geschmeichelt, es werde nicht wiederkehren. Um nun möglichst reine Erfahrung zu machen, liess ich zehn Gran Wolferleiblumen mit sechs Tassen heissem Wasser eine halbe Stunde ausziehen, und den Aufguss in getheilten, kleinen Gaben innerhalb Eines Tages verzehren; so konnte die Arnika die Magennerven nicht feindlich angreifen. Ich hatte sechs solcher Päckchen Blumen verschrieben; drei waren aber hinreichend, das sehr peinliche Uebel zu heben.

Organe zu sein schien, und fand wirklich, dass es treffliche Dienste leistete, zum wenigsten alle sogenannte *Antirheumatica*, hinsichtlich der wirklichen Heilwirkung, übertraf. Ich habe es selbst in ein paar Fällen bei dem Rheumatismus der äusseren Theile des Kopfes, welcher Rheumatismus gewöhnlich sehr hartnäckig ist, mit überraschend wohlthätiger Wirkung gegeben.

Man muss aber nicht mehr von einem solchen Mittel verlangen, als es seiner Natur nach leisten kann. Will man consensuelle Muskelschmerzen, die von einem Urleiden der Nieren, der Leber, der Milz, des Pfortadersystemes, des Gehirnes, oder der Haut abhangen damit bekämpfen, so braucht man sich eben nicht zu wundern, dass es seine Heilkraft nicht offenbaret*).

Was nun den Gebrauch der Eschenblätter betrifft, so muss man eine Unze eine halbe Stunde lang mit genugsamen heissen Wasser ausziehen, und den Aufguss nach und nach durch den Tag verzehren lassen. Da das Mittel gering, und im Sommer zum wenigsten umsonst zu bekommen ist, so ist auch der Aermste im Stande, es anhaltend bis zur Genesung zu gebrauchen. Die Zeit der Heilung stehet gewöhnlich mit dem Alter des Uebels im graden Verhältnisse; jedoch stösst man auch auf Ausnahmen, und ziemlich alte Uebel verschwinden zuweilen schnell.

Den angeblichen Unterschied zwischen Gicht und Rheumatismus halte ich für einen bloss bücherlichen, man findet ihn nicht in der Natur. Jedes Organübel kann akut, bald vorübergehend, oder chronisch und periodisch wiederkehrend sein. Ueberhaupt bleibt in den erkrankten Muskeln, wenn sie geheilt sind, so gut wie allen einmahl erkrankten und geheilten Organen, eine Disposition zu gleicher oder ähnlicher Krankheit zurück, also, dass der, welcher einmahl eine solche Muskelkrankheit gehabt, unter zusagenden Umständen weit eher wieder von derselben ergriffen wird, als ein anderer, welcher sie noch nie gehabt. Woraus aber noch lange nicht

*) Später habe ich einmahl zufällig gefunden, dass die Eschenblätter schon in der älteren Welt äusserlich gegen den Gichtschmerz gebraucht sind. *Dolor arthriticus citissime sedatur, fovendo partem aqua foliorum fraxini destillata in alembico plumbeo.* Samuel Formius. Observ. 39.

folgt, dass der, welcher einmahl eine solche Muskelkrankheit überstanden, sie auch nothwendig früher oder später wiederbekommen müsse.

Das chronische Uebel, welches das Volk Gicht nennt, ist in vielen Fällen consensueller Art und kann nur durch Heilen des urergriffenen Organs gehoben werden; in anderen Fällen hängt es bloss von einem Urleiden des Gesammtorganismus ab und kann nur durch die *Universalia* geheilt werden, und da endlich, wo es als wirkliches Urleiden der Glieder auftritt, ist es offenbar, entweder ein Urleiden der Muskeln, oder ein Urleiden eines Nervenstammes, oder Krankheit der Knochen. Gegen letzte weiss ich keinen helfenden Rath, weil ich kein Eigenheilmittel auf die Knochen kenne. Wenn ich in meiner Jugend gichtische Menschen mit ganz verkrümmten und unbrauchbaren Fingern sah, so schrieb ich diese Verkrümmung dem durch den Schmerz verursachten langen Ungebrauche und dem ebenfalls durch den Schmerz verursachten langen Verharren in Einer Lage zu. Jedoch war es mir auch damahls schon unerklärlich, warum denn nicht alle Leute, denen die Gicht in den Händen gesessen, verkrümmte und versteifte Finger hatten, und ich fing an zu ahnen, dass die sogenannte Gicht in einzelnen seltneren Fällen wirkliche Knochenkrankheit sein müsse. Hätte ich aber darüber noch einigen Zweifel haben können, so würde ihn mir, vor ungefähr zehn Jahren, ein Mann benommen haben, dessen Fingergelenke, besonders die mittlen, nach einem bloss vierwöchentlichen Schmerze sämmtlich aufgetrieben waren, das heisst, die äusseren Theile waren nicht aufgetrieben, sondern die Knochenenden selbst. Aber, wie gesagt, ich weiss keinen Rath auf diese Krankheit.

Der Lebertrahn, den man in neuer Zeit gegen die Gicht in medizinischen Schriften angerühmt findet, muss wol ein gar altes Volksmittel sein. Ich habe schon, da ich in die lateinische Schule ging, davon gehöret, und gesehen, dass meine damahlige, von der Gicht lange geplagte Nachbarinn dadurch geheilt wurde. In dem Sauerlande der Grafschaft Mark, wo sich dieses zutrug, sagte der Volksaberglaube: Lebertrahn vertreibe die Gicht, wer ihn aber einmahl gebraucht habe, bei dem schlage kein anderes Heilmittel je mehr an. Woher

solche alberne Sage gekommen, mag der Himmel wissen, wahrscheinlich schreibt sie sich aber wol von unseren übergelehrten doktoralischen Altvordern; denn wenn diese die Heilwirkung eines Volksmittels nicht geradezu läugnen konnten, so suchten sie ihm etwas anzuhängen, was sich gewöhnlich auf das spätere Befinden des Geheilten, auf die bösen Folgen, die solche Heilung in der Zukunft noch haben könnte, bezog. Heut zu Tage sind die Aerzte klüger, sie suchen die verachteten Volksmittel wieder auf. Ob diese Klugheit uns daher geworden, dass wir einen richtigeren, naturgemässeren Begriff von der Heilkunst haben, oder ob wir bloss deshalb jener doktoralischen Seherkunst entsagen, weil sie bei den klügeren Laien in Missruf gekommen, mag ich nicht entscheiden.

Hier zu Lande haben die Bauern seit undenklicher Zeit den Lebertrahn gegen die Gicht gebraucht. Bei ihnen wird man sich aber wol nicht belehren können, gegen welche Art des Gliederschmerzes er hülfreich ist, denn sie trinken ihn gegen alle Schmerzen und Steifheit der Glieder; hilft er nicht immer, so wird er doch auch nicht schaden.

Die Wasserkur des *Cadet de Vaux* hat hier ein Wundarzt gegen mancherlei Schmerzen, welche die Leute mit dem Namen der Gicht bezeichnen, angewendet, jedoch, soviel ich in Erfahrung gebracht, ganz ohne Nutzen. Er hat also die Art der Gicht wol nicht getroffen, in der sie heilsam ist; dass sie in allen Arten heilsam sein könne, scheint mir nicht bloss unwahrscheinlich, sondern selbst unmöglich. Ich glaube, dass entweder die grosse Menge heissen Wassers eine eigene Wirkung auf die Haut hat, und solche Gliederschmerzen hebt, welche von einem Urleiden der Haut abhangen; vielleicht durch ihre Einwirkung auf die Nieren auch solche, welche von einem Urleiden dieser Organe abhangen; oder dass die grosse Erhitzung des Körpers, als feindliche Einwirkung auf den Gesammtorganismus, ein schmerzhaftes Urleiden der Muskeln und Gelenke auf antagonistische Weise hebt. Ich habe aber mehr Neigung, die erste, als die letzte Ansicht für wahr zu halten. Diese Meinung hat mich einmahl bestimmet, die Wasserkur bei einem Wechselfieberkranken anzuwenden; jedoch mit seiner Bewilligung; denn ich habe ihm nicht verhehlet, dass ich

Lust hätte, einen Versuch an seinem Leibe zu machen. Ich bemerke hier, dass der Mann von mittlen Jahren und der periodischen Trunkenheit ergeben war. Das andertägige Fieber war neu und stark, hatte vier Anfälle gemacht; an dem guten Tage war der Puls noch unruhig, und der Harn so braun als unmittelbar nach dem Paroxismus. Ich liess zwölf Stunden vor dem Fieberanfalle mit Trinken anfangen, den Kranken im Bette bleiben und sich nicht wärmer decken als er auch in gesunden Tagen gewohnt war. Es erfolgte starker Schweiss und starke Harnausleerung. Der braune Harn wurde während dieser Wasserkur erst strohgelb wie ein gesunder, dann ganz weiss wie Wasser. Der Fieberanfall blieb nicht bloss aus, sondern die volle Gesundheit wurde zugleich dadurch hergestellet, und der Mann, der seines Handwerkes ein Dachdecker ist, hat sich den ganzen Sommer in Morgen- und Abendkühle, in Sonnenhitze und Regen auf den Dächern herumgetrieben, ohne auch nur eine Spur von Rückfall zu bekommen.

Ein einziger Versuch der Art beweiset freilich nichts; die Erzählung desselben kann aber den Hospitalärzten Veranlassung geben, der Sache weiter nachzudenken. Möglich ist es, dass eine solche Wasserkur gründlicher die erkrankte Haut heilet als die Rinde. So viel ist sicher, nur eine hinreichende Anzahl Versuche kann darüber etwas bestimmen. Diese sind nicht in der Bürgerpraxis, wol aber in der Hospitalpraxis anzustellen, und besser in einem Soldaten- als Bürgerkrankenhause, denn in erstem hat man es bloss mit Menschen zu thun, die in den besten Jahren des Lebens sind, die also eine solche Wasserkur ertragen können. Bei zarten, reizbaren, kränklichen Körpern möchte ich sie nicht gern anwenden. Die bösen Folgen, die man von dieser Kur will beobachtet haben, rühren wol mehr von der anhaltenden Erhitzung des Körpers als von der Menge des verschluckten Wassers her, und es frägt sich, ob es denn durchaus nöthig sei, das Wasser so sehr warm zu trinken? Nur Versuche können hier entscheiden. Jedenfalls ist es etwas ungemächlich, zwölf Stunden hinter einander jede Viertelstunde acht Unzen heisses Wasser zu verschlucken.

Die Entzündung und Vereiterung der Muskeln ist eigentlich ein Gegenstand der Wundarzeneikunst; ich kann aber nicht umhin, die Frage aufzuwerfen: wie unterscheiden wir den Muskelschmerz, den man gewöhnlich mit dem Namen *Rheumatismus* belegt, von der in Eiterung übergehbaren Entzündung? Ich gestehe ehrlich, dass ich dieses nicht bestimmt anzugeben weiss. In den Fällen, wo in einem einzigen Gliede ein heftiger, besonders klopfender Schmerz sitzt, dabei lebhaftes Fieber und rother Harn diesen begleiten, ist es wahrscheinlich, dass man es eher mit einer in Eiterung übergehbaren Entzündung als mit einem *Rheumatismus* zu thun habe. Wenn aber zwei oder drei Glieder zugleich erkrankt sind, und der Schmerz ist mehr ziehend, brennend, blitzend als klopfend, so ist es wahrscheinlich, dass der Kranke am Rheumatismus leide. Das sind aber alles nur Wahrscheinlichkeiten, die leider sehr geringen Werth haben. Die in Eiterung übergehbare Entzündung hat nicht immer klopfenden Schmerz, ja das klopfende Gefühl des Schmerzes scheint mir bloss durch die Nähe eines Knochens, oder durch den Druck einer Aponeurose bedingt zu werden. Das Fieber ist zuweilen sehr mässig und der Urin kaum roth gefärbt. Ja ich habe schon gesehen, dass bei einer solchen Entzündung der Schmerz wie ein elektrischer Schlag von Zeit zu Zeit durch die Nerven fuhr, ein leichtes Zucken des kranken Gliedes verursachte, und den Menschen zum lauten Schreien nöthigte. Die nämliche Erscheinung sah ich aber auch schon bei dem hitzigen Rheumatismus, der, wie gewöhnlich, mehre Glieder einnahm. Ja bei der in Eiterung übergehbaren Entzündung können zuweilen zwei Glieder zugleich schmerzen, indess der Rheumatismus zuweilen nur eins einnimmt. Ich habe unter andern den Fall erlebt, dass ein Mädchen starken, aber nicht klopfenden Schmerz in beiden Schenkeln mit mässigem Fieber verbunden, hatte. Ich hielt diesen Schmerz, gerade deshalb, weil er in beiden Schenkeln eben stark war, für einen rheumatischen, wollte ihn durch einen antagonistischen Reiz auf den sympathischen Nerven heben, und gab zu dem Ende mehrmahls Brechweinstein bis zum Erbrechen. Aus dem rechten Schenkel vertrieb ich den Schmerz dadurch gar bald; dieser

günstige Erfolg bestätigte, wie ich damahls irrig glaubte, die Richtigkeit meiner Erkenntniss, und ermunterte mich, auf dem eingeschlagenen Wege fortzuschreiten. Da ich nun aber mit der antagonistischen Heilart nicht weiter kam und jetzt die Sache anders angreifen wollte, hatte sich schon in dem linken Schenkel Eiter erzeugt. Das Mädchen ist freilich geheilet worden und unverkrüppelt geblieben, aber der Fall hat mich doch etwas kopfscheu hinsichtlich der antagonistischen Brechmethode gemacht.

Die Leser könnten sagen: da, wo es zweifelhaft sei, ob man es mit einem Rheumatismus, oder mit einer in Eiterung übergehbaren Entzündung zu thun habe, sei ja das Klügste, die sichere Heilart jeder unsicheren vorzuziehen. Aderlassen sei das sicherste Mittel in echter Entzündung der Muskeln, und zugleich eine Haupthülfe im hitzigen Rheumatismus, welche schon seit der ältesten Zeit mit Nutzen angewendet worden: also brauche man sich den Kopf eben nicht zu zerbrechen, mit welcherlei Gliederschmerz man es in dem Einzelfalle zu thun habe. — Ganz recht! so denke ich auch. Wenn ich aber nach diesen Gedanken in zweifelhaften Fällen handle, so sage ich mir doch deutlich, dass ich selbst bei dieser vermeintlichen Sicherheit garstig in die Dinte kommen kann.

Man findet nämlich akute Krankheiten, die durch Aderlassen sichtbar verschlimmert, ja wol gar tödtlich werden. Solche akute Krankheiten (gewöhnlich Gehirnfieber), fangen in einzelnen Fällen mit einem heftigen Schmerze in irgend einem Gliede, meistens aber in einem, auch wol in beiden Füssen an. Da dieser Gliedschmerz im Vorlaufszeitraume sich einstellt und zuweilen der einzige Vorläufer ist, so siehet jeder Verständige ein, dass die praktische Zwickmühle, von der wir eben gesprochen, das Aderlassen, uns dann auch nichts weniger als sicher stellet. Freilich, wenn eine solche fieberhafte Krankheit einmahl landgängig ist, wird wol jeder Arzt etwas leise auftreten; allein bei jeder herrschenden Krankheit macht doch Ein Mensch oder etliche den Anfang, und wenn nun in diesem Falle ein rheumatischer Tückebold als einziger Vorläufer des Ungekannten, ja Ungeahneten auftritt, so kann er leicht den Arzt in die Irre und der irrende Arzt den Kranken

in die Unterwelt führen. Was kann man nun dazu sagen? — Meines Erachtens nichts Klügeres als was *Horaz* sagte, da ihm ein fallender Baum beinahe den Kopf eingeschlagen hatte: *Quid quisque vitet, nunquam homini satis cautum est in horas.*

Die Krankheit der Muskeln, die sich durch Zittern äussert, siehet man nicht selten. Es ist ein wenig wahrscheinlich, dass bei manchen Menschen der Missbrauch geistiger Getränke, oder Missbrauch des Geschlechtstriebes sie verursacht. Da aber auch Menschen damit behaftet sind, die weder in dem einen, noch in dem anderen Punkte ausgeschweift haben, und andere, die wirklich arg darin gesündiget, nicht zittern, so kann man jene Schädlichkeiten nur als solche ansehen, die unter gewissen Bedingungen, welche wir gewöhnlich nicht kennen und von denen wir kaum eine Ahnung haben können, die Krankheit zu veranlassen im Stande sind. Was wir also von diesen Dingen wissen, mag ein wenig mehr als nichts sein.

Vor vielen Jahren hat einmahl eine sehr achtbare Frau vergebens Hülfe bei mir gesucht, die auf eine gar seltsame Weise zum Zittern gekommen war. Sie fährt eines Tages in zahlreicher Gesellschaft aufs Land. In dem Wagen, worin sie sitzt, befindet sich unglücklicherweise ein Herr, den der Miethkutscher in Verdacht hat, dass er ihm in sein eheliches Gehege streife. Die eifersüchtige Wuth ergreift ihn, er fängt an ins Tolle zu jagen, will absichtlich den Wagen umwerfen, um dem vermeintlichen Buhlen seiner Eheliebsten den Hals zu brechen. Wenn nun gleich diese Gewaltsfahrt zufällig ohne Halsbrechen abgelaufen ist, so hat doch die in Rede stehende Frau durch den ausgestandenen Schrecken ein starkes Zittern bekommen. Dieses, von mehren Aerzten behandelte, aber ihrer Kunst unheilbare Uebel, ist von Jahr zu Jahr schlimmer geworden und hat endlich einen solchen Grad erreicht, dass die Aermste, da sie wegen des heftigen Zitterns weder Hand noch Fuss gebrauchen konnte, wie ein junges Kind musste gefüttert und in einem Räderstuhle im Hause verfahren werden.

Hinsichtlich der Heilung des Zitterns, weiss ich nichts zu sagen, als dass meine Heilversuche bis jetzt fruchtlos gewesen sind. Ich spreche aber hier von dem anhaltenden Zittern, nicht von dem wechselnden, welches die periodischen

Trinker bei Beendigung eines Trunkanfalles heimsuchet; so etwas vergehet wol von selbst, wenn die durch den Wein oder Branntwein aufgeregte und wirregemachte Körpermaschine wieder in den alten Regelgang zurückkehret.

Die unwillkürlichen Muskelbewegungen, die gerade wie willkürliche aussehen, begreift man heut zu Tage unter dem allgemeinen, freilich etwas seltsamen Namen der *Chorea.* Dieses Uebel gehört zu den seltneren; es sind zuweilen mehre Jahre hingegangen, in denen ich es nicht ein einziges Mahl gesehen habe. Der beste Beweis, dass diese unwillkürlichen Muskelbewegungen den willkürlichen vollkommen ähnlich sehen, ist der, dass, wenn junge Leute den ersten Anfang davon bekommen, sie gemeiniglich deshalb von den Aeltern oder Erziehern als wegen einer üblen Angewöhnung ausgeschmählet werden. In den meisten Fällen fangen sie in den Füssen an, so dass diese nicht können stille gehalten werden, sondern wider Willen des Eigenthümers allerlei Stellungen machen. Nach und nach nehmen mehre Muskeln an dem Uebel Antheil, und im hohen Grade desselben ist das ganze Muskelsystem abwechselnd im Aufruhre. Ich habe einmahl ein Kind gesehen, das, wenn Vater und Mutter es zwischen sich bei den Händen hielten, mit angezogenen Füssen sich heftig wie ein Pendel schwang. Aus den verdächtigen Reden der einfältigen Alten musste ich fast schliessen, dass sie es für bezaubert, oder vom Satan besessen hielten: es war aber wirklich nicht vom Satan, sondern von Würmern besessen.

Meines Erachtens muss man bei Behandlung dieses Uebels, wie uns dieses längst verständige Meister gelehret haben, zuerst wohl zusehen, ob Würmer, andere materielle Ursachen, und beim weiblichen Geschlechte Unordnungen der Menstruation vorhanden sind. Ich setze aber zu dieser alten und sehr weisen Lehre hinzu: wenn so etwas erkannt ist, so darf man doch nicht den gar zu festen Glauben haben, dass solche Irrungen und die unwillkürlichen Muskelbewegungen sich nothwendig zu einander wie Ursache und Wirkung verhalten müssten. Es können auch von einander ganz unabhängige, zusammen bestehende Irrungen der thierischen Maschine sein.

In den unwillkürlichen Bewegungen, welche ich für ein

Urleiden des Muskelsystems gehalten, hat mir das Glaubersalz die besten Dienste geleistet. Die Erfahrung, dass laxirende Mittelsalze in diesem Uebel hülfreich sind, ist aber nicht mein Eigenthum; ich weiss bestimmt, dass ich sie von einem guten älteren Meister habe, kann aber nicht mit Gewissheit sagen, von welchem. Ich lasse von dem Glaubersalze, wie ich schon früher angegeben, zwei Unzen in zwei Pfund Wasser auflösen, und davon tassen-, oder gläserweise, stündlich oder zweistündlich trinken, bis drei- oder viermahl täglich Oeffnung erfolgt. Die Kranken, welche ich behandelt, waren mehr oder minder hartleibig; anfänglich hatten sie viel Glaubersalzwasser nöthig, um die richtige Wirkung auf die Därme zu erzielen, von Zeit zu Zeit aber immer weniger. Inzwischen wurden die unwillkürlichen Muskelbewegungen immer minder und blieben zuletzt ganz aus. Die Zeit der vollkommnen Heilung ist unbestimmt; die sichtbare Besserung erfolgt aber bald. In einem Falle hat mir das Glaubersalzwasser nichts geleistet. Die Kranke war aber die Tochter geringer Tagelöhner auf einem Dorfe, und ich konnte sie also nicht unter meinen Augen haben. Aus den verdächtigen Aeusserungen der Mutter musste ich schliessen, dass man die Krankheit übernatürlichen Ursachen zuschrieb, und dass man meinen ärztlichen Beistand nicht gesucht, sondern, dass er der Kranken von dem Geistlichen in guter Absicht aufgedrungen war. Sie ist nicht durch Glaubersalz geheilt, das weiss ich bestimmt; ob sie aber das Glaubersalz nach Vorschrift genommen, das weiss ich nicht bestimmt*).

Ich habe nur ein einziges Mahl Gelegenheit gehabt, den ersten Anfang der *Chorea* mit eigenen Augen zu beobachten; in den übrigen mir vorgekommenen Fällen ist er mir bloss von den Kranken, oder von den Angehörigen derselben be-

---

*) Seit ich Obiges geschrieben, ist mir das Mädchen zufällig wieder zu Gesicht gekommen. Sie war noch nicht geheilt; in den 18 oder 19 Jahren, da ich sie nicht gesehen, hatte die Krankheit eine andere, und zwar so seltsame Form angenommen, dass es mir unmöglich ist, selbige zu beschreiben. Sie kam jetzt unregelmässig periodisch, der Anfall währte ungefähr 10 Minuten, und äusserte sich nicht mehr in den Extremitäten, sondern in den Muskeln des Brustkastens.

schrieben worden. — Ein Knabe wird von seiner Mutter oft und viel ausgeschmählt, weil er beim Sitzen allerlei Faxen mit den Füssen macht. Einst da sie ihn gar zu unsanft anlässt, fängt er an zu weinen und sagt schluchzend, er könne die Füsse nicht stille halten, sie bewegen sich ohne seinen Willen. Die Mutter, die nie von solch seltsamen Dingen gehört, fragt mich, was ich von dem Vorgeben ihres Sohnes halte.

Indem ich den Knaben beobachtete, sah ich sehr bald, dass er den Anfang der *Chorea* hatte, und bemerkte, was der Mutter entgangen war, dass auch schon in dem linken Arme sich kleine unwillkürliche Bewegungen äusserten. Ich nahm also den Knaben gleich in Schutz und erklärte der Mutter, sie würde demselben durch den inneren Gebrauch der Glaubersalzauflösung weit besser die Füsse in Ruhe bringen als durch Ermahnen und Brummen. Sie überzeugte sich auch gar bald von der Richtigkeit meiner Ansicht, denn da der Knabe das Glaubersalzwasser vierzehn Tage getrunken, waren seine Füsse beruhiget und sind auch ruhig geblieben.

Es frägt sich mit Recht: wirkt das Glaubersalz als direktes Heilmittel der Muskeln, oder als sogenanntes *Antiphlogisticum*, oder stillet es das Muskelleiden auf antagonistische Weise, durch einen Reiz auf den sympathischen Nerven, oder wirkt es heilend durch Ausleeren schädlicher Stoffe? — Dass es nicht als *Antiphlogisticum* heilet, davon habe ich mich in zwei Fällen überzeugt, in denen ich den kubischen Salpeter (ein weit mächtigeres *Antiphlogisticum* als das Glaubersalz) mehre Tage, des Versuches wegen, ganz ohne Nutzen gab. Dass es nicht durch Ausleeren schädlicher Stoffe heilet, muss ich deshalb glauben, weil in den Fällen, wo es heilend wirkte, keine, mir und den Kranken erkennbare und fühlbare schädliche Stoffe in den Därmen waren. Ob es aber als antagonistischer Reiz auf den sympathischen Nerven, oder als direktes Muskelheilmittel wirkt, wage ich nicht zu entscheiden. Ich müsste weit mehr Kranke der Art behandelt, und andere feindliche Reize auf den sympathischen Nerven versucht haben, wenn ich darüber etwas Gründliches sagen wollte.

Es könnte aber meine jüngeren Leser, denen so viele

mächtige *Antispasmodica, Nervina,* und *Tonica* zu Gebote stehen, sehr albern bedünken, dass ich behaupte, ein solch geringes Mittel gegen ein so grosses Uebel mit ausgezeichnetem Nutzen angewendet zu haben. Ihnen zu Liebe will ich also einen Fall erzählen, der sie lehren soll, das Geringe nicht zu verachten. Ich würde aber den Fall wahrlich nicht erzählen, wenn der dabei betheiligte Arzt die Erzählung lesen könnte.

Ich wurde einst vor vielen Jahren eingeladen, mich mit einem Amtsgenossen über die Krankheit einer erwachsenen Jungfrau zu berathen, welche schon mehre Monate im hohen Grade an der *Chorea* gelitten. Sie konnte wirklich kein Glied stille halten, selbst nicht einmahl die Zunge, sie züngelte von Zeit zu Zeit wie eine Schlange. Sie war stark abgemagert und hatte überhaupt ein sehr krankhaftes Ansehen. Eine materielle Ursache des Uebels war nicht zu entdecken. Der Stuhlgang war aber träge, konnte nur, wie mein Kollege versicherte, durch Purganzen erzwungen werden, und stockte, sobald dieser arzeneiische Zwang aufhörte. Nachdem ich nun von der Kranken, ihren Aeltern und dem Arzte alles erfragt, was mir zu wissen nöthig schien, so begriff ich gar bald, dass es mir weit leichter sein würde, die Krankheit als den Hausarzt richtig zu behandeln. Dieser war nämlich ein achtbarer und rechtlicher Mann, hatte aber, bei guten medizinischen Kenntnissen und bei einem guten Verstande, den etwas seltsamen Glauben, kein anderer Arzt könne ein besseres Heilmittel auf ein Uebel kennen als er selbst. Zugleich besass er noch die Eigenheit (auf welche ich aber schon mehr in meinem Leben gestossen bin), von allen Heilmitteln, die man ihm vorschlug, zu behaupten, er habe sie schon vergebens bei dem zu behandelnden Falle gebraucht. Ich glaube wahrhaftig, wenn es möglich wäre, ein Mittel aus dem Monde zu holen, er würde höchst wahrscheinlich sich zur Unehre gerechnet haben, dieses Mondheilmittel nicht zu kennen. Was sollte ich nun mit dem wunderlichen Manne anfangen? Wahrlich! es war eine schwierige Aufgabe, die einem achtbaren Amtsbruder schuldige Höflichkeit mit meiner Pflicht als berathender Arzt zu einen. Die alte Regel der Lebensklugheit, dass wir im Allgemeinen die Menschen am leichtesten unseren

Absichten willig machen, wenn wir ihrer Schwächen schonen, liess mich aber auch hier nicht in Stich. Ich sagte meinem Kollegen in Gegenwart der Kranken und der Aeltern: Er habe bei unserer Kranken alles erschöpft, was die Kunst vermöge, ich wisse wirklich kein Heilmittel mehr anzugeben, was er nicht schon angewendet. Da nun aber alles, was wir beide wissen, vergebens gebraucht, und die Krankheit kein tödtliches Uebel sei, so schlage ich etwas vor, was er in seiner Verständigkeit, auch ohne meine Dazwischenkunft, in Kurzem gewiss würde zur Ausführung gebracht haben, nämlich, dass wir die Kranke ein vierzehn Tage ganz von allem Arzeneigebrauche feiern lassen, um einmahl zu sehen, was die unarzeneite Natur thun wolle. Da er aber sage, dass das Fräulein sehr hartleibig sei, so, dass Oeffnung nur durch kräftige Purgirmittel könne erzwungen werden; eine vierzehntägige Verstopfung ihr aber doch wol nicht sonderlich zuträglich sein möchte, so schlage ich ein einfältiges Hausmittel vor, nämlich den täglichen Gebrauch des Glaubersalzwassers, in der Art, dass drei oder vier Stühle tags erfolgen.

Mein Kollege, der wirklich mit seiner Kunst am Ende war, gab meinem einfältigen Vorschlage Beifall, und die Kranke nebst ihren Aeltern, des langen vergebenen Eingebens und Einnehmens auch herzlich satt, waren ebenfalls zufrieden. Nun wendete ich mich aber an die Aeltern, und sagte ihnen, wie das Glaubersalzwasser bereitet und wie es unausgesetzt müsse getrunken werden, wenn man den Stuhlgang so dadurch regeln wolle, dass die Oeffnung hernach von selbst, auch ohne Glaubersalzwasser erfolge.

Mein Amtsgenosse, der bei meiner ernsthaften Auslegung eine etwas lächelnd satirische Miene machte, glaubte höchst wahrscheinlich, dass ich aus ärztlicher Weltklugheit der einfältigen Sache Wichtigkeit beilege, damit ich, als zur Berathung Gebetener, in den Augen der Leute nicht ganz rathlos und unrathgebig von dannen gehen möchte.

Was machten wir nun nach den abgelaufenen vierzehn Tagen? — Das kann ich kurz sagen; es war keine Rede mehr von einem weiteren Arzeneiwechsel. Das Uebel, zwar noch nicht ganz gehoben, war schon so überraschend gemindert,

dass werder Kranke noch Aeltern daran dachten, von dem eingeschlagenen Heilwege abzuweichen. Das Mädchen hat auch nichts anders gebraucht, sondern ist bloss durch das Glaubersalzwasser von ihrem Elende befreit worden. Anfänglich hat sie, um die beabsichtigte Wirkung auf die Därme zu erzielen, täglich zwei Pfund Wasser getrunken, welche zwei Unzen Salz enthielten, nach und nach aber immer weniger bedurft.

Ob nun bei dieser Heilart auch das Wasser in Anschlag zu bringen sei, will ich nicht entscheiden. *F. Hoffmann* erzählt uns den Fall, dass ein Jüngling, der gegen Krämpfe, welche der Erzähler *Motus spasmodicos vagos* nennet, nutzlos viel Arzenei gebraucht, durch das tägliche Trinken einer guten Portion frischen Wassers geheilt sei. Freilich hat der Erzähler auch noch nebenbei krampfstillende Pulver gereicht; er legt aber selbst auf diese keinen Werth, sondern schreibt die Heilung dem Wasser zu. — Es sind gar viele Heimlichkeiten in der Natur, das Leben ist aber zu kurz, um alles zu ergründen *).

---

*) Zusatz vom Jahre 1836.

In diesem Jahre habe ich zwei Fälle behandelt. Den einen (er betraf ein noch fast kindisches Mädchen) heilte ich durch Glaubersalz, er war neu und das Mädchen hatte trägen Stuhlgang. Der zweite Fall betraf eine junge mannbare Jungfrau, er war älter und die Kranke zu allen weiblichen Hand- oder Fingerarbeiten unfähig, auch war das Gehen, wegen der unfreiwilligen Bewegung der Füsse, so mangelhaft, dass sie das Haus nicht verlassen konnte. Da nun diese keinen trägen Stuhlgang hatte, sondern ganz regelmässigen, so war ich neugierig, was das Glaubersalz leisten würde. Ein achttägiger Gebrauch desselben überzeugte mich, dass es gar nichts leiste. Nun sann ich darauf, das Uebel durch Gehirnmittel zu heilen, und versuchte zuerst das Pulver der Beifusswurzel *(Artemisia vulg.)*. Bei der Gabe von einem gehäuften Theelöffel, fünfmahl tags, sah ich bald die unfreiwillige Bewegung der Glieder minder werden; allein die Besserung machte nach acht Tagen keine Fortschritte mehr. Jetzt gab ich den essigsauren Zink, und dieser war das eigentliche Heilmittel. Die vollkommne Heilung hat sich aber langsam gemacht. Da das Mädchen wieder nähen, sticken, und auf die Strasse gehen konnte, erkaltete ihr erster Eifer zum Einnehmen. Sie war jung und, wie die meisten jungen Leute, leichtsinnig; eine kleine Unstätheit der Glieder achtete sie nicht. Ich habe schon früher gesagt, dass der essigsaure Zink zwar keinen üblen Geschmack habe, aber dennoch auf die Dauer den Kranken widrig werde; das ist ein grosses Hinderniss seiner Anwendung bei chronischen Uebeln, besonders wenn die Kranken ihn in

Da nun die unwillkürlichen Muskelbewegungen, von denen wir gesprochen, in die Kategorie der *Chorea* gehören, so möchte der neugierige Leser wol fragen, ob ich, der ich doch zu den Alten gehöre, in meinem Leben je das wirkliche Tanzen gesehen? — Wahrhaftig! ich habe es noch nie gesehen, möchte es aber gern einmahl sehen, und könnte dieses Schauspieles wegen wol eine Reise von etlichen Meilen machen.

Das, was bei meinen Kranken höchstens dem Tanze verwandt zu sein schien, war, wenn sie sich in sitzender Stellung befanden, die Bewegung der Füsse. Es kam mir nämlich so vor, als wollten sie die tanzmeisterlichen Positionen einüben. So viel ich mich aber noch jetzt dieser Elemente der Tanzkunst aus meiner Kindheit erinnere, machten sie dieselben verzweifelt schlecht und unregelmässig.

Ich will aber durch die Aeusserung, dass ich das eigentliche Tanzen noch nicht gesehen, andere Schriftsteller keinesweges verdächtig machen; im Gegentheil, ich gestehe vielmehr, dass ich die vorzüglichsten und allbekannten Tanzbeobachtungen mit Vergnügen gelesen; es sind kleine, grüne, lustige Auen in der dürren, grauen Sandwüste unserer Literatur.

Unsere heutigen Aerzte werden wol sämmtlich der Meinung sein, dass, in Fällen, wo kein Betrug mituntergelaufen, solche Tanzerei nicht sowol Aeusserung einer Muskelkrankheit, als vielmehr Aeusserung einer eigenen Monomanie gewesen. Im 17. Jahrhundert sprach schon *Laurenz Bellini* diese Ansicht aus, denn er sagt: *Fieri potest, ut ejusmodi saltatio sit simplex delirium a qualibet opinione productum, qua fiat, ut delirus ille saltare debeat* u. s. w.

Nun, ich denke, wie es in unseren Tagen Menschen gibt, die sich allerlei seltsame, närrische Dinge in den Kopf setzen, so wird es deren auch in der alten Welt gegeben haben; und wie, nach der Erzählung des *Abbé Faydit*, der Pater *Arnoux*,

---

Pillenform nicht nehmen können. Auch ist es sehr hinderlich, dass man genöthiget ist, die Taggabe des Zinks, wegen seiner übelmachenden Eigenschaft in so kleine Portionen zu theilen, dass der Kranke stündlich einnehmen muss. So lange die Zufälle der Krankheit dringlich sind, gehet das Einnehmen regelmässig, aber bei der Besserung hapert es.

Beichtvater Ludwig des Dreizehnten, da er betagt wurde, sich einbildete, in einen Hahn verwandelt zu sein, als ein Hahn krähte, und in dem Jesuitenhause, worin er sich aufhielt, als Wecker diente, früh morgens alle Gänge durchlief und aus Leibeskräften krähte; eben so kann sich ein Anderer auch einbilden, er müsse tanzen, und dann wird er tanzen, wie jener krähte.

Ich will jetzt einmahl zur Abwechselung über einen Gegenstand der Wundarzeneikunst sprechen, obgleich ich diese Kunst selbst nicht übe. Die Wundärzte sagen: wenn die Achillssehne bricht, so haben die Leute ein Gefühl, als ob ihnen jemand einen Stein auf die Wade würfe, oder ihnen einen mässigen Schlag mit einem Stocke darauf gäbe. Ich setze aber jetzt hinzu: solches Schlag-, oder Wurfgefühl ist nicht bloss der Begleiter der vollkommnen Zerreissung der Achillssehne, sondern auch der halben oder der Einreissung derselben. Ein Herr bekam einst beim Ueberfahren über die Waal, indem er beim Landen an das Ufer sprang, einen solchen Sehneneinriss. Er, der von dem, was die Chirurgen sagen, nichts wusste, erzählte als eine Sonderbarkeit, es sei ihm in dem Augenblicke der Einreissung so vorgekommen, als habe ihm jemand mit einem kleinen Steine auf die Wade geworfen, da er sich aber im nämlichen Augenblicke umgewendet, um zu sehen, woher der Wurf gekommen, habe er gemerkt, dass er lahm sei.

Im Jahre 1836 hatte ich Gelegenheit, den zweiten Fall der Art zu sehen. Ein Belgischer Landmann, der mich wegen schmerzhafter Lahmheit eines Fusses um Rath fragte, erzählte die Entstehung also: Er fährt mit seiner Familie auf Besuch zu Verwandten, und gehet an einer Stelle, wo der Weg schlecht ist, zu Fuss neben dem Fuhrwerke; hinter ihm gehet ein ihm unbekannter Bauerjunge. Auf einmahl bekommt er einen Wurf, scheinbar mit einem kleinen Steine auf die Wade, und ist augenblicklich lahm. In der festen Ueberzeugung, der hinter ihm gehende Junge habe ihn mit einem Steine geworfen, wird er zornig und will diesem zu Leibe. Der schwöret Stein und

Bein, er habe nicht geworfen. Der Landmann muss, aus Mangel an Beweis, sich dabei beruhigen, obschon er vom Gegentheil überzeugt zu sein glaubt. Er schonet nun den kranken Fuss und dieser wird in dem ungefähren Zeitraume etlicher Wochen um vieles besser. Bevor er aber ganz gut ist, muss der Landmann zu einer Hochzeit. Mit dem festen Vorsatze, nicht zu tanzen, begibt er sich zwar hin; der Spott seiner Freunde aber, als sei er ein Weichling, bestimmt ihn, einen Tanz zu wagen. Der Tanz macht den Fuss wieder so schlimm als er gleich nach dem vermeintlichen Steinwurfe gewesen, und dieser Verschlimmerung wegen hält es der Mann für räthlich, nach einigen Tagen meine Meinung über die räthselhafte Lahmheit zu hören. Die Erkenntniss war leicht; ich fühlte deutlich eine kleine Vertiefung in der Sehne, aber auch zugleich, dass sie nicht durchgerissen war, auch war nicht bloss die Bewegung des Plattfusses, durch welche die Sehne gespannt wird, schmerzhaft, sondern auch die seitigen Bewegungen des Gelenkes waren es. — Begreiflich ist eine Schonung des Fusses, durch welche jede Anspannung der Sehne vermieden wird, ohne andere Künstelei, das einfachste und sicherste Heilmittel dieses Sehneneinrisses. Weil aber jeden Menschen das eigene Gefühl diese Art der Schonung des Fusses lehret, und die Heilung dadurch erfolgt, so werden Menschen aus der geringen oder mittlen Volksklasse die Kunst des Wundarztes nicht leicht deshalb in Anspruch nehmen. Dieses ist auch höchst wahrscheinlich der Grund, dass in den Lehrbüchern der Chirurgie bloss von der Durchreissung, nicht aber von der Einreissung der Sehne die Rede ist. Da nun die angegebenen Zeichen der Durchreissung auf die blosse Einreissung schlecht passen, und die Menschen, wie ich in den zwei Fällen gesehen, beim Hinken nicht über Schmerz in der verletzten Sehne, sondern im Gelenk klagen (sie sprechen begreiflich nach ihrem Gefühle), so kann ein Unerfahrener die Sache leicht für Subluxation, oder für die Nachwehen einer Subluxation nehmen. So ging es zum wenigsten in dem ersterzählten Falle einem jungen Doktor der Chirurgie, den ich gerade nicht zu den Unwissenden und Einfältigen rechnen möchte. Dass seine rauhen und schmerzhaften Manipulationen

die eingerissene Sehne nicht ganz durchrissen, war bloss dem guten Glücke zuzuschreiben. Ein alter und erfahrener Wundarzt, dem sich der hinkende Herr später anvertraute, erkannte den wahren Grund des Hinkens alsobald, und hielt Schonung des Fusses für das beste Heilmittel. Mir scheint, gerade weil dieser Sehneneinriss den Wundärzten, des angegebenen Grundes wegen, nur sehr selten vorkommen kann, bei demselben aber viel leichter eine Irrung in der Diagnose möglich ist, als bei der wirklichen Durchreissung, so wäre es doch wol Pflicht der schreibenden Meister, die Unerfahrenen besonders darauf aufmerksam zu machen.

Nun will ich noch von der räthselhaften Durchreissung einer anderen Sehne reden.

Ein Mann erzählte mir einst das Nämliche, was die Achillssehnenbrüchigen erzählen: er habe auf der Landstrasse, welche freilich bei uns etwas holperig ist, ohne zu laufen oder zu springen, bei einem ungleichen Tritte, jenes Wurfgefühl auf die Wade bekommen, sei aber nicht lahm geworden, sondern habe nur ein widriges Gefühl in der Wade behalten, welches sich bloss beim Gehen äussere, dass er aber mit Unrecht Schmerz nennen würde. Den Sitz dieses widrigen Gefühles konnte er zwar nicht ganz genau bestimmen, bezeichnete aber als ungefähren Ort die untere Gegend der Wade. An der äusseren Seite zeigte er mir eine vermeintliche Blutunterlaufung, welche sich aber bloss als eine feine, bläuliche Marmelung dem Auge darstellte. Das widrige Gefühl beim Gehen hat eine Zeitlang angehalten, ist allmählig minder geworden, und dann ganz verschwunden.

Dass nun in dem erzählten Falle der Bruch einer Sehne Statt gehabt, unterliegt wol keinem Zweifel; aber welches Muskels Sehne war wol zerrissen? Die Achillssehne war weder durch-, noch eingerissen, der Mann ging auch nicht lahm. Ich vermuthe also, dass bloss die lange Sehne des *Plantaris* zerrissen war; überlasse aber gern den Wundärzten, diese Meinung zu berichtigen. Aus dieser Geschichte folgt zum wenigsten, dass das Schlag- oder Wurfgefühl auf der Wade nicht ausschliesslich der Begleiter des Achillssehnenbruches ist.

Jetzt müsste ich wol von der Krankheit der Nervenstämme reden; da ich aber kein Eigenmittel auf diese Organe kenne, sondern sie, wenn sie consensuell ergriffen sind, durch Heilen des urergriffenen Organs, wenn sie urergriffen sind, durch Gehirnmittel, und wenn ihr Leiden eine in ihnen vorwaltende Affektion des Gesammtorganismus ist, durch die Universalmittel heile: so werde ich, weil sie besonders häufig in letzter Art vorkommen, diesen für den Arzt so wichtigen Gegenstand in dem Kapitel über die Universalmittel ausführlich besprechen.

Von den Blutgefässstämmen, den Gelenkbändern, den Knochen und Drüsen weiss ich nichts zu sagen, was mein Eigenthum wäre; also würde es höchst albern von mir sein, wenn ich den Leser mit allbekannten Dingen langweilen wollte.

Besondere Bemerkungen über die äusseren Organe.

Ich glaube, dass die Anwendung der Heilmittel auf Hautstellen, welche man ihrer Epidermis entblösst hat, in vielen Krankheiten nicht bloss der Haut und der äusseren Organe, sondern auch der inneren von vorzüglichem Nutzen sein muss; vorausgesetzt, dass es nicht unverstandhaft ist, von meiner eigenen Erfahrung hinsichtlich der Wirkung der bloss die Epidermis berührenden Mittel und von den noch weit wichtigeren Erfahrungen älterer Aerzte, auf jene neue endermatische Heilart zu schliessen, welche ich selbst bis jetzt noch nicht in Anwendung gebracht habe.

Die Heilung mancher Uebel durch äussere Mittel scheint mir vor dem achtzehnten Jahrhundert häufiger geübt zu sein als später. Ich spreche aber hier bloss nach dem ungefähren Gesammteindrucke, der mir von meiner geringen Leserei übergeblieben, ohne meine Aeusserung durch bücherliche Anführungen beweisen zu können. Früher hatte man durch äusserliche Mittel zuweilen wundergleiche Wirkung hervorgebracht, dergleichen man sich jetzt kaum wird rühmen können.

Den merkwürdigsten Fall der Art, den ich je gelesen, will ich jetzt den die endermatische Heilart übenden Aerzten mittheilen, bloss damit sie sich selbst prüfen mögen, ob sie mit ihrer neuen Methode das auszuführen unternehmen würden,

was ein alter Arzt durch einfaches Beschmieren der Oberhaut ausgeführt hat. Die zu erzählende Thatsache hat *Petrus Forestus* aus den geheimen Papieren seines Meisters *Gisbert Horst*, Hospitalarztes zu *Rom*, abgeschrieben.

Im Jahre 1537 den 24. November wurden zu *Rom* zweien zum Tode verurtheilten Verbrechern folgende Giftpillen zu dem Zwecke gegeben, die Macht äusserlich angebrachter Gegengifte zu versuchen.

℞ *Sublimati* ʒi
Arsenici crystallini
Risagalli (auripigmenti) aa ʒß
Nucis vomicae ℈ii
Gallarum elephantinarum Num. ii (sind mir unbekannt)
Radicis Thymeleae (Mezerei) ʒi
Cantharidum ʒß
Napelli ʒi
Virus quod destillat de dente viperae ℈i*)
M. f. ξ *tenuissimus et cum saccharo rossato boli octo.*

Von diesen acht Bissen musste jeder der beiden Verbrecher vier auf Ein Mahl verschlucken und beide sich ans Feuer stellen. Einer derselben bekommt eine halbe Stunde nach dem Einnehmen Magenschmerzen, Hitze im Munde und Schlunde, fängt an zu speicheln, darauf zu erbrechen, und kanns nicht mehr am Feuer aushalten. Man heisst ihn jetzt, auf und ab wandeln; während des Gehens vermehrt sich das Erbrechen, er bekommt einen ungeheuer starken Durchfall und ihn durstet

---

*) Es stehet mir vor, Aeusserungen über die Unschädlichkeit des in den Magen gebrachten Viperngiftes bei mehren Schriftstellern gelesen zu haben, ich kann mich aber der Namen derselben nicht bestimmt erinnern. Zwei, deren ich mich erinnere, sind: *Laur. Bellini* und *Richard Mead.* Letzter ist der einzige, bei dem ich einigen Grund jenes Vorgebens gefunden, und dieser ganze Grund ist: „dass den Menschen, welche die Viperbisswunden ausgesogen, kein Uebel durch diese Operation zugestossen sei.“ — Ich denke aber, solche Leute werden wol das ausgesogene Blut nicht hinuntergeschluckt, sondern ausgespien haben. Wenn das der einzige Grund ist, die Unschädlichkeit des verschluckten Viperngiftes zu behaupten, so stehet die Behauptung wahrlich auf schwachen Füssen.

heftig; man gibt ihm aber nichts zu trinken, sondern erlaubet ihm bloss, sich den Mund mit Wasser auszuspülen. In diesem Zustande bleibt er bei vier Stunden. Nun überfällt ihn Mattigkeit, der Athem versagt ihm, er wird ohnmächtig, der Puls ist nicht mehr zu fühlen, die Extremitäten erkalten, die Augen verdrehen sich, die Finger ziehen sich krampfhaft zusammen, die Lippen zittern.

Sobald die Wirkung des Giftes bis zu diesem Grade gesteigert war, wurde die Einreibung des Gegengiftes begonnen. Der Arzt schmieret die Gegend des Herzens, der Schläfe, des Pulses, den Mund, die Magengegend, die Hypochondrien, den Rückgrath und die Nase. Diese Salbung wiederholt er viermahl innerhalb vier Stunden; am folgenden Tage salbet er den Menschen noch Ein Mahl, gibt ihm ein *Alexipharmacum* ein, über dessen Zusammensetzung *Gisbert Horst* nur Vermuthung hat, und der Gesalbte geneset wie ein vom Tode Erweckter.

Der zweite Verbrecher hatte folgendes Schicksal.

Er hält eine ganze Stunde beim Feuer aus ehe er Ekel bekommt, dann fängt er an zu speicheln, hat ein nagendes Gefühl im Schlunde und Magen, ohne dass er Erbrechen von Bedeutung bekommt. Endlich schwindet der Puls, es erfolgt Ohnmacht, er stürzt fallsüchtig hin, als wolle er augenblicklich den Geist aufgeben. Man trägt ihn auf ein Lager, und da er wieder beikommt, hat er ein nagendes Gefühl in allen äusseren Theilen, krampfhaftes Ziehen der Glieder, Taubheit der Finger, vorzüglich der Spitzen derselben. Nun ist der alte Arzt gleich bei der Hand, schmieret ihm, gerade wie dem ersten Verbrecher, verschiedene Theile des Leibes mit einem Oele, welches *Forestus Oleum fratris Gregorii vocati Perusii* nennet (auf Italiänisch *Fratre meso capo*). Sobald die Herzgegend gesalbet ist, bekommt der Mensch Verdrehen der Augen, Athemsnoth, Krämpfe der Finger, Kälte der Glieder und Herzklopfen. Nachdem diese Zufälle zwei Miserere lang gewähret, lassen sie nach; der Arm bleibt aber schlaff und taub, und in dem rechten ist auch noch ein geringeres Gefühl von Taubheit, zugleich äussert sich noch Beängstigung nebst einem Nagen im Magen, Hitze und Kratzen im Schlunde. Der Arzt salbet ihn noch dreimahl in einem Zeitraume von zwei Stunden,

am andern Morgen noch Ein Mahl und verlässt ihn dann gesund.

Ob die Verbrecher durch diesen ärztlichen Versuch ihr Leben erkauft haben, sagt *Forestus* nicht; meines Erachtens wäre es aber wol billig gewesen. Es scheinet, dass man jeden Verbrecher mit einem besonderen Balsam gesalbet hat; um vergleichende Versuche zu machen. Die Zusammensetzung des ersten gibt *Forestus* an, sie ist aber zu lang, um sie abzuschreiben; wer sie wissen will, kann sie im dreissigsten Buche der Beobachtungen auf der ersten Seite finden. Ich sage aber vorher, dass zweihundert Skorpione die Grundlage ausmachen; wer die also nicht auftreiben kann, der braucht das Buch nicht nachzusehen.

Das *Oleum fratris Gregorii vocati Perusii*, mit welchem der zweite Verbrecher geschmieret ist, scheint im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts ein bekanntes, oder doch zum wenigsten kaufbares Oel gewesen zu sein. Ich kenne es nicht, denke aber, die gelehrten Aerzte werden es wol kennen.

Was meine eigene Erfahrung über äusserliche Mittel bei schmerzhaften Muskelleiden betrifft, so will ich, mit Uebergehen des Allbekannten, auf zwei Mittel aufmerksam machen, nämlich auf die Jodsalbe und auf die Brechnusstinktur.

Erste habe ich in neuer Zeit, seit nämlich das Jod entdeckt ist, zuweilen mit ausnehmend gutem, zuweilen mit überraschendem Erfolge angewendet. Der merkwürdigste Fall mag wol folgender sein. Ein Taglöhner sticht sich mit einem Nagel in den Zeigefinger der rechten Hand, weil ihn der kleine Stich schmerzet und die Hand zu schwellen anfängt, sucht er gleich Hülfe bei unserem Stadtwundarzte. Dieser lässt ihn die Hand mit *Spec. resolv.* bähen; der Mensch fällt aber in anhaltenden Irrsinn, und der Wundarzt wünscht meinen Beistand. Da ich nun den Körper dieses Mannes und seinen leicht zu verwirrenden Kopf von früher Zeit besser kannte als der Wundarzt, so hielt ich den Irrsinn für keinen bedenklichen Zufall, hob ihn innerhalb zwei Tage durch den innerlichen Gebrauch des essigsauren Zinks. Aber die Hand, mit

der ging es nicht so rasch, die war, ohne besondere Entzündungsröthe, so dick und hart geschwollen, dass die ausgestreckten Finger ganz unbeweglich standen, dabei war der Schmerz zwar nicht unerträglich, aber doch von der Art, dass er den Schlaf verscheuchte und die Esslust raubte.

Der Wundarzt versicherte mich heilig, er habe die kleine Stichwunde vor Zunahme der Geschwulst genau untersucht, sie dringe nicht einmahl durch die Lederhaut; sie sei allerdings wol die nicht zu verkennende erste Veranlassung der Handgeschwulst, übrigens müsse letzte noch von anderen Ursachen abhangen, denn der geringe Stich, der jetzt wol schon heil sei, könne unmöglich ein so grosses Uebel verursachen. Ich musste ihm Beifall geben; denn wenn durch den stechenden Nagel ein kleiner Nervenzweig halb zerrissen wäre, würden weit schneller heftige Entzündung, Brand, oder wol gar Starrkrampf hinzugekommen sein. Eine Entzündung und Eiterung unter den Aponeurosen war auch nicht denkbar, denn dazu war der Schmerz nicht stark genug. Der Wundarzt, nachdem er noch den einen und den anderen Versuch der Zertheilung gemacht, verliess den Kranken gänzlich, oder vielmehr, er überliess ihn schweigend meiner Vorsorge.

Was sollte ich nun mit ihm machen? Fand ich kein Heilmittel auf dieses Uebel, so war er zur Arbeit unfähig und ein Bettler. Nachdem ich noch ein paar vergebene Heilversuche gemacht, kam ich auf den Einfall, die Jodsalbe zu gebrauchen, und liess die ganze Hand mit selbiger morgens und abends eine halbe Stunde lang sanft einreiben. Nach zweimahligem Einreiben war die Veränderung schon auffallend, die Geschwulst so vermindert, dass der Kranke die Hand zwar noch lange nicht schliessen, aber doch schon die Finger bewegen konnte. Die Besserung schritt täglich sichtbar voran, und in zehn Tagen war dieses hartnäckige Uebel ganz gehoben.

Was das nun für eine Krankheit der Hand gewesen, kann ich wirklich nicht sagen. Ein Rheumatismus war es nicht, das Chiragra auch nicht, und eine echte Entzündung auch nicht. Die besagten Uebel habe ich zu oft gesehen, als dass ich die alten Vertrauten misskennen könnte. Die ganze Hand war ohne merkbare Entzündungsröthe hart wie

ein Stück Holz. Nun, wird nicht auch zuweilen eine Drüse holzhart, ohne dass man sie eben entzündet nennen könnte, und zertheilt sich auch wieder ohne Blutegel und Aderlassen? Warum sollte denn so etwas an der Hand nicht eben so gut geschehen können? Unsere ärztliche Erklärung der Erzeugungsart mancher Uebel ist zuweilen nichts als eine Zusammenstellung seltsam klingender Kunstwörter, die dem Verstande die Krankheitserzeugung nichts weniger als klar machen: darum mag das ehrliche Geständniss des Nichtwissens wol eben so gut, wo nicht besser die Verständigkeit des Arztes bekunden, als solche Wortzusammenwürfelung.

Das zweite äusserliche Mittel, von welchem ich reden werde, ist die Brechnuss. Ich habe vor vielen Jahren den Fall beobachtet, dass eine Frau den heftigsten, sie zum Jammern und Schreien nöthigenden Knieschmerz hatte, der allen mir damahls bekannten innerlichen und äusserlichen Mitteln widerstand, so dass ich fast fürchtete, ich möchte es wol nicht mit einem Rheumatismus des Knies, sondern mit einer Knochenkrankheit des Gelenkes zu thun haben. Da aber die Heftigkeit des Schmerzes Hülfe erheischte, so musste ich etwas aussinnen, was mich bis dahin die Erfahrung noch nicht gelehret hatte. Ich hatte damahls schon oft genug gesehen, dass die Brechnuss heftigen, dem Mohnsafte unbezwingbaren Darmschmerz gestillet, also vermuthete ich, dieses Mittel könne auch wol, äusserlich gebraucht, den heftigen Knieschmerz stillen. Ich liess zu dem Ende gepulverte Krähenaugen mit warmem Wasser anmengen und um das schmerzhafte Knie schlagen. Diese stillten nicht bloss bald die Schmerzen, sondern das Knie wurde auch in gar kurzer Zeit wieder eben so gesund als es vor diesem Zufalle gewesen.

Zu meiner Schande muss ich gestehen, dass ich diese einzige, mir durch die Noth aufgedrungene Erfahrung sehr lange ganz unbenutzt gelassen. Erst vor etlichen Jahren fiel es mir ein, dieselbe weiter zu erproben, und ich habe nun gefunden, dass, wenn man die Brechnusstinktur mit Seifenspiritus zu gleichen Theilen mischt, und damit ein schmerzhaftes Glied ein paarmahl tags eine halbe Stunde einreiben lässt, man nicht selten beim örtlichen Rheumatismus mehr

damit ausrichtet als mit vielem anderen Geschmiere. Der Seifenspiritus thut nichts zur Sache, ich setze ihn nur zu, weil sich die Tinktur in dieser Mischung besser einreiben lässt. In dem *Rheumatismo acuto vago* habe ich ihn aber nicht gebraucht, denn der ist nicht Krankheit eines einzelnen Muskels, sondern des ganzen Muskelsystems, und da hilft das Salben nicht viel.

Ich habe eben gesagt, dass ich in dem ersten Falle, in welchem ich die Brechnuss äusserlich gebraucht, zweifelhaft gewesen, ob ich es mit einem Rheumatismus, oder mit dem anfangenden Knochenfrass des Kniegelenkes zu thun hätte. Ich stelle jetzt die Frage auf: sind beide Uebel in ihrer ersten Entstehung von einander zu unterscheiden? — Ich glaube es nicht. Von dem eben erzählten Falle will ich nicht weiter reden, denn ich war damahls noch jung, kannte manche Hülfen nicht, welche jetzt Theil des Gesammtwissens unserer Kunst sind, oder welche mich seitdem der Zufall oder mein eigenes Nachdenken gelehret hat: vor etlichen Jahren habe ich aber einen ähnlichen Fall erlebt, in dem der Schmerz des Knies bei weitem nicht so heftig war, und wo es sich doch auf die Dauer ergab, und die Leichenöffnung noch zum Ueberflusse die Erkenntniss bestätigte, dass es kein Rheumatismus, sondern wirklicher Knochenfrass gewesen. Hier habe ich, weil angeblich die erste, aber hinsichtlich der Zeit, entfernte Veranlassung ein Fall auf gefrorenem Acker gewesen, vom Anfange an wol an die Möglichkeit gedacht, dass das Uebel ein Knochenfrass sein könnte; allein bei aller Aufmerksamkeit, die ich absichtlich auf diesen Fall wendete, habe ich mir doch in der ersten Zeit deutlich sagen müssen, dass kein verständiger Grund vorhanden sei, mit Bestimmtheit eine Krankheit der Knochen zu erkennen. In der Folge freilich, da stellte sich dieses immer deutlicher heraus, allein diese Verdeutlichung konnte doch zur Erkenntniss im ersten Zeitraume nichts beitragen.

Es ist möglich, dass das tödtliche Hüftweh, welches ich aber sehr selten, so viel ich mich erinnere, nur zweimahl in

meinem Leben beobachtet, ebenfalls eine wirkliche Knochenkrankheit des Hüftgelenkes ist, welche durch *Caries* und schleichendes Fieber den Menschen aufreibt. Einer meiner ärztlichen Freunde hat einmahl einen Landmann, der stark an Bauchvollblütigkeit litt, nach reichlicher, aber vergebener Anwendung der Blutegel am After, und nach eben so vergebener Anwendung anderer, auf die wahrscheinliche Bauchursache zielender zweckmässigen innerlichen Arzeneien, durch das glühende Eisen gar bald von dem Hüftgelenkschmerze befreiet. Der Mann, der mir nicht selten unter die Augen kommt, hat aber einen gewissen Grad von Steifheit im Gelenke behalten, welches man, ohne besonders aufzumerken, gleich an seinem Gange sehen kann. Das Brennen hat ihm begreiflich das Gelenk nicht steif gemacht, sondern die Krankheit hat es gethan. Das Brennen kann, meines Erachtens, wol als Heilmittel dienen, wenn es beizeiten angewendet wird, spät gebraucht, wird es auch nicht helfen. Wo aber der Scheidepunkt zwischen dem Beizeiten und dem Spät sein mag, weiss ich nicht.

Ich glaube, dass unter den Uebeln, durch welche der Mensch des Lebens beraubt werden kann, das Hüftgelenkweh eins der furchtbarsten ist. Vor vielen Jahren bin ich einst zur ärztlichen Berathung in eine so weit entlegene Stadt gerufen, dass ich im Hause der Kranken übernachten musste. Diese lag im Bett, abgemagert zum Gerippe, beständig wimmernd, nicht selten laut aufschreiend. Ihr gewöhnlicher Arzt hatte alles gethan, was er wusste, und die Brennzilinder waren auch nicht vergessen. Dann waren andere Aerzte um Rath gefragt, aber alles vergebens. Auch ich war rathlos und würde es auch noch jetzt in einem ähnlichen Falle sein. Die Kranke hatte schon angefangen sich durchzuliegen, und ehe der Tod sie erlöset hat, sind die Liegwunden so bedeutend geworden, dass man sie in Gurten schwebend erhalten musste, und dass ihre nächsten Freunde nach ihrer Auflösung, als nach dem einzigen Heile verlangten.

Jener lange Winterabend, den ich im Hause der Kranken zubringen musste, hat mir allerdings das besprochene Uebel in seiner scheusslichsten Gestalt recht gründlich gezeigt; übrigens

gehört er zu den einzelnen Punkten in meinem Leben, auf welche ich nur mit Grauen zurückblicken kann. Mein Kollege, mit dem ich mich bald verständiget hatte, überliess mich entweder aus Geschäftszwang, oder aus Bosheit meinem Schicksale. Nun hatte ich zwei Zimmer, in denen ich mich aufhalten konnte; in dem einen befand sich die Mutter der Kranken, eine siebzigjährige Marschallinn, deren altfranzösische Geistesbildung sich noch aus Ludwig des Vierzehnten Zeit herschrieb; in dem anderen lag ihre verwitwete Tochter, die hüftkranke Markise. Ich hatte also die Wahl, entweder die Jammertöne der unglücklichen Markise anzuhören, oder die medizinischen Fragen der Marschallinn, über den Zustand jener, unaufhörlich zu beantworten. Grosser Gott! wie ist mir der Abend so lang geworden!

Wir praktischen Aerzte haben denn doch ein gar wunderliches Geschäft, es führt uns zuweilen in seltsame Lagen; so viel ich aber bemerkt, taugen die Seltsamkeiten durch die Bank nicht viel. Ein Arzt des 16. Jahrhunderts, *Symphorianus Campegius*, hat einst eine noch weit ausgedehntere Langweile ausgestanden, ob sie aber an Innigkeit der von mir erlebten zu vergleichen sei, daran möchte ich fast zweifeln. Er wird, wie er uns selbst erzählt, zu einem Kardinal gerufen, und findet bei diesem einen ganzen Schwarm Aerzte, mit denen er sich berathen soll, wie dem geistlichen Herren das Quartanfieber zu vertreiben sei. Das Lustigste war, dass alle Aerzte dort bleiben mussten, bis das Wechselfieber wirklich gehoben war. Da man nun zu jener Zeit im Fiebervertreiben nicht sonderlich fix war, so mussten sie gar lange im Hause seiner Eminenz verharren und langweilten sich ungeheuer. Einige plauderten mit einander von gemeinen, ungelehrten Dingen, andere spielten Schach, und *Symphorian Champier* schrieb aus Verzweifelung sein Büchelchen über die Irrthümer der Arabischen Aerzte, in welchem er die heftigsten Schmähungen gegen diese ausstösst, weshalb er, wahrscheinlich, von einem unserer Geschichtsärzte zu den Arabisten gezählt wird. Mir scheint aber, hätte er, statt diese Schrift zu verfassen, mit seinen Amtsgenossen Schach gespielt, er würde dadurch der Kunst

kranke Menschen gesund zu machen auch keinen besonderen Abbruch gethan haben.

Seltsame Muskelkrankheit.

Im Jahre 1840 kam eines Nachmittages ein Niederländischer Herr wegen einer periodischen Muskelkrankheit seiner erwachsenen Tochter zu mir. Da angeblich der Anfall täglich und zwar nachmittags einzutreten pflegte, so bat er, ich möchte mich gleich in den meinem Hause nächstgelegenen Gasthof, wo er eingekehrt, begeben; ich werde vor Eintritt des Anfalles noch Zeit genug haben, die Kranke selbst über alles, was mir zu wissen nöthig auszufragen, und könne mich später, wenn der Anfall erscheine, anschaulich von der seltsamen Form der Krankheit überzeugen.

Ich begab mich gleich hin und fand in der Leiderinn ein recht hübsches Fräulein, der ich nichts Krankhaftes, zum wenigsten nichts, was auf Baucherkrankung auch nur von fern gedeutet hätte, ansehen konnte; auch ergab die Ausfragung nichts dergleichen. Aus den mitgebrachten Recepten, die ihr von zwei Aerzten (der Vater nannte diese Professoren) verschrieben waren, ersah ich, dass sie auf keine Weise feindlich und wagehalsig von diesen verständigen Männern angegriffen war; einer derselben hatte den Versuch gemacht, diese periodische Krankheit durch Chinin wie ein Wechselfieber zu heilen, aber ohne Erfolg. Nachdem ich die Recepte gelesen und nun noch eine Frage an die Kranke richtete, bekam ich keine Antwort von ihr. Der Vater sagte gleich, der Anfall nahe und komme früher als gewöhnlich, er nahm die auf einem Stuhle am Fenster sitzende Kranke auf und legte sie auf ein im Zimmer stehendes offenes Bett. Nun konnte ich die seltsame, mir noch nie vorgekommene Erscheinung einer doppelten Krankheitsform deutlich sehen. Die linke Seite dieses Körpers war vom Starrkrampf ergriffen, der Arm lag ganz ausgestreckt hart am Leibe und war so steif, dass es mir vorkam, als könne man ihn eher brechen als vom Leibe entfernen. Mit der rechten Seite sah es aber ganz anders aus, diese befand sich in einem convulsivischen Zittern, und mit dem Arme

dieser Seite machte das Mädchen allerlei Gestikulationen, die, wie nicht selten in der *Chorea*, den willkürlichen Bewegungen ähnlich sahen, wirklich aber unwillkürliche waren. Der Vater bemerkte mir nun noch, wie ich jetzt den Anfall sehe, sei er ein gelinder, bei einem ernsthafteren seien die Bewegungen der rechten Seite weit heftiger.

Ich habe diesem Fräulein das Glaubersalz gerathen; ob sie dadurch geheilt ist, kann ich, weil sie gleich nach dieser Rathfragung in das Innere der Niederlande zurückkehrte, mir also die anschauliche Ueberzeugung der Heilung fehlt, nicht mit Bestimmtheit angeben. Die Gründe, welche für die erfolgte Heilung sprechen sind folgende. Ungefähr 12 Tage nachdem ich meinen Rath gegeben, liess mich der Vater durch eine hiesige achtbare Frau seiner Bekanntschaft wissen, mit seiner Tochter gehe es viel besser; da aber das Glaubersalz anfange viel stärker auf den Stuhlgang zu wirken als früher, so frage er an, ob seine Tochter es aussetzen dürfe. Ich sah daraus, dass der Mann meinen mündlichen Unterricht schlecht behalten hatte, liess ihm also antworten, die Tochter dürfe das Glaubersalz nicht aussetzen, sondern sie müsse es ferner in geringerer Menge nehmen.

Ungefähr einen Monat später überreichte mir dieselbe Frau, mit der Nachricht dass das Mädchen ganz geheilt sei, namens des Vaters eine Erkenntlichkeit, die mir zwar an sich nutzlos war, aber doch den Werth des Honorars weit überstieg, welches ein Preussischer Arzt für einen einzigen städtischen Besuch zu fodern berechtiget ist. Dieser letzte Umstand macht es mir besonders glaublich, dass mein Glaubersalzrath sich wirklich als heilend muss ausgewiesen haben, denn bis jetzt ist es sowol in meinem engeren als weiteren Wirkungskreise etwas Unerhörtes, dass jemand einem Arzte, der ihm ohne viel Lauferei einen heilenden Rath gegeben, freiwillig und freigebig lohnen sollte: mithin bin ich als Verstandesmensch gezwungen, das freiwillige und freigebige Lohnen eines nichtheilenden Rathes für eine wahrhafte bürgerliche Unmöglichkeit zu halten.

Druck von **Carl Schultze** in Berlin.

